Digitized by Google

Gustav Struve's

Weltgeschichte

in neun Büchern.

8. Buch.

Einzig rechtmäßige Auflage.

New York:
Verlag von Gustav Struve.
1859.

Expedition:

S. Zickel, 113 Rivington Street.

Geschichte der Neu-Zeit

von

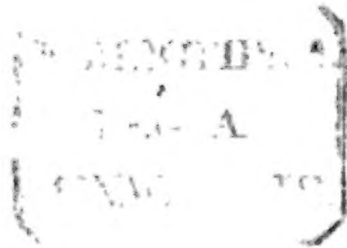
Gustav Struve.

Zweites Buch.

Vom westphälischen Frieden bis zum Anfange der französischen Revolution (1648—1789).

New York:
Verlag von Gustav Struve
1857.

Expedition:
Ludwig Neu, Gustav Struve,
New-York 85 Chrystie-Street.



Stereotypie und Druck von L. HAUSER & Co.,
12 *North William Street.*

Vorbereitung der Revolution

von

Gustav Struve.

Vom Jahre 1648—1789.

§1. Einleitung.

Wie der letzte Zeitabschnitt des Mittelalters (1291—1517) seine Bedeutung durch die Vorbereitung der deutschen Reformation, so erhält der zweite Abschnitt der Neu-Zeit seine Wichtigkeit durch die Vorbereitung der französischen Revolution. Deutschland, welches früher an der Spitze der Weltereignisse stand, muß dem Nachbarlande im Westen des Rheines den ersten Platz auf der Weltbühne räumen.

Bis zum Widerrufe des Edictes von Nantes (1685) nimmt die monarchische Gewalt und die Macht Ludwig's XIV. unausgesetzt zu. Der auf's äußerste getriebene Hochmuth des französischen Despoten vereinigt gegen ihn nicht nur fast das ganze Ausland, sondern auch einen Theil seiner eigenen Nation, die zur Verzweiflung gebrachten Hugenotten. Von den auswärtigen Mächten erlangt er zwar am Ende einen erträglichen Frieden. Allein im Reiche der Ideen wird der Kampf fortgesetzt.

Ludwig XIV. stößt schon bei seinen Lebzeiten im Schooße der katholischen Kirche selbst auf einen Widerstand, den er durch alle seine Gewaltmaßregeln nicht zu brechen vermag. Die Jansenisten überleben ihn, und die Philosophen, welche unter seiner Regierung zu wirken anfangen, gewinnen unter seinem Nachfolger eine erhöhte Bedeutung. Sie geben den Ton, wenn nicht im praktischen, so doch im geistigen Leben der Nationen an. Sie beherrschen die gebildeten Klassen der Gesellschaft, und die Könige verschmähen es nicht, bei ihnen in die Schule zu gehen.

Ludwig XIV. mochte in seinem Uebermuthe sagen: „ich bin der Staat." Allein er mußte zu seiner Demüthigung erfahren, daß er nur ein sehr ungeschickter Steuermann auf dem Staatsschiffe war, welches er mehrere Male auf Klippen und Sandbänke führte. Mehr durch die Gunst von Ereignissen, welche ohne sein Zuthun eintraten (den Tod des Kaisers Joseph I. und den Sturz des Whig-Ministeriums in London), als durch seinen Muth wurde es gerettet, doch nicht ohne großen Schaden genommen zu haben.

Der freche Tyrann besaß die Gewalt, das Edict von Nantes zurück zu nehmen, und die Protestanten Frankreich's auf's grausamste zu verfolgen. Allein er mußte die Folgen dieser Schandthaten bitter empfinden. Der Aufruhr in den Cevennen beschäftigte Jahre hindurch einen ansehnlichen Theil seiner Heeresmacht, welche damals gegen die auswärtigen Feinde kaum ausreichte. Ludwig mußte einen schimpflichen Vergleich mit den Führern der Camisarden abschließen. Die am tiefsten eingreifende Folge seiner Glaubenswuth war aber die neue Belebung des Kampfes zwischen Protestantismus und Katholicismus, und des bedeutungsvollern zwischen freier Forschung und Köhlerglauben. Aus allen übrigen durch seinen Uebermuth hervorgerufenen Streitigkeiten zog sich Ludwig XIV., wenn auch mit schweren Verlusten, doch ohne entscheidende Niederlage. Auf geistigem Gebiete wurde er vollständig besiegt. Er mußte nicht bloß die protestantischen Gegner der Stuarte als Könige von England anerkennen. Er erlebte, daß an seinem eigenen Hofe, im Kreise seiner eigenen Familie die dem Katholicismus feindlichen Ansichten der Philosophen und Spötter Wurzeln schlugen. Er regte diejenige Reihe von Gedanken und Gefühlen an,

welche Ludwig XVI. auf's Schaffott brachten, die Bourbonen aus Frankreich vertrieben, und Monarchie Adel und Pfaffenthum als drei mit der Freiheit der Völker unverträgliche Einrichtungen systematisch angriffen.

In dem geistigen Kampfe, welchen Ludwig XIV. entzündete, machten sich übrigens Zweifel und Spott zu sehr geltend, als daß die Erschütterung, welche er hervorrief, dem Despotismus für immer ein Ende hätte bereiten können. Die Weltanschauung, welche sich während des achtzehnten Jahrhunderts Bahn brach, war nicht tief, und die Gefühle, welche mit ihr Hand in Hand gingen, nicht rein genug, um der Wiederkehr der alten Tyrannei unübersteigliche Schranken zu bereiten. Viele der Gegner der alten Kirche und des alten Staats dachten nicht daran, auf die Vortheile, welche beide ihnen einräumten, zum Besten der Menschheit Verzicht zu leisten. Dieser Theil der Gesellschaft wollte nur sich unterhalten, Aufmerksamkeit erregen und auf den Fittigen der Opposition zu höherem Einfluß emporsteigen.

Unserer Zeit ist es vorbehalten, die Erfahrungen zu benützen, welche die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts hervorgerufen hat, und mit Ernst jene Reformen durchzuführen, welche nur zu oft als Gedankenspiele begonnen hatten.

Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI. waren alle drei keine Männer von hoher Begabung. Allein die Geburt hatte sie an die Spitze desjenigen Reiches gestellt, in dessen Schooße sich die große Revolution vorbereitete, welche, wenn vollendet, die gebildeten Staaten Europa's von dem dreifachen Joche des Königthums, des Pfaffenthums und des Adels befreien wird.

Die drei Ludwige ertheilen diesem Zeitabschnitte seinen eigenthümlichen Charakter, nicht weil sie die Sprossen waren, auf welchen die Menschheit sich emporschwang, sondern weil sie als Bleigewichte wirkten, welche den Flügelschlag des französischen Volkes hemmten, und weil sie dadurch den unmittelbaren Anstoß zu dem großen Freiheitskampfe gaben, welcher mit dem Sturme der Bastille begann, zur Stunde aber noch nicht zu einem dauernden Abschlusse gelangt ist.

In diesem, wie in jedem andern Zeitabschnitte bezeichnen nicht die Kronenträger und Throninhaber, sondern die freien Geister ohne Titel und Heere den Fortschritt der Zeit. Einige Könige, Minister und Feldherren benützten wohl die Stellung, welche sie durch die Gunst des Schicksals und ihre persönlichen Verdienste gewannen, zum Besten der Menschheit. Die meisten derselben beuteten sie nur im Dienste ihrer Leidenschaften aus. Nicht die drei Ludwige Frankreich's und die drei George England's, die mächtigsten Könige dieses Zeitabschnittes, sondern Wilhelm von Oranien, Voltaire, J. J. Rousseau, Lessing, Thomas Paine, Benjamin Franklin und Georg Washington deuten uns die Stufenleiter an, auf welcher die Völker aus den düsteren Reichen des Aberglaubens und der Knechtschaft in die heiteren Regionen des Lichtes und der Freiheit emporstiegen.

In Europa bewirkten die strebenden Menschen einen großartigen Umschwung auf geistigem Gebiete. In Amerika, welches nicht durch tausendjährige Ketten an das Mittelalter gefesselt war, trat der Fortschritt in das Staatsleben ein. In der neuen Welt wurde theilweise wenigstens zur That, was in der alten der Wunsch, die Sehnsucht, die Hoffnung der freiheitsliebenden Menschen geworden war.

Der erste Abschnitt der Geschichte der Neu-Zeit hat es hauptsächlich mit dem Glauben, der Kirche, dem Papste und Jesuiten, mit Luther, Calvin und deren Anhängern zu thun, nicht als ob Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen alle glaubenstoll gewesen wären. Keineswegs! Allein wenn sie es nicht waren, so hielten sie für klug, die Grimassen des Glaubens zu machen.

Dieses änderte sich wesentlich in der zweiten Hälfte des siebenzehnten und im acht-

zehnten Jahrhundert. Die Menschheit hatte freilich weder die Fesseln, noch auch nur die Larve der Religion abgelegt. Allein die Kirche spielte die zweite, nicht mehr die erste Rolle auf der Bühne des Lebens. Die Höfe wurden die Mittelpunkte, um welche sich die Bestrebungen der Völker drehten, und von welchen alle Geld und Menschen verschlingenden Unternehmungen ausgingen. Paris wurde bedeutender, als Rom gewesen war. Die Päpste mußten wiederholt fühlen, daß die Söhne, welche sich am meisten mit dem Aushängeschilde der Kirche brüsteten, ihnen die empfindlichsten Kränkungen bereiteten.

Die Höfe konnten übrigens nur auf die äußeren Erscheinungen des Lebens einwirken. Sie begannen Kriege und schlossen Frieden, sie beförderten oder hemmten, nach den Umständen, Gewerbe, Handel und Ackerbau. Sie übten sogar einen gewissen Einfluß auf Künste und Wissenschaften. Doch unabhängig von und sogar im Kampfe mit ihnen entwickelten sich jene Ideen, jene schöpferischen Kräfte, welche am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zum Schrecken aller Despoten das wirkliche Leben beseelten.

Nicht die Kriege, welche die Könige mit einander führten, um da oder dort die Grenzen ihres Gebietes zu erweitern, sondern die Vorbereitung und Entwickelung der Ideen ewiger und unveräußerlicher Menschenrechte, deren Verwirklichung die Aufgabe unserer Zeit ist, bildet den eigentlichen Werth dieses Zeitabschnitts. Was die Höfe mit ihren Heeren, ihren Beamten und der ganzen Gewalt des Staates thaten, ist gewissermaßen nur die Staffage zu dem wirklichen Kampfe der Menschheit, zu der fortschreitenden Entwickelung des Gefühls für Recht und der Begriffe von Freiheit.

Die christliche Gesellschaft hatte im Laufe von anderthalb Jahrtausenden die bevorzugten Klassen der Könige, Geistlichen und Adeligen herangebildet, obgleich dieselben in vollkommenem Widerspruche mit der von Christus gelehrten allgemeinen Menschenliebe und Brüderlichkeit standen.

Die Ideen, welche den Vorwand zur Gründung dieser Ungleichheitsverhältnisse gegeben hatten, waren nicht geeignet, nachdem die Kämpfe der Reformation einiges Licht über die Uranfänge des Christenthums verbreitet hatten, den Besitzstand der bevorzugten Klassen zu sichern. Dieser war aber im Laufe der Zeit die Hauptsache für die Mächtigen der Erde geworden.

Es ist sehr verkehrt, anzunehmen, daß die Geistlichkeit, das Königthum und der Adel für irgend einen Grundsatz, als solchen Liebe und Ueberzeugung hegten, seit die Geschichte nachgewiesen, daß die ersten ihren Besitzstand absichtlichen Fälschungen, die beiden letzteren den ihrigen dem Schwerte zu danken hatten. Sie wollten aber ihre bevorzugte Stellung nicht aufgeben und bedurften daher mannigfaltiger Theorien, um dieselbe zu beschönigen. Die Geistlichen nannten diejenige Theorie, welche ihnen ihre Pfründen, Zehnten und Kirchen erhalten sollte, Religion, die Könige und Adeligen die Theorie, welche ihre Throne, Länder oder Rittergüter sicherte, Staatsrecht. Von Religion im wahren Sinne des Wortes war aber in den Glaubensbekenntnissen der Katholiken und Protestanten ganz eben so wenig, als vom Rechte in den königlichen Verfassungen und Adels-Matrikeln zu finden.

Die Religion mußte in Glaubensformeln und Ceremonien, das Recht in eine Zwangsanstalt verwandelt werden, damit Könige, Pfaffen und Ritter nach wie vor ihren Leidenschaften fröhnen konnten. Christenthum und Vernunft, Freiheit und Menschenrecht mußten über den Haufen gestoßen werden, damit die Machthaber der Erde herrschen und von dem Schweiße der arbeitenden Klassen sich nähren konnten.

Wenn der große Gewinn des ersten Abschnittes der Geschichte der Neu-Zeit darin bestand, daß die Macht des Papstthums erschüttert, so war die Ausbeute des zweiten, daß die Grundlagen des Königthums und des Adels, wenn auch nur theilweise im praktischen Leben, doch um so entschiedener im Reiche der Ideen untergraben wurden.

Mit dem Kampfe gegen den geistlichen Despotismus begann die Geschichte der Neu-Zeit, ihm folgte der Krieg gegen den weltlichen auf dem Fuße nach. Während des ersten Abschnittes waren die Könige und Fürsten oft bittere und gefährliche Feinde des Pfaffenthums, während des zweiten näherten sich die Geistlichen dem bedrohten Königthume und Adel schon sehr an. Der dritte Abschnitt der Geschichte der Neu-Zeit umfaßt den Kampf der Völker gegen die vereinigten Pfaffen, Könige und Adeligen. Er ist erst begonnen, noch nicht abgeschlossen.

Die menschlichen Leidenschaften wirken niemals verderblicher, als wenn sie sich in das Gewand der Religion hüllen. Die Glaubenskriege des sechszehnten Jahrhunderts hatten diese Wahrheit, allen denkenden Menschen vollkommen anschaulich gemacht. Wenige Fürsten wagten es später mehr, in ähnlicher Weise, wie Philipp II. von Spanien und Ferdinand II. von Deutschland die Larve der Religion zu tragen. Himmel und Hölle traten in den Hintergrund, und die Erde wurde wieder der eingestandene Zweck der Bestrebungen aller eroberungssüchtigen und ehrgeizigen Machthaber.

Die Völker, welche die blutigsten und verderblichsten Kämpfe unter dem Aushängeschilde des Glaubens oder zur Sicherung ihrer religiösen Ueberzeugung geführt hatten: Spanier, Deutsche und Schweden, waren der Schlachten müde geworden und sehnten sich nach Ruhe, um ihre Wunden zu heilen. Doch diejenigen Nationen, welche weniger gelitten hatten: Franzosen und Engländer traten mit vermehrter Kraft auf die Weltbühne und stritten auf derselben um den Vorrang.

Während die Heere Zerstörung und Verwüstung um sich her verbreiteten, wirkten die freien Geister aller Nationen zusammen, um richtigere Begriffe über den Zweck des menschlichen Daseins, über Staat und Kirche zu verbreiten. Der Fortschritt, den die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts machte, trat in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, welche ihre Freiheit im Kampfe gegen das Mutterland errangen, klar zu Tage. In der neuen Welt wurde zuerst auf dem von den europäischen Philosophen als allein rechtmäßig erkannten Boden des Volkswillens ein Staat gegründet, welcher überraschende Fortschritte machte, und nur insofern, als er von seinem Lebensprincipe, der Freiheit abwich, den Lichtglanz seines Glückes und seines Ruhmes verdunkelte.

Frankreich und England, die tonangebenden Staaten dieses Zeitabschnitts, entwickelten mehr und mehr die großen Kräfte, welche in ihrem Schooße wirkten und strebten, obgleich die Fürsten, welche sie beherrschten, größtentheils nur von Eigennutz und Selbstsucht getrieben wurden. Das harte Joch, welches Ludwig XIV. und Ludwig XV. den Franzosen auferlegten, brach nicht den sprudelnden Geist der Nation. Die Engländer machten für immer der Herrschaft der tyrannischen Stuarte ein Ende und konnten unter dem Schutze einer freieren Verfassung rüstiger voranschreiten. Die Lehre, welche ihnen die nordamerikanischen Kolonien gaben, ging nicht spurlos an ihnen vorüber, noch weniger an den Franzosen, welche den Republikanern in ihrem Kampfe gegen das englische Königthum Beistand leisteten.

Während sich in Frankreich die große Revolution vorbereitete, deren Anfang zwar in das achtzehnte Jahrhundert fällt, welche aber heut zu Tage noch nicht ihr Ende, sondern nur Waffenstillstand erreicht hat, erhob sich im Osten Rußland zu einer Großmacht, in welcher bald die Despoten Europa's ihre kräftigste Stütze gegen die nach Freiheit strebenden Völker erkannten.

Das von Jesuiten und jesuitischen Königen und Aristokraten zerklüftete Polen ging seinem Untergange entgegen. Schweden nahm an Macht ab, Preußen zu. Die äußeren Formen, in welchen die europäische Völkerfamilie auf der Bahn der Entwickelung voranschritt, waren minder bedeutungsvoll, als der Geist, in welchem dieses geschah. Die neuen

Ideen, Wünsche und Bestrebungen, welche im Schooße aller gebildeten Nationen Europa's auftauchten, und der Fall der ihnen angelegten Hemmketten bezeichnen den Fortschritt der Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnitts.

Die Staaten, welche unter dem doppelten Joche des geistlichen und weltlichen Despotismus schmachteten: Italien, Spanien und Portugal nahmen an Bedeutung ab. Sie mußten die ersten Rollen, welche sie früher auf der Weltbühne gespielt hatten, anderen noch nicht durch den Despotismus zermalmten Völkern überlassen. In Frankreich that sich der Fortschritt der Nation in der Literatur kund, welche der Ideenwelt einen so mächtigen Aufschwung gab, daß die Ungleichheit der Stände, die schrankenlose Gewalt der Könige und der verdummende Einfluß der Pfaffen nicht mehr neben ihr bestehen konnten. England verbesserte seine Staatsverfassung; sein Handel und seine Gewerbe nahmen einen großartigen Aufschwung. Es genoß die Früchte zweier Revolutionen, indem es, trotz der Nichtswürdigkeit seiner Könige aus den Häusern Stuart und Hannover, dennoch die einzige Macht war, welche nach außen hin den Ausschlag gab, und im Innern an Kraft und Freiheit stets zunahm.

Die Erbärmlichkeit der deutschen Reichsverfassung, welche in den Kriegen gegen Frankreich und in denjenigen zwischen Oesterreich und Preußen klar zu Tage trat, brachte zwar über unser armes Vaterland unsägliche Leiden, konnte aber doch den Fortschritt der Nation nicht aufhalten. Je trauriger die politischen Verhältnisse des deutschen Volkes waren, desto eifriger warfen sich dessen bevorzugte Geister auf Künste und Wissenschaften und errangen auf diesem Felde wenigstens wohlverdienten Ruhm.

Die geistliche Gewalt und mit ihr der Boden, auf dem sie ruhte, der Aberglaube, war durch die Kämpfe der Reformation in ihren Grundfesten erschüttert worden. An deren Stelle drängte sich fast aller Orten die weltliche Gewalt der Könige. Auch hierin lag ein Fortschritt. Denn es gab nur einen Papst und viele Könige, und die weltliche Gewalt schlug die Gemüther niemals in so drückende Fesseln, als die geistliche.

Der Glaube an eine jenseitige Welt und die damit verbundenen Hoffnungen und Befürchtungen verloren an Kraft und Bedeutung. Diese Erde mit ihren Leiden und ihren Freuden machte sich mehr und mehr geltend. Die Menschheit rückte um einen Schritt vorwärts, indem sie sich nicht länger auf eine unsichere Zukunft verweisen ließ, und auf den festen Boden der Gegenwart trat.

Der Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus hörte nicht auf. Im Gegentheil trat er mit seinen Folgen bestimmter und greifbarer in's Leben. Allein erhaben über diesen beiden Religionen entwickelten sich Ansichten und Bestrebungen, welche die Vernunft als Grundlage und die wirkliche Welt als Ziel hatten.

An den katholischen Höfen dieses Zeitabschnitts spielten die Beichtväter und die Maitressen die ersten Rollen. Die Höflinge, die Minister und Generale mußten nach der Pfeife tanzen, welche tückische Pfaffen und verworfene Weiber spielten.

Die protestantischen Höfe waren keine Tugendspiegel. Allein das Laster fand bei denselben keine Organisation, wie die katholische Religion sie in ihrem Gefolge hatte. Die protestantischen Geistlichen, welchen die Könige nicht beichteten, besaßen, wenn auch oft den stillen Wunsch, doch niemals die Mittel, sich in die geheimsten Gedanken der Könige, deren Liebesabentheuer und politischen Pläne einzumischen. Sie verdeckten wenigstens nicht durch den Schleier der Religion die Vergehungen ihrer Fürsten und befleckten sich daher nicht durch den Theil, den sie daran nahmen und den Gewinn, welchen sie daraus für sich ableiteten.

Ein lasterhafter Mensch, zumal ein König, ist immer eine höchst widerliche Erscheinung. Allein wahrhaft Ekel erregend ist er dann, wenn er gewissermaßen mit Gott einen

Vertrag schließt, im steten Hinblicke auf Gott sündigt und von den anmaßlichen Vertretern der Gottheit durch die ihm in Aussicht gestellte Verzeihung auf der Bahn der Ausschweifungen vorangetrieben wird.

Im Bunde mit Pfaffen und Maitressen haben die Könige mehr Unheil über die Welt verbreitet als in ihrem Vereine mit feilen Höflingen, ehrgeizigen Ministern und eroberungssüchtigen Generalen. Der Widerruf des Edictes von Nantes hat über Frankreich mehr Elend gebracht, und hatte größere Schandthaten in seinem Gefolge, als irgend ein Krieg, welchen Ludwig XIV. führte.

Die großen Fragen, mit denen sich die Höfe beschäftigten und von deren Entscheidung das Wohl und Wehe der Völker abhing, betrafen nicht Krieg und Frieden, Ehebündnisse der Fürsten, und die Ernennung von Ministern und Feldherren, sondern die Wahl dieses oder jenes Beichtvaters, dieser oder jener Maitresse. Denn Krieg und Frieden, die Ehen der Fürsten und die Verwaltung des Staats hing ab von Pfaffen und liederlichen Weibern.

Die nothwendigen Folgen blieben nicht aus. Die von Pfaffen hervorgerufenen Verfolgungen schwächten die Macht der Könige, die sich von ihnen leiten ließen. Die von schlechten Weibern bevorzugten Feldherren verloren Schlachten und die von ihnen begünstigten Minister drückten das Volk und nährten den schlummernden Gedanken des Widerstands gegen die Obrigkeit.

Es ist ein Beweis von großer Oberflächlichkeit, wenn Geschichtschreiber in einer anderen Welt die Ausgleichung für die in dieser begangenen Verbrechen suchen. Kein Despot hat gelebt, der nicht schon auf Erden die unausbleiblichen Folgen seiner Herrschsucht und seiner Gewissenlosigkeit bitter empfinden mußte. Alexander, der sogenannte Große, starb in der Blüthe seiner Jugend, voll von unausgeführten Entwürfen. Ihm bereitete die Leidenschaft des Trunkes den wohlverdienten Tod. Cäsar wurde von dem Dolche mitten im Senate erreicht und büßte mit seinem Leben dafür, daß er der Freiheit seines Volkes den Todesstoß gegeben hatte. Ludwig XIV. hatte in seinen alten Tagen dieselben Demüthigungen zu ertragen, die er anderen Fürsten in früheren Zeiten bereitet hatte.

Schwerer wird es dem Geschichtforscher bei den Opfern, welche die Despoten schlachteten, die Ausgleichung zwischen deren Schicksal und deren innerm Werthe nachzuweisen. Er kann diese nur in einer erhabenen Seelenstimmung suchen. Verruchte Pfaffen konnten einen Johann Huß, einem Giordano Bruno das Leben, doch nicht den Seelenfrieden, nicht den Todesmuth, nicht das Bewußtsein rauben, für die Menschheit gelebt zu haben und zu sterben.

Die Leidenschaften bereiten dem Menschen nur Augenblicke der Befriedigung, welche die Qualen Jahre langen Heißhungers nicht aufwiegen. Die Genüsse, welche die sittlichen Gefühle und das Denkvermögen in ihrem Gefolge haben, sind dauernd. Die Sehnsucht, welche sie dem Menschen einflößen, ist nicht peinlich. Der Seelenschmerz ist dann am furchtbarsten, wenn das Streben des Menschen, der ihn empfindet, aufhört, einen sittlichen Charakter zu tragen, wenn es zur Leidenschaft ausartet.

Weit ist es von mir entfernt, in diesem geschichtlichen Werke, das Unglück, welches Sturm und Gewitter, ein vom Dache fallender Ziegelstein oder eine dem Laufe der Flinte entrinnende Kugel diesem oder jenem Menschen bereiten mochten, erklären zu wollen. Ich spreche nur im Großen und im Ganzen. Jede Nation hat sich selbst ihre Leiden und ihre Freuden, ihre Niederlagen und ihre Siege beizumessen. Nur die geschichtlichen Personen, deren Schicksale wir mit ihren Handlungen und Beweggründen vergleichen können, bieten uns Anhaltspunkte zu einem wohlbegründeten Urtheile.

Der Zufall theilt seine Gunst oder Ungunst gewöhnlich ziemlich gleichmäßig unter allen Völkern und Parteien aus. Er hat niemals irgend eine tief eingreifende Entschei-

dung abgegeben. Es war kein Zufall, daß Gustav Adolph bei Lützen das Leben verlor, daß Wilhelm von Oranien, Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich ermordet wurden, während Elisabeth in hohem Alter eines natürlichen Todes starb. Gustav Adolph hatte sich zu kühn vorgewagt. Oranien war zu vertrauend, Heinrich III. und IV. waren verblendet gewesen, indem sie die Jesuiten und deren Zöglinge nicht scharf genug überwachten.

Der Zufall kann nur da den Ausschlag geben, wo die kämpfenden Kräfte sehr schwach sind. Das Genie weiß die zufälligen Ereignisse des Lebens zu seinem Vortheile auszubeuten, der Charakter findet selbst in den herben Schlägen des Schicksals einen Sporn zu neuer Anstrengung. Die Macht des Zufalls ist nur da groß, wo es an Genie und Charakter fehlt.

Erster Abschnitt.

Frankreich.

§ 2. Mazarin (1648—1661).

Die Anregung, welche Heinrich IV. der gesammten französischen Nation gab, als er, um seine politische Stellung zu befestigen, die katholische Larve annahm, wirkte entsittlichend auf alle Schichten der Gesellschaft, insbesondere aber auf den Adel, welcher dem Könige zunächst stand. Die Leichtfertigkeit und die Neigung zur Verstellung erhielten dadurch üppige Nahrung. Wenn Heinrich seinen Uebertritt mit den Worten zu rechtfertigen suchte: „Paris ist wohl eine Messe werth,“ so glaubten nach ihm Tausende: diese oder jene Statthalterschaft, Richterstelle oder Pension ist wohl eine Messe werth und hingen ihren Mantel nach dem Winde, der aus Rom blies.

Die Grundsatzlosigkeit oder Flachheit nahm in den von dem Hofe beherrschten Kreisen sichtlich zu. Ein Jahrhundert verging, bevor eine neue Ideenreihe, welche in Frankreich Wurzeln schlug, dem Leben wieder frische Kraft einhauchte.

Das siebenzehnte Jahrhundert, welches zwischen Heinrich's IV. Uebertritt und der Erschütterung der Allgewalt Ludwig's XIV. in der Mitte liegt, ist daher in Frankreich ganz besonders arm an Charakteren. Es fehlte nicht an Talenten. Allein sie dienten dem Despotismus, oder suchten, sich durch eine grundsatzlose und eigensüchtige Opposition, die sie demselben machten, persönliche Vortheile zu verschaffen.

Richelieu hatte den Ehrgeiz der Großen unter das harte Joch der von ihm ausgehenden Gewaltherrschaft gebeugt, und Mazarin setzte später das begonnene Werk fort. Allein es verging fast ein Jahrzehent, bevor der italienische Kardinal die Zügel der Regierung fest in seine Hand nehmen konnte, eine Zeit voll innerer Unruhen und Wirren, welche nur eine sehr geringe Beimischung volksthümlicher und ein Uebermaß ehrgeiziger Bestrebungen in sich schlossen.

Anna von Oesterreich, die Gattin Ludwig's XIII., hatte mit Mazarin in so innigen Beziehungen gestanden daß viele Schriftsteller denselben als erste Frucht die Geburt Lud-

wig's XIV. zuschreiben*). Der Briefwechsel, welchen Anna mit dem Kardinale führte, beweist, daß zwischen beiden eine Zärtlichkeit obwaltete, welche dieser Annahme einen festen Grund und Boden leiht. Wahrscheinlich wurde er nach Ludwig's XIII. Tode mit der Königin Anna sogar heimlich vermählt†). In der That läßt sich die Kraft, mit welcher Anna dem Kardinale anhing, bei diesem sonst so schwachen und launenhaften Weibe, und die Zuversicht, mit welcher Mazarin auf sie rechnete, bei diesem sonst so wenig vertrauenden Manne kaum anders, als durch ein Liebesverhältniß erklären.

Unter den vielen Fictionen, auf welchen die Monarchie beruht, ist diejenige der ehelichen Geburt eine der unhaltbarsten. Längst wären alle gegenwärtig herrschenden Geschlechter ausgestorben, wenn Beichtväter, Minister, Generale und Höflinge nicht bloß in Staats-, sondern auch in Familien-Angelegenheiten die Kaiser und Könige vertreten hätten.

Nach Ludwig's XIII. Tode (14. Mai 1643) hatte in Frankreich Niemand eine Ahnung davon, daß Mazarin an die Spitze des Staates gelangen würde. Anna von Oesterreich legte in seine Hände die ganze königliche Gewalt, ohne zu zaudern und ohne sich durch die mächtigen Gegner des Kardinals einschüchtern zu lassen.

Mazarin war schlau und herzlos, wie sein Vorgänger Richelieu. Statt der Kühnheit des Franzosen besaß er die Geschmeidigkeit des Italieners. Seine Habgier war unersättlich, und er gestattete seinen Unterbeamten jedwede Gewaltthat und jedweden Unterschleif, wenn sie ihm nur mit vollen Händen die Kasse füllten. Richelieu hatte die unruhigen Großen des Reiches durch furchtbare Strenge in den Schranken derjenigen Ordnung gehalten, welche er in Frankreich einführte, d. h. einer Gewaltherrschaft, welche kein anderes Recht als den Willen des Despoten anerkennt. Kaum hatte Mazarin die Zügel der Regierung ergriffen, als die ehrgeizigen Großen des Reiches ihr altes Spiel von neuem begannen. Der Herzog Gaston von Orleans war wenig gefährlich, da seine nächsten Umgebungen die Pläne, die er hegte, frühzeitig dem Kardinale verriethen. Ernstlichere Besorgnisse flößten diesem, der alte Prinz von Condé mit seinen drei Kindern: dem Herzoge von Enghien, dem Prinzen Armand von Conty und der Herzogin Anna von Longueville ein. Enghien, welchen man damals wegen seiner Waffenthaten den großen Condé nannte, und Türenne, der jüngere Bruder des Herzogs von Bouillon, waren beide feile Menschen, obgleich ausgezeichnete Feldherren. Türenne verkaufte seine Religion an Ludwig XIV., Enghien konnte sie nicht mehr verschachern. Sein Vater hatte es schon für ihn gethan. Der schlaueste von allen Nebenbuhlern Mazarin's war Franz Paul von Gondi, der nachmalige Kardinal von Retz. Er hatte großen Einfluß auf die Bürgerschaft von Paris und besaß als Verweser des Erzbisthums von Paris eine Stellung, welche ihm zugleich Angriff und Vertheidigung erleichterte. Er war der einzige Gegner Mazarin's, welcher politische Befähigung hatte. Condé und Türenne waren nur im Lager unter Soldaten groß, im Kabinette und unter Staatsmännern dagegen sehr klein.

Richelieu hatte die ständische Verfassung Frankreich's, welche niemals große Kraft entwickelte, vollends zertrümmert. Die einzigen Körperschaften, welche eine gewisse Unabhängigkeit zur Schau trugen, waren die Parlamente. Sie erinnerten wenigstens bisweilen noch den Hof daran, daß das Volk nicht schutzlos der Habgier der Finanzleute preis gegeben werden dürfe. Allein sie bildeten selbst eine Beamten-Aristokratie, welche vom Vorrechte lebte, und daher wenig geeignet war, für Freiheit und gleiches Recht in die Schranken zu treten.

Mazarin war seinen Gegnern an Talent und Gewissenlosigkeit, hauptsächlich aber darin überlegen, daß er sich fest auf Anna von Oesterreich, die Königin Mutter und Re-

*) Siehe unter anderen: „Der Versailler Hof von Crusenstolpe," Bd. I. S. 113.

†) Saint Michel wies diese Thatsache 1790 sehr bestimmt nach.

gentin des Reiches verlassen konnte. Ihm stand die ganze königliche Gewalt, welche seit den Zeiten Richelieu's sehr stark geworden war, zur Verfügung. In der Schale der Macht wog diese schwerer, als der Wille des Volkes, Verfassung und Recht. Männer von Sittenreinheit, von Freiheitsgefühl und Hochherzigkeit konnten sich in dem trüben Dunstkreise des Hofes nicht behaupten. Beamte, wie die Präsidenten Molé und Bavillon, der General-Advokat Talon, und der Parlamentsrath Broussel, welche darnach strebten, den Ausschweifungen des Hofes wenigstens einige Schranken zu ziehen, wurden zwar in Augenblicken der Gefahr benützt, um diese zu beschwichtigen, allein stets als Feinde des Königthums behandelt, sobald sie einen Ausbruch der Volkswuth glücklich überwunden oder im Keime erstickt hatten.

Die Erpressungen, deren sich Mazarin schuldig machte, und bei welchen ihm zahlreiche italienische Unterbeamte und namentlich der Finanz-Intendant Emery an die Hand gingen, erreichten einen solchen Höhepunkt, daß Talon der Königin Anna in der Versammlung des Parlaments zu sagen wagte: „es bleibt Ihren unglücklichen Unterthanen nichts als ihre Seelen, weil diese nicht öffentlich versteigert werden konnten."

Die Großen des Reiches: die Prinzen von Geblüte, die Herzoge, Marschälle, der Kardinal von Gondi-Rets und andere ehrgeizige Menschen dieses Gelichters waren mit dem Hofe nur aus dem Grunde unzufrieden, weil ihnen die Zügel der Regierung nicht anvertraut oder ihnen nicht genug Ehrenstellen und Gnadengehalte verliehen wurden. Allein das Volk, auf welchem ein furchtbarer Abgabendruck lastete, fand in diesem einen gerechten Grund zur Mißstimmung. Die Parlamente machten sich zu den Organen des Volkes, indem sie sich weigerten, die gehässigsten Finanzverordnungen dadurch, daß sie dieselben in ihre Register eintrugen, zu genehmigen und in Ausführung zu bringen. Seit dem Jahre 1645 brachen in dessen Folge wiederholte Unruhen zu Paris aus.

Manche Schriftsteller, sogar solche, die sich den Schein der Freisinnigkeit geben, nennen es eine Anmaßung, daß die Parlamente und namentlich dasjenige von Paris sich erlaubten, den Verordnungen der Regierung entgegen zu treten. Doch mit Unrecht. Die königliche Gewalt in derjenigen Ausdehnnug, wie sie von Richelieu und Mazarin in Frankreich gehandhabt wurde, war selbst die größte Anmaßung. Alle Franzosen und um so mehr die bedeutendsten Körperschaften Frankreichs, hatten ein Recht, so weit sie es vermochten, deren Uebergriffen Schranken zu ziehen. Daß sich mancherlei unreine persönliche Beziehungen in den Streit mischten, ändert an der Sache nichts, so wenig, als daß die Parlamente denselben dazu benützten, ihre politische Stellung und ihre pecuniären Vorrechte zu befestigen.

Die Zerwürfnisse zwischen dem Hofe und den Parlamenten nahmen einen immer steigenden Charakter der Erbitterung an. Nach dem Siege, den der Herzog von Enghien (21. August 1648) bei Lens über die Spanier davon trug, glaubte Mazarin, mit einem Schlage den Widerstand der Parlamente niederwerfen zu können. Er ließ den Präsidenten Blancmesnil und den Rath Broussel verhaften. Das Volk und das Parlament nahmen aber eine so drohende Haltung an, daß der Kardinal für gut fand, die Gefangenen wieder frei zu geben. Kurz darauf kam der sogenannte große Condé nach Paris. Er schloß die Hauptstadt mit seinen Truppen ein und schnitt ihr die Zufuhr ab. Am 16. December sollte das Parlament durch die persönliche Erscheinung des kleinen Königs, der Prinzen und des Hofstaats und hauptsächlich durch die Soldaten Condé's eingeschüchtert werden. Der General wurde verhöhnt und ausgezischt. Der Hof ließ zwei volksfreundliche Mitglieder des Kabinets, Chavigny und Chateauneuf, verhaften. Das Parlament schleuderte dagegen ein Dekret gegen Mazarin, welches jeden Fremden, der sich in die Regierung des Reiches mische, mit der Todesstrafe bedrohte. Am 6. Januar 1649 verließ

die Königin mit dem ganzen Hofe Paris und zog sich nach St. Germain zurück. Das Parlament erklärte (8. Januar 1649) den Kardinal Mazarin für einen Feind des Vaterlandes, und verband sich mit anderen Parlamenten des Reiches, namentlich mit denjenigen von Rouen, Aix und Bordeaux. Mehrere Pairs boten ihre Dienste an und wurden von dem Parlamente in Pflicht genommen. Der Prinz von Conty, Condé's Bruder, erhielt die Stelle eines Generalissimus, die Herzoge von Elboeuf, Bouillon und Brissac und der Marschall de la Mothe-Houdancourt dienten als General-Lieutenants unter ihm. Die Herzogin von Longueville war die Seele der Bewegung. Die Gegner des Hofes wurden frondeurs, die ganze Partei die Fronde genannt, wahrscheinlich weil die Pariser sich gegen die königlichen Truppen der Schleuder (fronde) bedienten. Nach einigen Kämpfen im Felde und langwierigen Unterhandlungen kehrte die Königin mit ihrem Sohne, mit Condé und Mazarin nach Paris zurück. Condé und Mazarin geriethen aber bald schon in Streit mit einander. Im Januar 1650 ließ der Kardinal die Herzoge Condé, Conty und Longueville verhaften. Ein zweiter Bürgerkrieg brach aus, in welchem die Prinzen die erste Rolle spielten, während die Parlamente die zweite, blos vermittelnde übernahmen. Die Frondeurs riefen die Spanier zu Hülfe. Türenne fiel in Verbindung mit diesen in der Champagne ein. Er wurde zwar zurück geschlagen. Dennoch nahm die Fronde an Macht und Einfluß zu. Im Anfange des Jahres 1651 schloß sich ihr auch der Herzog von Orleans an. Mazarin hielt es für klug, sich vom Hofe zurück zu ziehen, leitete aber auch nach seiner Entfernung die französische Regierung durch die Briefe, die er der Königin schrieb und durch seine Sendlinge. Die verhafteten Prinzen wurden frei gelassen und hielten (16. Februar 1651) einen glänzenden Einzug in Paris. Gegen Mazarin wurde ein Prozeß eingeleitet. Die Rückkehr nach Frankreich wurde ihm unter der Drohung verboten, als Majestätsverbrecher und Störer der öffentlichen Ruhe bestraft zu werden.

Die Fronde hatte einen vollständigen Sieg errungen, wußte ihn aber nicht zu benützen. Condé machte sich die hervorragendsten Mitglieder seiner eigenen Partei zu Feinden. Seine Verhaftung wurde beschlossen. Er erhielt davon Kunde und entfloh.

Mittlerweile hatte Ludwig XIV. sein vierzehntes Jahr erreicht und wurde in einer feierlichen Parlaments-Sitzung (5. September 1651) für volljährig erklärt. Er fing seine Regierung mit einer vorbedachten Lüge an, indem er feierlich versprach, dem Kardinale Mazarin niemals die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten, während doch damals schon dessen Rückberufung vorbereitet wurde. Vor Ende des Jahres traf der Kardinal an der Spitze von ihm geworbener deutscher Söldner in Frankreich ein, und vereinigte sich mit den königlichen Truppen. Vergebens setzte das Parlament von Paris einen Preis auf das Haupt Mazarin's. Der König, seine Mutter und sein Bruder zogen ihm mit großem Pompe entgegen, als er sich (Januar 1652) Poitiers näherte, wo sich damals der Hof aufhielt, und führten ihn (30. Januar) im Triumphe in diese Stadt ein.

Der König kümmerte sich weder um das dem Parlamente gegebene Versprechen, noch um die Dekrete, welche dieser oberste Gerichtshof gegen den Kardinal erließ. Türenne, welcher sich mit dem Hofe wieder ausgesöhnt hatte, befehligte die königlichen, Condé die Truppen der Fronde. Am 1. Juli kam es in der Antons-Vorstadt von Paris zu einem blutigen Treffen, in welchem Condé Sieger blieb. Die Hauptstadt erklärte sich für ihn und das Parlament ernannte ihn zum Generalissimus des französischen Heeres. Der König berief das Parlament nach Pontoise, wo er sich damals aufhielt. Nur sechszehn oder siebenzehn Räthe gehorchten. Sie bildeten ein zweites Parlament, welches die Beschlüsse des Pariser für nichtig erklärte. Die Macht des Königs war aber so schwach, daß sich Mazarin veranlaßt sah, ein zweites Mal in das Ausland zu fliehen. Die Pariser verständigten sich mit dem Könige. Dieser kehrte (21. Oktober) nach seiner Hauptstadt

zurück, Condé war nach Flandern gereist, von wo er an der Spitze des spanischen Heeres gegen Frankreich zu Felde zog. Ludwig XIV., oder vielmehr Mazarin, welcher den König und dessen Mutter vom Auslande her stets leitete, schüchterte die Frondeurs durch strenge Strafen, die er, trotz der verheißenen Amnestie über deren Häupter verhängte, ein. Schon im Februar 1653 kehrte Mazarin nach Paris zurück und herrschte von dieser Zeit an bis zu seinem Tode, im Namen Ludwig's XIV. unbeschränkt in Frankreich.

Die Unruhen der Fronde lähmten natürlich die kriegerischen Unternehmungen der Franzosen gegen die Spanier. Catalonien ging (1652) verloren und auch in Flandern gewannen die Spanier wieder mehrere Städte, welche die Franzosen ihnen früher abgenommen hatten. Vom Jahre 1655 an näherten sich die Franzosen den Engländern unter Cromwell an und am 3. März 1657 schlossen sie mit denselben einen förmlichen Vertrag ab, der gegen Spanien gerichtet war. In demselben Jahre eroberte Türenne die Festung Mardyk, im folgenden gewann er gegen die Spanier die Schlacht in den Dünen (14. Juni 1658). Dünkirchen mußte sich ergeben. Die Engländer nahmen davon Besitz. Fürnes, Dixmuyden, Gravelingen, Oudenarde und Ypern fielen in die Gewalt der Franzosen. Spanien war erschöpft. Es mußte sich zum Frieden bequemen. Nach langwierigen Unterhandlungen kam derselbe auf der Fasanen-Insel des Flusses Bidassoa in den Pyrenäen zu Stande. Die Franzosen sollten die von ihnen in Flandern eroberten Plätze behalten. Außerdem trat Spanien an sie Avesnes, Philippeville und Marienburg in den Niederlanden und die Grafschaft Conflans in den Pyrenäen ab. Der Prinz von Condé erhielt Verzeihung, und überdieß die Statthalterschaft von Burgund und die Stelle eines Oberhofmeisters zurück. Der Herzog Karl von Lothringen wurde zwar in sein Land wieder eingesetzt, allein mehrere Plätze desselben fielen an die Franzosen. Auch mußte er die Festungswerke von Nancy schleifen, und den Franzosen eine Militärstraße nach dem Elsaß einräumen.

Die wichtigste Bestimmung des pyrenäischen Friedens war, daß Ludwig XIV. die Tochter Philipp's IV. von Spanien ehelichen sollte. Zwar verzichtete diese feierlich auf ihr Nachfolgerecht in Spanien. Das hielt aber den König von Frankreich nicht ab, später die Ansprüche seiner Nachkommen auf die spanische Krone geltend zu machen, woraus sich der blutige spanische Erbfolgekrieg entwickelte.

Am 28. Februar 1661 wurde der Frieden förmlich ratificirt. Wenige Tage darauf (9. März) starb Mazarin. Er hatte seinen Neffen Philipp Julius Mancini, welcher den Namen Mazarini annahm, zum Herzoge von Nevers und Donzi erhoben, von seinen sieben Nichten Mancini fünf an königliche Prinzen und reiche Herzoge verheirathet, für sich selbst ein unermeßliches Vermögen zusammen gescharrt, die Grenzen des französischen Reiches erweitert, die königliche Gewalt, welche eine Zeit lang sehr erschüttert war, wiederhergestellt und befestigt. Allein auf seiner Verwaltung ruhte der Fluch der Nation. Nach der Entfernung Emery's bereicherte sich dessen Nachfolger Fouquet mit dem Schweiße und Blute des Volkes. Dennoch brachte die Verwaltung Mazarin's nicht so viel Jammer und Elend über Frankreich, als der Ehrgeiz und die Glaubenswuth seines Nachfolgers Ludwig's XIV.

§. 3. Ludwig XIV. bis zum Widerrufe des Edictes von Nantes (1661—1685.)

Ob Mazarin Ludwig's XIV. Vater war, läßt sich natürlich mit Sicherheit nicht ermitteln. Soviel scheint jedoch gewiß zu sein, daß Ludwig XIII. es nicht war. Die Art und Weise, wie der Kardinal den jungen König behandelte, deutete nicht auf väterliche Liebe und Zärtlichkeit. Doch wie ließen sich solche Gefühle von diesem hartherzigen

Staatsmanne erwarten? Mazarin wollte vor allen Dingen herrschen, und ordnete diesem Streben jede andere Rücksicht unter. Er hielt bis kurz vor seinem Tode den König von allen Geschäften so fern als möglich und vernachlässigte absichtlich dessen Erziehung, damit der junge Mann ihm nicht die Herrschaft streitig machen könnte. Selbst nachdem Ludwig schon so weit herangewachsen war, daß man ihn als König figuriren ließ, hielt ihn Mazarin außerordentlich knapp, und duldete nicht, daß er Geld zu seiner Verfügung habe. Als der Finanzminister de la Vieuville dem Könige einmal ein hundert Louisd'or zustellte, nahm der Kardinal sie ihm wieder ab. Ludwig sah sich gezwungen von seinen Dienern bisweilen kleine Anleben zu machen, die er oft lange nicht zurück geben konnte. Nicht ohne Widerwillen trug der junge König das Joch des Kardinals, das er nicht abzuschütteln wagte. Die strenge Unterordnung, in welcher Ludwig gehalten wurde, hielt ihn nicht ab, sich frühzeitig der Wollust zu ergeben. Eine Kammerfrau seiner Mutter, Namens Beauvais, weihte ihn in deren Geheimnisse ein. Fräulein de la Motte-Argencourt war seine zweite Flamme. Eine ernstere Bedeutung hatte das Liebesverhältniß, in welches sich der junge König mit Hortensia Mancini, der schönsten der Nichten Mazarin's einließ. Ludwig dachte ernstlich daran, sie auf den französischen Königsthron zu erheben. Der Kardinal hoffte eine Zeit lang diesem, ihm so schmeichelhaften Wunsche entsprechen zu können. Als er sich aber überzeugte, daß die Königin Mutter niemals ihre Zustimmung zu diesem Bündnisse geben würde, entfernte er Hortensia vom Hofe und betrieb die Verbindung Ludwig's mit Philipp's IV. von Spanien Tochter Maria Theresia. Am 9. Juni 1660 wurde dieselbe feierlich begangen. Der König schien seine junge Gemahlin zu lieben. Doch bewahrte er ihr nicht lange die Treue. Die beiden Schwestern seiner früheren Geliebten: Olympia und Maria Mancini, die nachmaligen Gemahlinnen des Grafen von Soissons und des Connetable Colonna, seine eigene Schwägerin, Henriette Stuart, die Gemahlin seines Bruders Philipp von Orleans, fesselten den jungen König mehr, als seine Gattin, obgleich nicht auf lange Zeit. Dauernder waren die Bande, welche Louise Francisca de la Beaume le Blanc ihm wob. Sie gab ihm zwei Töchter und einen Sohn. Der König verlieh ihr den Titel einer Herzogin von Lavalliere. Während sie seine erklärte Maitresse war, nahm er noch eine zweite an, die Athenais de Rochechouart, Tochter des Herzogs von Mortemart, die Gattin des Marquis von Montespan. Ludwig war frech genug, in einem Wagen mit diesen beiden Weibern und seiner Gattin Maria Theresia auszufahren. Das Volk rief ihm nach: „Seht da, die drei Königinnen." Maria Theresia ertrug geduldig den ihr und der Sittlichkeit gebotenen Hohn. Die Lavalliere gerieth über die Untreue des Königs in Verzweiflung und ging in's Kloster (1675). Einen weit entschlossenern Charakter, als ihre beiden Nebenbuhlerinnen hatte die Marquise von Montespan. Als der König ihr untreu wurde in den Armen der Herzogin von Fontange, schaffte sie diese auf die Seite durch einen vergifteten Blumenstrauß, den sie ihr brachte, und der ihr den Tod gab. Im Hause der Montespan lernte Ludwig die Wittwe Scarron kennen. Ohne Blumen, durch das Gift ihrer Zunge entledigte diese sich ihrer Nebenbuhlerin (1680), und herrschte dann über die Reste des Herzens Ludwig's XIV. bis zu dessen Tode.

Diese Skizze der Liebesverhältnisse des Königs mußte der Geschichte desselben vorausgeschickt werden. Denn sie eröffnet uns den tiefsten Blick in dessen Charakter und auf dessen Umgebungen, welche die Geschichte Frankreichs vorzugsweise bestimmten.

Dieselbe Gewissenlosigkeit, mit welcher er seiner Gattin die Ehe, dieselbe Rücksichtslosigkeit, mit welcher er der Lavalliere das Herz brach, bekundete Ludwig XIV. auch in seinem öffentlichen Leben. So wenig Schaam, als er den Parisern gegenüber bekundete, indem er mit drei Weibern in einem Wagen ausfuhr, besaß er auch in seinen Beziehungen zu den Völkern und Kabinetten des Auslandes. Und doch war die Periode, in welcher die

Lavalliere und die Montespan ihn vorzugsweise fesselten, die weniger schlechte seines Lebens. Als die Heuchlerin Scarron sich seiner bemächtigte, begann für ihn der zweite, ohne Vergleich blutigere und für Frankreich und ihn selbst demüthigendere Abschnitt seiner Regierung.

Die Liebesverhältnisse, in welchen Ludwig XIV. befangen war, bezeichneten den Charakter seiner öffentlichen Wirksamkeit. Immer war er selbstsüchtig, eigenwillig und übergreifend. Allein zur Zeit seiner wärmeren Gefühle und unter dem Einflusse der Wollust verübte er keine so empörenden Schandthaten, als später da an die Stelle des von jungen Frauen aufgestachelten Geschlechtstriebs der von der alten Maintenon angeregte religiöse Fanatismus trat. Früher und später führte er ungerechte Kriege und legte er unerträgliche Lasten seinem Volke auf. Allein die religiöse Verfolgungswuth, der er sich später in die Arme warf, brachte größere Leiden über sein Land, und führte zu schreienderen Verletzungen der ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit, als alle seine jugendlichen Ausschweifungen.

Mazarin hatte auf seinem Todtenbette dem jungen Könige Rathschläge ertheilt, welche sich nur auf den Mechanismus der Regierung bezogen, über das Ziel und das Streben eines Königs aber kein Licht verbreiteten. Ludwig faßte dieselben in dem Sinne eines übermüthigen Despoten auf, welcher sich selbst für den Staat und die Nation für sein Eigenthum hält.

Mazarin hinterließ ihm Frankreich zwar blutend aus zahlreichen Wunden und schwer belastet von Abgaben, allein im Frieden mit ganz Europa und in einem Zustande vollständiger Unterwürfigkeit. Aus Mazarin's Händen empfing Ludwig seinen Minister des Innern Letellier, seine Staatssecretäre der auswärtigen Angelegenheiten Pomponne, Creissy und Lyonne, seinen Ober-Intendanten der Finanzen Fouquet und dessen Nachfolger Colbert. Letellier stellte dem jungen Könige seinen Sohn Louvois vor mit den Worten: „Nehmen Sie meinen Sohn, machen Sie ihn zum Zögling und Abglanz Ihrer Weisheit, er soll mit und in Ihnen gehen." Dieser feinen Schmeichelei konnte Ludwig nicht widerstehen. Louvois wurde Kriegsminister.

Alle diese obersten Diener beugten sich unter das Joch, das der König ihnen auferlegte. Sie nahmen willig den Schein an, als empfingen sie von Ludwig XIV. ihre Lebensthätigkeit. Nur Fouquet vermaß sich einer kühneren Stellung. Er trachtete nach einer ähnlichen Gewalt, wie sie Mazarin und Richelieu besessen hatten. Er unterhielt Verbindungen mit früheren Anhängern der Fronde, mit Dichtern und Schriftstellern, welche ihm Weihrauch streuten. Er gab Feste, welche diejenigen des Königs verdunkelten. Das verletzte die Eitelkeit Ludwigs. Fouquet hatte sich bereichert, doch besaß er nicht den fünften Theil des Vermögens Mazarin's. Der Druck, den er auf das Volk ausgeübt, hatte die Billigung der Königin Mutter und Mazarin's gefunden. Wenn Mazarin nicht Verbrecher, so war es Fouquet weit weniger. Doch er hatte die Eitelkeit des Königs verletzt. Das sollte er büßen und zugleich die Rolle des Sündenbockes für alle Fehler der Verwaltung Mazarin's übernehmen. Fouquet war eines der ersten Opfer, welche Ludwig unter dem Aushängeschilde der Gerechtigkeit auf dem Altare seines Ehrgeizes darbrachte (1664). In der Bastille mußte er sein Leben beschließen, obgleich die vom Könige eigenmächtig ernannten Kommissäre ihn nur zur Verbannung verurtheilt hatten. So setzte sich Ludwig XIV. über Gesetz und Urtheil hinweg.

Die Verhältnisse Frankreichs zum Auslande waren nach dem pyrenäischen Frieden ungewöhnlich günstig. Der einzige Mann, welcher dem Könige der Franzosen die Spitze bieten konnte, Cromwel, war kurz vorher (1658) gestorben. England versank nach dessen Tode in Ohnmacht. Die meisten übrigen Staaten Europa's zumal Spanien und das

deutsche Reich waren von den langen Kriegen, die sie geführt hatten, erschöpft. Ludwig war entschlossen, von der günstigen Lage seines Reiches den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Zuerst zeigte er seinen Ehrgeiz auf dem Felde der Unterhandlung. Bevor er die Erweiterung seiner Grenzen zum Hauptziele seiner Bestrebungen machte, stritt er um Vorrang und Ehre. Gleich im ersten Jahre seiner Selbstregierung (1661) bot ihm der spanische Gesandte in London dazu eine erwünschte Gelegenheit. Dieser wollte dem französischen den Vorrang nicht einräumen. Der Graf von Estrades, darüber erbittert, befahl, die Stränge der Maulthiere am Wagen des Herrn von Batteville abzuschneiden. Doch der spanische Botschafter hatte sich vorgesehen. Unter den ledernen Strängen hatte er Ketten verborgen, welche sich nicht in der Eile durchschneiden ließen. Der Graf von Estrades gab den Befehl, die Maulthiere des Spaniers niederzustechen. Dieses geschah. Der Franzose konnte vorfahren, der Spanier war in den Straßen London's besiegt. Wenn von beiden Mächten eine Grund zur Beschwerde hatte, so war es Spanien. Die Franzosen hatten Gewalt geübt, die Spanier hatten dieses zu ihrem Schaden erfahren. Doch Ludwig XIV. war damit nicht zufrieden. Er schickte den spanischen Gesandten Fuensaldagna aus Paris fort und drohte mit Krieg. Um diesen zu vermeiden, mußte Philipp IV. nicht bloß das Verfahren Batteville's mißbilligen, sondern auch feierlich in Paris den Vorrang Frankreich's vor Spanien anerkennen. So tief war Spanien gesunken, bevor ein Jahrhundert vergangen war, nachdem Philipp II. seinen Arm nach den Kronen Deutschland's, Frankreich's und England's ausgestreckt hatte!

Nicht weniger hochfahrend war die Haltung, welche Ludwig XIV. dem Manne gegenüber einnahm, den er öffentlich als den Stellvertreter Gottes auf Erden anerkannte. Zwischen den Pagen des Herzogs von Crequi, des französischen Botschafters zu Rom und einigen Söldnern der corsischen Leibwache des Papstes hatten Raufereien stattgefunden. Die Corsen verfolgten die Franzosen bis zum Palaste ihres Botschafters und erlaubten sich dort sogar gegen die Frau des Gesandten strafwürdige Excesse (1662). Mit Recht konnte der König Genugthuung verlangen. Allein diejenige, welche er begehrte, war übertrieben und die Forderung wurde mit einem Aufwande von Gewalt geltend gemacht, welcher deutlich bewies, daß Ludwig XIV. jede sonst übliche Rücksicht aus den Augen setzte, wenn seine Eitelkeit in Frage stand. Der König schickte den päpstlichen Nuntius aus Paris fort, besetzte die Grafschaft Avignon, den frühern siebenzigjährigen Wohnsitz der Päpste, und das Geschwader von Toulon erhielt Befehl, nach Civita-Vecchia zu segeln. Der Papst mußte die corsische Garde auflösen, den Staatssecretär absetzen, und den Corsen in Rom selbst eine Schandsäule errichten, welche erst unter dem Nachfolger Alexander's VII. mit Ludwig's XIV. Erlaubniß hinweg genommen werden durfte.

Mit Widerstreben und nicht ohne geheimen Groll beugten sich Spanien und der Papst vor der Uebermacht des französischen Königs. Karl II. aus dem Hause Stuart, welcher um diese Zeit den englischen Thron bestieg, nahm das Joch Ludwig's XIV. freiwillig auf sich. Er verkaufte (1662) Dünkirchen an Frankreich und war während der ganzen Zeit seiner Regierung stets bereit, sich und sein Reich in Ludwigs Dienste zu begeben, gegen große Summen Geldes, die er verpraßte.

Gern hätte Ludwig XIV. Lothringen seinem Reiche einverleibt. Dieses gelang dem französischen Könige damals noch nicht. Doch bereitete er den Erwerb der schönen Grenz-Provinz dadurch vor, daß er sie mehr und mehr von Frankreich abhängig machte.

Ein so ehrgeiziger Fürst, wie Ludwig, konnte nicht lange auf dem Throne sein, ohne Krieg anzufangen. Bei Gelegenheit des Streits um den Vorrang hatte Philipp IV. nur durch die demüthigendsten Zugeständnisse einen Krieg vermeiden können. Ludwig XIV. begnügte sich aber nicht damit, seinen Nachbar im Süden der Pyrenäen be-

schimpft zu haben. Er wollte ihn auch berauben. Der Tod des Königs von Spanien (1665) bot ihm dazu einen erwünschten Vorwand. Zwar hinterließ derselbe in Karl II. einen Sohn, auch hatten die beiden spanischen Prinzessinnen Anna und Marie Therese, die Mutter und die Gattin Ludwig's XIV. feierlich allen ihren Ansprüchen auf die Thronfolge und die spanischen Nebenländer entsagt. Allein wann hätten jemals Gesetze und Verträge einem eroberungssüchtigen Könige Schranken gezogen? Die feilen Rechtsverständigen Ludwig's erklärten die Verzichtleistungen der beiden Infantinnen für ungültig und behaupteten, daß nach den Gewohnheiten Flanderns, Brabant's und der Franche-Comté (der alten Grafschaft Burgund) die älteren Töchter den jüngeren Söhnen vorgingen. Zwar trat Ludwig XIV. alle Rechtsgewohnheiten der Völker, welche ihm unbequem waren, mit Füßen. Allein wo es galt, einem ungegründeten Anspruch den Schein Rechtens zu geben, verschmähte er es nicht, die feststehenden Gewohnheiten fürstlicher Familien auf die Seite zu schieben, sich mit niederen Lehensleuten auf gleiche Stufe zu stellen, und für diese ein Recht zu behaupten, welches in solcher Ausdehnung in den genannten Provinzen bei keiner Klasse von Lehen jemals bestanden hatte.

Die übrigen Staaten Europa's erkannten nicht die Tragweite der von Ludwig XIV. erhobenen Ansprüche. Sie sahen nicht ein, daß eine so freche Verletzung beschworener Verträge und allgemein anerkannter Gesetze, wie der König von Frankreich sie sich gegen das erschöpfte Spanien erlaubte, eben so leicht auch gegen sie gerichtet werden könne und den Besitzstand aller Staaten Europa's gefährde.

Die Spanier waren nicht im Stande, den wohl gerüsteten Heeren Frankreich's einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen. Unter Vermittelung der Holländer und Engländer wurde (1668) zu Aachen ein Friede abgeschlossen, durch welchen Spanien das Herzogthum Luxemburg, Cambrai, Douai, Aire und St. Omer abtrat. Frankreich dehnte dadurch seine Grenzen im Nordosten aus, rückte Holland näher und die Leichtigkeit, mit welcher Ludwig diese Vergrößerung seines Gebietes erreicht hatte, mußte nothwendig seiner Eroberungslust neue Nahrung geben.

Schwerlich hätte Ludwig XIV. sich mit diesen Abtretungen begnügt, wenn England, Holland und Schweden nicht eine feste Stellung ihm gegenüber eingenommen hätten. Die Triple-Allianz, welche sie unterm 20. Januar 1668 abgeschlossen hatten, schüchterte den Despoten ein. Die Holländer waren hauptsächlich thätig gewesen, ihm Schranken zu ziehen. Auf sie warf Ludwig daher seinen ganzen Groll. Er haßte sie als Protestanten und Republikaner und verachtete sie als ein Krämervolk. Er beneidete sie um ihrer Flotten und ihrer Reichthümer willen und sann auf Rache. Spanien war zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken. England unter seinem nichtswürdigen Könige Karl II. und das deutsche Reich mit seiner hundertköpfigen Regierung von Fürsten und Pfaffen ließen sich leicht täuschen.

Nichts zeigt deutlicher die Hinterlist und die Tücke Ludwigs XIV., als das Verfahren, welches er einschlug, als er damit umging, seinen Eroberungskrieg gegen die Niederlande zu beginnen. Karl II. gewann er, indem er diesem Wollüstling die Herzogin von Orleans, Henriette Stuart, und in deren Gefolge ein schamloses Weib, Jolande von Kerval, zuschickte. In den Armen der Letzteren, welche er später zur Herzogin von Portsmouth erhob, vergaß Karl Alles, was er seinem Lande schuldig war. Ludwig scheute sich nicht, ihm anzuvertrauen, die Niederlande müßten von der Karte Europa's verschwinden. Holland war damals die einzige Stätte, welche den politischen Flüchtlingen Englands und Frankreichs eine sichere Zuflucht bot. Von dort aus führten sie einen geistigen Kampf gegen die beiden Despoten diesseits und jenseits des Kanals, welche Europa mit den doppelten Ketten der weltlichen und geistlichen Zwingherrschaft bedrohten. Je unsicherer sich

Karl auf seinem Throne fühlte, desto leichter war es für Ludwig XIV., den König von England zu einem Bunde gegen die Republik zu bewegen. Dem Kabinette von Madrid spiegelte der französische Gesandte die Aussicht vor, einen Theil der abgefallenen Niederlande wieder zu gewinnen. In Wien ließ Ludwig erklären, er wolle nur die Unverschämtheit der Holländer züchtigen, welche die Würde seiner Krone beschimpft hätten. Seine Absicht sei nicht auf territoriale Eroberung gerichtet; weder die Rechte des deutschen Reiches, noch die europäischen Beziehungen sollten durch den beabsichtigten Krieg irgend berührt werden. Den kleinen deutschen Fürsten ließ Ludwig die bestimmte Erklärung geben, daß er durchaus nicht beabsichtige, die Friedensschlüsse von Münster, der Pyrenäen und von Aachen zu verletzen.

Durch diese friedlichen Erklärungen wurden sämmtliche Kabinette Europa's irre geführt. Außer dem Könige von England ließen sich sogar der Bischof von Münster, die Kurfürsten von Hannover und Baiern und der Herzog von Savoyen überreden, sich mit dem französischen Eroberer gegen Holland zu verbinden.

Die französische Nation, welche immer zu sehr geneigt war, auf Eroberungen auszuziehen, ging, durch tönende Redensarten verführt, leicht auf die Pläne ihres Königs ein. Die Ehre Frankreichs, so behauptete der freche Tyrann, mache den Krieg mit den Holländern nothwendig. Hatten sie doch geduldet, daß in ihrem Gebiete Schriften gedruckt wurden, welche die Sonne, das Sinnbild Ludwigs XIV. lächerlich machten! Jetzt sollten sie dafür büßen.

Ein Heer von mehr als 120,000 Mann, in welchem sich Kastilianer, Savoyarden, Schweizer, Italiener und Deutsche befanden, rückte im Anfange des Jahres 1672 zu Land, eine englisch-französische Flotte von 186 Segeln zur See gegen die kleine Republik der vereinigten Niederlande. Diese hatte dem Feinde nicht mehr als 20,000 Mann, größtentheils schlechter Truppen entgegenzustellen. Zu Lande machten die Franzosen rasche Fortschritte, sie gingen über den Rhein und warfen sich auf die Provinz Utrecht. Wo sie festen Fuß faßten, nahmen sie Bürger und Bauern in Eid und Pflicht, und gaben dadurch deutlich zu erkennen, daß die Absicht Ludwig's XIV. nicht auf eine vorübergehende Züchtigung, sondern auf eine bleibende Eroberung gerichtet sei. Zum Glücke für die Niederländer zersplitterte sich das französische Heer durch zahlreiche Besatzungen, welche Ludwig in die eroberten Städte legte. Weil er jede einzelne derselben recht fest halten wollte, verlor er sie alle zusammen schon bald wieder. Die Belagerung von Mastricht nahm einen großen Theil der Invasions-Truppen in Anspruch. Admiral Ruyter lieferte der vereinigten feindlichen Flotte ein siegreiches Treffen, schlug die französische in die Flucht und verhinderte die englische, an der niederländischen Küste zu landen.

Allmälig erkannten die Mächte des Festlandes die Gefahr, welche die Eroberungssucht Ludwigs XIV. ihnen allen gleichmäßig bereitete. Spanien schickte den Niederländern Hülfstruppen. Der Kurfürst von Brandenburg schloß einen Allianz-Vertrag mit ihnen ab. Die Friedensbedingungen, welche Ludwig XIV. und Karl II. den Niederländern stellten, waren so drückend, daß sie diese zum äußersten Widerstande und die Kabinette von Wien und Madrid und selbst das schwerfällige deutsche Reich zwangen, gegen den König Ludwig das Schwert zu ziehen. Zwar fiel Mastricht (1673) in die Gewalt der Franzosen. Allein der Krieg nahm eine ganz andere Wendung von dem Augenblicke an, da Holland aufhörte, allein zu stehen. Die Wuth des französischen Despoten kannte keine Grenzen, als er seine Heere aus Holland ziehen mußte, um den Deutschen und Spaniern die Spitze zu bieten. Er hoffte, durch Grausamkeit zu ersetzen, was ihm an Macht gebrach. Er befahl einen Vertilgungskrieg gegen die deutschen Grenzlande zu führen. Mittlerweile hatte Ruyter in der Zuydersee die vereinigte englisch-französische Flotte ein zweites Mal

geschlagen und sie zum Rückzuge gezwungen. Sie konnte die Truppen, mit welchen Amsterdam und Haag angegriffen werden sollten, nicht landen.

In England war der Krieg gegen die Niederlande immer sehr unvolksthümlich gewesen. Mit Widerwillen führte ihn die Nation auf Befehl ihres von Ludwig erkauften Königs. Im folgenden Jahre (1674) gab Karl II. dem Drängen des Parlaments nach und schloß Frieden mit den Niederlanden. Allmälig kehrten sich die Verhältnisse der kriegführenden Theile fast gänzlich um. Im Anfange des Kriegs war Holland allein einer mächtigen Koalition gegenüber gestanden. Nach Ablauf von zwei Jahren war Frankreich von seinen meisten Bundesgenossen verlassen und hatte mit überlegenen Kräften zu kämpfen. Der Krieg wurde das Jahr 1674 mit wechselnden Erfolgen fortgesetzt. Die Franzosen gewannen die Schlacht von Sintzheim und verloren das Treffen bei Senef. Der furchtbare Abgaben-Druck, welchen Ludwig seinem Lande auferlegte, führte zu mehreren Aufständen: in der Bretagne, in der Normandie und in Guienne. Der Kampf breitete sich immer weiter aus. Die Franzosen schickten den Sicilianern, welche sich gegen die spanische Herrschaft erhoben, Hülfe und regten die Catalonier auf. Die Schweden fielen, von Frankreich erkauft, in Deutschland ein, wurden aber von dem Kurfürsten von Brandenburg zurückgetrieben. In der Schlacht bei Sasbach unweit Achern verlor Türenne das Leben (27. Juli 1675). Er war der beste Feldherr Ludwigs XIV. gewesen, doch hatte er seinen Kriegsruhm durch die in der Pfalz verübten Greuelthaten befleckt, und ihn entschuldigt nicht der von Louvois ertheilte Befehl. Denn zu derartigen, allem Kriegsgebrauch widersprechenden Grausamkeiten läßt sich kein Ehrenmann gebrauchen. Eher legt er seinen Kommandostab nieder und setzt sich der Ungnade seines Fürsten aus. Auf Türenne's Privatleben haftet der Makel, seine Religion an Ludwig XIV. verkauft zu haben. Zwar behaupten katholische Schriftsteller, es sei der Beredtsamkeit Bossuet's gelungen, den größten Feldherrn seiner Zeit in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Der unbefangene Geschichtsforscher hält es aber für wahrscheinlicher, daß der Ehrgeiz, als daß die Ueberzeugung den kühnen Krieger in den Beichtstuhl führte. Nicht himmlische, sondern irdische Belohnungen suchte Türenne, als er seinen Glauben abschwor.

Der Tod Türenne's war für die Franzosen ein unersetzlicher Verlust. An Zahl waren die verbündeten Heere den französischen seit 1673 meistentheils überlegen gewesen. Auch fehlte es ihnen nicht an tüchtigen Feldherren. Wilhelm von Oranien, der von den Preußen groß genannte Kurfürst und Montecucculli konnten sich, was Feldherrngaben betrifft, selbst mit Türenne messen. Allein es fehlte die Einheit des Kommando's. Montecucculli wurde von dem Wiener Kabinette nicht blos oft im Stiche gelassen, sondern geradezu von einzelnen Ministern an die Franzosen verkauft und verrathen. Die Heere Oraniens waren zu sehr gemischt, und seine Gewalt war nicht stark genug, als daß er den Krieg ganz nach seiner Einsicht hätte führen können. Die Franzosen wurden daher nicht so kräftig zurückgetrieben, als es bei einem mehr einheitlichen Vorschreiten der Koalition möglich gewesen wäre. Ein wichtiger Wendepunkt trat ein, als England, das anfangs im Bunde mit Frankreich gewesen war, in die Koalition gegen Ludwig trat (1676). In demselben Jahre war auch Dänemark derselben beigetreten. Ludwig XIV. konnte nicht mehr hoffen, durch Schlachten große Erfolge zu gewinnen. Er versuchte daher den Weg der Unterhandlungen. Er riß zuerst die Niederlande von der Koalition los, indem er versprach, Mastricht zurückzugeben. Die übrigen Städte der Republik hatte er früher schon geräumt. Der Separatfrieden zwischen Frankreich und den Niederlanden wurde am 10. August 1678 abgeschlossen. Ohne die niederländischen Hülfsgelder konnten die deutschen Fürsten nicht Krieg führen. Sie bequemten sich kurz darauf gleichfalls zum Frieden, welcher zu Nimwegen unterzeichnet wurde (5. Februar 1679). Spanien mußte die Zeche

bezahlen. Es überließ an Frankreich die Herrschaft Burgund, Valenciennes, Bouchain, Maubeuge und Charlemont außer den schon früher abgetretenen Städten Cambrai, Aire und St. Omer. Das deutsche Reich erhielt Philippsburg zurück und trat dafür Freiburg im Breisgau an Frankreich ab. Der Herzog von Lothringen verlor Nancy und mußte Toul zu seiner Hauptstadt machen.

Unstreitig war es ein großer Fehler und mehr als dieses, ein großes Unrecht und eine schreiende Undankbarkeit, daß die Niederlande sich mit Frankreich in einen Sonderfrieden einließen. Es lag in ihrer Macht, durch einige Ausdauer der Eroberungssucht Ludwigs XIV. feste Schranken zu ziehen. Sie dämpften nicht die Kriegslust des französischen Despoten, und mußten nur zu bald erfahren, daß sie durch ihre unzeitige Friedensliebe den Grund zu zwei neuen und blutigeren Kriegen legten, als die früheren gewesen waren.

Bei diesem, wie bei seinem ersten Kriege hatte Ludwig XIV. ansehnliche Gebiete erworben. Seine Höflinge und Schmeichler schrieben ihm selbst alle Erfolge zu. Sie stellten ihn als den Gott des Krieges, als den Geist dar, unter dessen Einfluß Condé und Türenne ihre Siege errängen. Die Eitelkeit des Despoten steigerte sich bis zu einem Grade, der an Narrheit grenzte. Denn da Ludwig nichts hörte, als derartige Lobhudeleien, da er sich in einer Atmosphäre des Weihrauchs bewegte, die ihn überall hin begleitete, bildete er sich am Ende selbst ein, der größte Feldherr, der größte Staatsmann, der größte Kenner seiner und wo möglich aller Zeiten zu sein. Zwar nahm er an den Strapazen des Krieges keinen Antheil, auch stellte er sein kostbares Leben keiner Gefahr blos. Allein er besuchte die Lager, ließ sich dort als oberster Feldherr und König verehren und kehrte dann voll des Gefühls seiner Heldenthaten nach Versailles oder Marly in den Schooß seiner Maitressen und in die Mitte seiner Höflinge zurück. Er haßte Paris. Er fühlte sich nur wohl in seinen Lustschlössern, von welchen er Bürger und Bauern in ehrfurchtsvoller Entfernung halten konnte. Ludwig XIV. brachte es in der Selbstvergötterung nach und nach so weit, daß der geringste Tadel ihn ganz außer Fassung brachte. Die grausamsten Strafen wurden über Alle verhängt, welche nicht jede verkehrte Maßregel des Königs billigten oder doch durch ihr Stillschweigen gut hießen. Die römischen Legionen hatten einst nothwendige oder doch sehr nützliche Bauwerke: Wälle, Kanäle, Brücken geschaffen. Ludwig XIV. bildete sich ein, sie nachzuahmen, indem er seine Regimenter an den Wasserkünsteleien eines Lustschlosses arbeiten ließ. In dem sumpfigen Boden von Versailles bei schlechter Kost starben während der Hitze des Sommers die unglücklichen Soldaten zu Tausenden. Die Bürger fühlten Mitleid mit ihnen, und sprachen es aus. Zur Strafe dafür mußten Bäcker, Kaufleute und andere Gewerbe, ihre Zunftmeister an der Spitze, selbst den Erdkorb auf den Rücken nehmen oder die Kelle handhaben. Doch die Gesetze der Natur sind stärker, als der Wille des Despoten. Am Ende gab Ludwig XIV. seinen Plan auf, freilich erst nachdem die zum Frohndienste befehligten Regimenter auf die Hälfte oder ein Dritttheil zusammengeschmolzen waren.

Nach dem Frieden von Nimwegen mußte Ludwig XIV. eine Zeit lang seine Eroberungspläne aufgeben. Sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht warfen sich mit doppelter Kraft auf sein eigenes Land. Um diese Zeit wurde er im Hause der Montespan mit der Wittwe Scarron bekannt.

Franzisca d'Aubigné war die Tochter protestantischer Eltern, wurde aber als junges Mädchen unter Beihülfe entfernter katholischer Verwandten von den Jesuiten katholisch gemacht. Eine Zeit lang führte sie unter den Fittigen ihrer Freundinnen Ninon de l'Enclos und Marion de l'Orme ein sehr zweideutiges Leben, und heirathete den Dichter Scarron, welcher nicht nur fünfundzwanzig Jahre älter, als sie, sondern auch ein vollständiger Krüppel war. Nach dessen Tode (1660) verschaffte ihr die Frau von Mon-

tespan eine Pension und vier Jahre später ernannte sie die dürftige Wittwe zur Gouvernante ihrer beiden Söhne, welche sie dem Könige geboren hatte. In dieser Rolle gelang es der Scarron, ihre Wohlthäterin zu stürzen und deren Platz im Bette und im Herzen Ludwig's zu gewinnen (1680).

Vor der Zeit war der König alt geworden. Gleich so vielen Anderen, welche ihre Jugend im Sturme der Ausschweifung und der Leidenschaft verlebt hatten, fing er an, Gewissensbisse zu empfinden, deren sich sein Beichtvater, der Jesuit Lachaise, trefflich zu bedienen wußte, um ihn mehr und mehr von sich abhängig zu machen. Die Frau von Montespan war der Verfolgung der Protestanten, welche zu ihren Zeiten schon begonnen worden war, immer entgegen gewesen. Sie hatte den Pfaffen nicht gedient. Nur mit Hülfe der Jesuiten war es der Wittwe Scarron gelungen, ihre Nebenbuhlerin zu stürzen. Die Gouvernante der königlichen Kinder war drei Jahre älter, als Ludwig XIV. Ihre Reize waren verblichen. Sie mußte auf andere Mittel denken, den flatterhaften Monarchen dauernd zu fesseln. Die Religion, d. h. der finstere Aberglaube, welchem der König unter dem Einflusse der Jesuiten fröhnte, bot ihr dazu das sicherste Mittel. Die Liebe zu seinen unehelichen Kindern, und die süße Gewohnheit, sich bewundern und verehren zu lassen, und in behaglicher Ruhe seine Mußestunden zu verbringen, war das zweite, feste Band, das die Scarron um den König schlang.

Die Montespan war eine heftige, hochfahrende Frau gewesen. Sie hatte nicht immer verstanden, die Gedanken Ludwig's zu errathen und sich diesen unterzuordnen. Die Wittwe Scarron war schlauer und feiner, als ihre Vorgängerin. Indem sie den Schein vollständiger Unterwürfigkeit annahm, bereitete sie, im geheimen Bunde mit dem Beichtvater Lachaise und den Ministern, welche bald ihre Allgewalt über den König merkten, diejenigen Entschlüsse vor, welche ihre Stellung befestigen sollten. Gegen die früheren Liebesverhältnisse Ludwig's hatten sich dessen Beichtväter immer einige Bemerkungen zu machen erlaubt, obgleich der König nie darauf achtete. Sein Zusammenleben mit der Wittwe Scarron erklärte der Jesuite Lachaise für Gott wohlgefällig. Seinen früheren Geliebten hatte Ludwig nur Schätze geopfert. Die Jugend mochte seine Flammen einigermaßen entschuldigen. Die Wittwe Scarron begnügte sich nicht mit dem Schweiße der Franzosen, sie lechzte nach deren Blute. Da dieses aber in den Adern von Protestanten floß, waren die Jesuiten damit einverstanden. Weil die Scarron mit ihnen Hand in Hand ging, nahmen die scheinheiligen Pfaffen keinen Anstoß daran, daß Ludwig mit der Scarron im Ehebruche lebte. Nach dem Tode der Königin Maria Theresia (1683) ließ sich Ludwig XIV., jedoch nur unter dem Schleier des strengsten Geheimnisses, mit der Scarron, die er zur Marquise von Maintenon erhob, trauen (1686). Damit glaubte Ludwig vollständig, Gott und der Welt gegenüber sein Verhältniß zur Wittwe Scarron's gerechtfertigt zu haben. Allein er konnte Geschehenes nicht ungeschehen machen. Drei Jahre lang (1680—1683) hatte er mit der Scarron im Ehebruche, drei weitere Jahre (1683—1686) wenigstens in der Unzucht gelebt. Die Welt erhielt keine Kunde von dem Segen, den ein Pfaffe über ihren Bund sprach, so lange dieser bestand, einem Segen, der überdieß nach katholischem Kirchenrechte der Ehebrecherin so wenig als dem Ehebrecher ertheilt werden konnte. Abgesehen von dem Ehebruche war in den Augen aller sittlichen Menschen das Zusammenleben Ludwig's und der Scarron eine wilde Ehe, welche sich von derjenigen der Proletarier nur dadurch unterschied, daß Ludwig XIV. durch seine Vorurtheile abgehalten wurde, eine öffentliche Ehe einzugehen, während die Armuth und der von Pfaffen und Polizisten ausgeübte Druck den Proletarier abhält, die seinige in eine den bestehenden Gesetzen entsprechende zu verwandeln.

Hätte sich die Maintenon mit der Liebe des Königs begnügt, und dieselbe im Stillen

und ohne Aufsehen genossen, so möchte man die Geheimhaltung ihres Verhältnisses entschuldigen. Da sie aber an den Berathungen des Ministerraths Antheil nahm, und öffentlich als die Geliebte des Königs erschien, so ist es klar, daß Herrschsucht, Eitelkeit und Habgier die Grundlagen ihrer Beziehungen zu Ludwig XIV. waren. Diese Leidenschaften sind nicht geeignet einen Schleier der Verzeihung über ihre geschlechtlichen Schwächen zu decken.

§4. Ludwig XIV. bis zum spanischen Erbfolgekrieg (1685—1701).

Die Despoten betrachten immer Meinungsverschiedenheiten mit Widerwillen. Sie möchten am liebsten nur eine Meinung, die ihrige, dulden. Ludwig XIV. trieb den Haß gegen alle anderen Meinungen, als die seinige weiter, als irgend ein Herrscher seiner Zeit. Selbst die kleinen Streitigkeiten, welche Jesuiten und Jansenisten im Schooße der katholischen Kirche mit einander führten, behandelte er als eine wichtige Staats-Angelegenheit. Er nahm Partei für die Jesuiten und verfolgte mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit deren Gegner.

Weit verhaßter, als die Jansenisten waren ihm aber die Protestanten. Zwar hatten diese längst aufgehört eine politische Bedeutung zu haben. Ihre Reihen waren seit dem Edicte von Nantes durch den Druck, welchen die Machthaber in Kirche und Staat im Stillen ausübten, so sehr gelichtet worden, daß sie längst nicht mehr dem Throne gefährlich waren. Seit Ludwig XIV. die Zügel der Regierung ergriffen, hatte er durch Versprechungen und Drohungen, durch Missionen und andere Zwangsanstalten unausgesetzt gesucht, die Hugenotten in die katholische Zwangsjacke zu bringen. Tausende waren dadurch, wenn nicht für den katholischen Glauben, so doch für das katholische Bekenntniß gewonnen worden. Wer keine Ueberzeugung hatte, ließ sich leicht die katholische aufdringen, wer die Ehren des Hofes und die Gunst des Königs höher achtete, als seinen Glauben, schloß gern einen Handel ab, den er für vortheilhaft hielt. Die Heuchler machten die besten Geschäfte. Die Religion Ludwig's XIV. breitete sich in demselben Maße aus, als Ueberzeugungstreue, Selbstgefühl und Menschenwürde untergraben wurden. Nachdem der käufliche Theil der Hugenotten von den katholischen Proselytenmachern gewonnen worden war, blieb noch immer ein Häuflein zurück, welches, wenn nicht durch die Zahl, so doch durch seinen sittlichen Werth Bedeutung hatte, und welches den Verfolgungen der fanatischen Katholiken zwar nicht Widerstand, allein eine ausdauernde Geduld entgegen setzte. In der Normandie und in der Bretagne waren nur wenige Protestanten da und dort zerstreut. Doch im Süden der Loire, in der Gegend von Niort, Chateauroux und Poitiers waren sie zahlreich. Im Süden der Dordogne, in Perigueux, Rhodes, Montauban, Alby, Privas Sainte-Affrique, den alten Sitzen der Albigenser bildeten sie die Mehrzahl der Bevölkerung. In den Cevennen hatte sich nicht bloß die protestantische Religion, sondern auch der kriegerische Geist und das Streben nach Unabhängigkeit erhalten. In Bearn, in den Flußgebieten der Drome, der Ardeche und der Rhone, zu Grenoble, Vienne, bis in die Nähe der päpstlichen Stadt Avignon und bis nach Lyon waren die Hugenotten zahlreich. Ihre Gesammtzahl in Frankreich wurde auf 11—1200,000 angegeben. Sie war aber wahrscheinlich weit höher.

Sie gehörten zu den arbeitsamsten, fleißigsten und rechtschaffensten Bewohnern des Landes. Sie lebten nicht, wie so viele Andere, vom Marke des Volkes. Die Ungunst des Königs hatte sie längere Zeit von allen einträglichen und einflußreichen Aemtern fern gehalten. Sie betrieben mit um so größerm Eifer Ackerbau, Gewerbe und Handel. Viele, welche den seit dem Beginne der Selbstregierung Ludwig's XIV. über die Protestanten

verhängten Druck nicht ertragen konnten, waren ausgewandert und führten vom Auslande her einen Krieg mit Schriften gegen die Vergötterer des Despoten und diesen selbst. Vergebens hatte Ludwig gesucht, die Niederländer dafür verantwortlich zu machen. Im Frieden zu Nimwegen hatte er seinen Grimm verschlucken müssen. Doch verhältnißmäßig hatten nur wenige Hugenotten sich der Herrschaft des Despoten entziehen können. Die große Masse derselben war trotz allen über sie verhängten Verfolgungen in Frankreich geblieben. Sie sollte empfinden, was Ludwig, seine Maitresse und sein Beichtvater unter Religion, Ehre Gottes und anderen ähnlichen Redensarten verstanden.

Bevor Ludwig XIV. den letzten Schritt that, welcher, wie er vermeinte, die Ausrottung der Protestanten zur Folge haben sollte, war dieser Glaubenstheil auf ausdrücklichen Befehl oder auf geheime Anregung des Königs furchtbar mißhandelt worden. Tückische Beamte hatten im Bunde mit heuchlerischen Pfaffen wiederholt protestantischen Wittwen ihre Kinder entrissen, und diese in der katholischen Religion erzogen. Seit dem Jahre 1671 wurde die Unterdrückung der Protestanten systematisch betrieben. Eine Bekehrungskasse, welche der König stiftete, lieferte die erforderlichen Mittel zur Bezahlung aller Derjenigen, denen ihre Religion ein Handels-Artikel war. Die Katholiken nahmen keinen Anstoß daran, daß sie auf diese Weise nur feile Menschen gewannen. Denn von allen Mitteln, deren sie sich bedienten, um die Zahl ihrer Glaubensgenossen zu vermehren, war der Kauf das am wenigsten tadelnswerthe. Da sie übrigens die Erfahrung machten, daß die gekauften Seelen sich nicht auszeichneten durch ihre Glaubensfestigkeit, setzte der König die strengsten Strafen auf die Rückkehr zur protestantischen Kirche. Den Katholiken wurde der Uebertritt zu derselben bei Todesstrafe untersagt. Selbst die Hebammen wurden in die Dienste des Papstthums genommen, indem ihnen befohlen wurde, den Kindern protestantischer Eltern die katholische Taufe geben zu lassen. Mehreren hundert protestantischen Orten wurde nach und nach die Erlaubniß entzogen, Gottesdienst zu halten. Wo die Protestanten diesen Bedrückungen des vereinigten Pfaffenthums und Königthums Widerstand entgegen setzten, wurde dieser mit furchtbarer Grausamkeit niedergeschlagen.

Den Anfang zur Anwendung militärischer Gewalt in größerm Maßstabe machte im Jahre 1684 der General Foucauld, welcher die ihm zum Kriege gegen Spanien verliehene Kriegsmacht zur Ausrottung der protestantischen Religion in Bearn verwandte, und dafür von Louvois und dem Könige sehr belobt wurde. Er heftete dem französischen Reiche den Schandfleck auf, der unter dem Namen der Dragonaden eine immer größere Ausdehnung gewann. Die Dragoner zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und mißhandelten die unglücklichen Protestanten so lange, bis sie das katholische Glaubensbekenntniß unterschrieben, welchem sie dann bei Todesstrafe nicht mehr den Rücken kehren durften.

Nach diesen Vorbereitungen stieß Ludwig das Edict von Nantes*), dieses Staatsgrundgesetz, welches fast ein Jahrhundert hindurch die gegenseitigen Verhältnisse der beiden Glaubensparteien festgestellt hatte, vollständig um. Allerdings hatte Richelieu schon denjenigen Theil desselben, der sich auf die Sicherheitsplätze bezog, vernichtet. Jetzt sollte die sehr zweifelhafte Duldung, welche die Protestanten in Frankreich gehabt hatten, aufgehoben, und die bis dahin geübte Verfolgung und Unterdrückung in gewaltsame Ausrottung verwandelt werden.

Das Dekret vom 22. Oktober 1685 beginnt mit der Erklärung: „Da die vielen Bemühungen des Königs, die Abtrünnigen wieder zur Kirche zurück zu führen, einen so guten Erfolg gehabt hätten, daß der beste und größte Theil seiner Unterthanen bereits zur Kirche zurückgekehrt, so sei die Ausführung des Edictes von Nantes und alles dessen, was früher zu Gunsten der reformirten Religion verordnet worden, unnöthig. Der König

*) S. Buch VII. S. 456, 460.

befahl, alle Tempel der sogenannten Reformirten zu zerstören, er verbot den Protestanten bei Verlustes des Lebens und des Vermögens sich zu gottesdienstlichen Zwecken zu versammeln. Alle protestantischen Geistlichen, die nicht katholisch werden wollten, sollten innerhalb 14 Tagen das Land verlassen, dagegen versprach der Despot denjenigen, die sich bekehren würden, Gehalte, Pensionen und mannigfaltige sonstige Vergünstigungen. Die protestantischen Schulen wurden geschlossen. Die neugeborenen Kinder protestantischer Eltern sollten von den katholischen Pfarrern getauft werden. Die Eltern, welche unterließen, ihre Kinder zur Taufe abzugeben, verfielen einer Strafe von 500 Franken. Der Despot glaubte so sicher, durch diese Mittel die Protestanten in die katholische Zwangsjacke hineintreiben zu können, daß er denselben verbot auszuwandern, oder ihre Güter nach dem Auslande zu verbringen. Sie sollten im Lande bleiben und zu dem schweren Joche des weltlichen Despotismus auch noch dasjenige des geistlichen auf sich nehmen.

Es ist sehr abgeschmackt, wenn katholische Schriftsteller diese empörenden Maßregeln des französischen Despoten durch die Rücksicht auf die Einheit des Glaubens vertheidigen wollen. Der Glaube kann durch derartige Mittel nur untergraben werden. Nicht einmal jene Einheit der religiösen Grimasse, Heuchelei und Unterwürfigkeit, welche die Inquisition in Spanien, Portugal und Italien eingeführt hatte, konnte Ludwig XIV. in Frankreich begründen, so viele Menschen er auch am Altare seines katholischen Moloch opferte, so viele Familien er auch um Hab und Gut und zur Verzweiflung brachte. Ein Schrei gerechter Entrüstung drang aus Frankreich und zog durch ganz Europa. Er fand einen kräftigen Wiederhall namentlich in England, welches unter seinem fanatischen Könige Jakob II. in Gefahr stand, ähnlichen „gottseligen" Maßregeln unterworfen zu werden, wie sie Ludwig XIV. über Frankreich verhängte. Der Sturz des Jesuiten-Zöglings jenseits des Kanals war eine der unmittelbarsten Folgen der religiösen Verfolgungssucht seines französischen Freundes und Gesinnungsgenossen.

Troß dem königlichen Verbote flüchteten sich über 400,000 Protestanten in das Ausland. Sie entzogen Frankreich ansehnliche Kräfte an Menschen, Kapital und Betriebsamkeit, welche sie den freieren Nachbarstaaten zuführten. Ludwig XIV. zog zwar siebenzehn Millionen Livres von dem Vermögen der Hugenotten ein. Allein er konnte nicht verhindern, daß zehnfach größere Summen zum Lande hinaus gebracht, oder zu Grunde gerichtet wurden. Die Vermögens-Einziehungen waren mit furchtbaren Zerstörungen verbunden, welche der Staatsschatz bitter empfinden mußte. Die flüchtigen Protestanten wurden mit äußerster Strenge verfolgt und beschäftigten viele Jahre lang einen großen Theil der französischen Polizei. Der Despot bereitete durch alle Grausamkeiten, die er über die Calvinisten verhängte, einen Bürgerkrieg vor, welcher seinem Lande tiefe Wunden schlug, rüttelte alle Protestanten Europa's aus ihrer Schlaffheit auf, und machte sie bereit, die erste Gelegenheit zu einem Kampfe gegen den Bedrücker ihrer Glaubensgenossen mit Nachdruck zu ergreifen. Nur zu bald brach ein neuer Krieg aus, welcher allen betheiligten Staaten, zumal aber dem unglücklichen Frankreich furchtbare Leiden bereitete.

Ludwig XIV. besaß die Macht, die in Frankreich wohnenden Protestanten auf Tod und Leben zu verfolgen. Allein er konnte nicht verhüten, daß, indem er die ewigen und unveräußerlichen Rechte derselben auf ihren Glauben, ihr Eigenthum und ihre persönliche Freiheit mit Füßen trat, der Glaube der Katholiken, den er befördern, das Eigenthum der Kirche, das er schützen, und die Rechte des Königthums und des Adels, welche er unangetastet erhalten wollte, auf's heftigste angegriffen wurden. Ohne es zu wissen, legte er den Grund zu der französischen Revolution, welche seinem zweiten Nachfolger den Kopf kostete, und zu Kämpfen, welche ihm selbst und seinem ersten Nachfolger die größten Gefahren brachten.

Andere Könige hatten auf Anregung der Päpste und in blinder Fügsamkeit unter deren Befehle blutige Verfolgungen über die Protestanten verhängt. Doch Ludwig XIV. zeigte im Laufe seines ganzen Lebens sehr wenig Achtung vor den Päpsten. Seine Herrschsucht war weit größer, als sein Glaubens-Fanatismus. Nachdem er Alexander VII. gedemüthigt hatte, fing er mit Innocenz XI. einen Streit über die Vergebung der Kirchenpfründen an, in welchem das katholische Kirchenrecht ihm keineswegs zur Seite stand. Im Laufe desselben ließ er von Bossüet die folgenden vier Artikel aufsetzen, welche die Grundlage des sogenannten gallicanischen Kirchenrechts bilden sollten: 1) der Papst hat die Gewalt über alle geistlichen, nicht aber über die bürgerlichen Dinge. In diesen letzteren sind Könige und Fürsten ihnen nicht unterworfen. 2) In geistlichen Angelegenheiten steht ein allgemeines Concil über dem Papst. 3) Der Papst ist an das Kirchenrecht gebunden. 4) In Glaubensfragen ist das Urtheil des Papstes nur insofern unabänderlich, als die Kirche ihm beistimmt.

Der Papst betrachtete diese Beschlüsse als einen Eingriff in seine Rechte. Der König brachte aber eine Versammlung seiner Bischöfe dahin, dieselben anzuerkennen. Seine Parlamente mußten sie einregistriren und vollziehen, und Innocenz wagte es nicht, von Bann und Interdict gegen einen so mächtigen König, wie Ludwig XIV. war, Gebrauch zu machen. Als aber später (1687) bei Gelegenheit eines Streites über das mit der Wohnung des Gesandten verbundene Asylrecht, die sogenannte Quartierfreiheit, der Papst den französischen Botschafter zu Rom, Lavardin, excommunicirte, setzte der König diesem päpstlichen Beschlusse eine Verfügung seines Parlaments entgegen, welche denselben für nichtig erklärte. Er schickte Truppen in das päpstliche Fürstenthum Avignon, und erst unter Innocenz XII. söhnte er sich wieder mit dem Papste aus.

Im Laufe des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts verfuhr kein katholischer König so rauh mit dem Papste, als Ludwig. Er zeigte dadurch deutlich, daß Verehrung für den päpstlichen Stuhl und Unterwürfigkeit unter dessen Beschlüsse ihm nicht eigen, daß vielmehr Herrschsucht und Eitelkeit die Leidenschaften waren, unter deren Einflusse er stand.

Wie in seinen Streitigkeiten mit dem Papste, so nahm Ludwig XIV. auch Deutschland und Spanien gegenüber den Schein an, als wolle er die Rechte Frankreichs gegen fremde Uebergriffe schützen. Durch Lüge und Verstellung bereitete er seine Pläne vor. Durch Gewaltthat und Härte führte er sie aus.

Kaum hatte er den Frieden von Nimwegen geschlossen, und die Koalition getrennt, welche ihm furchtbar geworden war, so dachte er schon wieder auf neue Eroberungen Seinen ersten Krieg hatte er unmittelbar gegen Spanien, seinen zweiten gegen die Niederlande gerichtet. Der dritte galt zunächst dem deutschen Reiche, unserm durch Fürsten und Pfaffen mißhandelten und gelähmten Vaterlande. Seine Operationen begann der französische Despot damit, daß er unter dem Titel von Reunions-Kammern Behörden, die keinen Schein von Selbstständigkeit besaßen, niedersetzte und durch diese beschließen ließ, eine ganze Reihe von Landstrichen und Städten, welche im unbestrittenen Besitze des Reiches oder der spanischen Niederlande waren, seien Zubehörungen der vor nahezu anderthalb Jahrhunderten an Frankreich abgetretenen Bisthümer Metz, Toul und Verdün. Die Reunions-Kammer von Metz sprach nicht weniger, als achtzig im Auslande belegene Lehen Frankreich zu. Die Kammer von Breisach ging in ihrer Frechheit so weit, die im westphälischen Frieden dem deutschen Reiche ausdrücklich vorbehaltenen zehn elsässischen Reichsstädte für Zubehörungen Frankreichs zu erklären. Das Parlament von Besançon verfügte über Mümpelgard, das unter dem Herzoge von Würtemberg stand. Dem Könige von Schweden ließ Ludwig XIV. das Herzogthum Zweibrücken, dem Könige von Spanien mehrere Fürstenthümer und Städte absprechen.

Die angegriffenen Fürsten waren schwach genug, sich durch die französische Gerichts-Komödie abhalten zu lassen, sofort zu den Waffen zu greifen. Ludwig nahm die ihm von feilen Dienern zuerkannten Städte und Landstriche mit Heeresmacht in Besitz. Mit Hülfe des verrätherischen Bischofs Franz Egon von Fürstenberg und eines erkauften Stadtrathes gewann der französische Despot (1681) Straßburg. Die übrigen Reichsstädte des Elsasses hatte er schon früher (1673) in Besitz genommen.

Durch dieses Verfahren sprach Ludwig XIV. nicht bloß den Fürsten, die er beraubte den Völkern, die er theilweise unterjochte und den Verträgen, die er brach, sondern dem ganzen Völkerrechte, allen Gewohnheiten und anerkannten Grundsätzen des Völkerverkehrs den frechsten Hohn. Wenn ein übermüthiger Despot mitten im Frieden auf Raub im Großen ausgeht, so ist dieses schlimm genug. Wenn er aber seine Gewaltthat in das Gewand des Rechtes zu hüllen sucht, so fügt er zu dem ersten ein zweites Unrecht hinzu. Doch bei Ludwig XIV. gingen immer Herrschsucht und Falschheit, Eitelkeit und Heuchelei Hand in Hand. Deßwegen ist er, wenn man ihn des falschen Flitters, den er an sich zu hängen pflegte, entkleidet, eine der widerlichsten Gestalten der ganzen neueren Geschichte.

Eine Zeit lang trieb Ludwig XIV. seine Räubereien, mit welchen sich nothwendig die haarsträubendsten Grausamkeiten verbanden, da nur Schurken sich von ihm als gefügige Werkzeuge gebrauchen ließen, mit überraschendem Erfolge.

Die Generalstaaten, welche allein die Mittel zu einem kräftigen Widerstande gegen Ludwig besaßen, verfielen wieder in dieselbe Halbheit, deren sie sich bei dem ersten, gegen Spanien gerichteten Eroberungszuge des französischen Despoten schuldig gemacht hatten. Statt diesem gefährlichsten Feinde der gesammten europäischen Völkerfamilie mit Nachdruck entgegen zu treten, brachten sie (1684) einen Vertrag zu Stande, durch welchen die Spanier die ihnen entrissenen Landstriche auf zwanzig Jahre förmlich abtraten. Zu einem ganz ähnlichen Abkommen bequemte sich das deutsche Reich. Ohne Schwertstreich überließ es, gleichfalls auf zwanzig Jahre, alle bis zum 1. August 1681 von Deutschland losgerissenen Gebiete, darunter namentlich Straßburg und die Kehler Schanze an Frankreich.

Die natürliche Folge der feigen Nachgiebigkeit der Spanier und Deutschen war, daß Ludwig XIV. nur noch beutelustiger wurde. Der Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz (1685) bot dem Könige der Franzosen erwünschte Gelegenheit zu neuen Uebergriffen. Die Schwester des letzten Kurfürsten aus dem Hause Simmern, Elisabeth Charlotte war mit Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzoge Philipp von Orleans vermählt. In dessen Namen machte der französische Despot die übertriebensten Ansprüche an Deutschland. Er verlangte den ganzen Allodial-Nachlaß des Kurfürsten Karl, d. h. alle Theile der Pfalz, welche nicht Reichslehen waren. Während er darüber noch unterhandelte, nahm er dem deutschen Orden alle seine Besitzungen in Lothringen, Elsaß und Franche-Comté ab, erbaute er auf einer theilweise dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Rhein-Insel das Fort Louis bei Hüningen und sicherte er sich durch eine Brücke, die er von da schlug, den Uebergang über den Rhein nach Deutschland.

An Unterhandlungen ließen es die deutschen Fürsten nicht fehlen. Verträge wurden zahlreich abgeschlossen. Allein Jahre vergingen, bevor aus denselben eine nennenswerthe That hervorging. Auf Anregung des Statthalters von Holland, des Prinzen Wilhelm von Oranien kam im Juli 1686 der sogenannte große Augsburger Bund zu Stande, an welchem der Kaiser für das Reich und die habsburgischen Länder, der König von Spanien für den burgundischen Kreis (Belgien), der König von Schweden für seine deutschen Besitzungen, der Kurfürst von Baiern und andere deutsche Fürsten Theil nahmen. Ludwig fürchtete alle diese Machthaber sehr wenig. Er ließ (1688) die Pfalz besetzen, erklärte

Deutschland den Krieg und begann den Kampf mit den empörendsten, alles Kriegsrecht und allen Kriegsgebrauch verhöhnenden Grausamkeiten. Heidelberg und dessen Umgegend mußten zuerst erfahren, daß der gerühmte und gepriesene Ludwig XIV. ein ärgerer Wüthrich war, als Attila. Denn die Franzosen verfuhren nicht in der Aufwallung gereizter Leidenschaft, sondern planmäßig, mit der kalten Berechnung systematischer Mordbrenner. Mannheim, Speier, Worms und der ganze Landstrich bis nach Trier hatten dasselbe Schicksal (1689).

Solcher unerhörter Schandthaten bedurfte es, um das elende deutsche Reich aus seinem todesähnlichen Schlummer zu erwecken. Mittlerweile war Jakob II. aus England vertrieben und Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron erhoben worden. Dieser war der einzige Mann in Europa, welcher im Stande war, dem französischen Despoten die Spitze zu bieten. Er brachte die große Allianz fast aller Staaten Europa's gegen Ludwig XIV. zu Stande, indem er zuerst (22. Mai 1689) Namens der Generalstaaten mit dem Kaiser einen Vertrag abschloß, welchem später (20. December 1689) auf sein Betreiben England und (6. Juni 1690) Spanien beitraten. Die Verbündeten sagten sich gegenseitig zu, das Schwert nicht einzustecken, bevor die durch den westphälischen und den pyrenäischen Frieden begründeten Zustände wieder hergestellt sein würden. Der Herzog von Lothringen sollte vollständige Genugthuung erhalten. In einem besonderen Artikel sicherten die Verbündeten dem deutschen Hause Oesterreich die Nachfolge in Spanien zu. Dänemark versprach den Engländern Hülfstruppen (15. August 1689). Savoyen schloß einen Bundesvertrag mit Spanien und dem Kaiser ab (Juni 1690). Nach und nach traten die meisten deutschen Fürsten der großen Allianz bei.

Der Krieg verbreitete sich über Deutschland, die Niederlande, Italien und bis nach Irland. Unweit Drogheda am Boyne-Flusse schlug Wilhelm III. die aufständischen Irländer und die mit ihnen vereinigten Franzosen auf's Haupt (11. Juli 1690). In den Niederlanden verloren dagegen die Verbündeten mehrere Schlachten: am 1. Juli 1690 bei Fleurus, am 18. September 1691 bei Leuse in der Nähe von Tournay, am 5. Juni 1692 bei Steenkirken, am 29. Juli 1693 bei Neerwinden. In Italien erfocht der Marschall Catinat Siege bei Staffarda (18. August 1690) und (4. Oktober 1693) bei Marsaglia. Dagegen wurde die französische Flotte bei La Hogue (29. Mai 1692) so entschieden geschlagen, daß Frankreich lange Zeit zu einer Seemacht zweiten Ranges herabsank und nie wieder der englischen die Spitze bieten konnte. Nachdem der Marschall von Luxemburg gestorben und Catinat aus Italien abberufen war, wandte sich auch zu Lande das Kriegsglück. Der Markgraf Ludwig von Baden hatte die Franzosen schon vorher (Anfangs 1694), als sie sein Lager bei Heilbronn angriffen, mit großem Verluste zurückgeschlagen. Er folgte ihnen im April dieses Jahres über den Rhein. In den Niederlanden nahm Wilhelm III. die Stadt Namur (1695). An der deutschen Grenze wurde der Krieg ohne bedeutende Wechselfälle theils auf dem rechten, theils auf dem linken Rheinufer geführt (1694—1696).

Frankreich war des Krieges überdrüssig. Es fing an, die ersten Folgen des Widerrufs des Edictes von Nantes zu empfinden. Mehrere Regimenter protestantischer Franzosen leisteten den Verbündeten treffliche Dienste im Kriege gegen den grausamen Despoten, aus dessen Gebiete sie nur mit Mühe und unter großen Gefahren hatten entfliehen können. Nicht minder scharf, als die Schwerter der vertriebenen Krieger trafen ihn die Pfeile, welche die verscheuchten Schriftsteller vom Auslande her auf ihn richteten. Die Finanzen des Reiches, zu welchen die geplünderten Protestanten nur wenig beitragen konnten, kamen mehr und mehr in Verwirrung. Der Abgabendruck hatte seinen Höhepunkt erreicht. Wäre der Krieg noch einige Zeit mit Kraft fortgesetzt worden, so hätten die

Digitized by Google

Verbündeten wahrscheinlich dem übermüthigen Ludwig die Friedensbedingungen vorschreiben können. Doch dieses mal, wie zuvor in Nimwegen, gelang es den französischen Diplomaten, die Koalition zu trennen. Zuerst (1696) schloß der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen Frieden mit Frankreich. Bald darauf ließ sich auch Wilhelm III. auf Unterhandlungen ein. Diese führten (20. September 1697) in Ryswick zu einem Friedensvertrage, welchen Holland, England und Spanien mit Frankreich abschlossen. Das deutsche Reich mußte dann (30. Oktober 1697) die Bedingungen annehmen, welche Wilhelm III. für dasselbe erwirkt hatte. Es war eben so langsam, schwerfällig und ungeschickt in der Unterhandlung, als im Kriege.

Savoyen gewann, indem es alle jemals früher abgetretenen Plätze von Frankreich zurückerhielt, England, insofern Ludwig Wilhelm III. als König anerkannte, die Generalstaaten, indem er ihnen verschiedene Handelsvortheile einräumen mußte. Diese beiden letzteren Staaten hatten überdieß das Bewußtsein, die französische Seemacht auf längere Zeit hinaus zu Grunde gerichtet zu haben. Spanien und unser von seinen Fürsten schlecht vertretenes Vaterland mußten sich harte Bedingungen gefallen lassen. Zwar konnte Ludwig XIV. nicht seinen ganzen Raub behaupten. Doch blieben ihm zweiundachtzig Dörfer und Städte, welche er den Spaniern in den Niederlanden, und sämmtliche Eroberungen, die er auf Kosten Deutschlands im Elsaß gemacht hatte. Straßburg wurde ausdrücklich an Frankreich abgetreten. Freiburg, Breisach, Philippsburg und Kehl fielen an das deutsche Reich, Zweibrücken an Schweden, Mümpelgard an den Herzog von Würtemberg zurück. Der Streit wegen der Ansprüche der Herzogin von Orleans auf die Pfalz wurde vor Schiedsrichter verwiesen und später durch eine Geldsumme ausgeglichen, welche das mißhandelte Land bezahlen mußte. Der deutsche Kaiser war niederträchtig genug, eine Klausel in den Friedensvertrag aufnehmen zu lassen, der zufolge das Kirchenwesen in dem von den Franzosen neu eingeführten Stande, d. h. der gewaltsamen Unterdrückung der Protestanten verbleiben sollte. Zwar bestätigte das deutsche Reich den Frieden nur mit dem Anhange, daß die Katholiken von dieser zum Nachtheile der Protestanten aufgenommenen Klausel keinen Gebrauch machen würden, vielmehr die Bestimmungen des westphälischen Friedens maßgebend sein sollten; dessen ungeachtet bereitete dieselbe der unglücklichen Pfalz später die bittersten Leiden. Denn Pfaffen und Pfaffenknechte halten bekanntlich nie Wort. Unter dem Vorwande des Himmels machen sie, so weit sie es vermögen, den armen Menschen, welche von ihnen abhängig sind, die Erde zur Hölle.

Ludwig XIV. hatte durch die Künste der Diplomatie zu Ryswick einen verhältnißmäßig sehr günstigen Frieden erlangt. Allein das Uebergewicht, welches er bis dahin in den Angelegenheiten Europa's behauptet, hatte doch sehr abgenommen. In Wilhelm III. war ihm ein Mann entgegengetreten, welcher ihm auf allen Gebieten, auf demjenigen der Staatskunst nicht minder als des Krieges persönlich mehr, als gewachsen war. Die Macht, über welche der König von England und Statthalter von Holland gebot, war derjenigen Ludwigs zur See überlegen und insofern, als sie durch ihre Geldmittel leicht ganz Deutschland in Bewegung setzen konnte, zu Lande wenigstens gleich. Der Ryswicker Frieden war für Ludwig XIV. mit Demüthigungen und Opfern verbunden, zu denen er sich in früheren Zeiten schwerlich verstanden hätte. Die Schwäche des Alters trat mehr und mehr nicht blos in der Person des Königs, sondern auch in allen Handlungen seiner Regierung zu Tage. Die Unzufriedenheit des Volkes hatte einen Höhepunkt erreicht, welcher das Schlimmste befürchten ließ. Die Zeit der blinden Verehrung des Königs war vorübergegangen. Der Unmuth des Volkes trat in so unverkennbaren Zügen zu Tage, daß Ludwig es nicht wagte, ihm neue Nahrung zu geben. Die Abgaben gingen sehr spärlich

ein. In mehreren Provinzen waren sie zehn Monate rückständig, und die Intendanten berichteten, wenn der Krieg fortdaure, seien Volksaufstände unvermeidlich.

Eine der Formen, in welchen die Opposition sich geltend machte, war die Satyre. Frankreich wurde überschwemmt von Gedichten, welche die herrschenden Mißbräuche geißelten. Diese wurden nicht blos von Außen hereingeworfen, sie entstanden in Frankreich, in der Hauptstadt selbst, und die Polizei vermochte es nicht, sie zu unterdrücken. Die Mannigfaltigkeit und Kühnheit derselben legte Zeugniß davon ab, daß nicht einige wenige verkommene Poeten, sondern zahlreiche und hoch begabte Männer dabei betheiligt waren. Der Heißhunger, mit welchem das Volk sie verschlang, bewies, daß sie dessen geheime Gedanken und Gefühle aussprachen. Ich theile hier einige Beispiele mit. Eines der beliebtesten dieser Gedichte war das an Ludwig XIV. gerichtete Vaterunser. Es lautete wie folgt:

„Unser Vater, der du bist in Marly, dein Name ist nicht mehr geheiligt, dein Reich geht zu Ende, dein Wille geschieht nicht mehr, weder zu Land, noch zur See; vergieb uns unsere Schuld, wie du vergiebst deinen großen Generalen; führe uns nicht in Feindschaft, sondern erlöse uns von unseren Uebeln. Amen."

Noch bitterer waren folgende Verse, welche Ludwig auf seinem Kabinetstische fand:

„Wer Kriege führt, doch selbst nie ficht,
Durch Hunger tödtet die Nation,
Ist Mazarin's, des Pfaffen Sohn,
Des vierten Heinrichs Enkel nicht." *)

Am Tage, nachdem der König eine Untersuchung gegen den Verfasser dieser Zeilen angeordnet hatte, starrten ihm auf seinem Schreibtische die Worte entgegen:

„Du suchst was du nicht finden wirst."

In der That wurde der kühne Mann nicht entdeckt, welcher dem übermüthigen Despoten so schroff entgegen zu treten wagte. Nur ein vertrauter Diener konnte möglicherweise zweimal mit solchen Worten in das Kabinet des Königs dringen. Ludwig XIV. mußte seinen Grimm verschlucken. Er war nicht unumschränkter Herr weder in Europa, in Frankreich, noch selbst in seinem eigenen Kabinette. Er konnte weder sich, noch seine nächsten Umgebungen vor den bittersten Angriffen schützen. Ein anderes, gegen Ludwig und dessen Beichtvater, den Jesuiten Lachaise gerichtetes Gedicht deutet sehr bestimmt an, daß der Glaube an den von den Pfaffen gelehrten Unsinn damals schon zu wanken begann. Hier ist es:

„In seinem Garten sitzt
Lachaise Jahr aus, Jahr ein;
In seinem Glase blitzt
Der allerbeste Wein.
Allein der arme Louis
Muß glauben an's Paradies."

Die Satyre war das Gewand, in welches sich die Opposition hüllte, da ihr nicht vergönnt war, offen aufzutreten. In unseren Tagen, da die Despoten den Völkern nicht minder frechen Hohn bieten, und da der Opposition in Frankreich wenigstens die Flügel nicht minder fest gebunden sind, als vor anderthalb Jahrhunderten, ist von dieser so wirksamen Waffe nur wenig Gebrauch gemacht worden.

Vergebens bemühte sich der unter dem Einflusse der Regierung stehende galante

*) Die französischen Worte lauten, wie folgt:

Faire la guerre sans combattre,
Faire mourir son peuple de faim,
C'est être fils de Mazarin,
Et non pas petit-fils d'Henri quatre.

Mercur, den aufregenden Gedichten, welche von Hand zu Hand gingen, andere im Sinne des Königs geschriebene entgegen zu setzen. Diese waren matt und schlaff und ermüdeten, ohne die Gemüther zu beruhigen. Das Gold Ludwig's XIV. vermochte auf dem Gebiete der Poesie nichts auszurichten gegen die schöpferische Kraft des Volkes.

Die Periode des Glanzes Ludwig's XIV. war vergangen. Ein König, welcher sich in die Gemächer seiner Maitresse zurückzieht und seine Minister und Generale nöthigt, nach deren Einflüsterungen ihre Anträge und Maßregeln zu gestalten, drückt seiner Regierung selbst den Stempel der Erbärmlichkeit auf. Je mehr sich die alte Maintenon den Schein blinder Unterwürfigkeit gab, desto sicherer beherrschte sie den König. Männer von Selbstgefühl und innerem Werthe gaben sich nicht dazu her, den Launen eines bösartigen alten Weibes zu dienen. Die Minister, welche die ersten Zeiten Ludwig's XIV. verherrlicht hatten, starben nach und nach. Colbert war schon vor dem Widerrufe des Edictes von Nantes (1683) mit Tode abgegangen. Die Härte, mit welcher er die Abgaben eingetrieben, hatte das Volk so sehr gegen ihn erbittert, daß es sogar an dessen Leichenzuge seinen lange unterdrückten Groll ausließ. Colbert war ein zu gefügiger Fürstenknecht, als daß er wohlthätig hätte wirken können. Er pflanzte nur, um für den König zu ernten. Er hob den Handel und die Fabriken auf Kosten des Ackerbau's, und die Kriege, in welche Ludwig's XIV. Eroberungssucht das Land stürzte, zerstörten schnell wieder die schwachen Schöpfungen des Ministers. Das Verdienst, einem verschwenderischen Fürsten die Mittel herbeizuschaffen, mit welchen derselbe seinen Leidenschaften zum Verderben des Volkes fröhnen kann, schlage ich nicht hoch an. Es war das einzige, dessen sich Colbert rühmen konnte. Seine Nachfolger besaßen zwar dieselbe Gefügigkeit, wie Colbert, doch nicht dessen Talente. Sie erhöhten noch die Abgabenlast des Volkes. Sie besteuerten, was nur irgend sich greifen ließ, sogar die nothwendigsten Lebensmittel, namentlich das Salz. Sie verkauften die Adels-Diplome für klingende Münze, und schufen dadurch einen Geldadel, welcher noch schlimmer war, als die Aristokratie der Geburt.

Colbert's Sohn, der Marquis von Seignelay, welcher dem Marine-Ministerium mit seltener Kraft vorgestanden war, starb während des Krieges. Sein Tod bereitete die Niederlage von La Hogue vor. Kurz nach ihm starb Louvois, dieser eben so grausame als talentvolle Kriegsminister Ludwig's XIV. Keiner seiner Nachfolger verstand es, wie Louvois, Heere zu organisiren, tüchtige Feldherren an deren Spitze zu stellen, und Feldzugspläne zu entwerfen. Ludwig glaubte zwar, in ihm concentrire sich der ganze Geist und die volle Thatkraft der französischen Nation. Allein er mußte nur zu bald erfahren, daß er sich täuschte, nachdem seine fähigsten Minister und Generale gestorben waren. Er verstand es nicht, ihnen würdige Nachfolger zu ernennen. Auf dieses Unvermögen des Königs lassen sich die meisten Niederlagen zurückführen, welche die Franzosen seit dem letzten Jahrzehnte des siebenzehnten Jahrhunderts erlitten.

Das Elend, welches auf Frankreich lastete, bildete einen furchtbaren Gegensatz zu den glänzenden Verschwendungen des Hofes. Ganze Dörfer wurden während des Krieges von ihren Bewohnern verlassen, welche in den Städten Schutz gegen die Plünderungen der durchziehenden Heere, Erwerbsquellen und Nahrungsmittel suchten. In Paris standen lange Reihen von Palästen leer. Die Luxus-Artikel, welche früher so gesucht worden waren, fanden keine Abnehmer mehr. Alle Handelsstädte des Reiches litten in ähnlicher Weise. Nur in den Kriegshäfen: in Toulon, St. Malo und anderen war Leben und Bewegung, um den Feinden Tod und Verderben zu bringen.

Der Frieden von Ryswick heilte zwar manche Wunden, doch die tiefsten blieben offen und klaffend. Die Heere wurden nur theilweise entlassen. Ludwig bereitete sich auf einen

neuen Krieg vor, den der Tod des Königs von Spanien, des kränklichen Karl's II. jeden Tag zum Ausbruch bringen konnte. Denn es galt, dessen Krone für das Haus der Bourbonen zu gewinnen.

§ 5. Ludwig's XIV. letzte Zeit (1701—1715).

Fünfzehn Jahre waren verflossen, seit Ludwig XIV. durch den Widerruf des Edictes von Nantes den Protestanten seines Reiches einen Krieg auf Tod und Leben erklärt hatte. Die mißhandelten Hugenotten betrachteten jenen Staatsstreich nicht blos als eine empörende Verletzung ihrer ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, sondern auch als einen Bruch eines für alle Zeiten gegebenen königlichen Versprechens, eines unwiderruflichen Vertrags zwischen zwei Glaubensparteien, welcher durch den Eid, durch Zeitablauf und durch die bestimmten Erklärungen Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. selbst (1643 und 1652) zu einem unverletzlichen Staatsgrundgesetz erhoben worden war. Dessenungeachtet hatten die unglücklichen Reformirten den über sie verhängten Verfolgungen nirgends einen organisirten Widerstand entgegen gesetzt, sei es, daß sie auf bessere Zeiten hofften, oder aber daß ihnen der Muth fehlte, mit der noch ungebrochenen Macht des gefürchteten Königs in die Schranken zu treten. Schwerlich würden sie die Schreckensherrschaft des vereinigten weltlichen und geistlichen Despotismus so lange geduldig ertragen haben, hätte es ihnen nicht an einem Sammelplatze und an entschlossenen Führern gefehlt. Die alten Sicherheitsplätze waren ihnen längst verloren gegangen, und die hochadeligen Familien, die ihnen sonst das Banner voran getragen, hatten sich, eine nach der anderen, durch Ehrenstellen, Jahrgehalte und ähnliche für sie unwiderstehliche Lockungen bestochen, die katholische Zwangsjacke anlegen lassen.

In den großen Städten des Reiches fehlte es den Protestanten an dem erforderlichen Muthe, der Gewalt des Königs und seiner Pfaffen die Gewalt des freiheitsbegeisterten Menschen entgegen zu setzen. Doch die kräftigeren Bewohner der Wälder und der Gebirge in den Cevennen ließen sich nicht willig in die Ketten schlagen, welche Ludwig, seine Maitresse und sein Beichtvater für sie geschmiedet hatten.

Durch den Frieden von Ryswick hatte Wilhelm III. das von seinen Ahnen ererbte Fürstenthum Oranien zurückerhalten. Dorthin zogen sich bald aus der Umgegend viele Tausend verfolgte Calvinisten zurück. Die Lage des Fürstenthums eignete sich trefflich dazu, einen Sammelplatz für die verfolgten Protestanten zu bilden. Von dort aus konnte ihnen ohne Schwierigkeiten Hülfe an Geld und Menschen zugesandt werden. Dort konnten sie im Schooße ihrer Glaubensgenossen neue Hoffnungen schöpfen und ihre gerechte Entrüstung gegen ihre despotischen Verfolger nähren.

Unter diesen that sich der Intendant von Languedoc, Herr von Baville von der Familie der Lamoignon, durch seinen wüthenden Eifer hervor. Er vollstreckte die grausamen Befehle seines Gebieters mit einer Härte, welche die protestantische Bevölkerung seiner Provinz zur Verzweiflung brachte.

Von Ueberzeugung kann in der großen Verdummungsanstalt, welche den Namen der römisch-katholischen Kirche trägt, nicht die Rede sein. Das Papstthum beruhte seit dem Ende des Mittelalters nur noch auf Gewohnheit, Heuchelei oder Zwang. Doch die protestantischen Bewohner der Cevennen, welche, um drohenden Gefahren zu entgehen, das katholische Glaubensbekenntniß unterzeichnet hatten, konnten nicht so schnell, als die römischen Pfaffen wünschten, in gewohnheitsmäßige Heuchler umgewandelt werden, und die Zahl derer war noch groß, welche sich durchaus weigerten, ihren Glauben zu verläugnen. Die Unglücklichen, welche, aus Furcht vor Mißhandlungen, sich in den Willen der römischen

Geistlichen gefügt hatten, mußten bald die Folgen ihrer Schwäche bitter empfinden. Die Pfaffen trauten dem äußeren Scheine der Bekehrung nicht. Sie forderten Beichtzettel und andere Urkunden, welche bescheinigen sollten, daß die Neu-Bekehrten den ganzen Frohndienst, den ihnen die Kirche auferlegte, auch wirklich leisteten. Baville vertheilte seine Dragoner-Regimenter in die verschiedenen Ortschaften der Gebirge, ließ die Missionsprediger von seinen rohen Schaaren begleiten, welche Mord und Brand und jegliche Gewaltthat ungestraft verübten. Wenn dann die auf's Aeußerste gereizten Hugenotten ihrer gerechten Entrüstung Lauf ließen und einen oder den anderen ihrer wüthendsten Peiniger züchtigten, steckten die Schergen der römischen Kirche und Ludwig's XIV. ganze Dörfer in Brand, ermordeten ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters Alle, die in ihre Hände fielen und schürten so mehr und mehr den unter der Asche glimmenden Funken verzweiflungsvoller Begeisterung.

Nicht alle französischen Katholiken waren herzlos und fanatisch genug, den Widerruf des Edictes von Nantes mit allen seinen blutigen Folgen gut zu heißen. Viele waren überhaupt unzufrieden mit der eroberungssüchtigen Politik des Königs, und den unerschwinglichen Abgaben und Lasten, die sie dem Lande auferlegte. Mancherlei geheime Unterhandlungen fanden zwischen aufgeklärteren Protestanten und Katholiken statt. Anton von Guiscard rühmt sich, für seinen Plan der Vereinigung der Katholiken und Protestanten des südlichen Frankreich zum Zwecke der Befreiung desselben einen ansehnlichen Theil des katholischen Adels und der protestantischen Führer gewonnen zu haben. Allein da die Katholiken nicht unmittelbar und persönlich angegriffen waren, so zogen sie das Schwert nicht aus der Scheide und sahen ruhig, wenn auch nicht ohne Mitgefühl zu, wie ihre Brüder protestantischer Religion auf's unmenschlichste mißhandelt und abgeschlachtet wurden.

In früheren Zeiten hatten die Hugenotten nicht so lange gezaudert, ihr gutes Recht auf Glaubensfreiheit mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Sie waren aber so oft von ihren Führern verrathen und verkauft worden, und hatten die Uebermacht der katholischen Partei so bitter empfinden müssen, daß sie nach dem Widerrufe des Edictes von Nantes anderthalb Jahrzehnte hindurch sich geduldig quälen und martern ließen. Hunderttausende ihrer Glaubensgenossen waren ausgewandert. Viele Zehntausende waren auf den Galeeren und in den Gefängnissen Frankreich's ihrer Freiheit beraubt worden, wenn sie nicht in Hunger, Jammer und Elend ihr Leben verloren. Viele Tausende, und darunter namentlich zahlreiche Geistliche, waren verbrannt, gerädert oder gehängt worden. Die meisten hatten ihr Vermögen ganz oder theilweise, sei es durch Confiscation oder den langsamen Prozeß einer doppelten und dreifachen Besteuerung verloren. Das Maß ihrer Geduld war erschöpft. Sie harrten der günstigen Gelegenheit, die Larve eines erzwungenen Gehorsams abwerfen und sich offen auf den Boden des ewigen Rechtes und unveräußerlicher Freiheit stellen zu können.

Der günstige Augenblick erschien. Der spanische Erbfolgekrieg, welcher die gesammten Streitkräfte des französischen Despoten in Anspruch nahm, brach aus. Jetzt oder nie hofften die Hugenotten die Wiederherstellung des Edictes von Nantes mit Gewalt erzwingen zu können.

Seit dem Jahre 1665 saß Karl II. auf dem spanischen Throne. Er war der letzte männliche Sprosse des spanischen Zweiges der Habsburger. Schon bei seinen Lebzeiten bewegte die Frage der spanischen Nachfolge fast alle Kabinette Europa's.

Ludwig XIV. von Frankreich und Leopold I. von Oesterreich waren beide Söhne spanischer Prinzessinnen und hatten Infantinnen geehelicht. Zwar waren diejenigen, von welchen Ludwig seine Erbansprüche ableitete, älter, als die Mutter und die Gattin Leopold's I., auch hatte Ludwig von seiner Frau männliche Nachkommen, während Leopold

mit seiner spanischen Gattin keine gezeugt; allein Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV Gattinnen hatten bei ihrer Vermählung allen Ansprüchen auf die spanische Krone feierlich entsagt. Ueberdieß hatte Leopold I. aus dem Grunde einen näheren Anspruch auf die spanische Krone, weil er ein Nachkomme desselben habsburgisch-burgundischen Mannesstammes war, welchem auch Karl II. angehörte. Doch in den großen Fragen des europäischen Staatslebens entschied von jeher nicht das Recht, sondern die Gewalt. Der Wille der Völker, welcher allein ihren Herrschern ein wahres Recht verleihen konnte, galt eben so wenig, als das aus dem Herkommen, aus Verträgen und Eiden abgeleitete Recht, falls irgend ein Machthaber vermeinte, dieses mit Gewalt umstoßen zu können. Die Triebfeder aller Kabinette war die Herrschsucht. Die einzigen Schranken, welche die Könige, den Umständen nach, anerkannten, waren die Feuerschlünde ihrer Nebenbuhler.

Ludwig XIV. setzte sich leicht über die Entsagungen seiner Mutter und seiner verstorbenen Gemahlin hinweg. Seine Parlamente bekümmerten sich nicht um das in Europa herrschende Völkerrecht, welches derartige Verzichtleistungen für gültig erklärte Der französische Despot war lüstern nach der spanischen Krone, wenn er auch nicht wagte, sie für sich, sondern für seinen Enkel in Anspruch zu nehmen. Er traute sich die Macht zu, sie im Nothfalle zu erobern. Es handelte sich daher nur um die Frage, wie dieses mit möglichst günstigen Aussichten auf Erfolg in's Werk gesetzt werden könne. Um England und Holland für sich zu gewinnen, schloß Ludwig XIV. mit diesen beiden Mächten zwei Theilungs-Verträge ab. Schwerlich war es ihm jemals Ernst damit. Allein er täuschte dadurch die beiden Kabinette und schreckte zugleich die spanischen Großen, welche ihre eigene Bedeutung durch eine derartige Theilung gefährdet erachteten. Der französische Gesandte am Madrider Hofe, Graf von Harcourt, überlistete den österreichischen, Grafen von Harrach, vollständig. Er bewirkte, daß Karl II. kurz vor seinem Tode das früher zu Gunsten des österreichischen Hauses gemachte Testament verbrennen ließ, und ein anderes unterzeichnete, in welchem er die spanische Krone dem Enkel Ludwig's XIV., Philipp von Anjou, vermachte.

Die Menschheit und die spanische Nation hatte wenig oder nichts zu gewinnen, ob Philipp von Bourbon oder Leopold's zweiter Sohn, Karl, den spanischen Thron bestieg. Die Bourbonen und die Habsburger standen im Anfange des achtzehnten, wie in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf ziemlich gleicher Stufe sittlicher Verkommenheit. Sie unterschieden sich aber dadurch, daß die Länder, welche sie beherrschten, in verschiedenen Theilen Europa's gelegen waren. Frankreich grenzte an Spanien, konnte daher einen weit mächtigern Einfluß auf dieses Land üben, als die entfernten Provinzen Oesterreichs. Falls Ludwig XIV. ungestört seinen Enkel auf den spanischen Thron setzen konnte, war zu fürchten, daß seine wohlbekannte Eroberungssucht frische Nahrung gewann und sein Uebermuth zu neuen verderblichen Kriegen führte. Es lag daher im wohl verstandenen Interesse der unbetheiligten Mächte, namentlich England's und Holland's, den Enkel Ludwig's nicht unangefochten den spanischen Thron besteigen zu lassen.

Der König von Frankreich zögerte nicht, die ihm dargebotene Krone für seinen Enkel anzunehmen. Am ersten November 1700 war Karl II. gestorben; schon im Februar 1701 traf Philipp in Madrid ein und nahm die spanische Krone in Besitz.

Der Krieg war unvermeidlich. Die Oesterreicher begannen ihn im Juni 1701 in Italien. Wilhelm III. erkannte die Nothwendigkeit, der Herrschsucht Ludwigs XIV. Schranken zu ziehen. Kurz vor seinem Tode brachte er (am 7. September 1701) eine Triple-Allianz zwischen England, Holland und dem deutschen Kaiser zum Abschlusse, welche dem Sohne des Letztern, Karl, die spanische Krone, den Holländern das Besatzungsrecht in den belgischen Festungen und den Engländern ansehnliche Handelsvortheile sichern sollte.

Die Stimmung in England war getheilt. Die nur Geld-Erwerb berücksichtigenden Klassen der Gesellschaft wollten den Frieden um jeden Preis. Ludwig XIV. stachelte auch sie zur Kriegslust auf, indem er nach Jakob's II. Tode (16. September 1701) dessen Sohn unter dem Namen Jakob III. als König von England öffentlich begrüßte. Der französische Despot warf dem John Bull, welcher damals weit kräftiger und frischer, als in unseren Tagen war, den Fehdehandschuh in's Gesicht, als er sich anmaßte, über die englische Krone zu verfügen. Der Krieg gegen Frankreich wurde als National- und Ehren-Sache behandelt. Je grimmiger Ludwig gegen die Protestanten seines Reiches wüthete, desto heftiger wurde der Widerwille der englischen Nation gegen den römisch-katholischen Schützling des Franzosenkönigs.

Wilhelm III. starb zwar (März 1702), allein der Graf, später Herzog von Marlborough führte den Krieg mit großem Nachdrucke. An der Spitze der österreichischen Heere stand der Prinz Eugen von Savoyen. Beide waren den Feldherren Ludwig's an Talent überlegen. Die Franzosen erlitten eine Niederlage nach der anderen.

In Italien hatte der Kampf zuerst begonnen. Schon im Jahre 1701 setzten sich die Oesterreicher im Mantuanischen und Mailändischen fest. Der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen schloß sich (1703), ungeachtet zwei Enkel Ludwig's XIV., der Graf von Burgund und Philipp V. von Spanien Töchter von ihm geehelicht hatten, den Verbündeten an, nachdem er vorher mit Frankreich gegen dieselben gefochten hatte. Die Franzosen verloren die Schlacht von Turin (7. September 1706) und in deren Folge ganz Italien. Nur die Insel Sicilien blieb in ihrer und der Spanier Gewalt. Zwei nicht minder furchtbare Niederlagen hatte Ludwig XIV. früher (13. August 1704) in Deutschland bei Blenheim oder Höchstädt (23. Mai 1706) in den Niederlanden bei Ramillies erlitten, und bald darauf (Juni 1708), verlor er noch die Schlacht bei Oudenarde. Von Italien aus drang Eugen (1707) bis Toulon vor, konnte aber die Stadt nicht erobern, mußte sich vielmehr unverrichteter Dinge zurückziehen. An der Grenze Deutschland's nahm Marlborough den Franzosen Landau ab. In den spanischen Niederlanden konnte Ludwig XIV. nur wenige Plätze behaupten. Zwar erfocht der Herzog von Berwick in Spanien bei Almanza (April 1707) einen glänzenden Sieg über das vereinigte englisch-österreichische Heer. Doch gingen den Spaniern die Balearen und Sardinien verloren, und die Silberflotte, welche den erschöpften Staatsschatz wieder füllen sollte, wurde ihnen von den Engländern theils abgenommen, theils zerstört (1708).

Die ganze Last des Krieges ruhte auf Frankreich. Denn Spanien hatte weder Heere noch Geld. So tief war es durch seine pfäffische Regierung herabgedrückt worden! Ludwig XIV. mußte empfinden, daß er keine überflüssigen Kräfte habe. Ihn tröstete sein Beichtvater mit dem Gedanken, daß die über die Protestanten verhängten Leiden zur Ehre Gottes gereichten. Daß seine eigene dadurch befleckt und die Stärke seines Reiches dadurch gebrochen wurde, erwog der verblendete Despot nicht. Er hatte nicht einmal soviel Umsicht und Klugheit besessen, die Hugenotten zu einer Zeit, da er seiner ganzen Heeresmacht im Kampfe mit auswärtigen Feinden bedurfte, zu schonen und trieb sie endlich zu offenem Widerstande. Das Maß ihrer Langmuth war voll. Nachdem sie lange nur geduldet hatten, fingen sie an (1702) Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die Steuereinnehmer, welche sie wegen ihrer Religion mit doppelten und dreifachen Abgaben beschwert und diese mit rücksichtsloser Härte beigetrieben und die Pfaffen, welche sie an der Spitze der Dragoner auf's blutigste verfolgt hatten, fielen als Opfer ihrer gerechten Entrüstung. Der Abbé dü Chaila, der grausamste unter diesen katholischen Henkern, büßte seine Verbrechen zuerst mit dem Leben.

Der hohe Adel und der wohlhabende Bürgerstand hatten sich von der Sache prote-

stantischer Freiheit zurück gezogen. Doch aus dem Schooße des Volkes erstanden den zur Verzweiflung getriebenen Hugenotten begeisterte Führer. Unter diesen thaten sich Esprit Seguier, Laporte, Roland und Cavalier besonders hervor. Seguier wurde gehängt. Um so kühner stritten die anderen fort. Sie brachen aus ihren unzugänglichen Schluchten hervor, überfielen die Milizen und die königlichen Truppen, wo diese sich in kleineren Abtheilungen zeigten und rieben nach und nach ansehnliche Truppenmassen auf. Der Papst Clemens XI. ließ gegen sie einen Kreuzzug predigen. Die Hugenotten schlugen die fanatisirten Katholiken mit großem Verluste zurück. Der Marschall Montrevel konnte mit 20,000 Mann nichts gegen sie ausrichten (1703). Waren die königlichen Heere zu zahlreich, so zogen sich die Hugenotten in ihre Kastanienwälder zurück, welche ihnen zugleich Nahrung, Obdach und Schutz gegen feindliche Angriffe gewährten. Die Uebermacht, welche den Protestanten gegenüber stand, war so groß, daß diese nur durch den Schrecken, welcher vor ihnen herging, hoffen konnten, Siege zu erringen. Die Katholiken hatten fast zwei Jahrzehnte hindurch ungestraft Dörfer verbrannt und Unschuldige zu Hunderttausenden mißhandelt oder abgeschlachtet. Die Hugenotten verbrannten die Kirchen ihrer Feinde und die Häuser, in welchen ihre heuchlerischen Verfolger, die Pfaffen, wohnten. Davon erhielten sie den Namen Camisarden (Camasard) Häuserverbrenner. In der Diöcese Nismes fielen vier und achtzig Priester unter ihren Streichen und zwei hundert Kirchen sanken in Asche. Die Glocken verwandelten die Camisarden in Kanonen. Die ganze Bevölkerung von der Küste des Mittelmeeres bis zu den höchsten Bergen der Cevennen zitterte vor ihnen oder schloß sich ihren Nachezügen an. Die Holländer und Engländer schickten ihnen Hülfe an Geld und Waffen. Doch erkannten sie nicht die hohe Bedeutung des Kampfes. Theilweise machte die wilde Begeisterung des Volkes Besorgnisse bei ihnen rege. Die Cevennen waren nicht bloß aus geographischen, sondern auch aus weit tiefer liegenden sittlichen Gründen die verwundbarste Stelle im Reiche Ludwig's XIV. Allein weder die Engländer noch die Holländer wollten einen Freiheitskrieg führen. Die Königin Anna war so wenig als ihr Feldherr Marlborough fähig, für Freiheit und Recht im Kampfe mit Unterdrückung und Willkürherrschaft ein lebendiges Mitgefühl zu hegen. Engländer und Holländer sahen daher in den Camisarden nur insofern Verbündete, als sie den Zwecken der Kabinette dienten, nicht weiter. So lange die Hugenotten der Cevennen unter sich einig waren, genügte ihre Begeisterung, das Mißverhältniß ihrer Kräfte und derjenigen des Königs auszugleichen. Allein nachdem der Marschall Montrevel abgerufen worden war, gelang es den trügerischen Versprechungen des Marschalls Villars, den Saamen des Unfriedens in ihren Reihen auszustreuen. Villars versprach Allen, welche die Waffen niederlegen würden, Vergessenheit. Am 10. Mai 1704 schloß Cavalier mit ihm einen förmlichen Vertrag ab. Villars sagte darin Allen, die sich unterwerfen würden, Gewissensfreiheit und das Recht zu, außerhalb der Städte in Privatversammlungen ihren Gottesdienst halten zu dürfen. Ueberdieß sollten die Gefangenen frei gegeben, die Verbannten zurück berufen, die eingezogenen Güter wieder erstattet und die früheren Freiheiten hergestellt werden. Cavalier beobachtete mit denen, welche seinen Befehlen gehorchten, den von Marschall Villars unterzeichneten und vom Könige bestätigten Vertrag. Er begab sich selbst nach Versailles, hatte aber bald Grund zu befürchten, daß Ludwig XIV. sein Wort nicht lösen würde. Er entfloh aus Frankreich und fiel später, nebst den meisten seiner Treuen in der Schlacht bei Almanza. Cavalier war die Seele des Aufstandes in den Cevennen gewesen. Als er sich vom Kampfe zurückzog, verlor dieser seinen großartigen Charakter. Nicht alle Bewohner der Cevennen unterwarfen sich dem Könige. Was Villars begonnen hatte, setzte der Marschall von Berwick fort. Mit furchtbarer Grausamkeit wüthete dieser uneheliche Sohn Jakob's II. gegen die Hugenotten.

Er überfiel die Häupter der Camisarden in Montpellier, ließ sie verbrennen oder rädern und machte das Land weit und breit zu einer Wüste. Ein Theil der Bewohner starb mit den Waffen in der Faust, ein zweiter floh in das Ausland, der dritte, unglücklichste, nahm das Joch des vereinigten weltlichen und geistlichen Despotismus auf sich. Der Aufstand in den Cevennen wurde unterdrückt. Doch jeder Tropfen Blutes, der in demselben vergossen wurde, schwächte die Widerstandskraft Frankreichs in seinem Kampfe mit der Triple-Allianz. Es war kein Zufall, daß gerade die furchtbarsten Niederlagen, welche Ludwig XIV. im Laufe seines ganzen Lebens erlitt, gleichzeitig mit dem Kampfe in den Cevennen waren, oder demselben unmittelbar auf dem Fuße folgten. Die im Kriege gegen die französischen Hugenotten verschwendeten Kräfte hätten bei Höchstädt, Ramillies und Turin den Ausschlag zu Gunsten der Franzosen geben können. So rächt sich schon auf dieser Erde jede Schandthat an dem, der sie begeht, obgleich nicht immer das Wechsel-Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung klar erkannt wird.

Die Leiden des Kriegs wurden durch die ungewöhnliche Härte des Winters von 1708 auf 1709 noch erhöht. Ludwig XIV. konnte nicht länger die einmüthige Forderung des Volkes, welches den Frieden wollte, unbeachtet lassen. Er leitete Unterhandlungen ein, welche aber nur den Zweck hatten, Frankreich und Europa über die eigentlichen Gesinnungen des Königs zu täuschen. Ludwig wollte Zeit gewinnen. Er trachtete darnach, einen Waffenstillstand zu erlangen, während dessen er hoffte, die gegen ihn gerichtete Triple-Allianz zu sprengen, um dann mit größerm Nachdruck den Krieg fortsetzen zu können. Damals gelang ihm sein Plan nicht. Der Kampf nahm eine immer ungünstigere Wendung für ihn. Am 11. September 1709 verloren die Franzosen die Schlacht bei Malplaquet, die blutigste von allen, welche Ludwig zu verantworten hatte. Auch in Spanien machten die Verbündeten Fortschritte. Ludwig mußte sich dazu bequemen, von neuem Friedens-Vorschläge zu machen. Er erklärte sich bereit, für seinen Enkel, Philipp V. von Spanien, die Niederlande, Sicilien und Mailand aufzugeben, alle Festungen am Oberrheine schleifen zu lassen, Straßburg, Breisach und das Breisgau zu räumen. Er wollte sogar Hülfsgelder zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien bezahlen. Ob es ihm mit diesem Anerbieten Ernst war, ist zweifelhaft. Dessen Verwerfung und die Zumuthung, daß er französische Truppen gegen seinen Enkel marschiren lassen sollte, gab ihm jedenfalls einen erwünschten Vorwand, sich vor der ganzen Welt seiner friedlichen Gesinnungen zu rühmen, die Schuld des Krieges auf seine Feinde zu wälzen, und die französische Nation zu neuen Kraft-Anstrengungen aufzurufen.

Frankreich war erschöpft. Es konnte keine neuen Opfer bringen. Doch zwei Ereignisse, welche um diese Zeit eintraten, wirkten für Ludwig XIV. günstiger, als viele gewonnene Schlachten. Im Oktober 1710 trat an die Stelle des Whig-Ministeriums, welches unter dem Einflusse Marlborough's stand, eine Tory-Verwaltung, welcher der Krieg und dessen siegreicher Feldherr gleich verhaßt waren. Kurz darauf (im April 1711) starb Kaiser Joseph I. Sein Bruder Karl folgte ihm in der Kaiserwürde und in den habsburgischen Ländern nach. Hätte er auch die spanische Monarchie beherrscht, so wäre er für die Ruhe Europa's und das Gleichgewicht der Mächte gefährlicher, als Ludwig XIV. geworden.

Der französische König verstand es trefflich, diese beiden Wechselfälle zu seinem Vortheile auszubeuten. Er schloß rasch mit England die Präliminarien eines Friedens ab (1711), durch welchen die Königin Anna ihre Verbündeten preis gab, und sie um so mehr gefährdete, je sorgsamer sie ihre Verbindungen mit Frankreich geheim hielt. Marlborough wurde durch den Grafen von Ormond ersetzt, welcher den Franzosen die Gelegenheit verschaffte, die Verbündeten bei Denain zu überfallen (24. Juli 1712). Im April 1713

wurde ohne Zuthun des Kaisers und des Reiches der Frieden zu Utrecht abgeschlossen. Philipp V. behielt Spanien und die Kolonien. Neapel, Sardinien, Mailand und die spanischen Niederlande wurden dem Hause Habsburg, Sicilien und ein Theil des Mailändischen nebst dem Königstitel dem Herzoge von Savoyen zugetheilt. Frankreich erkannte die neue Dynastie England's an, bewilligte diesem Reiche Handelsvortheile, gestand demselben Gibraltar, Minorca, Neu-Schottland, die Hudsonsbay-Länder, Terreneuve und St. Christoph zu, und versprach die Festungswerke Dünkirchen's zu schleifen. Die Holländer begnügten sich mit dem Besatzungsrechte in den niederländischen Festungen und der Schließung der Schelde. Preußen erhielt das sogenannte Quartier von Ober-Geldern, und der von seinem Beherrscher angenommene Königstitel wurde bestätigt. Die Kurfürsten von Baiern und Köln, welche im Laufe des Krieges ihrer Länder und Würden verlustig gegangen waren, wurden in diese wieder eingesetzt.

Wie zu Ryswick und Nimwegen lud das deutsche Reich nur Schimpf und Schande auf sich, indem es den Krieg auf eigene Faust fortsetzen wollte. Es mußte den Utrechter Frieden später (1714) zu Rastatt und Baden (in der Schweiz) der Hauptsache nach anerkennen und verlor in Folge seiner Zögerungen Fort Louis und Landau. Die Engländer und Holländer hatten sich so hastig vom Kriege zurückgezogen, daß sie nicht einmal die Aufhebung der gehässigen, ihre protestantischen Glaubensgenossen der Pfalz schwer drückenden Klausel des Ryswicker Friedens bewirkten. Die Pfälzer hatten in dessen Folge viel zu leiden. Im Großen und Ganzen waren aber die Resultate des spanischen Erbfolgekrieges nicht unbefriedigend. Die spanische Monarchie, welche so lange einen verderblichen Einfluß auf Europa ausgeübt hatte, wurde getheilt. Der Schrecken, welcher seit dem westphälischen Frieden vor den französischen Waffen hergegangen, war gebrochen. Frankreich's Uebergewicht hatte sein Ende erreicht. Europa konnte in Frieden über die Eroberungs- und Verfolgungs-Politik Ludwig's XIV., die Erbärmlichkeit des deutschen Reiches und die vergangene Glorie des spanischen nachdenken.

In Versailles und Marly mochte Ludwig XIV. noch immer den großen Herrn spielen, in Europa hatte er seine Rolle ausgespielt. Nur durch den Verrath der englischen Tories wurde er vor einem noch ungünstigeren Frieden bewahrt. Doch auch der Vertrag von Utrecht war für ihn demüthigend genug. Alle seine Nebenbuhler gewannen an Macht, Frankreich nicht. Die Erinnerung an die furchtbaren Niederlagen, welche seine Heere erlitten hatten, schwächte auf Jahrzehnte hinaus die Kriegslust und den Uebermuth der Nation.

Ludwig XIV. war von Jahr zu Jahr schwächer geworden an Körper und an Geist. Er überlebte den Abschluß des Friedens nicht lange. Während des Krieges hatte der Tod nicht blos unter seinem Volke, sondern auch im Schooße seiner Familie furchtbar gewüthet.

Der Winter des Jahres 1708 auf 1709 war der schrecklichste gewesen, welchen Frankreich unter Ludwig XIV. erlebt hatte. Auf denselben folgte unmittelbar jene lange Reihe von Sterbefällen in der Familie der Bourbonen, welche so außerordentlich war, daß das Volk sie nur einer geheimen Ursache, dem Gifte, beimessen zu können glaubte. Zuerst starben rasch hinter einander die beiden Söhne des s. g. großen Condé, die Prinzen von Conti und von Condé, kurz darauf (13. April 1711) Ludwig's XIV. einziger ehelicher Sohn, der Dauphin. Im Februar des folgenden Jahres sanken zuerst die Herzogin von Burgund, dann deren Gatte, der Herzog in die Gruft. Am 8. März folgte ihnen Ludwig's ältester Urenkel, der Herzog von Bretagne. Kurz nach der Herzogin von Burgund starb deren Schwester, die Gemahlin des Königs Philipp V. von Spanien, und zwei Jahre später (1714) der Herzog von Berry, der jüngste der Enkel Ludwig's XIV. Die einst so zahlreiche Nachkommenschaft des Königs ruhte jetzt auf dem Kinde, welches die Herzogin von

Burgund kurz vor ihrem Tode geboren hatte (1710), da Philipp V. mit der spanischen nicht auch die französische Krone verbinden durfte. Zwei Aerzte, Fagon und Boudin, erklärten mit Bestimmtheit, daß der Herzog von Burgund vergiftet worden sei. Marechal, der vertraute Leibarzt des Königs, hegte darüber Zweifel. Die Geschichte wird sie nicht lösen. Dumpfe Gerüchte bezeichneten den Herzog von Orleans, den Neffen Ludwig's XIV., als den Anstifter des Mordes. Doch lagen gegen diesen Prinzen auch nicht die geringsten Beweise vor. Unter seiner Regierung wuchs der kleine Dauphin später zum Manne heran. Warum sollte der Mörder stille stehen, nachdem er seinem Ziele so nahe gerückt war und es ungestraft erreichen konnte? Viel wahrscheinlicher ist es, daß dieselbe Clique, welche auf ungesetzliche Weise die Herrschaft nach Ludwig's XIV. Tode an sich zu reißen bemüht war, jene Verdächtigungen gegen den Herzog von Orleans, welcher ihr im Wege stand, ausstreuen ließ. So viel ist gewiß, daß der Neffe des Königs keine Untersuchung scheute. Er verlangte sie persönlich von seinem Oheime. Ludwig XIV., welcher damals schon mit dem Plane umging, seinen natürlichen Söhnen einen ungebührlichen Einfluß im Schooße der Regentschaft und sogar für den Fall des Aussterbens seiner Familie die Nachfolge zu sichern, welcher immer das Haus Orleans mit unfreundlichen Augen betrachtet hatte, würde mit Vergnügen seinen Neffen beseitigt haben, wenn er es mit einem Scheine des Rechtes hätte thun können. Er ließ aber keine gerichtliche Untersuchung einleiten.

Die bitteren Erfahrungen, welche Ludwig XIV. in dem letzten Jahrzehnte seines Lebens gemacht hatte, besserten ihn nicht. Er konnte seiner Eroberungssucht nicht mehr fröhnen, wie in früheren Zeiten, weil ihm die Macht dazu gebrach. Je mehr er sich von der Kriegslust und den Soldaten entfernte, desto tiefer sank er in die Gewalt des Aberglaubens und der Mönche. Nachdem sein Beichtvater Lachaise gestorben war, übernahm der Jesuite Letellier die Leitung seiner Seele. Mönche haben gewöhnlich eine krankhafte Verfolgungssucht. Die durch unnatürliche Gelübde gebundene Natur bricht sich in der einzig frei gelassenen Richtung, in der Glaubenswuth, Bahn. Die Protestanten boten keinen Gegenstand der Verfolgung mehr. Sie waren theils ausgerottet, theils in's Ausland getrieben, theils zum Stillschweigen und zur Unterwürfigkeit gebracht. Allein die Jansenisten, welche einige Liebhabereien hegten, die den Jesuiten anstößig waren, boten diesen nie ruhenden Mönchen Gelegenheit, ihren wilden Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Ludwig XIV. gab sich willig zum Werkzeuge der Gehässigkeit der Jesuiten her. Nur mit deren Hülfe konnte der arme König hoffen, Absolution für seine Sünden und Aufnahme in den Himmel dieser Mönche zu erhalten. Der Papst Clemens XI. verdammte daher auf Ludwig's XIV. Anregung in seiner berüchtigten Bulle Unigenitus, die Lehren der Jansenisten. Die Bischöfe Frankreichs mußten sie anerkennen, die Parlamente sie einregistriren. Darüber entstand große Bewegung unter den verschiedenen Pfaffen des Landes und deren Anhängern, welche noch lange über die Lebenszeit Ludwig's XIV. hinaus fortdauerte. Der König ging sichtlich seiner Auflösung entgegen. Er fing an, sich mit seinem Testamente zu beschäftigen.

Frau von Maintenon wünschte, auch nach des Königs Tode, ihren Einfluß zu behaupten. Sie konnte dieses Ziel nur erreichen, falls die Zöglinge ihrer Jugend das Uebergewicht in der Regentschaft erhielten. Sie bestimmte daher den König, dem Herzoge von Maine und dem Grafen von Toulouse, den beiden Söhnen der Montespan, nicht nur Sitz und Stimme im Regentschaftsrathe, sondern auch die Aufsicht über den minderjährigen König anzuvertrauen. Ludwig XIV. befürchtete zwar selbst, daß sein letzter Wille, welcher im Widerspruche mit der Verfassung Frankreich's stand, nicht zur Ausführung kommen würde. Dieses hielt ihn aber nicht ab, ein Testament zu Gunsten seiner natürlichen Söhne und folgeweise der Maintenon zu machen. Der König wurde immer kränker.

Sein Todeskampf dauerte lange. Endlich starb er den 1. September 1715. Frau von Maintenon stand ihm nicht als treue Gefährtin zur Seite. Ludwig XIV. mußte sie rufen lassen, und als er ihr sagte: „was mich tröstet, Sie zu verlassen, ist die Hoffnung, daß wir einander in der Ewigkeit bald wieder sehen werden," schien diese Aussicht der Maintenon sehr wenig tröstlich. Sie entfernte sich, sobald es mit einigem Anstand geschehen konnte, und murmelte halblaut vor sich hin: „Seht doch, wie er mir begegnet! er, der nie einen anderen Menschen geliebt hat, als sich selbst." Sie kehrte an das Krankenbette nicht zurück und überließ anderen Leuten die Sorge für ihren sterbenden Gatten. Sie hatte ihm nur Liebe geheuchelt. Keine Frau hatte er mit so sprechenden Beweisen seiner Zuneigung und Hochachtung überschüttet. Doch sie war noch mehr, als er in die Frömmelei, welche alle besseren Regungen des Menschen aufzehrt, versunken. Das Testament war gemacht. Ludwig XIV. besaß nicht mehr die Kraft, es zu widerrufen. Er konnte daher den Gefühlen dieses eigennützigen Weibes keinen Zwang mehr auferlegen.

So starb Ludwig XIV., welcher von seinen Zeitgenossen und von feilen Schriftstellern späterer Jahre bisweilen groß genannt wurde. Wäre er groß gewesen, wieviel größer hätten dann seine Beichtväter Lachaise und Letellier und seine Maitresse Maintenon, die ihn leiteten, sein müssen!

Kein Charakter macht uns so anschaulich, als Ludwig XIV., daß Dasjenige, was die Pfaffen Religion nennen, nichts Anderes ist, als ein Mittel zur Betäubung des Verstandes sowohl, als des richtigen Gefühls. Wiederholt empfand der Monarch Gewissensbisse. Mehr als einmal war er im Begriffe zu erkennen, daß die Handlungen, deren er sich auf Anregung seiner Beichtväter schuldig gemacht hatte, Verbrechen seien. Jedesmal beschwichtigten aber die Pfaffen ihn wieder und erstickten die besseren Regungen seiner Seele durch „religiösen" Zuspruch. Bei Trunkenbolden hätte der Wein, bei Wollüstlingen die Ausschweifung ähnliche Wirkungen hervorgebracht. Damals war Ludwig zu alt und stumpf, um für solche Mittel zugänglich zu sein. Die Pfaffen reichten sie ihm in Gestalt der „Religion."

Der Geschlechtstrieb und der Ehrgeiz waren die Leidenschaften der Jugend Ludwig's XIV. Während er diesen fröhnte, erwarb er sich von Schmeichlern den Namen des Großen. Als aber in späteren Jahren die Religion seine Leidenschaft wurde, sank er so tief, daß selbst Höflinge über ihn die Achseln zuckten.

Mit voller Bestimmtheit läßt sich ermitteln, welche Beschlüsse, Thaten und Bestrebungen dem König persönlich, welche seinen Ministern, Generalen und sonstigen Dienern beizumessen sind. Alle Kriege, welche Ludwig XIV. führte, hatten ihren Grund in dessen persönlicher Eroberungssucht, oder dessen persönlichem Ehrgeize. Er begann namentlich den letzten, für Frankreich verderblichsten und blutigsten Krieg, wegen der Nachfolge in Spanien gegen den Rath seiner erfahrensten und bewährtesten Minister. Der Widerruf des Edictes von Nantes fällt gleichmäßig dem Könige, der Maintenon und Lachaise zur Last. Selbst der grausame Louvois und sein Vater Letellier waren anfangs dagegen und wurden nur durch die von Seiten des Königs, der Maitresse und des Beichtvaters gegebene Anregung in die Bahn wüthender Verfolgung gedrängt. Die haarsträubenden Grausamkeiten, welche gegen die Hugenotten Frankreich's und im Kriege gegen Deutschland verübt wurden, waren die Folgen von Beschlüssen, welche auf Befehl Ludwig's XIV. selbst im Kabinette gefaßt worden waren. Der beste Beweis dafür, daß der König mit der Art der Vollstreckung seines Willens im Wesentlichen einverstanden war, geht daraus hervor, daß Louvois und die übrigen bereitwilligen Werkzeuge in Gunst blieben und mit Ehrenstellen überhäuft wurden.

Ludwig XIV. war es persönlich, der den Adel nöthigte, an den Hof zu kommen und

in seinem Dienste einen ruinirenden Aufwand zu machen. Auf Ludwig's XIV. persönliche Rechnung kommen auch die großartigen Bauten in Versailles und Marly, sowie das Invalidenhaus zu Paris. Doch für jeden Franken, den er zu Gunsten der unglücklichen Opfer seiner Eroberungssucht ausgab, verschwendete er Hunderte zu seinen persönlichen Vergnügungen. Seine Lustschlösser, Maitressen und unehelichen Kinder verschlangen zehnfach größere Summen, als der Despot unter dem Scheine der Wohlthätigkeit oder der Beförderung von Künsten und Wissenschaften ausgab. Nur im Laufe der ersten Periode seiner Herrschaft (1661—1685) suchte er die Rolle eines Freundes besserer Bestrebungen zu spielen. Während der längeren zweiten Hälfte seiner Regierung (1685—1715) lag er so vollständig in den Schlingen des Aberglaubens und des Pfaffenthums, daß er durchaus unfähig war, dem fortschreitenden Geiste seiner Zeit die geringste Rechnung zu tragen. In der ersten Hälfte seines Lebens war er in der That die Sonne, um welche sich alle Planeten und Kometen Frankreich's drehten. Die Nation vergab ihm seine Eroberungssucht, seine geschlechtlichen Schwächen und seine Eitelkeit, weil sie selbst nicht frei von ähnlichen Trieben war. Allein die religiöse Verfolgungswuth, welche der zweiten Periode der Regierung Ludwig's ihren Charakter verlieh, widersprach dem innersten Wesen des französischen Volkes. Der Despot regte dadurch nicht blos im Schooße der Protestanten, sondern auch unter den Katholiken, insofern sie nicht alle Gefühle der Menschlichkeit abgestreift hatten, einen Widerstand an, auf welchen sich die französische Revolution mit Sicherheit zurückführen läßt.

Das Mitgefühl, welches die französischen Katholiken für die verfolgten Hugenotten hegten, war nicht stark genug, ihnen das Schwert in die Hand zu geben. Allein es flößte ihnen doch Widerwillen gegen den Despoten und dessen Religion ein, der in der gesammten Literatur Frankreich's und Europa's Wiederhall und Ausdruck fand. Die Revolution war zuerst im Reiche der Ideen vorhanden, bevor sie auf die Straßen treten konnte. Eine revolutionäre Literatur führt nothwendig zu revolutionären Thaten. Feile Speichellecker können einen Thron nicht halten. Sie gehen im Augenblicke der Gefahr zum Feinde über, oder fliehen. Nur Menschen von sittlichem Gefühle oder klarer Erkenntniß geben den Ausschlag in den ernsten Kämpfen der Meinung. Solche fanden sich nie auf Seiten eines verfolgungssüchtigen Despoten. Sobald ihre Zahl und ihr Einfluß auf die Nation groß genug geworden war, brach sich der lange zurückgehaltene Groll Bahn.

Ludwig XIV. ist zwar von den Völkern, welchen er Provinzen entriß und mit welchen er die ungerechtesten Kriege führte, in seiner bodenlosen Schlechtigkeit erkannt und nach Verdienst gewürdigt worden. Allein bei einem Theile der französischen Nation gilt er noch immer als ein großer König. Er war allerdings ein großer Wollüstling, ein großer Freund des Pompes und der Schmeichelei, ein König, welcher große Eroberungspläne machte, von denen er einen Theil ausführte. Er war groß in der Verachtung aller Völker, welche minder mächtig waren, als das seinige, groß in der Gewissenlosigkeit, mit welcher er alle seine Nachbarn behandelte. Groß und drückend war das Joch des Despotismus, das er dem Volke der Franzosen auferlegte, groß und empörend waren die Verfolgungen, welche er über die Protestanten seines Reiches verhängte. Allein durch alle diese Größen in ihrer Vereinigung entsteht nur eine despotische Größe, ein großer Tyrann. Er war weder ein großer Feldherr, noch ein großer Staatsmann, weder ein großer Kenner, noch viel weniger ein großer Freund der Wissenschaft und der Kunst, obgleich er in seinen besseren Jahren es verstand, tüchtige Feldherren und Staatsmänner in seinen Dienst zu nehmen.

Ludwig's XIV. Größe ruhte auf der Erschöpfung, in welche die meisten seiner Nachbaren, namentlich Deutschland und Spanien, versunken waren. Seine Unternehmungen

wurden nur so lange von Erfolgen gekrönt, als Karl II. ihm die Streitkräfte England's verkaufen konnte. Nach dessen Tode nahm der Siegeslauf der französischen Heere schnell ein Ende, und zu den Niederlagen, welche er auf dem Lande erlitt, kamen noch die schwereren seiner Flotten hinzu.

Ludwig XIV. hatte gewähnt, Künste und Wissenschaften, wie seine Heere und Kriegsschiffe beherrschen und zu seinen Zwecken benützen zu können. Allein auch dieses gelang ihm nur sehr theilweise. Die freie Wissenschaft floh aus Frankreich und führte von Holland und England aus gegen die gedungenen Gelehrten des französischen Königs einen Krieg, in welchem dieser noch weniger Glück hatte, als in den Kämpfen mit Kanonen und Schwertern.

An Talent und Willenskraft stand Ludwig XIV. tief unter seinem Gegner Wilhelm von Oranien, obgleich die elenden Habsburger in Spanien und Deutschland ihm nicht gewachsen waren. Oranien schwang sich mit geringer Mühe, fast ohne Blutvergießen auf den englischen Thron, auf welchen die Geburt ihn nicht berief. Ludwig XIV. mußte fast die ganze Kraft seines Reiches erschöpfen, um Spanien für seinen Enkel zu erobern, welcher auf den Thron dieses Reiches ein gewisses Anrecht im Sinne der Legitimität hatte. Auf den Schwingen der Revolution hob sich Wilhelm höher, als sein Gegner auf denjenigen des Fürstenrechts. Von sittlicher Reinheit und männlicher Tugend fand sich bei Ludwig keine Spur. Er war ein lasterhafter, übermüthiger und grausamer Despot, welcher für Menschenwohl und Völkerglück kein Gefühl und keinen Gedanken hatte. Die Verherrlichung seines eigenen Ich war das Ziel seiner auswärtigen und inneren Staatskunst. Diesem brachte er den Frieden der Nationen, das Glück Frankreichs, die Ehre vieler der angesehensten Familien seines Adels, die Tugend unzähliger Frauen mit kalter Berechnung zum Opfer.

Er stand nicht einmal auf der staatsmännischen Höhe eines Richelieu oder Mazarin. Sonst würde er nicht das Edict von Nantes zurückgenommen, nicht den Krieg im Innern seines Reiches gegen die besten Bürger desselben begonnen, nicht Deutschland durch seine Mordbrennereien zur Verzweiflung, nicht ganz Europa durch seine Eroberungssucht wider sich in Harnisch gebracht haben.

Ich kann die Geschichte Ludwig's XIV. nicht schließen, ohne der „eisernen Maske" zu erwähnen, welche während seiner Regierung so großes Aufsehen erregte. Einige Monate nach dem Tode Mazarin's (1661) wurde ein junger Mann von der edelsten und schönsten Gestalt nach dem Schlosse St. Marguerite im Meere der Provence gesandt, welcher eine eiserne Maske trug, die er niemals, selbst nicht wenn er aß oder trank, ablegen durfte. Die Maske hatte eiserne Federn, welche es möglich machten, daß der Unglückliche, der sie trug, mit ihr den Mund zugleich bewegen konnte. Als im Jahre 1698 Saint-Mars Befehlshaber der Bastille wurde, brachte er den Gefangenen in diesen Kerker. Der Unglückliche verblieb daselbst bis zu seinem Tode (1707). Er wurde mit der größten Auszeichnung behandelt. Der Befehlshaber des Schlosses bediente ihn selbst, und als der Minister Louvois den Gefangenen auf St. Marguerite besuchte, sprach er stehend und mit den Zeichen der höchsten Achtung. Er war daher unzweifelhaft eine Person von Bedeutung, wahrscheinlich ein älterer Bruder Ludwig's XIV., welchen der Herzog von Buckingham mit Anna von Oesterreich gezeugt hatte*). Ein Sohn von der Lavalliere konnte er, wie Manche annehmen, nicht sein, da Ludwig XIV. mit dieser erst im Jahre 1661 bekannt wurde, in welchem der Gefangene mit der eisernen Maske schon ein Mann war. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß er der Italiener Mattiali war. Mit diesem würde man in Frankreich nicht so viele Umstände gemacht haben. Auch war kein Grund denkbar,

*) So behauptet mit guten Gründen Linguet in seiner Bastille dévoilée.

diesen eine Maske tragen zu lassen. Nur die Aehnlichkeit, welche der Gefangene mit Ludwig XIV. hatte, erklärt diese ungewöhnliche Maßregel. Wäre er, wie Manche glauben, ein jüngerer Zwillingsbruder Ludwig's XIV. gewesen, so wäre er gewiß nicht in Haft gehalten worden. Denn über die Erstgeburt Ludwig's XIV. konnte in diesem Falle kein Zweifel sein. War er aber Jahre lang früher geboren, so sprach für ihn die Rechtsvermuthung der ehelichen Geburt und Ludwig XIV. befürchtete mit Grund, daß sein älterer Bruder ihn vom Throne stoßen könnte.

Diese Angabe stimmt mit allen übrigen geschichtlichen Thatsachen vollkommen zusammen. Schwerlich hätte Richelieu dem Herzoge von Buckingham den französischen Hof verboten, gewiß hätte dieser nicht gedroht, er werde die Königin Anna der ganzen Macht Frankreich's zum Trotze sehen*), wenn zwischen dem Herzoge und der Königin nicht sehr innige Beziehungen stattgefunden hätten.

War der Gefangene mit der eisernen Maske ein Sohn Buckingham's, so wurde er im Jahre 1628 geboren, war also zur Zeit seiner Verbringung nach St. Marguerite dreiunddreißig Jahre alt, was der Beschreibung seiner Person ganz entspricht. Anna hatte (1627) dreizehn Jahre lang in kinderloser Ehe mit Ludwig XIII. gelebt†), und hielt die Geburt des Sohnes geheim, weil ihr Verhältniß zu Buckingham großes Aufsehen erregt hatte und sie daher nicht wagen durfte, diese Frucht desselben den Franzosen als ihren künftigen König vorzustellen.

Manche Geschichtschreiber möchten am liebsten die eiserne Maske in das Gebiet der Fabel oder des Roman's verweisen; allein mit Unrecht. Denn sie ist insofern von hoher Bedeutung, als sie über den Charakter Ludwig's XIV. neues Licht verbreitet und zeigt, auf welchem schlüpfrigen Grunde die Legitimität der heutigen Bourbonen ruht. Nicht Ludwig XIV., sondern sein älterer Bruder war der nach der Verfassung rechtmäßige König von Frankreich. Umsonst hätte sich der jüngere dem ältern Bruder gegenüber auf den von der Mutter begangenen Ehebruch berufen. Denn seine Geburt war nicht rechtmäßiger. Der Kardinal von Mazarin war, als Priester, gewiß kein Vater, welchen der katholische Ludwig XIV. für besser halten konnte, als den Herzog von Buckingham.

Wenn wir die Monarchen unserer Tage etwas genauer in's Auge fassen, so erkennen wir klar, daß sie am wenigsten Grund haben, auf ihre Geburt stolz zu sein. Mit Ludwig XIII. starben die Bourbonen aus; mit Ludwig XIV. kamen die Mazariner auf den französischen Thron. Zu diesen gehört auch das Haus Orleans, welches, was die Geburt betrifft, vor dem älteren Zweige nichts voraus hat. Wenn Anna von Oesterreich etwas mehr Unverschämtheit gehabt hätte, so wäre das Haus Buckingham das herrschende in Frankreich geworden, das den Namen der Bourbonen eben so bereitwillig angenommen hätte, als die Mazariner es thaten.

§ 6. Ludwig's XV. Minderjährigkeit (1715—1723).

Die menschliche Natur läßt sich nicht ungestraft Gewalt anthun. Wer es wagt, ihre Gesetze mit Füßen zu treten, bringt eine Störung hervor, welche im Verhältnisse zu der Größe und der Beschaffenheit der verübten Verletzung weiter um sich greift. Ludwig XIV. hatte während eines halben Jahrhunderts allen Anforderungen der Sittlichkeit Hohn geboten, sich zugleich aber immer bemüht, seine Schandthaten in den Schleier der Religion oder des Rechtes zu hüllen. Er hatte dadurch diejenigen Kreise, auf welche er den unmittelbarsten Einfluß übte, d. h. den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit seines Reiches mit

*) S. Weltgeschichte Buch VII. § 85 S. 561.

†) Sie hatte sich am 25. November 1615 mit ihm vermählt.

wenigen Ausnahmen vollständig entsittlicht. Unter seinem Nachfolger traten die Folgen in wahrhaft erschreckender Weise an's Licht.

Schon am Tage nach Ludwig's XIV. Tode, bevor dessen Leiche noch beigesetzt war, stieß der Herzog von Orleans das Testament des Königs um. Er versammelte das Parlament von Paris, trug demselben vor, daß, als erster Prinz von Geblüte, ihm ein angeborenes Recht auf die Regentschaft zustehe, fügte hinzu, daß Ludwig XIV. ihm auf seinem Todtenbette erklärt habe, „wenn irgend etwas in den von ihm getroffenen Einrichtungen irrig befunden werden sollte, es geändert werden könne." Die Beschränkungen, mit welchen der verstorbene König die Regentschaft begränzt habe, machten die Verwaltung unmöglich, er verlange daher die ganze Gewalt, wozu ihn seine Geburt berechtige. Mit großer Schlauheit schloß der Herzog seinen Vortrag, indem er das Parlament versicherte, er werde das öffentliche Wohl stets im Auge haben und hoffe, das Parlament werde ihn mit seinem Rathe und weisen Vorstellungen unterstützen.

Der Herzog hatte seine Einrichtungen so gut getroffen, daß das Parlament seine Anträge willig genehmigte. Das Testament Ludwig's XIV. wurde auf die Seite geschoben. Der Herzog von Maine verlor den ihm ertheilten Oberbefehl über die Truppen des königlichen Hauses. Der Herzog von Orleans wurde Regent des Reiches mit allen dieser Würde inwohnenden Rechten.

Er war am 22. August 1674 geboren, zur Zeit der Uebernahme der Regentschaft also ein und vierzig Jahre alt. Seine Mutter war die pfälzische Prinzessin Charlotte Elisabeth, welche, um seinen Vater, den jüngern Bruder Ludwig's XIV., ehelichen zu können, die katholische Religion hatte annehmen müssen, die sie äußerlich bekannte. Sie hatte aber zu viel gesunden Menschenverstand, um daran zu glauben. Auf des jungen Herzogs Erziehung übte der Abbé Dübois den vorherrschenden Einfluß. An diesen wandte sich Ludwig XIV., als er wünschte, seine uneheliche Tochter Franzisca Maria von Blois mit seinem Neffen zu vermählen. Dübois brachte die Ehe gegen den Willen der Mutter des Herzogs zu Stande und wurde dadurch selbst eine Person von Bedeutung am französischen Hofe.

Dübois war der Sohn eines Apothekers, verheirathete sich frühzeitig, verließ aber seine Frau und seine Heimat, in welcher es ihm schlecht ging, in jungen Jahren, machte noch einige Studien und kam als Lehrer zu dem jungen Herzog von Orleans, dem er sich bald unentbehrlich machte. Er gab ihm nicht blos Unterricht in den Wissenschaften, sondern auch in allen Ausschweifungen, welche damals unter dem Deckmantel der Frömmigkeit auf's Aeußerste getrieben wurden.

Als der Herzog von Orleans seiner Mutter mittheilte, daß sein Staatsstreich gelungen sei, nahm sie ihm das Ehrenwort darauf ab, niemals den Dübois, den sie den größten Schurken der Welt nannte, gebrauchen zu wollen. Der Sohn versprach es ihr, hielt aber nicht seine Zusage, vielmehr ließ er sich von Dübois mehr und mehr umspinnen. Gegen seinen Willen drang ihm der schlaue Abbé eine Beförderung nach der anderen ab, bis er am Ende Erzbischof von Cambrai, Kardinal und Premier-Minister geworden war.

Der Regent vereinigte in sich die seltenste Mischung widerstrebender Eigenschaften. Er war nicht ohne natürliches Wohlwollen. Allein es fehlte ihm die Gewissenhaftigkeit. Er war frei von Rachsucht und stets bereit, persönliche Beleidigungen zu vergeben, allein, weil er ein Verschwender, ein Wollüstling und unfähig war, der Habgier seiner schlechten Umgebungen einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, lastete seine Verwaltung doch schwer auf dem Lande. Er glaubte an keine menschliche Tugend, und dennoch räumte er einem der lasterhaftesten Menschen seiner Zeit, dem Dübois, dessen Verworfenheit er sehr wohl kannte, eine fast unbeschränkte Gewalt ein. Er war kein Heuchler, und

war über den Unsinn der römischen Kirche erhaben. Allein er trug doch mit Geduld deren Joch. Er besaß Scharfblick und eine mehr als mittelmäßige Kenntniß der Personen und Staatsangelegenheiten, allein weder Ausdauer noch die Kraft, seinen Ansichten im Kampfe mit feindlichen Interessen Geltung zu verschaffen. Unmittelbar und direkt gestattete er den liederlichen Männern und Weibern, in deren Mitte er den größern Theil seiner Zeit zubrachte, keinen Einfluß auf die Regierung. Der Herzog von Brancas, einer der Gesellen des Regenten, sagte offen von sich, er habe viel Gunst und keinen Einfluß, und als die Gräfin von Sabran, eine der Maitressen des Regenten, sich in Staatsangelegenheiten mischen wollte, führte er sie vor einen Spiegel und fragte sie: „Soll man mit einem so schönen Gesichte von Geschäften sprechen?"

Mittelbar und auf Umwegen wußten die Höflinge und Buhlerinnen aber doch die Staatsverwaltung in großem Maße zu ihrem persönlichen Vortheile auszubeuten.

Die schlechte Gesellschaft, mit welcher der Regent sich im Kothe der niedrigsten Ausschweifungen wälzte, machte ihn nicht unfähig, die Stimmen ernster Wahrheit anzuhören. Als er einen seiner alten Diener, Ibaguet, einlud, mit ihm in das Zimmer einzutreten, worin er seine Bacchanalien zu feiern pflegte, erwiederte ihm dieser: „Hier endigt mein Dienst. Ich gehe nicht in so schlechte Gesellschaft, und bedaure sehr, Sie darin zu sehen." Der Herzog nahm dem treuen Diener die freimüthigen Worte nicht übel, vielmehr schätzte er ihn später nur um so mehr.

Das sittenlose Leben, in welches sich der Herzog von Orleans frühzeitig stürzte, läßt sich auf drei Ursachen zurückführen: seine eigenen natürlichen Anlagen, den verderblichen Einfluß des Abbé Dübois und die unglückliche Ehe, deren Bande ihn um so schwerer drückten, als sie unauflöslich waren.

Die Herzogin Mutter betrachtete es als einen Schimpf, daß ihr Sohn den Sprößling eines Ehebruchs Gattin nannte. Die Tochter Ludwigs XIV. bildete sich ein, dem Herzoge von Orleans eine große Ehre anzuthun, indem sie dessen Hand annahm. Die Herzogin von Berri, ihre Tochter, schämte sich ihrer Mutter. Die Großmutter, welche am schmutzigen Hofe Ludwig's XIV. ihre Sittenreinheit behauptete, fühlte sich durch den unzüchtigen Lebenswandel, dem sich ihre Enkelin von Berri ergeben hatte, auf's tiefste verletzt. Vater und Tochter standen in so schlechtem Rufe, daß man ihnen sogar Blutschande nachsagte. Die zweite Tochter des Regenten, Louise Adelaide, wurde in ein Kloster gesperrt (1717), weil ihre Mutter fürchtete, sie möchte sich zu tief in ein Liebesverhältniß mit dem Sänger Caucherau einlassen; die dritte, die Prinzessin von Valois, wurde gezwungen, den Sohn des Herzogs von Modena zu heirathen, nachdem sie dem Herzoge von Richelieu zu sprechende Beweise ihrer Zuneigung gegeben hatte. Der Sohn des Regenten war ein Mensch ohne Talent, der anfangs locker gelebt hatte und später ein Betbruder wurde.

Fürwahr! wenn in unseren Tagen die Gewalt nicht noch immer höher geachtet würde, als die Tugend, würde Niemand stolz darauf sein, von einer solchen Familie abzustammen! Trotz aller seiner Ausschweifungen hatte der Regent doch einige bessere Regungen. Er fing seine Verwaltung damit an, daß er den unglücklichen Opfern der Verfolgungswuth Ludwig's XIV., der Minister und des Beichtvaters desselben die Pforten ihrer Kerker öffnete. Bei vielen der Gefangenen konnte gar nicht ermittelt werden, aus welchem Grunde sie ihrer Freiheit beraubt worden waren. Ein Brief mit dem königlichen Siegel (lettre de cachet) genügte, sie auf Zeitlebens unglücklich zu machen Unter Anderen erhielt ein Ritter von Aremberg nach elfjähriger Gefangenschaft seine Freiheit wieder, dessen einziges Verbrechen gewesen war, dem Pater Quesnel zur Flucht verholfen zu haben. Ein Italiener war fünf und dreißig Jahre lang in der Bastille festgehalten worden.

Niemand wußte, warum? Der jammervolle Zustand, in welchem die Gefangenen sich befanden, deutete die furchtbaren Leiden an, welche sie in dem Kerker erduldet hatten.

Ungeachtet des seiner Mutter ertheilten Versprechens ernannte der Regent schon in der ersten Zeit seiner Verwaltung den Dübois zum Staatsrathe, und da er selbst den Geschäften nur wenige Stunden des Tages widmete, riß der schlaue und arbeitsame Abbé bald die Verwaltung des Staates fast gänzlich an sich.

Der Regent stand sehr spät auf, da er alle Nächte durch schwelgte. Mit seinen Maitressen, einigen Dirnen von der Oper und zehn oder zwölf liederlichen Gesellen sperrte er sich jeden Abend ein, und ergab sich allen Ausschweifungen, welche Bachus und Venus boten und welche gewürzt wurden durch unsittliche und den herrschenden Glauben verspottende Witzworte. Die Herzoge von Broglie, von Biron und von Brancas spielten unter diesen Gästen die Hauptrollen. Am folgenden Morgen vergingen mehrere Stunden, bevor der Regent seine volle Besinnung wieder gewann. Er mußte daher Anderen, und zumal dem Abbé Dübois alle Einzelnheiten der Verwaltung überlassen, und konnte sie selbst gewissermaßen nur aus der Vogel-Perspective überschauen.

Der Regent, welcher weder den Aberglauben noch die Heuchelei Ludwig's XIV. und seines Hofes theilte, war persönlich geneigt, das Edict von Nantes wieder herzustellen, den zahlreichen im Auslande lebenden französischen Protestanten die Rückkehr in ihr Vaterland zu gestatten und dadurch zu gleicher Zeit ein großes Unrecht und einen entsprechenden Schaden einigermaßen wieder gut zu machen. Allein es fehlte ihm die Kraft, seinen Willen durchzusetzen. Dübois wollte Kardinal werden. Diesem Wunsche opferte er bereitwillig jede andere Rücksicht auf. Die blutigen Gesetze Ludwig's XIV. wurden nicht aufgehoben. Die Regierung drang aber nicht auf deren strenge Vollziehung. Die verfolgten Protestanten konnten etwas freier athmen, obgleich das Schwert des Damocles über ihren Häuptern aufgehängt blieb. Die Jesuiten, welche die Aufhebung des Edictes von Nantes bewirkt hatten, verloren allen Einfluß in Frankreich. Der Kardinal von Noailles, ihr alter Gegner, trat an die Spitze des Gewissensrathes des Reiches, die Bulle Unigenitus, welche so große Verwirrung angerichtet hatte, verlor den größten Theil ihrer Bedeutung. Der Hof gab sich anfangs den Schein, als begünstige er deren Gegner. Als aber Dübois sich entschloß, um jeden Preis den Kardinalshut zu gewinnen, wandte er sich auf die Seite der Anhänger der Bulle. Der Jesuite Letellier, dessen beichtväterliches Amt Ludwig XIV. hatte verewigen wollen, indem er ihn in seinem letzten Willen dem künftigen Könige beigegeben hatte, wurde entlassen. Die Stimmung des Volkes war immer gegen die Jesuiten gewesen. Der Hof folgte der ihm vom Regenten gegebenen Anregung, die den Söhnen Loyola's nicht günstig war.

Die Finanzen des Staates waren unter Ludwig XIV. in eine furchtbare Verwirrung gerathen. Außer der verzinslichen Schuld, welche jährlich 96 Millionen Livres verschlang, lastete eine laufende von 700 Millionen auf dem Staate. Der Herzog von St. Simon trug auf die Erklärung des Staatsbankerottes an. Der Regent ging aber darauf nicht ein. Er versuchte im Anfange seiner Regierung, durch Sparsamkeit und strenge Aufsicht über die Finanzbeamten den Haushalt wieder in Ordnung zu bringen. Er hob einige der drückendsten Abgaben auf, ließ das Getreide frei von einer Provinz in die andere und selbst in's Ausland verbringen und errichtete eine Untersuchungs-Commission, welche die unter der früheren Regierung zum Schaden des Staates begangenen Unterschleife und Betrügereien strafen sollte. Diese brachte es zwar dahin, daß ein Theil der Leute, welche sich auf Kosten des Staates bereichert hatten, zweihundert und zwanzig Millionen Livres herauszahlen mußte; allein die Strafgelder kamen größtentheils in die Hände von Günstlingen, welche nicht besser waren, als diejenigen, von denen sie erpreßt wurden. Neue Unter-

schleife, welche eben so schlimm waren, als diejenigen, welche gestraft werden sollten, mischten sich in die Verhandlungen der Commission. Die Höflinge verkauften Freibriefe an die Gefangenen. Die Schuldigen konnten sich daher mit einigen Opfern der gerichtlichen Untersuchung entziehen. Die Unschuldigen hatten viel zu leiden. Natürlich verfuhr man, wie immer an Höfen, nach der Regel: „kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen." Das Resultat der ganzen Untersuchung war, daß die Günstlinge des Regenten von den Günstlingen Ludwig's XIV. einige hundert Millionen erpreßten, daß ein neuer Skandal zu den alten hinzukam und daß wiederum die Gunst über das Recht einen glänzenden Sieg errang.

Die Finanzen blieben in Verwirrung um so mehr, als der Regent nicht im Stande war, seinen Umgebungen irgend eine Bitte abzuschlagen. Die Streitigkeiten um Rang und Ehren glich er nur zu oft durch große Geldsummen aus, welche er an diejenigen entrichtete, welche ein Amt aufgeben sollten, oder, wenn sie es wünschten, nicht erhalten konnten. Unter dem Vorwande einer Untersuchung der bestehenden Staatsschuld, wurde ein Theil derselben abgeschüttelt. Die Münze wurde herabgesetzt. Doch alle diese elenden Hülfsmittel reichten nicht weit. Der Staats-Credit wurde erschüttert und die Kassen füllten sich nicht. Der Regent sann vergebens auf Mittel, seiner Verschwendungssucht fröhnen zu können, ohne das Volk mit schweren Abgaben zu bedrücken. Er ließ sich daher leicht durch Law gewinnen, welcher ihm von seinem neuem Banksysteme goldene Berge versprach.

Schon zu Ludwig's XIV. Zeiten hatte sich Law am französischen Hofe eingefunden und dem Könige versprochen, durch eine Zettelbank, welche das Metall-Kapital des Landes an sich ziehen würde, die Staatsschulden zu tilgen und den Hof sowohl als das Volk zu bereichern. Er führte aus, daß der Privatbanquier Geschäfte mache, welche sein Kapital um das zehnfache überstiegen und glaubte, daß der Credit eines Fürsten, welcher das Geld des Landes in seiner Bank niederlege, noch viel größer sein müsse. Er bedachte dabei nicht, daß der Privatbanquier seine Geschäfte gewöhnlich viel sorgsamer verwaltet, als ein Fürst und nicht gleich diesem, Tausende vornehmer und einflußreicher Günstlinge duldet, welche auch den größten Credit am Ende zu Grunde richten. Dem Regenten leuchteten die Pläne Law's ein. Von allen Fürsten der Erde war schwerlich irgend einer weniger geeignet, den Staatsschatz gegen die Plünderungen gewissenloser Schmarotzer zu schützen. Der Anfang, welchen Law im Mai 1716 mit einem Actien-Kapital von drei Millionen drei mal hundert tausend Livres machte, wurde vom besten Erfolge gekrönt. Durch ein Edict vom 4. December 1718 verwandelte der Regent die Bank, welche bis dahin ein Privatgeschäft Law's gewesen war, in eine Staatsbank und ernannte diesen zu deren Direktor. Law hörte auf, alleinige Verfügungsgewalt in den Angelegenheiten der Bank zu haben. Der Regent und seine Günstlinge fanden es außerordentlich bequem, hunderte von Millionen durch die Ausgabe von Zetteln, welche als baares Geld allgemein angenommen wurden, aus Lumpen fabriciren zu können. Law besaß weder Redlichkeit, noch Selbstverleugnung genug, den Credit, den er für die Zettel der königlichen Bank in Anspruch nahm, auch nur einigermaßen zu beschränken. Das Publikum wurde über die Kräfte der Bank noch mehr irre geführt durch eine sogenannte Compagnie d'occident, die Law damit in Verbindung brachte, und welche angeblich bezweckte, den Reichthum der Mississippiländer nach Frankreich zu leiten. Die alten privilegirten Handelsgesellschaften wurden mit der Compagnie d'occident vereinigt unter dem Namen Compagnie des Indes Neue Privilegien und Monopole, die Generalpacht der Abgaben, das Münzregal und die Verwaltung der gesammten Staats-Einnahme sollten den Credit der Compagnie befestigen und erweitern. Law wurde katholisch und eröffnete sich durch diesen Schritt den Weg zum

Finanzministerium, welches ihm der Regent im Januar 1720 übertrug. So lange der Credit der Bank bestand, herrschte in ganz Frankreich und zumal in Paris der größte Ueberfluß. Mehr als drei und eine halbe Milliarden Livres wurden in kurzer Zeit ausgegeben. Das Metall-Kapital von ganz Frankreich betrug nur zwölf hundert Millionen Livres. Bald erkannten die Sachverständigen, daß ein solches Mißverhältniß auf die Dauer nicht bestehen könne, und ließen sich ihr Papier auf der Bank in Münze auswechseln. Von diesem Augenblicke an war der Fall der Bank unvermeidlich. Eben so ansteckend, als früher der Wunsch Zettel zu erhalten gewesen war, wurde jetzt der Eifer, sie zu verwerthen. Er steigerte sich bis zur Raserei. Alle Gewaltmaßregeln, welche Law ergriff, um seinen erschütterten Credit wieder herzustellen, gossen Oel in die Flamme der Volkswuth, und zogen ihm von Seiten der vornehmen Spötter die bittersten Epigramme zu. Sehr treffend bemerkte z. B. der englische Gesandte, Lord Stairs, der Katholicismus Law's könne nicht mehr bezweifelt werden, da er die Inquisition einführe, nachdem er die Lehre von der Transsubstantiation durch die Verwandelung der Münze in Papier schon bewiesen habe.

Law konnte sich in Paris nicht mehr halten. Seine Rolle war ausgespielt. Seine Zettel hatten ihren Werth verloren. Mit genauer Noth entkam er (December 1720) nach Brüssel. Er verlor nicht blos sein ganzes Vermögen, welches vor der Zeit des Schwindels zwei Millionen betragen hatte, sondern auch seinen guten Ruf. Der Adel hatte mit Papier seine Schulden bezahlt, ein Theil desselben unermeßliche Reichthümer angesammelt. Die Nation hatte einige Jahre lang in vollem Taumel gelebt. Den gewerbsamen Bürger traf der Staatsbanquerott am schwersten, weit schwerer, als wenn dieser fünf Jahre früher auf den Antrag St. Simon's offen erklärt worden wäre.

Die Zettelbank Law's war der Mittelpunkt, um welchen sich sämmtliche Verwaltungsmaßregeln der Regentschaft und gewissermaßen das ganze französische Staatsleben gruppirten, und welche ihr daher ihren wesentlichen Charakter verlieh. Die übrigen Erscheinungen ihrer achtjährigen Dauer verloren neben ihr alle Bedeutung.

Die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches waren im Verhältniß zu den großen Stürmen, in welche Ludwig XIV. das Land gestürzt hatte, ruhig. Die Franzosen waren der blutigen Kämpfe müde. Der Regent war nicht kriegslustig. Mit Ausnahme eines kleinen Zerwürfnisses mit Spanien wurde der Frieden nicht unterbrochen.

Jenseits der Pyrenäen theilten sich seit der Wiederverheiratung Philipp's V. dessen zweite Gemahlin, die Prinzessin Elisabeth von Parma und deren Günstling Alberoni in die Herrschaft des Reiches. Die Königin beschäftigte sich nur mit dem Gedanken, ihren Kindern, welche keine Aussicht hatten, den spanischen Thron zu erben, Kronen in Italien zu verschaffen. Zu diesem Zwecke nahm sie keinen Anstand, Spanien in Kriege zu verwickeln, und Verschwörungen in Frankreich anzuzetteln, um diese Macht nachgiebiger zu machen. Zur Zeit des Regenten zeigte es sich deutlich, daß Ludwig XIV. sich geirrt hatte, als er sagte: „es giebt keine Pyrenäen mehr."

Philipp V. hatte gewünscht, für sich die Regentschaft über Frankreich zu erlangen, um sie durch einen seiner Anhänger verwalten zu lassen. Als ihm dieses nicht gelang, fuhr sein Botschafter in Paris fort, mit den mißvergnügten Großen Ränke zu spinnen. Der Regent schloß sich näher an England, dessen König dem Dübois einen Jahrgehalt von 40,000 Pfund Sterling bezahlte. So kam die sogenannte Triple-Allianz zu Stande, welche Frankreich (4. Januar 1716) mit England und Holland abschloß. Die wesentlichen Bedingungen dieses Vertrags waren, daß der englische Kron-Prätendent aus Avignon, und dessen Anhänger aus Frankreich vertrieben werden sollten. Durch dieses Zugeständniß versicherte sich Frankreich der englischen und holländischen Hülfe gegen Spanien.

Während sich der Regent mit den beiden Seemächten verband, suchte der Kardinal

Alberoni eine spanische Partei in Frankreich zu gründen. Dazu bot ihm die Gemahlin des Herzogs von Maine, welche wüthend darüber war, daß ihr Gemahl nicht die ihm von Ludwig XIV. zugedachte Stellung im Reiche erlangt hatte, willig die Hand. Ihre Erbitterung steigerte sich in Folge eines Beschlusses des Regenten, vom Jahre 1717, welcher ihren Gatten und den Grafen von Toulouse auf die Pairswürde beschränkte und daher beide ihres früheren Ranges als Prinzen von Geblüte entsetzte. Der spanische Gesandte Cellamare wirkte mit der Herzogin von Maine zusammen. Beide brachten eine Verschwörung zu Stande, in welche viele Große des französischen Reiches verwickelt waren, und welche ihre Verzweigungen in verschiedenen Theilen Frankreich's und namentlich in der Bretagne, dieser unruhigsten aller Provinzen Frankreich's hatte. Der Kardinal von Dübois verschaffte sich den vollen Beweis des Komplottes, indem er den Abbé Porto-Carrero, dem der spanische Gesandte den ganzen Plan der Verschwörung schriftlich eingehändigt hatte, um ihn nach Madrid zu verbringen, unterwegs aufgreifen und ihm seine Papiere abnehmen ließ (December 1718). Die Verschwörung wurde auf diese Weise vereitelt. Die eigentlich Schuldigen entgingen, weil sie zu mächtig waren, der Strafe. Einige untergeordnete Theilnehmer wurden hingerichtet. Der spanische Gesandte Cellamare mußte Frankreich verlassen und es brachen Feindseligkeiten mit Spanien aus. Im Anfange des Jahres 1719 erklärte der Regent feierlich diesem Lande den Krieg. Alberoni hatte denselben durch seine Ränke herbeigeführt. Im Laufe des Jahres 1720 wurde der spanische Premier-Minister gestürzt, worauf der Frieden ohne Schwierigkeiten wieder hergestellt wurde. Zum Kriege war überhaupt kein ernstlicher Grund gewesen. Der Abbé Dübois, welcher im Namen des Regenten Frankreich beherrschte, betrachtete den Kardinalshut, nach welchem er strebte, als die wichtigste Angelegenheit des Staates. Nach mannigfaltigen Anstrengungen und mit Hülfe reichlicher Geldspenden wurde sein Wunsch endlich erfüllt (1721). Zwar lebte damals noch die Gattin des Kardinals. Allein sie ließ sich mit Gold abfinden und es gelang Dübois, sogar das Blatt, auf welchem seine Heirath in dem Kirchenbuche eingetragen war, und seinen Ehevertrag zerstören zu lassen.

Am 16. Februar 1723 erreichte Ludwig XV. sein vierzehntes Jahr und sollte daher selbst regieren. Kurz darauf starben rasch hinter einander der Kardinal Dübois (10. August) und der Regent (2. December). Beide bildeten einen auffallenden Gegensatz zu dem formenreichen, heuchlerischen, abergläubischen und eroberungssüchtigen Ludwig XIV. Ihre Fehler waren ganz entgegengesetzter Art. Sie gaben sich nicht die Mühe, ihre Laster zu verhüllen. Der Tod beider ist den Ausschweifungen, denen sie sich hingaben, beizumessen. Jedermann wußte, daß der Regent und Dübois den Glauben der katholischen Kirche, den sie äußerlich bekannten, in ihrem Inneren nicht hegten. Das hielt aber den Regenten nicht ab, mit großem Gepränge an den hergebrachten Ceremonien des Papstthums Theil zu nehmen, und den Abbé Dübois nicht, den Kardinalshut mit großer Selbstgefälligkeit zu tragen.

Zahlreiche Aeußerungen des Regenten, welche von Munde zu Munde gingen, bewiesen deutlich, daß derselbe den herrschenden Kirchenglauben sehr lächerlich fand. Als z. B. seine Tochter, Luise Adelaide, welche Nonne geworden war, sich „Gattin Jesu Christi" unterzeichnete, bemerkte er, „er glaube, mit seinem Schwiegersohne nicht auf gutem Fuße zu stehen."

Ludwig XIV., der sich den Anschein gab, als stünde er mit Jesus Christus auf dem besten Fuße, strafte auf's grausamste jeden, der es wagte, ein Wort gegen ihn zu sagen, oder gar drucken zu lassen; der Regent begnadigte den Verläumder La Grange, welcher sich nicht damit begnügte, in dem Gedichte „Philippiques" ihm seine wirklichen Vergehungen vorzuwerfen, sondern selbst ihn als den Vergifter der königlichen Familie darstellte.

Er erlaubte demselben sogar nach einiger Zeit, sich in Paris aufzuhalten, obgleich diese Beschuldigung ihn auf's tiefste erschütterte.

Der Unglaube des Regenten und seines Ministers schadeten dem Reiche, das sie beherrschten, nicht, während die Heuchelei und der Aberglaube ihres Vorgängers, Ludwig's XIV., demselben furchtbare Leiden bereiteten.

Die Pfaffen schrieben natürlich dem Unglauben des Regenten zu, was auf Rechnung seiner Unsittlichkeit, Leichtfertigkeit und Charakterschwäche zu setzen war. Der denkende Mensch weiß aber zu unterscheiden wie zwischen Unglauben und Unsittlichkeit, so zwischen Unglauben und Vernunftglauben.

Der Glaube des Menschen ist immer das Resultat seines gesammten geistigen Wesens. Da die meisten Gewohnheitsmenschen sind, ist der Gewohnheitsglaube aller Orten der vorherrschende. Das milde Gemüth wird dem Gewohnheitsglauben die milde, das rauhe die rauhe Seite abgewinnen.

Der Unglaube, welcher sich nicht stützt auf eine tiefe Ergründung des herrschenden Unsinns, und welchem nicht der Glaube an die menschliche Vernunft zur Seite steht, bietet, als eine bloße Verneinung, weder Stützpunkt noch Ziel und läßt daher den Menschen haltungslos. Niemand hat Grund, auf denselben stolz zu sein.

Wir sehen den Unglauben aller Orten im festen Bunde mit dem Aberglauben. Der Regent, der Kardinal Dübois und die meisten ihrer Anhänger sind davon die sprechendsten Beweise.

Wahren Werth hat nur der selbstgeschaffene, auf der Wissenschaft ruhende und nach Freiheit ringende Glaube, der sich bekundet durch edle Thaten und ein reines Leben.

§ 7. Ludwig XV. und Fleury (1723—1743).

Niemals bestieg ein Kind den französischen Thron, welchem das Volk eine so begeisterte Zuneigung entgegentrug, als Ludwig XV. Während der Minderjährigkeit seines Vorgängers, Ludwig's XIV., war ganz Frankreich in stürmischer Bewegung gewesen. Ludwig XV. konnte seine Jugendzeit in Ruhe unter dem Schutze der Nation und im Schooße des Friedens verbringen. Doch Gefahren und Unglücksfälle wecken nicht selten die schlummernden Kräfte des Menschen, welche im Alltagsleben von den Banden der Schlaffheit umstrickt bleiben.

Ludwig XV. war von Natur ein sehr wenig begabter Mensch, und die Verhältnisse, in deren Mitte er heranwuchs, waren nicht geeignet, seine Entwickelung zu begünstigen. Sein Leben war für die französische Nation von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß die Furcht, das schwache Kind möchte sterben, alle seine Umgebungen in unausgesetzter Sorge befangen hielt. Sein Tod drohte Frankreich in einen Erbfolgekrieg zu stürzen, da die Frage bestitten war, ob nach ihm Philipp von Orleans, oder Philipp V. von Spanien die nächsten Ansprüche auf den Thron habe. Für den Regenten, welchem von der Jesuitenpartei der Tod des Herzogs von Burgund zugeschrieben worden, war es eine Ehrensache, den jungen König am Leben zu erhalten. Der Marschall von Villeroi und Fleury, Bischof von Frejüs, welchen die Erziehung des Knaben oblag, setzten auf ihn alle ihre Hoffnungen, dermaleinst eine hervorragende Rolle zu spielen. Beide hüteten sich daher wohl, den ihrer Sorge anvertrauten jungen König übermäßig anzustrengen. Ludwig XV. lernte sehr wenig. Fleury machte ihn mit den Ceremonien und Glaubenssätzen der römischen Kirche frühzeitig bekannt und flößte ihm die Ueberzeugung ein, nichts sei wichtiger, als den Fetischdienst derselben auf's genaueste zu üben. Der Marschall von Villeroi theilte dem jungen Könige die Lehren des schrankenlosesten Despotismus mit. Als Ludwig XV. im Jahre 1717

von einer schweren Krankheit erstanden war, und das Volk sich nach den Tuilerien drängte, um den wieder genesenen jungen König jubelnd zu begrüßen, führte ihn der Marschall von einem Fenster zum andern und sagte seinem Zöglinge: „Sehen Sie, mein Gebieter, sehen Sie dieses Volk: alles dieses ist Ihnen, alles gehört Ihnen, Sie sind der Gebieter!"

Der Marschall von Villeroi wurde später (1722) von der Person Ludwig's XV. entfernt, weil er den Kardinal Dübois und den Regenten durch seinen unerträglichen Hochmuth verletzt hatte, und Fleury war dann der einzige Erzieher des jungen Königs; allein das System der Erziehung blieb unverändert.

Der Regent hatte frühzeitig an die Vermählung Ludwig's gedacht und eine Doppelheirath zwischen diesem und einer spanischen Prinzessin, und einer seiner Töchter und dem spanischen Thronfolger verabredet. Dieser Plan kam jedoch nur theilweise zu Stande. Die Prinzessin von Orleans, des Regenten Tochter, heirathete den Prinzen von Asturien, der junge König aber nicht dessen Schwester.

Nach dem Tode des Regenten ließ sich der Herzog von Bourbon eine Bestallung als Premierminister ausfertigen, ging mit diesem Papier in der Tasche, zu Ludwig und verlangte von ihm, es zu unterzeichnen. Der junge König sah seinen Lehrer und Freund Fleury an. Der Bischof wagte damals noch nicht, das Staatsruder selbst zu ergreifen. Er machte eine bejahende Bewegung des Kopfes. Ludwig unterschrieb. Der Herzog von Bourbon stand an der Spitze des Staates. Er war ein harter, beschränkter, ehrgeiziger Mensch, der sich von seiner Maitresse, der Marquise de Prie, am Gängelbande führen ließ.

Die kurze Zeit seiner Verwaltung bezeichnete der Premierminister durch eine Reihe der gehässigsten Maßregeln. Er schärfte die grausamen Verfügungen Ludwig's XIV. gegen die Protestanten, welche unter dem Regenten in Vergessenheit gerathen waren, wieder ein. Der König von Schweden forderte die verfolgten Hugenotten öffentlich auf in seinem Lande eine Zuflucht zu suchen. Die Kabinette von England und Holland erhoben Einsprache. Die unsinnigen Erlasse des Herzogs von Bourbon wurden gemildert, allein die gereizte Stimmung, welche sie hervorgerufen hatten, legte sich erst nach der Entfernung des Ministers, welcher eine noch nicht vernarbte Wunde ohne alle Veranlassung wieder aufgerissen hatte. Die Maßregel des Herzogs gab um so gerechtern Anstoß, als allgemein bekannt war, daß er so wenig als seine Maitresse gläubige Katholiken waren. Er selbst stammte aus dem protestantischen Hause Condé, die Marquise de Prie spottete öffentlich über die Ceremonien der katholischen Kirche. Als im Jahre 1725 eine Procession veranstaltet wurde, um vom Himmel das Aufhören des strömenden Regens zu erflehen, sagte die Marquise mit ironischem Lächeln: „Das Volk ist toll; weiß es nicht, daß ich es bin, die Regen und schönes Wetter macht?"

Bourbon dachte nur daran, sein Ministerium zu befestigen und zu verlängern und hoffte, dieses Ziel am besten dadurch zu erreichen, daß er dem Könige eine Gattin gab, auf welche er zählen konnte. Er schickte daher die spanische Prinzessin, welche in Paris für Ludwig XV. erzogen wurde, nach Madrid zurück und vermählte diesen mit Maria, der Tochter des abgesetzten Königs von Polen, Stanislaus Leszinski (5. September 1725). Der König von Spanien wurde durch die Zurücksendung seiner Tochter auf's tiefste verletzt. Die beiderseitigen Gesandten verließen Paris und Madrid, doch kam es nicht zum Kriege. Der Herzog von Bourbon glaubte, nunmehr den Bischof von Frejüs nicht mehr schonen zu müssen. Dieser hatte sich die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten vorbehalten und die Gewohnheit eingeführt, daß der Premierminister nur in seinem Beisein mit dem jungen Könige von Staatsangelegenheiten sprach. Die Marquise de Prie wollte aber selbst alle Kirchenpfründen vergeben, und wünschte, an den Berathungen,

welche der Herzog mit Ludwig XV. pflog, persönlich Theil nehmen zu dürfen. Sie zog die Königin in ihr Interesse und verabredete mit dieser eine kleine Verschwörung gegen den Bischof Fleury. Im Zimmer der Königin sollte der Minister mit Ludwig XV. arbeiten. Die Marquise hoffte sich dann auch einfinden und die entscheidende Stimme führen zu können.

So fein der Plan auch angelegt war, scheiterte er doch. Als Fleury merkte, daß er auf die Seite geschoben werden solle, entfernte er sich vom Hofe. Das Schreiben an den König, welches er zurück ließ, rührte diesen zu Thränen. Der Herzog von Mortemart flößte dem jungen Könige Muth ein. Fleury wurde zurückberufen und bewirkte bald schon die Absetzung seines Nebenbuhlers. Die Art und Weise, wie diese ausgeführt wurde, gereichte aber weder dem alten Bischofe, noch dem jungen Könige zur Ehre. Ludwig unterzeichnete zwei Beschlüsse, durch welche der Herzog von Bourbon und die Marquise de Prie auf ihre Güter verbannt wurden. Als dieses geschehen war, schickte er sich an, nach Rambouillet einen Ausflug zu machen. Bevor er in den Wagen stieg, überhäufte er den Herzog mit Freundlichkeiten und forderte ihn auf, bald nachzufolgen. Doch wurde dem Minister dazu keine Zeit gelassen. Das verhängnißvolle Schreiben des Königs sprach dessen wirkliche Gesinnungen deutlich aus. Die Marquise de Prie wollte noch einen Versuch machen, ihr Ansehen zu behaupten. Fleury sollte verhaftet und weggeschafft und der König durch die Nachricht getäuscht werden, der Bischof von Frejüs sei entflohen. Der Herzog von Bourbon wagte es aber nicht, diesen Staatsstreich auszuführen. Er reiste nach Chantilly, seine Maitresse nach Courbe-Epine (1726).

Andreas Herkules von Fleury, Bischof von Frejüs verschmähte zwar den Titel eines Premierministers. Allein trotz dessen und seines vorgerückten Alters (er zählte drei und siebenzig Jahre) übte er die ganze Gewalt eines solchen. Niemand wagte ernstlich ihm seine Stelle streitig zu machen. Als einige junge Laffen ihn stürzen wollten, schickte er die Einen auf ihre Güter, die Anderen ließ er ungestraft in Paris. So sehr konnte er seine Gegner verachten.

Fleury hatte manche gute Eigenschaften. Er war friedliebend, sparsam und mild. Allein er war herrschsüchtig, gewissenlos und ein katholischer Geistlicher. Als solcher strebte er, Kardinal zu werden, mußte sich daher dem Papste angenehm machen und folglich die Bulle unigenitus, welche schon so große Verwirrung in Frankreich hervorgerufen hatte, als Staatsgesetz anerkennen. Die elenden Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Jansenisten wurden dadurch wieder aufgefrischt, was zu mannigfaltigen Gewaltthätigkeiten und Härten führte. Zum Danke dafür erhielt Fleury noch im Jahre 1726 den Kardinalshut.

Der alte Minister besaß weder die Kraft, Frankreich vor Kriegen zu bewahren, noch diese siegreich zu führen. Als der König von Polen, August von Sachsen (1733) starb, glaubte Ludwig XV., der Augenblick sei gekommen, seinen Schwiegervater, Stanislaus Leszinski auf den verlorenen Thron wieder zu erheben. Doch Frankreich war zu weit von Polen entfernt, als daß es dort mit Erfolg hätte streiten können. Die Millionen, welche in dieses Land geschickt wurden, gaben nicht den Ausschlag. Die Heere entschieden. Stanislaus Leszinski entfloh mit Gefahr seines Lebens aus Danzig, das er nicht behaupten konnte und kehrte nach Frankreich zurück. Doch erhielt er unter französischer Vermittelung seine Güter in Polen wieder und durfte den Königstitel beibehalten. Die wichtigste Bestimmung des Friedensvertrages war aber, daß der Schwiegersohn des deutschen Kaisers Karl's VI., Franz Stephan, dem abgesetzten Polenkönige sein Herzogthum Lothringen abtreten mußte, welches nach des Letzteren Tode an Frankreich fallen sollte. In Folge dieser Bestimmung wurde Lothringen, welches Jahrhunderte lang zwischen Frankreich und Deutschland hin und her geschwankt hatte, im Jahre 1766 dem französischen Reiche einverleibt.

Die Präliminarien des Friedens waren zu Wien unterzeichnet worden. Erst im November 1738 wurde jedoch der Vertrag nach mannigfaltigen Aenderungen schließlich festgestellt. Damals schon war der Gedanke, welcher Kaiser Karl VI. bei allen jenen Unterhandlungen leitete, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in den österreichischen Staaten zu sichern. Auch das französische Kabinett hatte die sogenannte pragmatische Sanction, durch welchen der Kaiser diesen Zweck erreichen zu können vermeinte, gut geheißen. Dadurch wurde es aber nicht abgehalten, an dem österreichischen Erbfolgekriege in hervorragender Weise Theil zu nehmen. Fleury hätte gerne Frieden gehalten. Er hatte die Streitkräfte Frankreichs nicht in guten Stand gesetzt, und hatte namentlich die Seemacht sehr vernachlässigt. Allein der ehrgeizige und eroberungslustige Adel wuchs ihm über den Kopf. Er hätte besser gethan, sein Ministerium niederzulegen, als einen Krieg, den er nicht wollte und dem er weder Nachdruck noch Richtung zu verleihen wußte, zuzugeben. Die Verantwortlichkeit für allen Schaden und Schimpf, welchen der österreichische Erbfolgekrieg über Frankreich brachte, ruht auf Fleury, obgleich er dessen Ende nicht mehr erlebte.

Einen weit schwerern Vorwurf zog sich der Kardinalminister durch den verderblichen Einfluß zu, den er auf die Sitten des jungen Königs ausübte.

Manche Geschichtschreiber sind zwar der Ansicht, daß es am besten sei, den Schleier christlicher Liebe über die Schwächen der Könige und ihrer Minister zu breiten, oder glauben, die Würde und den Ernst der Geschichte zu verletzen, indem sie denselben lüften. Ich theile diese Anschauungsweise nicht. Der Geschichtschreiber soll weder Christ noch Jude, sondern ein Freund der Wahrheit sein, und darf als solcher nichts verschweigen, was über die bedeutendsten Charaktere und Erscheinungen der Zeit Aufschluß giebt. Wer nur Thatsachen mittheilt, verdient nicht den Namen eines Geschichtschreibers, selbst dann nicht, wenn er möglichst nach Vollständigkeit strebt. Eine der wichtigsten Aufgaben des Mannes der Wissenschaft ist, Klarheit über die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung zu verbreiten. Der Geschichtschreiber, welcher die geheimen Beweggründe, aus denen die Entschließungen der Könige und ihrer Minister hervorgegangen sind, nicht untersucht, oder absichtlich verdeckt, kehrt den wichtigsten Anforderungen, die an ihn gestellt werden können, den Rücken. Die Geschichte hört auf, eine Lehrmeisterin der künftigen Geschlechter zu sein, wenn das sittliche Element, welches ihr den höchsten Werth verleiht, verschwindet. Nur aus den Beweggründen der handelnden Personen können wir deren sittlichen Werth erkennen. Allerdings bilden die Laster Ludwig's XV. eine der trübsten Seiten in der Geschichte Frankreich's. Gerade deßhalb sind wir aber aufgefordert, schon deren erste Keime aufzusuchen und diese in ihrem Wachsthume zu verfolgen. Der Geschichtschreiber darf sich selbst den Stoff, den er behandeln will, nicht schaffen. Er findet ihn vor. Nicht seine Schuld ist es, wenn Fürsten und Minister lasterhaft waren. Er befördert, so weit es an ihm ist, die Untugend der künftigen Geschlechter, wenn er die Frevel vergangener Zeiten nicht mit dem ganzen Ernste sittlicher Entrüstung geißelt.

Ludwig XV. trat in seine Ehe reiner ein und bewahrte, in den ersten Jahren, derselben seiner Gemahlin, Maria Leszinski, die Treue fester, als die meisten Könige und Fürsten aller Zeiten. Doch er hatte dabei wenig Verdienst. Denn er zählte erst fünfzehn Jahre als er sich Marien vermählte. Seine Gattin gab ihm drei Töchter und am 8. December 1728 einen Sohn zur allgemeinen Freude des Landes. Bis zu dieser Zeit hatte sich Niemand in die Herzens-Angelegenheiten des jungen Königs gemischt. Nachdem er über drei Jahre lang alle Versuchungen von sich ferne gehalten hatte, befürchtete der Kardinal-Minister, Ludwig XV. möchte früher oder später von irgend einer Sirene gefangen werden und dachte, gegen diesen Fall Fürsorge treffen zu müssen. Sein Ehrgeiz und seine

Herrschsucht waren größer, als seine Liebe zu dem jungen Könige und zur Tugend. Der sicherste Weg zum Herzen gläubig katholischer Fürsten ging von jeher durch den Beichtstuhl. Der Beichtvater der Königin wurde daher gewonnen. Er gab dieser zu erkennen, daß sie nachdem sie dem Throne einen Erben geschenkt habe, Gott ein angenehmes Opfer bringen falls sie fortan aller fleischlichen Lust entsagen und ihre Seele von der Erde zum Himmel wenden würde. Maria Leszinski besaß weder gesunden Menschenverstand, noch natürliches Gefühl genug, um die ihr gelegte Schlinge zu erkennen. Die schwache Kraft, welche ihr die Natur verliehen hatte, erdrückte sie in sinnlosen Andachtsübungen. Die Königin glaubte sehr fromm zu sein, indem sie die Umarmungen ihres Gatten zurückstieß, und bewirkte dadurch nur, daß der Plan der verschmitzten Verführer gelang, und sie den Gatten verlor.

Die Gräfin von Mailly und später ihre Schwestern: die Marquise von Vintimille, die Marquise de la Tournelle und die Herzogin von Lauraguas wurden die erklärten Maitressen Ludwig's XV. Nur eine der fünf Schwestern, die Marquise de Flavecourt widerstand dem Könige, weil ihr Gatte drohte, falls sie nachgeben würde, die Schande in ihrem Blute abzuwaschen. Die vier Schwestern aus dem Hause Nesle waren alle verheirathet. Ludwig XV. machte sich also eines doppelten Ehebruchs schuldig, indem er in deren Armen der Wollust fröhnte.

Die nothwendigen Folgen seiner Ausschweifungen traten nur zu bald ein, und nahmen immer empörendere Gestalten an.

Früher waren die Vergnügungen des jungen Königs harmlos gewesen. Bald arteten sie in die wildesten Bachanalien aus, an welchen zahlreiche Buhlerinnen und liederliche Gesellen vom höchsten Stande Theil nahmen. Die Wollust hüllte sich in den Schleier des Mysteriums. Der König nannte sich Oberpriester Soff, die Gräfin von Mailly Oberpriesterin Retima. Die übrigen Eingeweihten legten sich ähnliche Namen bei. In allen seinen Schlössern ließ sich der König sogenannte petits-appartements (kleine Gemächer) einrichten, welche mit seinem Schlafgemach in Verbindung standen, und wovon der Mittelpunkt die Form eines Tempels hatte. Hier feierte die königliche Gesellschaft, deren Glieder nach der Verworfenheit verschiedene Ordensgrade hatten, ihre Feste. Die Rechtgläubigkeit Ludwig's nahm weder an deren unsittlichem Inhalte, noch an deren heidnischen Formen irgend einen Anstoß.

Während der König schwelgte, herrschte der Kardinalminister. Wie Ludwig, so stand auch Fleury unter der Leitung einer Frau, der Prinzessin von Savoyen-Carignan. Er war zu alt, um in deren Gegenwart mehr als Erinnerungen an frühere Zeiten hegen zu können. Allein dieses Verhältniß, welches in den letzten Jahren des Kardinals offenkundig wurde, deutet doch an, daß er für weibliche Reize nicht unempfänglich war. Schwerlich würde er der Verführer seines Königs geworden sein, hätte er selbst nicht den Einfluß erfahren, welchen leidenschaftliche Frauen auf schwache Männer gewinnen können. Fleury erlebte nicht mehr die Zeit der tiefsten Herabwürdigung Ludwig's XV. Allein er hatte dazu den Weg gebahnt, als er am 29. Januar 1743 im Alter von neunzig Jahren starb.

Der Kardinal war schlau genug gewesen, dem Könige den Antheil, den er an dessen Verführung hatte, zu verheimlichen. Statt seiner hatte der Herzog von Richelieu die Unterhandlungen zwischen Ludwig und der Mailly geführt. Fleury machte dem Könige sogar Vorwürfe wegen dessen Ausschweifungen. Ludwig XV. entgegnete: „Ich habe Ihnen überlassen, mein Reich zu regieren, ich hoffe aber, Sie werden mir erlauben, daß ich wenigstens mich selbst regiere.“ So wenig Ahnung hatte der König davon, daß er ein Opfer der Verführungskünste seines Erziehers geworden war! Fleury regierte den König nicht

minder, als dessen Reich. Er wußte wohl, daß wer nicht die Person eines Fürsten regiert, dessen Reich nie mit Sicherheit regieren kann. Darum opferte der Minister seinen König auf dem Altare der Wollust.

§ 8. Ludwig XV., die Chateauroux und die Pompadour (1743—1764).

Ludwig XIV. und die meisten französischen Könige vor ihm fröhnten verschiedenen Leidenschaften, unter welchen die Wollust nur eine war. Herrschsucht, Ehrgeiz und religiöser Fanatismus mischten sich gleichmäßig in deren Handlungen. Ludwig XV. verfiel von Jahr zu Jahr mehr der Wollust, bis sie ihn endlich fast ausschließlich erfüllte, und jede andere Regung erstickte. Er macht uns mehr als irgend ein anderer Charakter die verderbliche Wirkung dieser Leidenschaft anschaulich. Von Stufe zu Stufe sank der König immer tiefer. Jede Maitresse, welche der anderen folgte, war verworfener, als ihre Vorgängerin.

Die Mailly liebte den König, und bediente sich der Gewalt, die sie über ihn hatte, nicht dazu, äußere Gunstbezeugungen weder für sich, noch für die Ihrigen zu erpressen. Die Vintimille wollte herrschen. Sie starb jedoch, bevor sie ihre weitreichenden Pläne erreicht hatte. Die Tournelle machte gleich anfangs Bedingungen, welche andeuteten, daß ihr die Wollust Nebensache sei, vielmehr der Ehrgeiz ihre Schritte leite. Sie verlangte, daß ihre Schwester Mailly verstoßen, sie selbst zur Herzogin von Chateauroux erhoben und mit einem entsprechenden Glanze und Vermögen ausgestattet werde.

Der König bewilligte diese ersten Forderungen, und konnte ihr später keine Bitte mehr abschlagen. Die Herzogin beherrschte statt seiner Frankreich. Doch wollte sie ihn nicht in träge Schlaffheit fallen lassen. Im Gegentheile bemühte sie sich, ihm Muth und Entschlossenheit einzuflößen. Später, als die Pompadour sich des Königs bemächtigte, erstarb in ihm jeder Rest männlicher Kraft, und die Dübarry wälzte sich mit ihm im Kothe der niedrigsten Gemeinheit.

Ludwig XV. gehörte zu jener zahlreichen Klasse von Menschen, bei welchen gute und schlechte Anlagen ziemlich gleichmäßig vertheilt sind, und welche daher entweder diese oder jene entwickeln und stärken, je nachdem die äußeren Verhältnisse sie zur Tugend oder zum Laster anregen. Bis zu den Zeiten, da die Maitressen ihn beherrschten, war sein Urtheil richtig, sein Lebenswandel untadelhaft, sein Benehmen liebenswürdig. Allein von Jugend auf war er träge gewesen und die religiöse Erziehung, welche ihm zu Theil geworden, hatte frühzeitig seine immer schwache sittliche Kraft untergraben. Fast das einzige, was er gründlich gelernt hatte, waren die Glaubenssätze und Ceremonien der römischen Kirche. Die einzigen Pflichten, welche er durch die That als bindend anerkannte, waren diejenigen, welche die Pfaffen erfunden hatten, um die Menschen sich zu unterwerfen. Er besuchte regelmäßig alle Tage die Messe, die Abendgesänge und die Vesperpredigten und während er im Rathe der Minister gewöhnlich saß, ohne an den Verhandlungen den geringsten Antheil zu nehmen, folgte er in der Kirche mit größter Aufmerksamkeit den herkömmlichen Gebräuchen. Ludwig XV. führte im Laufe einer Regierungszeit von fünf und vierzig Jahren (1729—1774) den deutlichen Beweis, daß die scrupulöseste Erfüllung der Vorschriften des römischen Gottesdienstes mit dem ausschweifendsten und lasterhaftesten Leben durchaus vereinbarlich ist. Zur Zeit der Mailly und früher war die gewöhnliche Beschäftigung des Königs zwar immer unbedeutend, allein doch nicht durchaus verderblich. Damals machte er sich in der Küche und an der Drehbank zu thun, hielt Vorträge über diejenigen Zweige des Wissens, welche dem Staatsmanne am fernsten liegen: Physik, Astro-

nomie und Botanik und trug mit großer Vorliebe die Kenntnisse zur Schau, die er von der römischen Liturgie besaß.

Als später sein Lasterleben anfing, ergab er sich dem Trunke, dem Vielfraße und dem blutigen Vergnügen einer mit mannigfaltigen Grausamkeiten verbundenen Jagd.

Die Chateauroux brachte es dahin, daß Ludwig sich aufraffte und sich an die Spitze des Heeres in Flandern stellte. Dieses Zeichen der Lebensthätigkeit des jungen Königs wurde von der Nation mit großem Jubel begrüßt. Doch schon bald (8. August 1744) fiel Ludwig in eine schwere Krankheit, welche die Pfaffen in ihrer Weise ausbeuteten. Sie dachten natürlich nicht daran, den sterbenden König zu bessern, oder Beschlüsse herbeizuführen, welche das Reich für den Fall der Thronerledigung sichern konnten. Keineswegs! Sie führten aber ein Spektakelstück auf, welches der ganzen Welt den Einfluß, den sie besaßen, anschaulich machen sollte. Sie vertrieben die Herzogin von Chateauroux, welche den König mit der größten Sorgfalt pflegte, von dessen Bette und bewirkten deren schimpfliche Verbannung vom Hofe. So lange der König gesund war, hatten sie seinen Ausschweifungen niemals Schranken zu setzen versucht. Allein in dem Augenblicke, da es sich nur darum handeln sollte, den kranken Fürsten wieder herzustellen, entfernten sie von ihm diejenige Person, deren Pflege ihm durch keinen andern Menschen ersetzt werden konnte.

Die einzige Stunde, in welcher die Geistlichen wagten, den Maitressen der Könige entgegen zu treten, war die wirkliche oder vermeintliche Sterbestunde. Die Nation hatte ein richtigeres Gefühl für Sittlichkeit. Sie war zu allen Zeiten gegen das Maitressenwesen. Allein ihre Stimme wurde nicht gehört, und die des Pfaffen, welcher die sogenannten Sterbesacramente an Bedingungen knüpfte, glich mehr derjenigen eines Peinigers als eines Sittenpredigers.

So ruchlos auch seit den Zeiten Ludwig's XIV. die Sitten am französischen Hofe waren, blieb doch die Nation verhältnißmäßig unverdorben. So oft sie durch den Drang der Verhältnisse aus ihrem Alltagsschlafe aufgerüttelt wurde, und eine Stimme abgab, sprach sie sich entschieden für die Reinheit und gegen die Besudelung des Ehebettes aus.

Doch kaum war der König zur unbeschreiblichen Freude des Volkes genesen, so rief er die Herzogin von Chateauroux wieder zurück. Die Pfaffen wagten keine Einsprache gegen das Lasterleben Ludwig's. Sie hatten nur dem sterbenden Könige gegenüber Worte der Sittlichkeit im Munde. Nicht lange genoß die Herzogin ihr wieder hergestelltes Glück. Sie starb eines plötzlichen Todes, welcher dem Gifte ihrer Feinde zugeschrieben wurde. Der Graf D'Argenson hatte ihr die Nachricht ihrer Verbannung auf eine sehr harte und verletzende Weise mitgetheilt. Er mußte der Bote sein, welcher ihr die Zurückberufung anzeigte, und mochte daher die Rache des auf's äußerste gereizten Weibes fürchten.

Der Tod der Chateauroux besserte den König nicht. Der Hof nahm als selbstverständlich an, daß es sich nur darum handele, die einflußreichste Stelle im Reiche, welche erledigt worden war, von neuem zu besetzen. Die Festlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphin's mit der spanischen Prinzessin, Maria Theresia, veranstaltet wurden, boten eine erwünschte Gelegenheit, dem Könige die Schönheiten seines Reiches vorzuführen. Frauen von der höchsten Geburt schämten sich nicht, ihre Reize anzubieten. Den Sieg trug Frau Etioles, die Tochter eines Schlächters, Namens Poisson und einer Kupplerin, davon. Sie machte sich dem König zuerst bei seinen Jagden und dann auf dem Balle im Stadthause bemerklich, welcher gewissermaßen zu dem Zwecke veranstaltet worden war, dem Könige die Wahl zu erleichtern. Als Ludwig von ihren Pfeilen getroffen, sie verfolgte, ließ sie ihr Taschentuch fallen. Er hob es auf und ganz Frankreich wußte, daß die Chateauroux eine Nachfolgerin erhalten habe. Der Gemahl der

Etioles wurde aus Paris verwiesen, und als er sich nicht fügsam zeigte, von seiner Frau gerichtlich geschieden. Die sogenannten Sacramente der römischen Kirche waren von jeher nur für die Schwachen Fesseln, nicht aber für die Mächtigen, welche allein der Schranken bedürfen.

Die neue Maitresse erhielt vom Könige bald den Titel einer Marquise von Pompadour. Sie besaß, wie kein anderes Weib, das Talent, den König, auf welchem die Langeweile gleich dem drückendsten Alpe lastete, zu unterhalten. Sie begnügte sich aber mit dieser Aufgabe nicht. Sie wollte herrschen und war auch in dieser Kunst eine Meisterin, obgleich natürlich nicht zum Besten des Landes oder zur Ehre des Königs, welcher in ihren Netzen lag. Die Marquise von Pompadour besetzte die Ministerien mit ihren Kreaturen. Sie ernannte die Generale. Sie entschied über Krieg und Frieden. Von ihr hing das Schicksal Frankreich's ab. Sie war eine unsinnige Verschwenderin. Zwar gab sie sich den Anschein, Literatur und Kunst zu begünstigen. Doch wie hätte ein schamloses Weib wahre Wissenschaft und reine Kunst befördern können? Dennoch ist es gewiß, daß unter ihrer Herrschaft dem Flügelschlage des Genius weniger Gewalt angethan wurde, als zur Zeit, da Pfaffen und Pfaffenknechte zu Paris allmächtig waren.

Die Reize der Pompadour schwanden schnell dahin. An die Stelle der Sinnenlust, durch welche sie den König anfangs gefesselt hatte, trat bald die Macht der Gewohnheit, welche nur zu oft stärker ist, als jede andere Gewalt der Erde. Die Menschen, welche der Gewohnheit ein Loblied singen, brauchen nur Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. alte Tage in's Auge zu fassen, um zu erkennen, wohin sie führt, wenn sie nicht unter dem belebenden Einflusse der Vernunft und der sittlichen Kraft steht. Die Pompadour duldete und förderte die Ausschweifungen des Königs. Sie leitete selbst die Bacchanalien, die er feierte. Von Jahr zu Jahr wurden die Sinne Ludwig's XV. stumpfer, was nur zur Folge hatte, daß größere Anstrengungen gemacht werden mußten, sie zu reizen. So entstand jenes verruchte Serail, welches den Namen Hirschpark (Parc aux cerfs) erhielt.

Aus allen Theilen Frankreich's wurden dahin durch Gewalt und Bestechung die unglücklichen Opfer gebracht, welche der Wollust des Königs dienen sollten. Das Beispiel, welches Ludwig XV. dem Hofe und der gesammten Nation gab, mochte wohl die Günstlinge des Königs und der Maitresse mit deren ganzem Anhange mehr und mehr entsittlichen. Allein unter allen unverdorbenen und kräftigen Menschen rief es die höchste Entrüstung und den gerechtesten Abscheu hervor. Nichts, was die Maitresse für Künste und Wissenschaften, für Reformen im Gebiete des Staates und der Kirche that, konnte den Makel von ihr nehmen, welcher auf dem Grunde ihrer Macht: der Wollust und der darauf gebauten Gewohnheit haftete. Die Pompadour begünstigte Voltaire, Quesnay und Montesquieu. An sie wandte sich Diderot, als die Regierung dessen Encyclopädie unterdrücken wollte. Sie war bereit, Jean Jacques Rousseau zu unterstützen, wenn dieser kühne Mann, trotz seiner Armuth von ihr hätte Hülfe annehmen wollen. Frankreich gewann durch die größere Freiheit, welche die Pompadour der aufstrebenden Literatur verschaffte. Ihr selbst gebührt dafür Anerkennung. Ihrem Verstande macht diese Seite ihres Lebens Ehre, wenn schon diese eine Lichtseite das Dunkel ihres übrigen Lebens nicht erhellen konnte.

Die Pompadour besaß Geist genug, zu erkennen, daß Frankreich in einen Zustand der Zerrüttung versunken war, aus welchem es nur mit Hülfe neuer Ideen emporgehoben werden könne. Sie sah aber nicht ein, daß sie selbst, der König und der Hof, in dessen Mitte sie lebte, daran arbeiteten, die gesammte Verfassung und Verwaltung des Staates und der Kirche zu ruiniren.

Ludwig XV. hatte vermöge seiner Naturanlagen und Erziehung keinen Sinn für den fortschreitenden Geist der Zeit. Allein er gab der von der Marquise von Pompadour

ausgehenden Anregung nach, wie er, so oft sich die Jesuiten seiner bemächtigten, auch diesen Folge leistete. Nichts ist für einen alternden Despotismus gefährlicher, als ein derartiges Hin- und Herschwanken zwischen unvereinbaren Gegensätzen. Die Völker werden dadurch die Unsicherheit der Regierung gewahr, verlieren zugleich die Achtung und die Furcht vor dieser und gelangen dadurch in jene aufgeregte Stimmung, welche immer großen Revolutionen vorhergeht.

Dieselben Schwankungen, welche die innere Politik Ludwig's XV. bezeichnen, traten auch in den äußeren Verhältnissen zu Tage. Wie der König und sein Hof zwischen Jansenisten und Jesuiten, dem alten Herkommen und den neuen Ideen der Zeit, so schaukelte er zwischen Oesterreich und Spanien, zwischen Krieg und Frieden hin und her.

Die Kriege, welche Frankreich während der Regierung Ludwig's XV. führte, besprechen wir ausführlicher in der Geschichte Deutschland's welches deren hauptsächlichster Tummelplatz war, und England's, das durch dieselben den Grund zu seiner Kolonialherrschaft legte. Hier genüge die Bemerkung, daß, nachdem Frankreich in dem österreichischen Erbfolgekriege acht Jahre (1740—1748) die größten Anstrengungen gemacht hatte, die Zerstückelung des habsburgischen Reiches zu Stande zu bringen, es kurz darauf fast eben so lange im Bunde mit Maria Theresia gegen seinen frühern Alliirten, den König Friedrich II. von Preußen kämpfte. Im Frieden zu Aachen (1748) gewann Frankreich nichts. Es hatte den Zweck, für welchen es die Waffen ergriffen, verfehlt.

Es mußte überdieß den Engländern das schimpfliche Zugeständniß machen, den Hafen von Dünkirchen verschütten zu lassen. Es versprach, das Haus Stuart nicht mehr zu unterstützen und dessen Familiengliedern in Frankreich keinen Aufenthalt zu gewähren. Weit schimpflicher waren die Waffenthaten der Franzosen in dem Kriege, welchen sie (1755 bis 1763) gegen England und Preußen führten. Im Pariser Frieden (1763) trat Frankreich Canada und Kap Breton an England ab. Der Mississippi wurde die Grenze zwischen den Colonien beider Reiche in Amerika; nur New-Orleans blieb am linken Ufer des Flusses den Franzosen. In Westindien erhielten diese zwar Guadeloupe und Martinique zurück, allein die Inseln Granada, St. Vinzent, Dominica und Tobago verloren sie an England. In Afrika büßten sie Senegal ein. Die Zerstörung des Hafens von Dünkirchen mußten sie von neuem versprechen. Fast zu gleicher Zeit, wie zu Paris mit England schloß Frankreich zu Hubertsburg mit Preußen Frieden. Auch hier ging es mit Schaden aus dem Kriege hervor. Die beabsichtigte Demüthigung des Königs von Preußen, wurde nicht erreicht. Ruhmbedeckt und ohne Verlust an Land endigte Friedrich II. den Krieg. Frankreich hatte hunderttausende an Menschen und Milliarden an Gelde vergebens geopfert.

Zwar hatte Choiseul (1761) den Abschluß des sog. Familienpactes mit den Bourbonen von Spanien und Italien zu Stande gebracht. Durch diesen Vertrag verpflichteten sich die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon, sich gegenseitig in allen ihren Kriegen Hülfe zu leisten. Doch die Hülfe Spaniens hatte längst aufgehört, von Bedeutung zu sein. Seine Seemacht und seine Kolonien litten, ohne daß ein anderer Staat, als England Vortheil aus dem Bunde zog.

Der Krieg stürzte Frankreich in namenloses Elend. Das Land litt furchtbar, um so mehr, als der Hof seine Verschwendungen nicht einschränkte und unfähig war, durchgreifende Verbesserungen einzuführen.

Ludwig XV. gestand selbst ein, die Monarchie sei sehr alt, aber tröstete sich mit den Worten: sie wird meine Zeit ausdauern. Dieser Gedanke entsprang nicht in dem Gehirne des Königs. Er war vielmehr der Widerhall von tausend Stimmen, von denen einige bis zu ihm drangen. Es handelte sich nur darum, Auskunftsmaßregeln für den Augenblick zu

finden. Nicht im Laufe weniger Jahre bereitet sich eine so furchtbare Revolution vor, wie diejenige war, welche im Jahre 1789 ausbrach. Wir haben deren Keime schon unter der Regierung Ludwig's XIV. deutlich nachgewiesen. Damals waren sie noch klein und schwach. Sie hatten noch keine bestimmte Gestalt angenommen. Sie mochten vielleicht durch geschickte Hände ausgerauft oder durch bessere Pflanzungen erstickt werden. Unter Ludwig XV. wuchsen sie aber mächtig heran, vermehrten sich und entwickelten schon bestimmt wahrnehmbare Formen.

Der erste Widerstand von Bedeutung, auf welchen die königliche Macht in Frankreich gestoßen, war der Protestantismus. Der Hof schien aus dem Kampfe mit den Calvinisten siegreich hervorgegangen zu sein. Die Hugenotten, welche im Lande blieben, wurden unterworfen. Allein der Geist der Unzufriedenheit zeigte sich bald schon im Schooße der Jansenisten. Je geringer die Verschiedenheit der Glaubensansichten war, welche diese von den Jesuiten trennte, desto dauernder und gefährlicher für die alte Monarchie war der Kampf, welchen sie führten. Auf die Calvinisten und Jansenisten folgten die Philosophen, welche nicht bloß einzelne Glaubenssätze, sondern die gesammte römische Kirche, ja alle herrschenden Religionen in ihren Grundfesten erschütterten, indem sie den Maßstab der Vernunft an dieselben legten. Vor deren Richterstuhle konnte das gesammte Pfaffenthum Europa's nicht bestehen.

Die Geistlichen trugen, wie immer, der Entwickelung der Völker keine Rechnung. So weit ihre Macht reichte, thaten sie dieselbe Verfolgungssucht, wie zu den Zeiten der Dragonaden und der Bartholomäusnacht, kund. Ihre Gewalt hatte jedoch abgenommen. Sie konnten zwar den unschuldigen Johann Calas auf's Rad flechten und La Barre hinrichten lassen, aber nicht ohne einen Sturm der Entrüstung in Frankreich, ja in ganz Europa hervorzurufen. Niemand glaubte daran, daß Johann Calas, der Greis, seinen jungen Sohn erhängt habe. Allgemein wurde bekannt, daß gegen La Barre nicht die geringsten Beweise des ihm angeschuldigten Verbrechens, — ein Kreuz zerbrochen zu haben, — vorlagen. Diese beiden, wie noch viele andere weniger hervorragende Männer fielen als Opfer pfäffischer Grausamkeit, weil sie Protestanten waren.

Der gerechte Unwille des Volkes gegen die tückischen Pfaffen wurde noch gesteigert durch den sittenlosen Lebenswandel, dem sich diese ganz öffentlich ergaben. Im Bewußtsein ihres Einflusses bei Hofe und voll Verachtung für ein Volk, dem sie die Fesseln des Aberglaubens auf immer angelegt zu haben vermeinten, benutzten die Geistlichen ihre bevorzugte Stellung und ihre Reichthümer nur dazu, ihren niedrigen Lüsten und wilden Leidenschaften zu fröhnen. Je größer die Ansprüche waren, welche die vorgeblichen Diener Christi auf Verehrung machten, desto mehr Anstoß gaben sie demjenigen Theile des Volkes, welcher in ihnen noch nicht eine Bande organisirter Betrüger und Gauner erkannte.

Der Hof gab den Forderungen der Philosophen insofern nach, als er (1749) ein Gesetz gegen die todte Hand erließ, welches die Errichtung neuer Klöster ohne königliche Erlaubniß verbot und dieselben für unfähig erklärte, ihren Grundbesitz zu vermehren. Die Geistlichkeit besaß damals nicht weniger, als ein Drittheil der gesammten Bodenfläche Frankreichs. Den arbeitenden Klassen wurde dadurch der Erwerb von Grundeigenthum außerordentlich erschwert, um so mehr, als der König, die königlichen Prinzen und der Adel einen andern nicht minder ansehnlichen Theil des Landes an sich gerissen hatten. Nicht zufrieden damit, behaupteten die bevorzugten Stände, steuerfrei zu sein. Das fast alles Grundeigenthums beraubte Volk sollte allein die Lasten des Staates tragen, dagegen keinen Theil haben an den Gunstbezeugungen des Hofes, an Ehrenstellen und reichen Pfründen.

Die Drangsale des Krieges machten es jedoch nothwendig, die bevorzugten Stände zu den Abgaben herbei zu ziehen. Sie mußten den königlichen Zehnten, welcher nach abgeschlossenem Frieden in ein Zwanzigtheil verwandelt wurde, gleich den arbeitenden Klassen bezahlen.

Vergebens widersetzten sich die habgierigen Pfaffen. Die Finanzen des Staates erlaubten dem Hofe nicht, deren grundlose Beschwerden zu berücksichtigen.

Die Strömung der Zeit ging augenscheinlich gegen die Geistlichkeit. Doch diese erkannte es nicht, und der Jesuite Christoph von Beaumont, welcher damals auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris erhoben wurde, reizte durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er die maßlosen Ansprüche der Pfaffen geltend machte, nur noch mehr die seinem Stande ungünstige Stimmung des Volkes. Ein Schreiben, welches die Pompadour in jener Zeit (1749) an den französischen Botschafter zu Rom richtete, deutet in sehr bestimmten Zügen an, daß der Glaube an die römischen Satzungen selbst in den höchsten Kreisen erschüttert war. Indem sie den Gesandten aufforderte, ihr die Reliquien irgend eines Heiligen für die Kapelle von St. Cyr zu verschaffen, bemerkte sie, er möge Sorge tragen, daß der Heilige nicht zwei linke Beine habe, wie es bei der letzten Sendung dieser Art der Fall gewesen sei. Ferner fügte sie hinzu: „Die französische Geistlichkeit wird jeden Tag aufrührerischer. Wenn sie Herrin wäre, würden wir die Dragonaden Ludwig's XIV. sich erneuern sehen; aber Dank dem Himmel, unser christlicher König ist weder ein Frömmler, noch ein Verfolger: er sagt, er habe keine Gewalt über die Gewissen und wolle keine haben — der gute Fürst! Was mich betrifft, so hasse ich unduldsame Priester; und, wäre ich Souverain, würde ich niemand verfolgen, als die Verfolger."

Noch war kein halbes Jahrhundert verflossen, seit die Maintenon in Verbindung mit den Jesuiten La-Chaise und Letellier gegen die Protestanten gewüthet hatte. Wie anders sprach und handelte die Marquise von Pompadour! Wir mögen in anderen Beziehungen dieser Frau immerhin den Stab brechen; Ansichten, wie die eben erwähnten, machen ihr Ehre, um so mehr, als sie es war, welche zunächst denselben Eingang am Hofe und praktische Bedeutung im Leben verschaffte.

Es wäre unter solchen Verhältnissen klug gewesen, wenn die Geistlichkeit Frankreichs sich möglichst ruhig gehalten hätte. Doch der Fanatismus ist immer blind. Statt das Joch leichter zu machen, welches dem französischen Volk schon so drückend war, suchte der Erzbischof von Paris es noch zu erschweren. Er erfand die Beichtzettel, welche jede Person von einem orthodoxen Geistlichen lösen sollte, und knüpfte daran die Bedingung der eidlichen Annahme der Bulle Unigenitus. Bekanntlich hatten aber die Jansenisten und ihr ganzer Anhang dieses Machwerk pfäffischen Uebermuthes und königlicher Verfolgungssucht niemals anerkannt. Der alte Streit zwischen Jansenisten und Jesuiten entbrannte daher von neuem. Die Parlamente entschieden gegen die Jesuiten. Die Minister des Königs spalteten sich in zwei Parteien. Der Kanzler d'Argenson war zu Gunsten der Jesuiten. Die Pompadour sprach sich über diesen Streit in einem Briefe aus, wie folgt:

„Der König ist, wie Jedermann, verdrießlich; die Streitigkeiten zwischen Parlament und Geistlichkeit quälen ihn. Die Regierung thut, was sie kann, beide zu einem Verständniß zu bringen, aber die Geistlichkeit weigert sich, einen einzigen Schritt zurück zu thun. Doch kann ich nicht denken, daß ihre Beichtzettel so nothwendig sind, oder daß die Seele eines guten Menschen wegen Mangels eines solchen aus der Gegenwart Gottes getrieben werden sollte. Vielmehr denke ich, daß diese Priesterschaft zum größten Theile aus eitelen, ehrgeizigen Menschen, schlechten Unterthanen des Königs und noch schlechteren Dienern Gottes bestehe, doch ihr Einfluß ist unglücklicherweise so groß, daß wir sie achten müssen. Der König fühlt, daß das Parlament die Rechte seiner Krone gegen die Geist-

lichkeit verflicht. Dennoch ist er gezwungen, seine Freunde zu strafen und seine Feinde zu liebkosen."

Welche Bekenntnisse der Schwäche des Königthums liegen in diesen Worten! Welches Armuthszeugniß für den Hof und die Regierung! Welcher bittere Tadel für die Geistlichkeit!

Ludwig XV. ließ sich von Argenson überreden, das Parlament, welches auf seinen gegen den Erzbischof von Paris und dessen Werkzeuge gerichteten Beschlüssen beharrte, aufzulösen und an dessen Stelle ein neues zu ernennen. Doch dieses wurde von den übrigen Gerichten nicht anerkannt. Das alte Parlament mußte in seine Rechte wieder eingesetzt werden und der König begnügte sich damit, beiden Theilen Stillschweigen aufzuerlegen (1754).

Die Jesuiten hatten nicht gesiegt, allein sie waren auch nicht aus dem Felde geschlagen. Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches sie sowohl, als ihre Gegner zu ihren persönlichen Zwecken auszubeuten suchten. Im Anfange des Monats Januar 1757 machte Damiens einen Versuch auf das Leben des Königs. Dieser kam mit einer leichten Wunde davon, doch war er längere Zeit in Sorgen, das Messer des Mörders möchte vergiftet gewesen sein.

Die Feinde der Pompadour ängstigten Ludwig XV. so lange, bis er diese von sich entfernte. Kaum war aber die Gefahr überstanden, so rief er seine Maitresse zurück, und die beiden Minister Machault und d'Argenson, welche die Verbannung der Marquise bewirkt, hatten ihrerseits dasselbe Loos.

Damiens suchte seine That damit zu beschönigen, daß er sie mit den Bestrebungen des Parlamentes und der Jansenisten in Verbindung brachte. Wahrscheinlicher ist es, daß die Jesuiten, welche allein gewinnen konnten, falls der Mord gelang, die That angestiftet hatten. Damiens stand, nach seiner ganzen Vergangenheit, den Jesuiten sehr nahe, den Jansenisten aber durchaus ferne. Hätte er Reue empfunden, oder die Anstifter des Mordes wahrheitsgetreu angeben wollen, so hätte er sich deutlich und bestimmt ausgesprochen. Die schwankenden Mittheilungen, welche er machte, konnten keinen andern Zweck haben, als den Verdacht von den Schuldigen auf Unschuldige zu lenken.

Die furchtbaren und lange fortgesetzten Martern, unter welchen Damiens hingerichtet wurde, bewiesen übrigens, daß von der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts noch wenig in die Kreise der Richter eingedrungen war, und daß die so oft gepriesene Milde des Königs auf Schmeichelei, und nicht auf Wahrheit beruhte.

Nachdem Damiens bestraft, Ludwig XV. von seiner Wunde genesen und die Marquise von Pompadour in ihre frühere Stellung wieder eingetreten war, entbrannte der Kampf der Parteien am Hofe immer heftiger. Der Herzog von Choiseul wurde an der Stelle des Herrn von Bernis Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, und später (1758) erster Minister. Er war ein geborener Lothringer und bildete, nächst der Pompadour, die Hauptstütze der Partei, welche in den auswärtigen Beziehungen die österreichische Allianz, in den inneren Angelegenheiten den Kampf gegen die Jesuiten und die Begünstigung der neuen Zeitideen mit Eifer betrieb. Der österreichischen Partei gegenüber standen die bitteren Feinde des habsburgischen Hauses, welche zu gleicher Zeit Anhänger der Jesuiten und wüthende Gegner der Philosophen waren. Ihr Führer war der Herzog von Aiguillon, welcher die innigsten Beziehungen mit dem Dauphin und der Dauphine hegte. Frau von Pompadour und der Herzog von Choiseul besaßen das Ohr Ludwig's XV. Auf diesen hatte Damiens' Mordversuch erschütternd gewirkt. Er glaubte sich persönlich bedroht und gefährdet. Es wurde daher seinen Rathgebern nicht schwer, ihn gegen die Jesuiten einzunehmen, welche damals von vielen Seiten auf das heftigste angegriffen wurden. Unter

dem Titel: „Die Jesuiten, des Majestätsverbrechens sowohl in der Theorie, als in der Praxis schuldig," erschien gegen Ende des Jahres 1758, eine wahrscheinlich von Choiseul veranlaßte Schrift, welche in ganz Frankreich das größte Aufsehen machte. Mit Vergnügen ergriffen Voltaire und alle Freunde des Fortschritts die ihnen vom ersten Minister selbst gegebene Anregung, über ihre und der gesammten Menschheit alte Feinde, die Söhne Loyola's, herzufallen.

Der Mordanschlag, welchen die Jesuiten um diese Zeit auf den König von Portugal machten, regte mit gutem Grunde die Befürchtungen aller gekrönten Häupter gegen diesen verderblichen Orden auf. Das Beispiel, welches dieser Monarch gab, indem er die heuchlerischen Mönche aus seinem Reiche verjagte, fand bald schon fast in allen katholischen Staaten Europa's Nachahmung. Die Parlamente, mit welchen der Herzog von Choiseul im besten Einvernehmen stand, waren gerne bereit, den Minister in seinem Kampfe gegen die Jesuiten zu unterstützen. Nur zu lange hatten die Gerichte keine Macht über die Söhne Loyala's gehabt. Diese hatten nicht blos den Landesgesetzen, sondern auch dem Kirchenrechte und den Statuten ihres eigenen Ordens den frechsten Hohn geboten. Großen Anstoß gaben um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts namentlich die ausgedehnten Handelsgeschäfte, welche die Jesuiten betrieben.

Der Krieg zwischen England und Frankreich, welcher mit der Hinwegnahme zahlreicher französischer Kauffahrteischiffe begann, stürzte die Jesuiten in große Verluste. Prozesse, welche das ganze Treiben des Ordens an den Tag brachten, waren davon die unmittelbaren Folgen. Alle Verständigen erkannten, daß die Jesuiten sich viel zu viel mit irdischen Dingen, mit Geld und Geldeswerth befaßten, als daß sie im Stande wären, ihren Ordensregeln nachzuleben. Vergeblich bemühten sich die Söhne Loyola's und ihre Freunde, der Dauphin, der Papst, der Herzog von Lothringen und Andere, den drohenden Schlag abzuwenden. Der Orden der Jesuiten wurde aufgehoben und dessen Glieder aus dem Reiche verbannt (1764).

Die Marquise von Pompadour war besonders thätig gewesen, diese Maßregel durchzusetzen. Ohne ihre Beihülfe wäre es dem Herzoge von Choiseul schwerlich gelungen, diesen mächtigen Orden aus Frankreich zu vertreiben. Die Freunde der Jesuiten machen ihr daraus natürlich ein Verbrechen. Die Männer der Freiheit rechnen es ihr zum Verdienste an.

Die Marquise erlebte aber nicht den Sturz ihrer Gegner. Sie starb im April 1764. Im November desselben Jahres wurden die Jesuiten durch ein königliches Edict aus Frankreich verwiesen.

Was die edelsten und hochherzigsten Geister Frankreich's im Laufe zweier Jahrhunderte nicht vermocht hatten, das bewirkte die Marquise von Pompadour. Recht und Vernunft waren keine Begriffe, für welche die französischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich Ludwig XIV. und Ludwig XV., Sinn und Verständniß besaßen. Wenn nicht, durch eine sonderbare Verschlingung der Verhältnisse, eine Maitresse zur Todfeindin der Jesuiten geworden wäre, hätte Ludwig XV. sich gewiß nicht in einen Kampf eingelassen, welcher, als die Pompadour starb, schon so weit vorangeschritten, daß die Umkehr gefährlicher als der Fortschritt war.

Die Jesuiten zürnten der Pompadour nicht, weil sie die Maitresse des Königs war. Im Gegentheile lebten sie fast aller Orten mit den fürstlichen Buhlerinnen auf dem besten Fuße. Sie hatten früher die Maintenon begünstigt, und waren später im Bunde mit der Dübarry. Unter allen Maitressen hatte die Pompadour aber gewissermaßen eine freisinnige Richtung, welche sich deutlich in allen ihren Briefen und Handlungen aussprach.

Gegen diese machten die Söhne Loyola's Opposition, nicht gegen die Maitressenwirthschaft, unter welcher sie vielmehr sonst meistentheils den größten Einfluß besaßen.

Wahre Freisinnigkeit ruht aber immer auf sittlicher Reinheit. Sie ist mit dem Schmutze der Wollust unvereinbar. Daher können wir in die Lobhudeleien nicht einstimmen, mit welchen gewisse Zeitgenossen die königliche Maitresse überhäuften, ganz eben so wenig aber in den gehässigen Tadel, womit Jesuiten und deren Anhänger die innere Verwaltung des Reiches zur Zeit der Herrschaft der Pompadour heimsuchten. Diese war gewiß die beste, welche (immer abgesehen von der Unzucht) damals in Frankreich möglich war. Wären die späteren Verwaltungen auf der von der Pompadour begonnenen Bahn fortgeschritten, so hätte sich vielleicht die Revolution der neunziger Jahre vermeiden lassen. Allein sie wurde nur zu bald wieder verlassen. Die unvermeidlichen Folgen blieben nicht aus.

§ 9. Ludwig XV. und die Dübarry.

Die Pompadour eröffnete jene lange Reihe von Todesfällen, welche rasch aufeinander folgten und die größte Bestürzung in Frankreich hervorriefen. Am 30. December 1765 starb der Dauphin, am 13. März 1767 seine Gemahlin; am 24. Juni 1768 die Königin. Die Herzogin von Parma, Ludwig's XV. Tochter, die Herzogin von Orleans, die Prinzessin von Condé, der Herzog von Bourgogne, der Bruder des Dauphin's, die Gräfin von Toulouse, der Vater der Königin, Stanislaus Leszinsky, — alle diese dem Könige so nahe stehenden Personen sanken im Laufe weniger Jahre in die Gruft. Die Sterblichkeit in der königlichen Familie war noch größer, als sie in den alten Tagen Ludwig's XIV. gewesen war. Wenige glaubten an den natürlichen Tod aller dieser hochstehenden Personen. Die Jesuiten und ihre Anhänger beschuldigten den Herzog von Choiseul, doch brachten sie gegen diesen ganz eben so wenige Beweise vor, als ein halbes Jahrhundert früher gegen den Herzog von Orleans, dem sie ähnliche Verbrechen zur Last gelegt hatten.

Das Sprüchwort: „es ist nichts so fein gesponnen, es kömmt doch noch an die Sonnen," bewährt sich nicht in der Geschichte. Wir kennen nur einen kleinen Theil der an den Sitzen der Gewalt, unter den deckenden Fittigen von Königen, Pfaffen und deren Knechten verübten Greuelthaten. Beide Parteien, welche in der Zeit dieser Sterbefälle sich am Hofe Ludwig's XV., um die Macht stritten, waren gewissenlos genug, daß ihnen ein Mord zugetraut werden konnte. Der Tod der Marquise von Pompadour wog übrigens in der Wagschale der Macht und des Einflusses schwerer, als derjenige aller ihrer Gegner zusammengenommen. Sie starb zuerst unter allen Personen von Bedeutung. Wir haben nicht mehr Grund, anzunehmen, daß sie, als daß ihre Feinde eines natürlichen Todes gestorben seien.

Die Pompadour war das Haupt und die Seele der parlamentarischen Partei gewesen. Ihr Tod erfüllte daher die Jesuiten mit neuen Hoffnungen. Choiseul konnte nie denjenigen Einfluß auf den König gewinnen, welchen die Pompadour geübt hatte. Nach Fleury unterwarf sich Ludwig XV. niemals einem männlichen Führer, sondern nur weiblicher Leitung. Die Frage, welche Partei die Oberhand am französischen Hofe gewinnen würde, war also abhängig von der anderen, welche Frau ihn beherrschen sollte. Der Herzog von Choiseul wollte ihn mit einer österreichischen Prinzessin vermählen, die Jesuitenpartei ihm eine von ihr abhängige Maitresse geben. Choiseul's Plan scheiterte. Der König fiel in die Gewalt der Gräfin Dübarry, wovon die natürliche Folge war, daß Choiseul vom Hofe verdrängt wurde, und die Jesuitenpartei an's Ruder kam.

Die Pompadour war gewiß kein Tugendspiegel gewesen. Doch bevor sie in nähere

Berührung mit dem Könige getreten war, hatte ihr Lebenswandel keinen Anstoß gegeben. Die Dübarry hatte seit ihrer Kindheit dem Laster gefröhnt. Als Mädchen von zwölf Jahren war sie schon eine Prostituirte, und blieb es, bis sie in den Sold des Königs trat. Ihre Liebhaber nannten sie den Engel (l'Ange), welchen Namen sie unter den liederlichen jungen Leuten ihrer Zeit allein führte. Der Vicomte von Dübarry, ein Spieler von Profession, hatte sich ihrer zu seinen Zwecken bedient. In seinem Hause lernte sie der Kuppler des Königs, der Kammerdiener Lebel kennen. Um den Formen des Hof-Ceremoniels zu genügen, lieh der Bruder des Vicomte, der Graf von Dübarry, der auserkorenen Maitresse seinen Namen. Als Gräfin Dübarry konnte sie bei Hofe erscheinen.

Die Dübarry hatte alle Laster und Fehler ihrer Vorgängerin in noch viel höherem Grade, allein keine der lichteren Seiten ihres Charakters. Unter ihrer Herrschaft sank der König noch tiefer in den Schlamm der Ausschweifung und die Regierung des Landes ging auf die Feinde Choiseul's, der Parlamente und jeglicher Freiheit über.

Die beiden Parteien, welche am Hofe Ludwig's XV. sich um die Herrschaft stritten, waren, wie diejenigen, welche in unseren Tagen im Schooße der gesetzgebenden Versammlungen sich gegenüberstehen, durchaus unfähig, den Bedürfnissen des Volkes Rechnung zu tragen und die Regierung des Staates der Rechts-Idee anzunähern. Denn beide beruhten auf Vorrecht und Ungleichheit, und das Ziel beider war nur auf Befriedigung persönlicher Leidenschaften gerichtet. Allein die parlamentarische Partei hatte doch wenigstens den Schein des Rechtes und der Volksthümlichkeit für sich, sie führte keinen Krieg auf Tod und Leben gegen jede fortschreitende Bewegung. Sie hätte, den Umständen nach, den Uebergang zu einer durchgreifenden Verwaltung bilden können, während die Jesuitenpartei der Stimmung des Volkes, den Forderungen der Zeit und des Rechtes unumwunden Hohn sprach.

Die Pompadour hatte siebenzehn Jahre lang geherrscht und während dieser Zeit fast alle einflußreichen Stellen des Staates mit ihren Anhängern besetzt. Es war daher nach ihrem Tode nicht leicht, diese zu verdrängen, um so weniger, als kurz nach ihr auch die kräftigsten Stützen der Jesuitenpartei starben. Der Kampf zwischen beiden Parteien brach jedoch schon bald nach dem Tode der Pompadour aus. Frankreich spielte unter Choiseul's Verwaltung eine sehr bedeutende Rolle in Europa. Choiseul schützte Polen gegen die Uebergriffe seiner Nachbarn, welche damals schon lüstern waren, das unglückliche Land unter sich zu theilen. Er eroberte (1768) Corsica, ohne sich von den Engländern einschüchtern zu lassen. Er wirkte diesen in Ostindien und Nordamerika mit Nachdruck entgegen. Er machte bedeutende Ersparnisse durch Verminderung des Landheeres und that was in seinen Kräften stand, die französische Seemacht wieder in einen Achtung gebietenden Zustand zu setzen. Er brachte die Heirath zwischen dem Dauphin, dem nachmaligen Ludwig XVI., und der österreichischen Prinzessin Marie Antoinette zu Stande. Während dieser ganzen Zeit (1664—1670) hatte er aber ununterbrochen mit der Jesuitenpartei zu kämpfen, an deren Spitze die Dübarry und der Herzog von Aiguillon standen.

Vielleicht hätte sich Choiseul behaupten können, wenn er vor der Gräfin Dübarry gekrochen wäre. Er erniedrigte sich nicht vor dem Engel der Prostitution und hatte daher an ihr eine Feindin auf Tod und Leben. Die Dübarry besaß nicht Bildung genug, um selbstständige Ansichten über die Bedürfnisse des Volkes und die zu befolgende Politik hegen zu können. Allein sie ließ sich willig als Werkzeug von dem Herzoge von Aiguillon gegen Choiseul gebrauchen.

Der Krieg der beiden Parteien begann in Druckschriften, worin Choiseul die wahre Geschichte des Lebens der Dübarry schonungslos darstellte. Die Straßen der Hauptstadt hallten wieder von Gassenhauern zum Schimpfe der königlichen Maitresse. Diese blieb

dem Minister die Antwort nicht schuldig. Sie ließ eine Flugschrift unter dem Titel: „Der Liebeshandel des Herzogs von Choiseul mit seiner Schwester, der Herzogin von Grammont," drucken und verbreitete dieselbe durch ganz Frankreich.

Von den Straßen ging der Streit bald in die Gerichtshöfe über. Die Maitresse konnte natürlich nicht vor dem Parlamente angeklagt werden, wohl aber deren Günstling und Leiter, der Herzog von Aiguillon.

Ungeachtet des königlichen Edictes, welches sämmtliche Mitglieder des Jesuitenordens des Landes verwies, hielten sich viele derselben in Frankreich auf. Besonders zahlreich und mächtig waren sie in der Bretagne unter dem Schutze des Herzogs von Aiguillon, welcher der Statthalter dieser Provinz war.

Der Staatsanwalt Chalotais und sein Sohn drangen auf die Vollziehung der gegen die Jesuiten erlassenen königlichen Edicte. Das Parlament erhob außerdem triftige Beschwerden gegen die Verwaltung des Herzogs von Aiguillon. Mit Hülfe der Dübarry bewirkte dieser dagegen die Verhaftung der beiden Chalotais und mehrerer anderer Mitglieder des Parlaments der Bretagne. Die ganze Provinz wurde dadurch in Aufregung gebracht. Adel und Geistlichkeit standen auf Seiten des Statthalters, die Masse des Volkes war für die Chalotais und das Parlament. Lange schwebten die Gefangenen in Gefahr durch einen Staatsstreich ihr Leben zu verlieren. Das Parlament von Paris schritt ein. Der König, welcher zwischen Aiguillon und Choiseul unsicher hin und her schwankte, that einen Machtspruch (1769). Er setzte die Chalotais zwar in Freiheit, verbannte sie aber, schlug den gegen Aiguillon eingeleiteten Prozeß nieder, nahm den letztern sogar mit sich und speiste mit ihm an dem Abend desselben Tages, an welchem er ihn der gerichtlichen Untersuchung entzog. Das Parlament ließ sich nicht einschüchtern. Es erklärte, gegen den Herzog von Aiguillon lägen ernste Beschwerden wegen seiner Verwaltung der Bretagne vor, und suspendirte ihn von seinen Verrichtungen als Pair, bis er sich durch einen richterlichen Spruch gerechtfertigt hätte. Der Streit zwischen König und Parlament wurde von Tag zu Tage heftiger. Die Dübarry, welche in ihrem Zimmer das Bild Karl's I. von England aufgehängt hatte, schreckte den König mit der Drohung, er werde ein ähnliches Loos, wie der Stuart haben, falls er, gleich diesem, dem Parlamente zu viele Nachgiebigkeit erweise. Die Jesuitenpartei bestürmte den König mit Verleumdungen, welche sie gegen Choiseul und dessen Schwester, die Herzogin von Grammont aussprengte, sie veranlaßte sogar bei dem großem Feuerwerke, das zu Ehren der Hochzeitsfeier des Dauphin's in Paris gegeben wurde, einen Volksaufstand, in welchem mehr als tausend Menschen das Leben verloren, der aber nicht gelang, und daher vertuscht wurde, unter dem Vorgeben, die Menschen seien in dem Gedränge erdrückt worden. Kurz darauf (24. December 1770) setzte die Dübarry endlich den Sturz ihres Todfeindes durch. Choiseul wurde auf sein Gut Chanteloup verbannt. Aiguillon übernahm an dessen Stelle die Leitung der Staatsangelegenheiten. Ein neues, dem bisherigen durchaus feindliches System trat an die Stelle der Verwaltung Choiseul's.

Die Jesuiten und deren Anhänger, welche sich niemals mit einem halben Siege begnügen und immer auf die vollständige Vernichtung ihrer Feinde ausgehen, blieben bei diesem ersten Schritte nicht stehen. Der Kanzler Maupeou lieh ihnen seine Kenntnisse und sein Amtssiegel. Am 20. Januar 1771 löste er im Namen des Königs sämmtliche Parlamente des Reiches auf, und setzte an deren Stelle neue, vom Hofe unbedingt abhängige Gerichtshöfe.

Der größere Theil der Nation, selbst viele Prinzen von Geblüt tadelten offen diesen Gewaltstreich, welcher um so gefährlicher war, je mehr die Verlegenheiten der Regierung und die Mißstimmung des Volkes zunahmen. Die Parlamente hatten, ungeachtet aller

ihrer gelegenheitlichen Opposition gegen die Krone doch im Ganzen genommen sich stets als gefügige Werkzeuge in den Händen kräftiger Könige erwiesen. Sie hatten der Monarchie auch insofern gute Dienste geleistet, als sie dieser einen gewissen Schein der Mäßigung ertheilten und das Volk glauben machten, es sei nicht vollständig der Willkür des Hofes preis gegeben, obgleich die Parlamente nach ihrer Zusammensetzung und ihrer Vergangenheit niemals volksthümlich sein konnten.

Die Verwaltung des Herzogs von Aiguillon war eine der unglücklichsten, welche Frankreich jemals gehabt hat. Im Innern wurde sie durch die Auflösung der Parlamente, welche sie ausführte, in den auswärtigen Verhältnissen durch die erste Theilung Polens, die sie nicht verhinderte, gebrandmarkt. Den weit aussehenden Plänen des Herzogs und der Jesuiten setzte übrigens bald schon der Tod des Königs ein Ziel.

Ludwig XV. erfreute sich von Natur einer sehr festen Gesundheit. Sonst hätte er sein ausschweifendes Leben nicht so lange fortsetzen können. Am Ende bildete sich in ihm aber jene abscheuliche Krankheit aus, welche die Folge der Liederlichkeit ist, und welche jeder ärztlichen Kunst spottet. Doch die Umgebungen des Despoten, welche dessen Leidenschaften kannten und kein Gefühl für Menschenglück und Menschenwerth besaßen, fröhnten ihm, indem sie behaupteten, das einzige Mittel ihn zu heilen, sei der Verkehr mit gesunden, frischen jungen Mädchen. Diese lieferte der Hirschpark. Daß die unglücklichen Wesen von dem Gifte des Königs angesteckt wurden, kümmerte die verruchten Höflinge nicht. Eine der Frauen, welche für die Lüste des Königs bereit gehalten wurden, rächte aber gewissermaßen ihre Leidensschwestern, indem sie dem Könige die Blattern, welche gerade bei ihr ausgebrochen waren, mittheilte. Dem doppelten Gifte, das in seinen Adern rollte, konnte der alte Wollüstling nicht lange widerstehen.

Trotz seines Lasterlebens nannte sich Ludwig XV. den allerchristlichsten König und den ältesten Sohn der Kirche. Fürwahr, diejenige Religion, welche in einem solchen Menschen ihren Höhepunkt erreicht, muß eine verruchte sein! Obgleich Ludwig keine christliche Tugend jemals geübt, keine der Vorschriften Christi beachtet hatte, wollte er doch mit allen denjenigen Aeußerlichkeiten sterben, mit welchen die römische Kirche den Tod ihrer Knechte umgiebt. Gegen die Gräfin Dübarry, ihre bereitwillige Dienerin, verfuhren die Pfaffen natürlich ganz anders, als gegen die Herzogin von Chateauroux in Metz. Zwar war die Dübarry ein ganz verworfenes Weib, welches auf den König den verderblichsten Einfluß, während die Chateauroux ihm Muth und Entschlossenheit eingeflößt hatte. Allein die Dübarry hatte die Parlamente gestürzt und die Jesuitenpartei wieder zur Herrschaft gebracht. Darum wurde sie mit äußerster Schonung behandelt. Die Herzogin von Aiguillon nahm sie in ihrem Wagen mit sich fort, und geleitete die Maitresse auf deren Landsitz Rüelle. Alle Maßregeln waren getroffen, daß, falls der König genesen sollte, die Dübarry so schnell als möglich zurück kehren könne.

Doch er genas nicht. Er starb den 10 Mai 1774. Die verpestete Luft, welche das Sterbezimmer erfüllte, steckte mehrere der Diener und die eigenen Töchter Ludwig's XV. an, welche ihm die letzte Pflege gaben. Mehrere Personen starben in Folge des Giftes, das sie an dem königlichen Sterbebette eingeathmet hatten. Nur einige Gassenkehrer von Versailles ließen sich durch Geld dazu bestimmen, die giftgeschwollene Leiche einzusargen. Die sonst übliche Einbalsamirung unterblieb. In aller Stille wurden die scheußlichen Reste des Königs nach St. Denis verbracht.

Bei der Beurtheilung Ludwig's XV. müssen wir die verschiedenen Perioden seines Lebens wohl unterscheiden. Zu allen Zeiten besaß er keine Kraft des Widerstands gegen die Einflüsterungen und Zumuthungen seiner Höflinge. Immer hatte er einen übertriebenen Begriff von der ihm zukommenden königlichen Gewalt. Von seiner Kindheit an

war er träg, stumpf gegen alle höheren und edleren Bestrebungen, abergläubisch und flach genug, die Ceremonien der römischen Kirche für Religion zu halten. Erst in späteren Zeiten artete er aber zum verruchtesten Wollüstling und grausamen Tyrannen aus. Schon die Pompadour versicherte, daß sie die größte Mühe habe, den gewaltsamen Ausbrüchen seines Zornes Schranken zu setzen. Der Herzog von Choiseul sagte von ihm: „er war sehr kühn, wenn es galt, etwas Böses zu thun, und zeigte nur bei solchen Gelegenheiten Muth. Das Böse, das er vollbrachte, erzeugte erst in ihm das Bewußtsein seines Daseins und einen gewissen Muth, eine Gährung, die fast dem Zorne glich. Der Arme fühlte, daß er eine Seele hatte, aber er fühlte sie nicht, um etwas Gutes zu thun."

Ludwig XV. unterzeichnete während seiner Regierung nicht weniger als 40,000 lettres de cachet, d. h. Urkunden, durch welche ohne irgend einen Schein Rechtens ein Mensch seine Freiheit auf kürzere oder längere Zeit verlor. Er verhinderte keine der vielen Schandthaten, deren sich seine Minister oder Gerichte schuldig machten. Er gab Johann Calas und Labarre der Verfolgungssucht der Pfaffenknechte, Lally dem Hasse seiner militärischen Feinde preis. Er zertrümmerte in der Bretagne und in Languedoc die verfassungsmäßigen Rechte dieser Provinzen, deren Beobachtung durch feierliche Friedensschlüsse und Eide verbürgt waren, und stieß am Ende alle Parlamente Frankreichs um. Er weigerte sich mit äußerster Hartnäckigkeit, das Edict von Nantes wieder herzustellen und bekundete seinen niedern sittlichen Standpunkt durch die Worte, mit welchen er seinen desfallsigen Entschluß zu rechtfertigen suchte. Er sagte nämlich: „wenn meine Väter ein Unrecht begingen, indem sie die Protestanten aus dem Reiche jagten, würde ich mich eines noch größern schuldig machen, wenn ich sie wieder aufnehmen wollte." Der Gedanke, ein früheres Unrecht wieder gut zu machen, stieg in seinem stumpfen Gemüthe gar nicht auf. Gegen seine Familie verletzte er alle Pflichten eines Gatten und Vaters. Auf seinen einzigen Sohn den Dauphin, war er stets eifersüchtig. Diesen sowohl als dessen Sohn, den nachmaligen Ludwig XVI. hielt er von allen Geschäften fern. Er hatte keine Liebe für sie, so wenig, als für das Volk der Franzosen. Er gab dem präsumtiven Thronfolger keine Gelegenheit, sich auf seinen schwierigen Beruf vorzubereiten.

Einer solchen Masse von Lastern und Fehlern stand keine Tugend, keine bessere Regung ausgleichend zur Seite. Als Regent war Ludwig XV. eine Null, welcher die vorgesetzte Ziffer erst Werth und Bedeutung gab, und welche je nachdem diese Fleury, Chateaurour, Pompadour oder Dübarry war, einen durchaus verschiedenartigen Gehalt hatte. In seinem Privatleben war er aber keine Null, sondern erschien er als die größte Zahl in dem Register der Verworfenheit und der raffinirtesten Ausschweifung. Er überbot alles, was auf diesem Gebiete die verdorbensten Könige vor ihm und nach ihm leisteten. Allein er nannte sich von Gottes Gnaden, und die Anhänger der Monarchie predigen heute noch, daß ein solcher Mensch kraft göttlichen Rechtes unbedingten Gehorsam verlangen könne. Die menschliche Vernunft war aber in Frankreich nicht so erstickt, als daß sie solche Lehren mit dem Augenscheine, den ihr Ludwig's XV. Leben und Tod gab, vereinbarlich fand. Kein Wunder, daß während seiner langjährigen Herrschaft das Königthum in seinen Grundfesten erschüttert wurde.

Zu Ludwig's XIV. Zeiten galt es schon als ein Zeichen der Opposition, wenn Jemand vom Hofe wagte, der neu eingeführten Sitte des Tabakschnupfens zu huldigen. Der Monarch konnte es aber doch nicht verhindern, obgleich diejenigen, welche sich dessen Gunst erhalten wollten, wie z. B. die Herzogin von Burgund, es heimlich thun mußten. Unter Ludwig XV. brachen sich ganz andere Neuerungen inmitten der Kreise des Hofes Bahn. Die religiösen und politischen Lehren Voltaire's und Rousseau's, Diderot's und d'Alemberts, die national-ökonomischen Bestrebungen Quesnay's, selbst des Engländers Adam Smith

machten sich geltend und der Streit zwischen den Herzogen von Choiseul und Aiguillon bewegte nicht blos den ganzen Hof, sondern auch das ganze Land und wirkte mächtig auf alle Beziehungen zu Europa. So bereitete sich allmälig die Revolution vor, welche unter Ludwig's XV. Nachfolger endlich zum Ausbruche kam.

§ 10. Ludwig's XVI. erste Regierungsjahre (1774—1776)

Die Organisation verleiht den Massen, denen sie zur Seite steht, ein Uebergewicht, welches deren Kräfte verzehnfacht. Selten ist eine Macht gebrochen worden, so lange ihre Organisation fest war. Dem Falle jeder Gewalt geht gewöhnlich die Lockerung ihrer inneren Ordnung voraus.

Die französische Monarchie beruhte seit Jahrhunderten auf der Zusammenwirkung der Königsfamilie, des Adels und der Geistlichkeit. So oft im Schooße auch nur eines dieser Träger der Gewalt Zwietracht eingetreten war, gerieth das ganze Reich in krankhafte Zuckungen. Ludwig XV. hatte durch seine sinnlose Regierung nicht blos die Unzufriedenheit der Nation, sondern auch Mißstimmung in jedem einzelnen Theile der bevorzugten Stände hervorgerufen. Die Gräfin Dübarry stand der Dauphine feindlich gegenüber wie die Jesuiten den Jansenisten und die Anhänger Aiguillon's denjenigen Choiseul's. Der Saame des Hasses und der Verwirrung, welcher während der Maitressenwirthschaft Ludwig's XV. ausgestreut worden war, ging auf und trug viele seiner Früchte erst nach dem Tode des Königs. Die gegenseitige Erbitterung der verschiedenen bevorzugten Stände war so groß, daß sie diese vollständig verblendete über ihr Verhältniß zu der Nation und zu den unermeßlichen Fortschritten, welche der dritte Stand auf allen Gebieten des Wissens und Strebens gemacht, während Ludwig XV. geschwelgt und dessen Höflinge den Triumphwagen der königlichen Maitressen gezogen hatten.

Die Aufgabe des neuen Königs war nicht nur, den gerechten Forderungen des Zeitgeistes und den Wünschen der Nation Rechnung zu tragen, sondern auch die bevorzugten Stände in einer Weise zu reorganisiren, daß sie ihrem Zwecke, die Schutzmauer der Monarchie zu sein, entsprachen, ohne unter dem Volke Unzufriedenheit zu erregen. Die Schwierigkeiten des Augenblicks waren groß, weit größer aber diejenigen, welche sich im Laufe eines Jahrhunderts angesammelt hatten, und welche sich daher nicht durch irgend ein kleines Auskunftsmittel, sondern nur durch gründliche Verbesserungen im Gebiete der Verfassung und der Verwaltung des Staates und der Kirche beseitigen ließen.

Die Zeiten waren nicht mehr, wie sie beim Tode Ludwig's XIV. oder des Regenten gewesen. Der Schmutz, welcher Ludwig XV. in seinem Cabinette und in seinem Hofe angesammelt hatte, war so furchtbar, daß nur ein Herkulus den Augias-Stall Frankreichs reinigen konnte. Ludwig XVI. war aber kein Heros.

Das königliche Ansehen war durch die unausgesetzten Schwankungen Ludwig's XV. erschüttert worden. Jede Partei konnte hoffen, durch einen plötzlichen Glückswechsel obenauf zu kommen, und betrachtete daher die Ungunst der Regierung als eine vorübergehende Unannehmlichkeit, welche mit dem nächsten Tage sich wenden mochte. Die königliche Gnade galt zwar noch immer als die letzte Quelle aller Macht im Reiche. Allein da sich die verschiedenartigsten Parteien derselben abwechselnd zu erfreuen gehabt hatten, galt es nicht sowohl, den König, als diejenigen Personen zu gewinnen, welche am meisten Aussicht hatten, an dessen Stelle zu herrschen. Die Selbstregierung hatte schon in den letzten Zeiten Ludwig's XIV. aufgehört und war in eine Maitressen- oder Minister-Herrschaft übergegangen. Ludwig XVI. besaß die ganze Unselbstständigkeit seines Großvaters, Ludwig's XV., und verband gewissermaßen in seiner Person die beiden unvereinbaren

Gegensätze, welche Aiguillon und Choiseul darstellten, indem seine Frau, die österreichische Prinzessin, für Choiseul, seine persönlichen Neigungen dagegen für den Freund seines Vaters, Aiguillon in die Schranken traten. Das politische Testament, welches der ältere Dauphin seinem Sohne Ludwig XVI. hinterlassen hatte, stand in vollständigem Widerspruche mit der Lage der Dinge, wie sie sich neuerdings gestaltet hatte. Die Oesterreich feindliche Gesinnung des Vaters paßte nicht zu der Verbindung mit einer österreichischen Prinzessin, welche der Sohn schon vier Jahre vor seiner Thronbesteigung abgeschlossen hatte, so wenig als ein Regierungssystem, an dessen Spitze die verworfene Dübarry gestanden, mit den sittlichen Grundsätzen Ludwig's XVI. vereinbarlich war. Keine Weisheit der Vergangenheit konnte jene außerordentlichen Verhältnisse voraussehen, welche sich unter dem jungen Könige einstellten, und dieser war weder von Natur, noch in Folge seiner Erziehung geeignet, neue Bahnen zu brechen.

Jeder Beruf setzt gewisse Kenntnisse, Fähigkeiten und Naturanlagen voraus. Ludwig XVI. hätte vielleicht einen guten Schmidt, Dreher oder andern Handwerker abgegeben. Für die Staatskunst hatte er keine Anlagen. Er besaß weder den Scharfblick, welcher die bewegten Verhältnisse eines Reiches richtig zu würdigen, noch die schöpferische Kraft, welche dieselbe neu zu gestalten, noch die Unbeugsamkeit des Willens, welche sie zu beherrschen versteht. Daß er ein treuer Gatte und freundlicher Vater war, macht ihm Ehre. Allein wie ein ungeschickter Schuster, so kann auch ein ungeschickter König bankrott machen, blos weil er sein Geschäft nicht versteht. In demselben Maaße als der König über dem Schuster steht, ist auch sein Fall tiefer und folgeweise gefährlicher.

Ludwig XVI. macht uns anschaulich, daß ein freundliches, wohlwollendes Gemüth, wenn ihm nicht die erforderliche Willenskraft zur Seite steht, oft mehr schadet, als nützt. Es macht Hoffnungen und Wünsche rege, ohne sie zu erfüllen, und weckt dadurch eine größere Unzufriedenheit, als selbst eine Gefühllosigkeit, welche zu keinen frohen Erwartungen Anlaß giebt. Die Ursachen aller Beschwerden der Völker lassen sich zurückführen auf Leidenschaften, welchen die Staatsgewalt keine Schranken setzt. Die Habgier, die Herrschsucht und der Ehrgeiz der großen und kleinen Tyrannen wird aber nicht gezügelt durch die freundliche Gemüthsstimmung eines Königs, sondern durch praktische Maaßregeln, durch weise Gesetze und durch eine gewissenhafte Verwaltung.

Ludwig XVI. wurde am 27. August 1754 geboren. Er war der älteste der drei Söhne des Dauphin's, dessen Tod so große Bestürzung in Frankreich hervorgerufen hatte. Er zählte erst elf Jahre als er seinen frühern Titel Herzog von Berry ablegte und denjenigen des Dauphin's von Frankreich annahm. Seine beiden Brüder, welche später den französischen Thron unter der Benennung Ludwig XVIII. und Karl X. bestiegen, hießen damals Graf von Provence und Graf von Artois. Die drei Geschwister verriethen frühzeitig einen sehr verschiedenartigen Charakter. Ludwig war ernst, zurückhaltend, blöde, der Graf von Artois leichtfertig, aufgeräumt und lebendig. Der Graf von Provence, welcher im Alter zwischen dem Dauphin und Artois stand, schien auch im Charakter die Mitte zwischen beiden zu halten. Er war weder so ausgelassen als Artois, noch so steif als der Dauphin. Der große Fehler des letztern, welcher sich schon in seiner ersten Kindheit zeigte, war sein Mangel an Entschiedenheit, an Lebensfrische und Thatkraft. Von den Personen, denen die Erziehung der drei Prinzen anvertraut, war der Herzog von Vaugüyon ein Freund der Jesuiten und Coetlosquet, früher Bischof von Limoges, ein sehr schwacher Mann. Beide konnten dem Dauphin keinen kräftigen Sporn geben und dem Grafen von Artois keinen scharfen Zaum anlegen. Die Entwickelung der an und für sich schwachen Kraft des Dauphin's wurde dadurch, daß dieser schon im Alter von fünfzehn Jahren in den Ehestand trat, frühzeitig gehemmt. Körperlich erholte er sich

zwar später. Im Alter von vierundzwanzig Jahren wurde er gesund und stark. Allein sein Geist blieb schwach bis zu seinem Ende. Nur für Kleinigkeiten hatte er Sinn, Kraft und Ausdauer. Es ist sehr irrig, die Angst, welche Ludwig XVI. kund that, so oft von einer durchgreifenden Maaßregel die Rede war, und die sich darin aussprach, daß er den Ruin der Monarchie als deren Folge vorhersagte, für Weisheit ausgeben zu wollen. Die großen Gefahren bekämpft der weise Mensch, ohne viel von ihnen zu sprechen. Es war sehr unweise von Ludwig XVI., so oft und so viel von dem Untergange der Monarchie zu sprechen. Wer sollte noch an sie glauben, wenn der König selbst an ihr verzweifelte? Hätte Ludwig XVI. manche Maßregeln, die er verderblich nannte, aber genehmigte, klar und bestimmt in ihrer ganzen Bedeutung erkannt, so hätte er sie entweder anfangs nicht bekämpft, oder später nicht gutgeheißen. Auch ein scharfblickender und entschlossener Staatsmann kann durch den Drang der Verhältnisse gezwungen werden, Beschlüssen, die er früher bestritt, nachher seine Zustimmung zu ertheilen. Allein nur kurzsichtigen und schwachen Menschen wiederfährt dieses häufig und in Fragen von der höchsten Bedeutung.

Ludwig XVI. hatte sich niemals in den Strudel des Lebens gewagt. Er kannte daher die brennenden Leidenschaften nicht, welche dieses in Bewegung setzen. Ihm selbst war nur die Leidenschaft der Jagd eigen, die ihm kein verborgenes Geheimniß erschloß und den Kreis seiner Erfahrungen nicht erweiterte. Seine ganze Weisheit schöpfte er aus Büchern. Im wirklichen Leben war er immer ein Fremdling.

Charaktere, wie Ludwig XVI. sind die ungeschicktesten aller Herrscher. Ludwig XIII., mit welchem sein dritter Nachfolger große Aehnlichkeit hatte, fand in Richelieu einen Minister, der die Schwäche des Königs, was die praktischen Folgen betraf, in ihr Gegentheil verwandelte. Die Zeiten Ludwig's XVI. eigneten sich nicht mehr für einen Ministerialdespotismus, wie ihn Richelieu ausgeübt hatte. Die Gebrechen des Monarchen machten sich fühlbar und trugen viel zur Vorbereitung der großen Revolution Frankreichs bei.

So verschiedenartig die Gemahlin, die Brüder des Königs und die übrigen Glieder der Familie Ludwig's XVI. auch waren, so trafen sie doch mit ihm darin überein, daß sie ganz eben so wenig als er, die augenscheinlichen Gefahren der Monarchie erkannten. Im Gegentheile trugen sie Alle in ihrer Weise dazu bei, sie zu vermehren.

Maria Antoinette gab schon durch ihre Abstammung einer mächtigen Partei den größten Anstoß. Frankreich war durch seinen Bund mit Oesterreich in einen so schimpflichen Krieg verwickelt worden, daß das Andenken daran in unseren Tagen noch nicht verwischt ist. Um wie viel mächtiger mußte es zu einer Zeit wirken, da die Wunden noch klafften, welche die österreichische Allianz dem Lande geschlagen hatte.

Die geheimsten Falten des Herzens der Gemahlin Ludwig's XVI. liegen dem Geschichtschreiber noch nicht klar vor. Allein unläugbar besaß sie weder Selbstbeherrschung noch Einsicht genug, ihre Stellung würdig auszufüllen. Sie konnte weder ihrem Hasse, noch ihrer Vergnügungssucht Schranken setzen und besaß für ihren Gemahl nicht Achtung und Liebe genug, um diesem mannichfaltige Schwierigkeiten und Bekümmernisse zu ersparen. Es war für die junge Dauphine sehr demüthigend, bei ihrem Eintreffen in Paris die Gräfin Dübarry als ersten Stern am Hofe glänzen zu sehen, während sie selbst und ihr Gemahl sich mit sehr untergeordneten Rollen begnügen mußten. Maria Antoinette gerieth gleich anfangs mit dem französischen Adel, den ihr habsburgischer Stolz verletzte, in ein Verhältniß offener Feindschaft, welches von Jahr zu Jahr bitterer wurde, und an welchem die meisten Mitglieder der königlichen Familie gegen sie Theil nahmen. Besonders heftig zog Maria Antoinette gegen ihre Schwägerinnen, die Gemahlinnen der Grafen von Provence und von Artois, geborne Prinzessinnen von Savoyen, deren guten

Ruf sie angriff, zu Felde, und welche ihr auf dem Gebiete der Verdächtigungen nichts schuldig blieben. Die Gräfin von Provence hatte gehofft, auf den französischen Thron erhoben zu werden. Als sie sich mit der Hand des zweiten Bruders begnügen mußte, warf sie den ganzen Groll, dessen sie fähig war, auf die Habsburgerin, der sie hatte weichen müssen. Sie unterließ nichts, was in ihrer Macht stand, die Stellung der Königin am französischen Hofe zu untergraben. Maria Antoinette reizte ihre Feindinnen, statt diese zu versöhnen. Sie fing damit an, ihrem Gatten Verlegenheiten zu bereiten und stürzte ihn später in die größten Gefahren.

Ludwig XVI. fand in keinem einzigen Mitgliede seiner zahlreichen Familie irgend eine Stütze. Da er nicht die Kraft besaß, sie zum Gehorsam zu zwingen, suchten sie sich unabhängig von ihm Geltung zu verschaffen, und legten das Gewicht, das sie besaßen, mehr als einmal in die Wagschaale der Gegner des Königthums. Der größte Fehlgriff, welchen Ludwig XVI. beim Beginne seiner Regierung that, war, daß er den Grafen von Maurepas zu seinem ersten und einflußreichsten Rathgeber erhob. Diesem gebrach aller Ernst und alle Tiefe. Er hatte die ganze Leichtfertigkeit eines Höflings Ludwig's XV. und gerade Einsicht genug, um zu erkennen, daß Frankreich im Zustande der schlimmsten Verwirrung sei, ohne jemals zu wissen, wie derselben abgeholfen werden solle. Der bedeutendste Mann des neuen Ministeriums, welches Ludwig XVI. ernannte, war unstreitig Türgot. Allein er hatte in dem ihm anvertrauten Finanzministerium niemals freie Hand und seine Stellung war von Anfang an so schwankend, daß er mit dem besten Willen und den größten Fähigkeiten nichts Erhebliches zu leisten vermochte. Schon in den ersten Tagen der neuen Verwaltung zeigte sich, daß Türgot's Einfluß ein sehr geringer sei. Alle Vernünftigen erkannten, daß nach einer so langen und verderblichen Regierung, als diejenige Ludwig's XV. gewesen war, durchgreifende Verbesserungen unumgänglich nothwendig seien. Es mußte daher alles vermieden werden, was deren Einführung erschweren konnte. Die Parlamente waren nach ihrer ganzen Vergangenheit, nach ihrer Zusammensetzung und Geschäftsführung, Behörden, welche den Gang der Verwaltung nur hemmen, niemals fördern konnten. Dessenungeachtet wurden dieselben (schon am 12. November 1774) feierlich wieder hergestellt.

So lange eine veraltete und den Anforderungen des Zeitgeistes widersprechende Anstalt besteht, hat es immer seine Bedenken, sie mit Gewalt zu beseitigen. Wenn sie aber beseitigt ist, sie wiederherzustellen, ist der größte Fehler, dessen sich ein Staatsmann schuldig machen kann.

Die Beamten-Gilden, welche man in Frankreich Parlamente nannte, hatten sich selbst überlebt. Sie hatten der Monarchie mannigfaltige Schwierigkeiten bereitet, ohne ihr seit den Tagen Ludwig's XV. jemals einen erheblichen Dienst geleistet zu haben. Die Ansprüche welche sie über den Wirkungskreis als Gerichte und Verwaltungsbehörden hinaus machten, hatten in den Tagen der Fronde zu wenig mehr, als Verwirrung geführt. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die französische Nation zu weit vorangeschritten, als daß sie von Körperschaften, welche durchaus unvolksthümlich zusammengesetzt waren, irgend einige nachhaltige Hülfe erwarten konnte. Die Zeit der Ausflüchte und Auskunftsmittel war vorbei. Die Regierung bereitete sich selbst nur Hindernisse, indem sie den Parlamenten neues Leben gab. Der Nation konnte daraus kein Vortheil erwachsen.

Vergebens hatte Türgot die Wiederherstellung der Parlamente bekämpft. Eine zweite Niederlage erlitt dieser Minister bei Gelegenheit der Krönung des Königs, welche am 11. Juni 1775 stattfand. Die Pfaffen hatten es dahin gebracht, daß in den Krönungseid der französischen Könige das Versprechen, „die Ketzer zu vertilgen," aufgenommen worden

war. Diese Klausel, welche zu allen Zeiten den gesunden Verstand und das unverdorbene Gefühl jedes Menschen verletzen mußte, war im Jahre 1775 zu einem vollständigen Anachronismus geworden. Türgot drang darauf, jene verabscheuungswürdigen Worte aus dem Krönungseide zu streichen. Doch wie er in Betreff der Parlamente von der Aristokratie, so wurde er in der religiösen Frage von dem Pfaffenthum besiegt.

Trotz aller Verfolgungen, welche die Protestanten erlitten hatten, betrug deren Zahl zur Zeit, da Ludwig XVI. den Thron bestieg, über vier Millionen, also etwa den sechsten Theil der gesammten Bevölkerung des Landes. Der König hätte sich die Hugenotten zu begeisterten Anhängern machen können, falls er ihnen öffentlich hätte Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er versäumte die günstige Gelegenheit bei seiner Krönung. Nachdem er eidlich versprochen hatte, „die Ketzer zu vertilgen," konnten die Protestanten Frankreich's die Duldung, welche ihnen später zu Theil wurde, nur als einen Beweis der Schwäche der Regierung ansehen. Das Schwert des Damocles blieb über ihren Häuptern aufgehängt. Sie konnten unmöglich dem Könige, welcher einen solchen Eid geleistet hatte, festes Vertrauen schenken.

Was ließ sich von einem Fürsten erwarten, welcher nicht den Muth hatte, den ersten entschiedenen Schritt auf der Bahn der Verbesserung zu thun? An der Charakterschwäche Ludwig's XVI. scheiterten alle Bestrebungen der Freunde des Fortschritts und der Menschlichkeit. Selten saßen wohl in irgend einem französischen Ministerium zwei Männer, welche von so reinen Beweggründen geleitet wurden, als Türgot und Malesherbes. Sie standen den beiden wichtigsten Geschäftszweigen vor: den Finanzen und den inneren Angelegenheiten. Der Kriegsminister St. Germain war nicht minder, als sie, entschlossen, in seinem Departement Reformen einzuführen. Allein von der Person des Königs hing es am Ende doch ab, ob der Widerstand, welchen die unverbesserlichen Pfaffen und Aristokraten den wohlwollenden Ministern entgegensetzten, gebrochen werden konnte, oder nicht. Ludwig XVI. stand, seinem ganzen Wesen nach, dem alten Hofmann Maurepas näher, als seinen reformirenden Ministern. Er kannte zwar den trefflichen Türgot, und sagte sogar öffentlich: „nur Türgot und ich lieben das Volk." Dennoch ließ er den Mann seiner Wahl und seines Herzens, der bereit war, für seinen König und sein Vaterland den Kampf mit den Schmarotzern und Heuchlern des Hofes auf verfassungsmäßigem Wege durchzufechten, im entscheidenden Augenblicke fallen. Türgot wollte die Frohnden, in so weit sie dem Staate geleistet wurden, und den Handel mit Aemtern abschaffen, die Freiheit der Gewerbe und des Kornhandels im Innern Frankreichs einführen, durch eine allgemeine Grundabgabe der Ungleichheit in dem bisherigen Steuersysteme ein Ende machen und auch den Adel zu den Lasten des Staates beiziehen. Religions- und Gewissensfreiheit, eine freie Gemeindeverwaltung, durchgreifende Reorganisation des gesammten Unterrichtswesens, Freiheit der Presse, dieses waren die wesentlichen Verbesserungen, mit deren Hülfe Türgot die Monarchie vor der drohenden Revolution schützen wollte.

Die Pfaffen und die Aristokraten, welche aller Orten und zu allen Zeiten ihre persönlichen Vortheile höher achteten, als das Wohl der Gesammtheit, erhoben das in solchen Fällen übliche Geschrei. Wenn der König nicht darauf gefaßt, so war er sehr kurzsichtig. Jedenfalls war es ein Beweis großer Schwäche, sich durch dasselbe abhalten zu lassen, Beschlüsse von so hoher Bedeutung in's wirkliche Leben einzuführen. Türgot hatte seine Verbesserungsvorschläge nicht erfunden. Er hatte sie geschöpft aus der frischen Quelle des sprudelnden Volkslebens.

Den Minister konnte Ludwig XVI. entlassen. Die Forderungen des gebildetsten und fleißigsten Theiles der Nation wurden dadurch nicht beseitigt, sondern nur verstärkt.

Die getäuschten Hoffnungen erzeugten eine Mißstimmung, welche nicht nachließ, bis alle von Türgot vorgeschlagenen und noch weit durchgreifendere Reformen gewährt waren.

Je feierlicher die Verhandlungen waren, durch welche Türgot's Vorschläge eingeführt werden sollten, desto allgemeiner wurden sie bekannt, und je leichter die Anstrengungen des Königs zu Gunsten derselben aus dem Felde geschlagen, desto augenscheinlicher wurden dessen Schwäche und dessen Unfähigkeit, den Staat vor dem drohenden Schiffbruche zu bewahren.

Die Geistlichkeit, welche in einer Versammlnng das ihr vorgelegte Duldungs-Edict verwarf, und die barbarischen Verordnungen gegen die Protestanten festhielt (1774), das Parlament, welches die Edicte Türgot's ablehnte und nur zum Scheine in einer s. g. Kissen-Sitzung auf den persönlichen Befehl des Königs einregistrirte, die Königin, die königlichen Prinzen und der Adel, welche gegen Türgot Ränke spannen, konnten zwar diesen trefflichen Minister stürzen, allein den König nicht schützen, als das aufgeregte Volk zuerst Reformen und dann Blut verlangte. Sie erschwerten den Weg der Evolution und ließen der Nation keinen andern, als den der Revolution offen. Die bösen Leidenschaften der Geistlichkeit, der Parlamente, des Adels, der königlichen Familie und die Halbheit des Königs waren die eigentlichen Ursachen des gewaltsamen Umsturzes der alten Monarchie in Frankreich. Eine große Nation läßt sich durch eine kleine Minderheit in ihrem Entwicklungsgange nicht hemmen.

Türgot, dessen Edicte zwar registrirt, aber nicht ausgeführt wurden, dem der König nicht die erforderlichen Vollmachten zur Niederwerfung des ihm entgegengesetzten Widerstandes verlieh, zog sich zurück. Mit ihm trat Malesherbes aus der Verwaltung (1776), achtzehn Monate später St. Germain. Mit Türgot und Malesherbes schieden aus dem Rathe des Königs die Männer, welche allein die Kraft und den Willen besaßen, die unvermeidlichen Reformen *in gesetzlicher Weise* einzuführen. Da durch das Gesetz die herrschenden Mißbräuche nicht abgeschafft werden konnten, mußte die Gewalt den Ausschlag geben.

11. Ludwig XVI. und der nordamerikanische Unabhängigkeitskrie (1776—1783).

Die französische Nation ist mehr, als irgend eine andere fähig, eine Idee mit Begeisterung zu ergreifen, und während sie dieses thut, eine andere, welche sie früher hegte, zu vergessen. Nach dem Rücktritte der Minister, welche die inneren Angelegenheiten Frankreichs verbessern sollten und aus Mangel an Unterstützung von Seiten des Königs, nicht konnten, galt es, die Nation mit einem andern Gegenstande zu beschäftigen. Der Krieg, in welchem sich England damals mit seinen nordamerikanischen Kolonien befand, gab dazu erwünschte Gelegenheit. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, gewann die Bedeutung, welche seither Türgot, und der Minister der Marine diejenige, welche Malesherbes gehabt hatte. Die inneren Verhältnisse traten in den Hintergrund. Der Krieg mit England wurde der Mittelpunkt, um welchen sich die öffentliche Aufmerksamkeit drehte.

Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich's kriegerische Bedeutung mehr und mehr abgenommen. Der Ruhm, für welchen die Franzosen so sehr empfänglich sind und immer waren, wurde ihnen auf den blutigen Feldern der Schlacht sehr sparsam zugemessen und verwandelte sich selbst während des siebenjährigen Krieges in Schimpf und Schande. Die Nation suchte die Lorbeeren, welche der Gott des Krieges ihnen verweigerte, aus den Händen der Musen zu erlangen. Gerade in derselben Zeit, in welcher die französischen Heere fast aller Orten Niederlagen erlitten gaben die fran-

zösischen Schriftsteller den Ton in ganz Europa an. Nur den Griechen des Alterthums war es vergönnt, zu gleicher Zeit die höchsten Triumphe des Kriegs und des Friedens zu feiern. Alle übrigen Nationen der Erde mußten auf die einen Verzicht leisten, wenn ihnen die anderen zu Theil wurden. Auch in Deutschland war es später die Zeit der tiefsten Erniedrigung im Kriege, während welcher es einen neuen Aufschwung in Künsten und Wissenschaften nahm. Eine kräftige Nation kann durch Niederlagen nicht gebrochen, sondern nur von einem Gebiete auf das andere gedrängt werden.

England hatte den Franzosen die bittersten Demüthigungen bereitet. Die schlummernde Kriegslust der Nation erwachte daher von neuem, als die junge Republik Amerika's die Hälfte der Franzosen gegen deren alten Nebenbuhler jenseits des Kanals in Anspruch nahm. Der Freiheitsdrang, welcher von Jahr zu Jahr immer mächtiger in Frankreich geworden war, verband sich mit der Kriegslust des Volkes. Die Einen, welche keine Freude an den blutigen Ehren des Krieges hatten, wollten den Kampf, weil er der Freiheit galt, die Anderen nahmen die Freiheit in den Kauf, da sie hofften, kriegerische Ehren zu gewinnen. Viele liebten die Freiheit und den Krieg zugleich. Doch auch Diejenigen, welchen die Freiheit ein Dorn im Auge und welche für Ruhm unempfänglich waren, konnten sich der Macht der Verhältnisse nicht entziehen. Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerika's war seiner Natur nach ein Freiheitskampf. Frankreich, welches auf Seiten der jungen Republik an demselben Theil nahm, konnte nicht umhin, den Hauch der Freiheit in die schwellenden Segel seines Staatsschiffes aufzunehmen.

Es mußte auf die Gefühle und Bestrebungen eingehen, welche die Macht beseelten, der es als Bundesgenosse beitrat. So wurde der Krieg gegen England auch für Frankreich ein Streit, in welchem alle Hebel der Freiheit wirkten und welcher daher nothwendig das Freiheitsgefühl der Nation beleben und stärken mußte.

Benjamin Franklin kam als Abgesandter der jungen Republik, deren Unabhängigkeitserklärung er mit unterzeichnet und für welche er auf's kräftigste gewirkt hatte, nach Paris (1776). Zwar unterhandelte er anfangs nur insgeheim mit dem französischen Kabinette. Doch der Ruf, der vor ihm hergegangen war, stimmte die Herzen der Franzosen für ihn günstig und die Nachrichten von den Schlachten der Freiheit, welche jenseits des Oceans geschlagen wurden, setzten ganz Europa, insbesondere aber Frankreich in Bewegung. Der Marquis von Lafayette verließ seine junge Gattin und sein Vaterland, in welchem ihm die höchsten Ehren offen standen, um an dem großen Kampfe der Amerikaner Theil zu nehmen. Er rüstete auf eigene Kosten ein Schiff aus, kümmerte sich nicht um das Verbot des Hofes und landete im Frühjahre 1777 auf dem Boden Amerika's. Sein Beispiel wirkte begeisternd auf die französische Nation. Schon im folgenden Jahre 1778 erkannte das französische Kabinet die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's an, und Benjamin Franklin wurde von dem Volke der Franzosen mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt, und von dem Hofe und den Gelehrten mit Beweisen hoher Verehrung überschüttet. Seit längerer Zeit hatte sich Frankreich im Stillen auf den Krieg mit England vorbereitet. Am 6. Februar 1778 schloß das Pariser Kabinett einen förmlichen Vertrag mit den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's ab, in welchem sich beide Theile gegenseitige Hülfe versprachen und dessen Zweck war, die Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit der Vereinigten Staaten festzustellen.

Ludwig XVI. trug zwar anfangs Bedenken, eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche die Republik gegen das Königthum und der Aufstand gegen die „gesetzliche" Gewalt in Schutz genommen werden sollte. Doch, wie gewöhnlich, gab er dem Drange der Verhältnisse, das heißt der ihn unmittelbar umgebenden Personen nach. In der That hat Ludwig XVI. schwerlich jemals irgend einen Federstreich gemacht, welcher für die Ent-

wickelung Frankreich's bedeutungsvoller war, als derjenige, durch welchen er die ganze Kriegsmacht seines Landes in die Dienste der nordamerikanischen Revolution gab. Zwar hatte Frankreich zwei Jahrhunderte früher auch die Niederländer im Kampfe gegen ihren spanischen König unterstützt. Doch damals war nicht zu besorgen, daß republikanische Bestrebungen in Frankreich Anklang und Beifall finden könnten. Im Laufe zweier Jahrhunderte waren die Stützen der Monarchie morsch geworden. Der Hauch der Freiheit war ihnen gefährlich. Nur zu bald sollte Ludwig XVI. dieses zu seinem Schaden erfahren.

Der Krieg mit England war die nothwendige Folge des mit den Vereinigten Staaten geschlossenen Bundes. Die Hülfe, welche die Franzosen den Amerikanern sandten, trug wesentlich zur Befestigung der Unabhängigkeit der jungen Republik und folgeweise zur Demüthigung Englands bei. Doch die Wunden, welche Frankreich dem englischen Königthume schlug, schwächten überhaupt die Monarchie. Die Stärke, welche die amerikanische Republik gewann, bewies allen Völkern der Erde, daß diese Regierungsform unermeßliche Vorzüge habe, welche die Monarchie ihnen nicht bieten könne.

Frankreich hatte seit der Schlacht von La-Hogue England die Herrschaft zur See niemals streitig machen können. Es war daher für die Franzosen eine gewisse Befriedigung, daß in diesem Kriege die Vortheile und Nachtheile zur See sich ausglichen. In Westindien, an den Küsten Nordamerika's und Frankreich's konnte England nur mit äußerster Anstrengung Niederlagen vermeiden. Fast ganz Europa trat in eine mehr oder weniger feindselige Stellung England gegenüber. Spanien verband sich mit Frankreich zum Kriege gegen Albion, Rußland mit Dänemark, Schweden und Holland zur Aufrechthaltung eines Seerechtes, welches das stolze England früher niemals hatte anerkennen wollen, des Grundsatzes, daß neutrale Schiffe nur, falls sie Contrabande oder Kriegsvorräthe den feindlichen Mächten zuführen, weggenommen werden könnten.

Zwar gelang es den vereinigten spanischen und französischen Flotten nicht, den Engländern Gibraltar zu entreißen. Allein England erlitt furchtbare Niederlagen in Amerika und sah sich daher veranlaßt, Friedens-Unterhandlungen einzuleiten. Am 3. September 1783 wurde der Vertrag unterzeichnet. England mußte die Vereinigten Staaten als eine freie, unabhängige und selbstherrliche Macht anerkennen. Die Grundlage des Friedens bildeten sämmtliche Verträge, welche vom Jahre 1648 zu Münster bis 1763 in Paris abgeschlossen worden waren. Großbritannien behielt Neufoundland und die benachbarten Inseln, nebst dem Fischereirechte, trat aber St. Pierre und Miguelon an die Franzosen ab, welche, wie früher, das Recht haben sollten im Meerbusen des St. Lawrence Stromes zu fischen. Die Insel St. Lucia wurde an Frankreich zurück gegeben, Tobago abgetreten. Großbritannien erhielt Grenada, St. Vincent, Dominica, St. Kits, Nevis, und Montserrat zurück. In Afrika blieb alles so ziemlich auf dem Fuße, wie vor dem Kriege. Der Fluß Senegal und die Insel Goree fielen an Frankreich. Die Besitzungen der Franzosen an der Küste von Orixa, Coromandel und Malabar wurden ihnen zurückgegeben, nebst Pondicherry, Carikal, Mahe und der Faktorei zu Surat. Spanien gab die Bahama-Inseln den Engländern zurück, und behielt zum Lohne für die geleistete Hülfe die Insel Minorca im Mittelmeere und die zwei Florida's in Amerika.

Von den Kosten des Krieges, welche Frankreich aufgewendet hatte, übernahmen die Vereinigten Staaten Amerika's nur einen sehr geringen Theil, indem sie versprachen, achtzehn Millionen Livres in zwölf jährlichen Zahlungen zu leisten.

Durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg wurde die französische Nation sieben Jahre lang abgehalten, sich mit den inneren Angelegenheiten des Reiches ernstlich zu beschäftigen. Diese geriethen aber in Folge desselben in noch größern Verfall. Kaum war der Friede geschlossen, als die Aufmerksamkeit des Volkes, welche gewaltsam in eine andere

Richtung gelenkt worden war, sich mit erneuter Kraft den inneren Angelegenheiten zuwandte Im Laufe des Krieges, welchen die Franzosen zu Gunsten einer Republik im Kampfe mit dem Königthume führten, tauchten ganz andere, viel entschiedenere Gedanken auf, als sie früher gehegt worden waren. Durch ganz Europa erschallte der Ruhm Georg Washington's, des Feldherrn des jungen Freistaats. Die Siege, welche die Republik gegen England gewann, wurden gefeiert, gleich als Triumphe der Menschheit über ihre Zwingherren. Die Republik hörte auf, ein Traum zu sein. Sie trat als ruhmgekrönte Freundin und muthige Verbündete mitten in das Volksleben ein, während sie in den vereinigten Niederlanden meistens nur als Feindin, und in der Schweiz nur als Söldnerin den Franzosen erschienen war. Sieben Jahre lang hatte der Krieg den Fluthen der Revolution einen festen Damm entgegengesetzt. Sieben weitere Jahre genügten, diesen vollkommen zu zerstören.

Der Freiheitskrieg, an welchem Frankreich einen so eifrigen Theil genommen hatte, brachte einen größern Umschwung in der Gedankenwelt der Franzosen hervor, als die von Türgot beabsichtigten Reformen hätten bewirken können. Diese würden bei einer kräftigen Ausführung den finanziellen Verlegenheiten des Staates abgeholfen und einen ruhigen Entwickelungsgang der Nation befördert haben. Der Krieg mit England leerte dagegen den Staatsschatz und vergrößerte die Schwierigkeiten der inneren Verwaltung des Reiches.

Ludwig XVI. war persönlich geneigt, den auf dem Volke ruhenden Druck zu erleichtern. Das war nur möglich, indem er unnütze Ausgaben und drückende Lasten abschaffte, die Steuern gleichmäßiger vertheilte und eine gute Ordnung in den Staatshaushalt einführte. Die Ausgaben, welche dem Staate den geringsten, brachten aber einzelnen Personen den größten Nutzen. Diese schrieen über Unrecht, wenn man ihre Vortheile schmälerte. Die Lasten, welche der großen Masse des Volkes den furchtbarsten Druck bereiteten, waren dem Adel und der Geistlichkeit am genehmsten, weil diese davon frei waren. Alle Betrüger und Gauner, Spekulanten und Generalpächter, welche sich durch die im Staatshaushalte herrschenden Mißbräuche bereicherten, wurden sehr unzufrieden, wenn man ihnen das Handwerk legen wollte. Wer nicht die Kraft besitzt, das erkannte Unrecht zu strafen, oder wenigstens demselben Einhalt zu thun, kann bei aller natürlichen Gutmüthigkeit, ein Volk nicht fördern. Reformen können nur mit fester und sicherer Faust eingeführt werden. Eine zitternde und schwankende Hand flößt den Dieben, Räubern und deren Anhange keinen Schrecken, der allein sie niederwirft, sondern die Hoffnung ein, entweder durch offenen Widerstand oder geheime Ränke die Absichten der Regierung vereiteln zu können.

Ludwig XVI. erkannte die Bedeutung keiner einzigen politischen Maßregel, welche er ergriff, oder, wenn er sie erkannte, handelte er aus Schwäche im Widerspruche mit seiner eigenen Ansicht. Auf jeden Schritt, den er vorwärts machte, folgte ein Rückschritt, welcher aber die gewünschten Folgen nicht hatte, und gewöhnlich, statt zu beruhigen, aufregend wirkte, wenn auch auf einem ganz anderen Gebiete, als der König im Auge hatte.

Der einzige wahrhaft reformatorische Minister, welchen Ludwig XVI. vor dem Ausbruche der Revolution ernannte, war Türgot. Schon nach zwanzig Monaten ließ ihn der König fallen. Es lag hierin ein augenscheinlicher Rückschritt auf finanziellem Gebiete. Kurz darauf gab aber Ludwig seine Zustimmung zu zwei Maßregeln, welche zwar nicht in finanzieller, wohl aber in anderer Beziehung vom aufregendsten Charakter waren, indem er Necker zum Finanz-Controlleur ernannte und zu Gunsten der neugegründeten Republik der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's Krieg mit England begann. Necker war kein Reformator in den Finanzen, allein ein Reformirter in seiner Religion. Seine Erhe-

bung auf den einflußreichsten Posten in Frankreich erschütterte die ganze Grundlage, auf welcher die französische Regierung seit der Aufhebung des Edictes von Nantes geruht hatte. Ueberdieß war Necker ein Republikaner von Geburt, ein Genfer, welcher als solcher, ohne sich dessen selbst klar bewußt zu sein, nach republikanischen Prinzipien handelte.

Ludwig XVI. ging bei allen seinen zeitgemäßen Reformen weiter, als er eigentlich beabsichtigte, bereitete dadurch neuen Forderungen selbst den Boden, und besaß dann natürlich nicht die Kraft, hinterher zu zerstören, was er zuvor selbst angeregt hatte. Denn die lange in strenger Unterwürfigkeit gehaltene Nation besaß damals einen Schwung, welcher sich, nachdem er gewachsen war, nicht wieder in die alten Ketten schlagen ließ.

Türgot's Nachfolger, Necker, war als Finanzmann im Verhältniß zu seinem Vorgänger conservativ zu nennen. Er hatte die freisinnigen Bestrebungen Türgot's bekämpft und diesem Umstande verdankte er zunächst seine Berufung an die Spitze des Finanz-Ministeriums. Doch die von Türgot vorgeschlagenen Reformen standen in keinem größern Widerspruche mit den damals unter den bevorzugten Klassen Frankreichs herrschenden Vorurtheilen, als die republikanische Abkunft und der protestantische Glaube des neuen Finanzministers. Das Ungewöhnliche, welches in der Ernennung Necker's lag, sollte anfangs durch einige Künsteleien verdeckt werden. Dem Namen nach war Taboureau General-Controlleur, und Necker Direktor des königlichen Schatzes. Doch Jedermann wußte, daß Necker der Finanzminister war. Schon nach wenigen Monaten legte Taboureau seine Stelle nieder. Der Schleier fiel und Necker führte auch den Titel, wie er früher schon das Amt eines General-Controlleurs der Finanzen versehen hatte.

Necker's finanzielle Weisheit reichte nicht weiter, als bis zur Einführung einiger Sparsamkeit in den Ausgaben, einer besseren Ordnung in der Erhebung der bisherigen Einnahmen und der Abschließung von Anleben unter möglichst günstigen Bedingungen. In gewöhnlichen Zeiten hätte Frankreich mit einem derartigen Finanzminister ganz zufrieden sein können. Außerordentliche Zeiten erfordern aber durchgreifende Maßregeln. Für solche hatte Necker weder Vorliebe noch Verständniß.

Er war nicht, gleich seinem Vorgänger Türgot, ein Mann von wissenschaftlicher Tiefe, philosophischer Klarheit und unerschütterlicher Charakterstärke. Er war nur ein routinirter Banquier, ein rechtlicher Mann und ein gewandter Schriftsteller und Redner. Daß er dessen ungeachtet anderthalb Jahrzehnte hindurch eine so außerordentliche Volksthümlichkeit besitzen konnte, beweist nur seine Mittelmäßigkeit. Ein Mann von größerem Geiste und entschiedenerem Charakter würde es nicht verstanden haben, einen Mittelweg zwischen so schroffen Gegensätzen zu finden, als damals schon die bevorzugten Klassen und die Nation bildeten. Necker's ganze Verwaltung bestand nur in Auskunftsmitteln, welche die Staatsmaschine wohl noch einige Jahre im Gange erhalten, sie aber nicht in einen wesentlich bessern Zustand setzen konnten. Türgot hätte die Revolution überflüssig gemacht. Necker konnte einen gewaltsamen Umsturz nur hinausschieben. Er wurde drei Mal an die Spitze der Finanzen berufen, denen er (von 1777—1781, 1788—1789, 1789—1790) im Ganzen sechs Jahre lang vorstand.

Necker war Kaufmann, nicht Staatsmann. Er erkannte nicht die tiefer liegenden Ursachen der finanziellen Verwirrung. Er sah nicht ein, daß dieses nur eines unter den vielen Symptomen der zunehmenden Auflösung aller Bande des Staates war. Statt zu den Ursachen vorzudringen und mit diesen die Wirkungen zu beherrschen, mühte er sich nutzlos an Zahlen ab, die er zu gruppiren verstand, ohne auf das Wesen und die Beschaffenheit der in Streit befangenen Tagesfragen einzugehen.

Ohne es selbst zu wollen, führte er eine Neuerung ein, welche die weit aussehendsten Folgen hatte. Bis zu seiner Zeit waren die Finanzen Frankreich's immer mit einem

dichten Schleier verhüllt worden. Die Masse des Volkes ahnte wohl, daß dieselbe Verwirrung, welche in allen übrigen Zweigen der Verwaltnng herrschte, auch dem Staatsschatze nicht fremd sein könne. Die von Türgot für nothwendig erkannten Reformpläne deuteten mit Bestimmtheit an, daß in der alten Weise der Staatshaushalt nicht lange mehr würde fortgeführt werden können. Dieser oder jener hatte wohl auch eine genaue Kenntniß einzelner Zweige des Finanzwesens. Allein eine vollständige Uebersicht hatte bisher nur der General-Controlleur gehabt, und auch er nur insofern, als er seinem Amte mit Kraft und Nachdruck vorstand. Türgot hatte damit angefangen, der Nation einige Mittheilungen über die Finanzen des Staates zu machen. Necker veröffentlichte (1780) einen ausführlichen und in alle Einzelnheiten eingehenden Rechenschaftsbericht. In dem ersten Theile desselben schilderte er den Zustand des Staatsschatzes. In dem zweiten entwickelte er die von ihm eingeführten und in dem dritten die von ihm beabsichtigten Verbesserungen.

Necker hatte die Zahlen so gruppirt, daß sich die Einnahmen auf 264,154,000, die Ausgaben auf 253,954,000 Livres beliefen, der Ueberschuß betrug 10,200,000.

Necker hatte gehofft, durch diese Veröffentlichung Ruhm und Ansehen zu gewinnen. Er täuschte sich aber, insofern der König, die königliche Familie, der Adel und die Geistlichkeit in Rede standen. Die bevorzugten Stände waren ihm niemals gewogen gewesen. Eine so außerordentliche Maßregel wie diejenige, welche er ergriffen hatte, bot ihnen eine neue Gelegenheit, gegen den protestantischen und republikanischen Finanzminister zu Felde zu ziehen. Der alte Maurepas stand Necker nicht minder feindlich gegenüber, als früher dem Finanzminister Türgot. Necker glaubte, um sich behaupten zu können, daß ihm der König irgend eine Gunstbezeugung zu Theil werden lassen müsse und schlug ihm deren fünf vor, unter welchen er dem Könige die Auswahl ließ. Maurepas änderte in der Eingabe Necker's das Wörtchen „oder" in „und" um, so daß es schien, Necker verlange nicht weniger als fünf Gunstbezeugungen ungewöhnlicher Art. Die Bitte Necker's blieb unerfüllt. Er zog sich erzürnt von den Geschäften zurück. Bald darauf starb Maurepas. Wäre Necker damals noch Finanzminister gewesen, vielleicht hätte er sich an die Spitze der Verwaltung schwingen können. Denn unter Ludwig XVI. hatten diejenigen, welche in seiner nächsten Nähe waren, immer die besten Aussichten auf Beförderung. Der Blick des Königs reichte nicht bis an die Grenzen seines Reiches. Er beherrschte weder sein Haus, noch auch nur sein Kabinett. Auf Necker folgten zuerst rasch hinter einander Jolier de Fleury und d'Ormesson und bald nachher Calonne, welcher die Finanzen schnell wieder in große Verwirrung brachte. Er war der Liebling des Hofes, welcher gegen Türgot und Necker immer feindlich gesinnt blieb. Calonne war ein flacher Mensch, ein geschmeidiger Höfling und ein Phrasendrechsler. Türgot und Necker hatten auf Sparsamkeit gedrungen. Ihr Nachfolger predigte die Verschwendung. Mit vollen Händen streute er die Millionen unter die Schmarotzer des Hofes aus. Die Königin Marie Antoinette und der Graf von Artois bezogen durch ihn unermeßliche Summen. Der Hof wußte den „genialen" Minister nicht laut genug zu preisen. Die Nachwehen blieben nicht aus. Wer am meisten für Calonne geschwärmt hatte, mußte die bittersten Früchte seines Systems später kosten.

§ 12. Ludwig XVI. und die Vorboten der Revolution (1783—1789).

Es wird den Franzosen oft Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit vorgeworfen, allein doch nur sehr theilweise mit Grund. Sie sind allerdings mehr als einmal durch großartige Ereignisse von der Bahn des Fortschrittes, die sie seit der zweiten Hälfte des acht-

zehnten Jahrhunderts betreten hatten, abgelenkt worden. Allein früher oder später kehrten sie immer wieder auf dieselbe zurück. Kaum war der Pariser Friede geschlossen, als die inneren Reformen, welche Türgot zuerst praktisch angeregt hatte, wieder in den Vordergrund der Bestrebungen der Nation eintraten.

Der unbeständigste und schwankendste Charakter Frankreichs war unstreitig Ludwig XVI. selbst. Im Laufe einer neunjährigen Regierung (1774—1783) hatte er drei Finanzminister von den entgegengesetztesten Systemen gehabt. Er hatte seine Regierung mit der Ernennung eines entschiedenen Reformators begonnen, war zu einem Manne halber Maaßregeln übergegangen und am Ende zu einem Menschen gelangt, welcher sich besser in die Zeiten der Pompadour oder der Dübarry, als zum Nachfolger Türgot's und Necker's gepaßt hätte. Dieser Rückschlag in den Gesinnungen des Königs hatte seinen bestimmt nachweisbaren Grund in dem steigenden Einfluß, welchen Maria Antoinette auf ihren Gatten gewann. Lange Zeit hatte sich Ludwig in einer gewissen Entfernung von seiner Gemahlin gehalten, welche sogar zu dem Gerüchte Anlaß gab, er habe das Bett nicht mit ihr getheilt. Doch von Jahr zu Jahr hatte die lebendige und bewegliche junge Frau sich in der Gunst ihres schlaffen Gatten fester gesetzt. Sie hatte in Verbindung mit dem Grafen von Artois den Sturz Necker's und die Erhebung Calonne's bewirkt. Als sie, den 22. Oktober 1781, dem Lande einen Sohn gab, wurde sie allmächtig bei Hofe. Im Falle des Todes ihres Gatten war sie die voraussichtliche Regentin des Reiches. Die Erziehung des Kindes hing zunächst von der Mutter ab. Viele Höflinge, welche früher der Königin insgeheim gegrollt hatten, suchten eifrig deren Gunst, da von ihr alle Aemter und Gnadenbezeugungen ausgingen. Nach Maurepas Tode (21. November 1781) trat Maria Antoinette in dessen Stellung ein. Wie dieser leitete sie hinter den Coulissen den schwachen König. Da sie aber ohne Sachkenntniß, blos nach den Eingebungen ihrer Launen verfuhr, machte sie sich alle tiefer blickenden und von besseren Grundsätzen beseelten Beamten und Adeligen zu Feinden.

Wie die Königin den Staat, so beherrschte sie auch den Hof, ohne irgend eine Rücksicht auf Klugheit, auf das Beste der Nation und auf die öffentliche Meinung zu nehmen. Sie führte anstößige neue Moden ein, vernachlässigte die französischen Seidenfabriken und begünstigte die Linnen-Manufacturen der österreichischen Niederlande. Sie setzte sich über alle Gewohnheiten der französischen Hof-Etiquette hinweg und hatte verschiedene Liebhaber, unter welchen die Herren Eduard Dillon und Coigny und später der schwedische Graf von Fersen eine hervorragende Rolle spielten.

Zwischen dem Herzoge von Chartres, dem nachmaligen Herzoge von Orleans-Egalité und der Königin brach eine Feindschaft aus, welche von Jahr zu Jahr immer bitterer wurde. Der Herzog wagte es, ihr, während sie im fünften Monate ihrer Schwangerschaft war, sagen zu lassen: „daß sie ihm eben so verächtlich als Gattin, wie als Königin erscheine, und daß die Kinder des Herrn von Coigny nie zu der Ehre kommen sollten, seine Herren zu werden."

Es ist schwer zu ermitteln, ob diese Aeußerung mehr in dem Treubruche der Königin, oder in der Herrschsucht des Herzogs ihren Grund hatte. So viel ist übrigens gewiß, daß Maria Antoinettens Ruf in Folge ihres ganzen Benehmens, namentlich mancher nächtlicher Scenen, welche auf der Terrasse und im Parke von Trianon stattfanden, und von welchen das größere Publikum Kenntniß erhielt, so sehr gelitten hatte, daß jede nachtheilige Ausstreuung gegen sie bereitwilligen Glauben fand. Maria Antoinette erhob sich nicht, wie es von einer Königin erwartet wird, über die kleinlichen Streitigkeiten des Hofes, des Staates und des gesellschaftlichen Lebens. Sie mischte sich in dieselben mit Leidenschaftlichkeit persönlich ein und zerstörte dadurch selbst jenen Lichtglanz, welcher die

Menschen so oft über den wahren Gehalt eines Thrones täuscht. Sie rächte sich an dem Herzoge von Chartres durch beißende Gedichte, welche sie gegen ihn schreiben und verbreiten ließ. Sie goß dadurch nur Oel in die Flamme des Zornes eines Mannes, welcher mit seiner hohen Geburt unermeßliche Reichthümer und eine Gewissenlosigkeit verband, die ihn zu jedem Schurkenstreiche fähig machte. Der Herzog von Chartres schämte sich nicht, bekannt zu machen, die Königin habe ihn zum Ehebruche verleiten wollen, er aber habe ihr widerstanden. Dieser mißglückten Verführungsgeschichte schrieb er den Haß zu, den die Königin gegen ihn an den Tag legte. Derartige Anschuldigungen, welche aus dem Schooße der Herrscher-Familie selbst hervorgingen, mußten die Verehrung der Franzosen für ihr königliches Haus nothwendig erschüttern. Obgleich dieselben den König nur mittelbar betrafen, so verrieth die Rolle, welche dieser dabei spielte, jedenfalls den höchsten Grad von Schwäche.

Ludwig XVI. war weder im Stande, seine Gemahlin, noch die königlichen Prinzen in den Schranken des äußern Anstandes zu halten. Wie sollte er die Kraft haben, einer Nation von fünf und zwanzig Millionen, welche nach langen Leiden und Bedrückungen in den Zustand der höchsten Aufregung gerathen war, Zaum und Zügel anzulegen?

So wenig als die Königin und der Herzog von Chartres bekümmerten sich der Graf von Provence, oder Monsieur, wie er seit der Thronbesteigung seines Bruders genannt wurde, und der Graf von Artois um Ludwig XVI. Monsieur hatte in seiner Jugend große Neigung zur Schriftstellerei. Er vertheidigte gegen den König und dessen Minister das Parlament Maupeou, jedoch nicht aus Gründen der Freisinnigkeit, sondern weil er in demselben die kräftigste Stütze des alten Despotismus fand. Er arbeitete unausgesetzt den Ministern Türgot, Necker und Calonne entgegen und bereitete dadurch der Regierung große Schwierigkeiten. Er haßte seine Schwägerin Maria Antoinette und schrieb ihr die zunehmende Verwirrung des französischen Reiches zu. Von Monsieur gingen die satyrischen Pamphlete aus, welche gegen Türgot, und die in Kupfer gestochenen Carricaturen, welche gegen Calonne erschienen. Nichts beweist mehr die Charakterlosigkeit Monsieur's, als daß er mit gleicher Heftigkeit die verschiedenartigsten Minister seines Bruders, des Königs, angriff. Der Graf von Artois wirkte in ganz entgegengesetzter Richtung. Er stimmte im Jahre 1774 gegen das Parlament Maupeou und für die Wiederherstellung der alten Parlamente. Er stand mit der Königin auf gutem Fuße und zog gleich ihr den größtmöglichen Nutzen aus den Verschwendungen Calonne's. Derselbe Zwiespalt, welcher die bedeutendsten Mitglieder der königlichen Familie trennte, zeigte sich auch bei den Tanten und den Schwestern des Königs, bei den Prinzen von Condé und von Conti, und folgeweise bei den zahlreichen Anhängern, Schmeichlern und Dienern aller dieser dem Throne am nächsten stehenden Personen. Der gesammte Adel, die höhere Geistlichkeit und die Beamten nahmen mehr oder weniger Antheil an den Parteiungen des Hofes. Die Regierung wurde dadurch in die größten Verlegenheiten gebracht. Kein Minister konnte darauf rechnen, seinen Platz zu behaupten, falls er, ohne Rücksicht auf die kleinlichen Zänkereien der verschiedenen Cliquen des Hofes, seine Pflicht erfüllen wollte. Zu allen Zeiten bringen derartige Zwistigkeiten einer Monarchie Gefahren. Diese waren aber damals um so größer, je aufgeregter die Nation und je mißlicher die Lage des Staates war. Die Verwirrung trat in den Finanzen am meisten zu Tage, weil sie in Zahlen ihren klaren und bestimmten Ausdruck fand, und nur unter die Rubriken: Schulden, Einnahme, Ausgabe und Deficit gebracht zu werden brauchte, um allgemein verständlich zu werden.

Die unsinnigste Verschwendung ging Hand in Hand mit der verkehrtesten Sparsamkeit. Die königliche Familie verschlang jährlich über 50 Millionen, der Rechtspflege wurden nicht voll 2½ Millionen gewidmet. Auf die königlichen Gestüte wurden 800,000,

auf die Universitäten, Collegien und andere Erziehungsanstalten für Menschen nur 600,000 Livres verwendet. Die Abgaben, welche bei einer vernunftgemäßen Besteuerung nur den Ueberfluß treffen sollten, lasteten fast ausschließlich auf dem ärmsten Theile der Nation. Das Kopfgeld z. B. brachte 41 Millionen, der Octroi der Städte, welcher von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen erhoben wurde, 27 Millionen, die Grundsteuer unter drei verschiedenen Rubriken 167 Millionen ein.

Es wäre für Frankreich ein leichtes gewesen, selbst nach den Verschwendungen des Calonne, die zur Deckung des Ausgabe-Budgets erforderlichen Summen aufzubringen, wenn dieselben nur annäherungsweise gleichmäßig vertheilt worden wären. Allein da der reichste Theil der Nation, die königliche Familie, Adel und Geistlichkeit an den Lasten des Staats durchaus keinen Theil nehmen wollten, hatte der dritte Stand guten Grund nicht blos über die Höhe, sondern auch und hauptsächlich über die Vertheilung der Abgaben im höchsten Grade unzufrieden zu sein.

In ruhigen Zeiten mochte eine gewissenlose Regierung den Unwillen des Volks durch Hohn und Gewalt in den Schranken halten. Doch von Jahr zu Jahr nahm die Aufregung der Nation zu. So lange keine außerordentlichen Bedürfnisse die Ausgaben des Staates mehrten, konnten dieselben wohl auch bei diesem durchaus schlechten Finanzwesen befriedigt werden. Allein der Krieg mit England und die Verschwendungen Calonne's erschöpften den Credit des Staates.

Dieselbe Verwirrung, welche die Finanzen des Reiches an den Rand des Bankerottes brachte, herrschte übrigens nicht minder in den s. g. inneren, auswärtigen und geistlichen Angelegenheiten, im Landheere und in der Seemacht.

Die Aufhebung der Parlamente durch Maupeou, ihre spätere Wiederherstellung durch Maurepas und der Kampf, den sie nachher mit der Regierung führten, erschütterten die gesammte Rechtspflege und innere Verwaltung. Die Reformen, welche der Kriegeminister St. Germain begonnen, aber nicht hatte zu Ende führen können, brachten Unordnung in das gesammte Kriegswesen. Diese wurden dadurch noch vermehrt, daß die Truppen, welche in Amerika für die Gründung der Republik gestritten hatten, heimkehrten und die dort eingesogenen Freiheits-Ideen im Heere verbreiteten. Die geistlichen Angelegenheiten waren untergraben, indem die katholische Kirche aufgehört hatte, ein Gegenstand der Verehrung zu sein. Sie war dem Spotte nicht blos des Volkes, sondern auch der Herren des Hofes und selbst eines Theils der Geistlichkeit geworden. Viele Bischöfe sogar machten aus ihrem Unglauben gar kein Geheimniß. Der König, welcher geschworen hatte, alle Ketzer auszurotten, trug selbst das Seinige zum Umsturze der alten Glaubenslehre bei, indem er seinem Eide zuwider einen Protestanten an die Spitze der Finanzen erhoben hatte. Die einzige That von Bedeutung, zu welcher Ludwig XVI. sich im Verhältniß zum Auslande aufgerafft hatte, war der Krieg zu Gunsten einer Republik und einer Revolution gegen das Königthum und die „legitime" Gewalt.

Im Hinblicke auf alle diese thatsächlichen Verhältnisse kann sich kein denkender Mensch darüber wundern, daß in Frankreich eine Revolution ausbrach. Im Gegentheile hat er Mühe, die Gründe zu finden, welche eine gewaltsame Erhebung des Volkes bis zum Jahre 1789 hinausschoben.

Calonne brachte es im Laufe weniger Jahre dahin, daß, ungeachtet er die Abgaben mehr, als verdoppelte, nämlich von 264,154,000 auf 585,000,000 Livres steigerte, dennoch ein Deficit von 140 Millionen blieb, welches er durch keinerlei Mittel zu decken verstand. Er rieth daher dem Könige, eine Versammlung von Notabeln zu berufen, welche ihn aus der Verlegenheit ziehen sollte. Diese wurde am 22. Februar 1787 eröffnet. Sie bestand aus 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzogen und Pairs, 8 Marschällen, 11 Erz-

bischöfen, 22 Edelleuten, 8 Staatsräthen, 4 Oberrichtern, 12 Abgeordneten der Provinzen, welche noch Stände hatten, 1 Civillieutenant und 25 obrigkeitlichen Personen aus verschiedenen Städten des Reiches, zusammen aus 144 Mitgliedern.

In seiner Rede an die Notabeln führte Calonne aus, daß die frühere Schuldenlast des Reiches durch den Krieg gegen England um 1400 Millionen vermehrt worden sei, und trug auf eine Grundsteuer und mehrere andere bedeutungsvolle Maßregeln an, durch welche der Adel und die Geistlichkeit zu den Lasten des Staats herbeigezogen werden sollten. Er suchte die Schuld des traurigen Zustandes der Finanzen zum Theile wenigstens auf seinen Vorgänger im Amte zu werfen, was diesem Gelegenheit gab, gegen seinen Nachfolger zu Felde zu ziehen, und ihm eine Menge der größten Verstöße nachzuweisen. Adel und Geistlichkeit fielen über den Minister her, weil er ihre Vorrechte angriff. Calonne, ein erbitterter Gegner Necker's glaubte sehr kühn zu sein, indem er dessen Beispiel nachahmte, und sich an die Oeffentlichkeit wandte. Er ließ die den Notabeln von ihm gemachten Vorschläge und die von diesen gefaßten feindseligen Beschlüsse drucken. Die Versammlung veröffentlichte dagegen ihre bisher geheim geführten Verhandlungen. Lafayette und andere hatten gegen die Mißbräuche der Regierung gedonnert. Die Zusammenberufung einer Repräsentativ-Versammlung war verlangt worden.

Von allen diesen ursprünglich gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Forderungen erhielt die Nation nun Kenntniß. Die französische Staatsmaschine hatte nur noch die Kraft, Böses zu thun, d. h. Mißbräuche aufrecht zu erhalten, willkürliche Verhaftungen herbeizuführen, die Verschwendung von Millionen zu erleichtern; allein sie war durchaus unvermögend, das Recht zu handhaben, eine bessere Ordnung und vernünftige Sparsamkeit zu begründen. Im Augenblicke der Entscheidung ließen der Graf von Artois, dessen Schulden Calonne bezahlt, und die Königin, deren Anweisungen er honorirt hatte, den Mann ihrer Wahl fallen. Sie wollten wohl das Geld, das in die Kassen des Finanzministers floß, nicht aber die Gefahren seines Amtes mit ihm theilen.

Zum Nachfolger Calonne's ernannte der König Lemonie de Brienne, Erzbischof von Toulouse. Dieser hatte seit dem Tode des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Vergennes, (1787) eifrigst nach einem Ministerium gestrebt. Der König hatte keinen Anstoß an den geringen Fähigkeiten und der sehr zweifelhaften Rechtlichkeit des Prälaten genommen, wohl aber an dessen bekannter Ungläubigkeit. Um diesen Einwand zu beseitigen, hatte Brienne in letzterer Zeit alle Grimassen der römischen Kirche mit großer Salbung gemacht. Der König ernannte ihn zum General-Controlleur und bald darauf zum Premier-Minister. Doch diese Aeußerlichkeiten verliehen dem flachen Kopfe weder mehr Geist, noch mehr Kraft. Unstreitig war Brienne von allen Ministern Ludwig's XVI. der am wenigsten befähigte. Er stand eben so tief unter Calonne, als dieser unter Necker und der letztere unter Türgot.

In der Notabeln-Versammlung hatte sich Lemonie von Brienne als Mundstück der wüthendsten Gegner der Reformmaßregeln Calonne's gebrauchen lassen. Als Minister erkannte er bald die Unmöglichkeit, mit derartigen Ansichten die Finanzen des Reiches auch nur einige Monate fortführen zu können. Schon in der Rede, mit welcher er (26. Mai 1787) die Versammlung entließ, kündigte er sechs Beschlüsse an, welche den bevorzugten Ständen sehr wenig zusagten.

Das Resultat dieser ersten Notabeln-Versammlung war nichts weiter, als ein großer Skandal, ein Kampf zwischen ihr und dem Finanz-Minister, ein Streit zwischen Calonne und Necker, eine Berufung an das Publikum, welches mit den Fehlern aller Finanz-Minister bis zurück auf die Zeiten Ludwig's XV. bekannt gemacht wurde. Eine Stütze hatte die Regierung in den Notabeln nicht gefunden, schon aus dem Grunde nicht, weil diese nach

der Verfassung Frankreich's und den im Volke herrschenden Begriffen durchaus keine entscheidende Stimme haben konnten. Sie nahmen der Regierung keinen Theil der auf ihr lastenden Verantwortlichkeit ab, und vermehrten durch ihre Verhandlungen nur die Aufregung der Gemüther und die Schwierigkeiten des Augenblicks.

Ein scharf blickender Staatsmann hätte alles dieses mit Sicherheit voraussehen können. Allein die Verwirrung der Finanzen, welcher abgeholfen werden sollte, war selbst nur die Folge der in den Köpfen der französischen Machthaber herrschenden Unsicherheit. Von diesen war daher keine richtige Würdigung der Zukunft zu erwarten. Es galt immer nur, über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen. Jede Maßregel, welche geeignet war, die Spannung des Publikums zu vermehren, wurde mit Hast ergriffen, unbekümmert darum, ob die Gefahren des Reiches dadurch auch noch so sehr erhöht wurden.

Die Maßregeln, welche Brienne den Notabeln bei ihrer Entlassung angekündigt hatte, führten ihn nicht weit. Schon bald entschloß er sich, eine allen Klassen der Gesellschaft aufzuerlegende Stempeltaxe und eine mit dem Namen Subvention bezeichnete Grundsteuer, welche vorzugsweise den Adel belastete, einzuführen. Mit anderen Worten, er nahm einen Theil der von ihm selbst auf's heftigste bekämpften Maßregeln Calonne's an, und gerieth dadurch in eine noch schwierigere Lage, als sein Vorgänger im Amte, da mittlerweile die Finanzen noch zerrütteter und der Widerstand gegen Reformen im Schooße der bevorzug- Klassen durch die gepflogenen Berathungen heftiger und vorbedachter geworden war.

Das Pariser Parlament, welches mit dem grundherrlichen Adel auf's innigste zusammen hing und die Verantwortlichkeit weder für die Genehmigung, noch für die Verwerfung der neuen Grundsteuer auf sich nehmen wollte, erklärte, daß nur die Generalstaaten das Recht hätten, derartige Abgaben auszuschreiben. Die Gemüther erhitzten sich mehr und mehr, bis endlich (am 14. August 1787) die Mitglieder des Parlamentes gefangen genommen und nach Troyes verbracht wurden. Unter der Hand verständigte sich die Regierung mit den einflußreichsten Mitgliedern des Parlamentes. Schon am 21. September kehrte dieses nach Paris zurück. Am 19. November desselben Jahres hielt Ludwig XVI. eine königliche Sitzung, in welcher das Parlament seine Zustimmung zu einem Anlehen von vier hundert und vierzig Millionen Livres gewähren sollte, wogegen die Regierung versprach, innerhalb fünf Jahren die Generalstaaten zusammen zu berufen und das Edict von Nantes wieder herzustellen. Die Sitzung hatte aber nicht den erwünschten Erfolg. Der Herzog von Orleans, welcher sich später Philipp Egalité nannte, brachte den König durch einige ungewöhnliche Worte außer Fassung. Die früher im Beisein des Hofes ertheilte Genehmigung der Anleihe wurde später zurück genommen. Die Verbannung des Herzogs von Orleans und die Verhaftung einiger der heftigsten Parlamentsmitglieder goß Oel in die Flammen. Mehrere andere Parlamente des Reiches und einige Provinzialstände stimmten denselben Ton, wie das Pariser Parlament, an. Im Januar 1788 trieb dieses seine Opposition gegen die Regierung noch weiter. Es erklärte die Lettres de cachets (königliche Haftbriefe) und andere königliche Maßregeln für verfassungswidrig und drang auf Freilassung seiner gefangenen Mitglieder. Der König, welcher sich alles abtrotzen ließ, niemals aber aus freien Stücken und ungezwungen irgend eine Reform durchführen konnte, erlaubte dem Herzoge von Orleans die Rückkehr nach Paris und gab den Parlamentsräthen ihre Freiheit wieder (17. April). Dieser Handlung der Nachgiebigkeit fügte Ludwig XVI. Worte hinzu, welche die Gemüther zum Widerstande gegen die königliche Gewalt aufreizen mußten. Zu einer Zeit, da das Königthum von allen Seiten auf's heftigste angegriffen wurde und aller Orten die schimpflichsten Niederlagen erlitt, erklärte Ludwig XVI., er sei die Quelle aller Macht und jedes

Gesetzes im Reiche, die Gerichte und Stände dagegen seien nur dazu bestimmt, seinen Willen auszuführen oder ihm Rath zu ertheilen.

Ludwig XVI. ist oft mit Karl I. von England verglichen worden. Doch ihre Charaktere hatten sehr wenig Aehnlichkeit. Beide hatten kaum etwas anderes gemein, als daß sie Könige waren und auf dem Schaffotte endigten.

Derjenige geschichtliche Charakter, mit welchem Ludwig XVI. die größte Aehnlichkeit hat, ist Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Beiden kann die Anerkennung eines gewissen bessern Strebens, der Wunsch, die Liebe des Volkes zu gewinnen und Reformen einzuführen, nicht versagt werden. Beide begannen ihre Regierungen unter großem Volksjubel und würzten ihre ersten Kundgebungen durch die süßesten Versprechungen. Beide stimmten ihren Ton aber nach und nach sehr herab, verscherzten die Liebe des Volkes durch ihre Schwankungen und wurden durch einen Aufstand gezwungen, Zugeständnisse zu machen, welche sie nicht hielten und so bald als möglich zu brechen entschlossen waren. Die Züchtigung des meineidigen Königs folgte in Frankreich rasch auf den Verrath. In Preußen, welches keinen selbstständigen Entwickelungsgang hat, vielmehr von den Nachbarstaaten, namentlich Oesterreich und Rußland mehr oder weniger abhängig ist, geht der Züchtigungsprozeß langsamer vor sich. Er ist noch nicht thatkräftig begonnen. Zwischen dem Sturme der Bastille und der Hinrichtung Ludwig's XVI. lagen nur drei und ein halbes Jahr in der Mitte (14. Juli 1789—21. Januar 1793). Wie viel Zeit von dem ersten Siege der Revolution in Preußen (19. März 1848) bis zur Bestrafung des preußischen Königs vergehen wird, bleibt dahingestellt. Derartige Treubrüche sind aber von den Völkern nie verziehen und fast immer bestraft worden.

Friedrich Wilhelm IV. hatte allerdings niemals einen Türgot zum Minister. Ein Vergleich paßt nicht in allen Beziehungen. Allein der Preuße traf doch auch insofern mit dem Franzosen zusammen, als er seine begabteren und freisinnigeren Minister fallen ließ und mit reaktionären Menschen von geringem Talente vertauschte.

Vor vierzehn Jahren (1774) hatte Türgot erkannt, daß bei der damaligen Lage Frankreichs mit den alten Parlamenten eben so wenig eine despotische, als eine freisinnige Regierung geführt werden könne, und hatte daher deren Wiederherstellung auf's eifrigste bekämpft. Jetzt kam Brienne zu einer ähnlichen Erkenntniß. Mittlerweile hatten sich aber alle Verhältnisse wesentlich geändert. Die Parlamente waren wieder hergestellt worden, und hatten, so wenig volksthümlich sie auch in der That waren, die Stellung von volksvertretenden Versammlungen zu gewinnen sich bemüht. Die Gefahr, in welcher sie schwebten, trieb diese Körperschaften wider ihren Willen auf der Bahn des Kokettirens mit der Freiheit noch weiter voran. Als das englische Parlament vor anderthalb Jahrhunderten die berühmte Forderung des Rechts (Petition of right) einreichte*), war es dazu vermöge der englischen Verfassung wohl befugt. Das Pariser Parlament, welches weder Frankreich, noch auch nur Paris repräsentirte, ging auf Stelzen, indem es (am 4. Mai) einen ganz ähnlichen Beschluß faßte. Es gab sich den Schein, als wenn die Freiheit der Nation mit dem Fortbestande einer mittelalterlichen Behörde, welche jeden Fortschritt hemmte, untrennbar verbunden wäre. Das Parlament, welches in der That nichts weiter, als der oberste Gerichtshof einer Provinz von Frankreich war, griff nicht bloß die Minister, sondern das Königthum selbst an, erklärte sich für permanent und schwor, den königlichen Verordnungen, welche die Parlamente auflös'ten, und welche damals schon gedruckt waren, den Gehorsam verweigern zu wollen. Vier Tage später (8. Mai) hob der König die von ihm unbedachtsamer Weise wieder hergestellten Parlamente mit Gewalt auf, und erzeugte dadurch in ganz Frankreich eine außerordentliche Bewegung,

*) Siehe Geschichte der Neu-Zeit Buch I. § 85 S. 562.

welche nicht bloß bei Protestationen und heftigen Flugschriften stehen blieb, sondern sich an vielen Orten durch Aufstände des Volkes kund that. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich schon, daß der König auf das stehende Heer sehr wenig rechnen könne. Volk und Adel vereinigten sich gegen die Regierung und schüchterten diese in dem Maße ein, daß sie (8. August 1788) versprach, die Generalstaaten auf den 1. Mai 1789 einzuberufen, und die Einsetzung der neuen Gerichte, welche die Stelle der Parlamente vertreten sollten, auf unbestimmte Zeit hinaus schob.

Der Erzbischof von Brienne verlor mehr und mehr den Kopf. Das französische Volk war damals schon sehr aufgeregt. Eine Regierung, welche die Gewalt nicht gänzlich aus den Händen geben wollte, mußte durch entschlossenes Handeln die Gemüther beruhigen. Statt dessen forderte Brienne jedermänniglich auf, ihm über die Wahl der Volksvertreter, deren Zahl, das Verhältniß der verschiedenen Stände, die Form ihrer Sitzungen u. s. w. Rath und Aufschluß zu ertheilen.

Die Menschen sind an und für sich sehr geneigt, da wo es ohne Gefahr geschehen kann, sich zu Rathgebern der Regierungen aufzuwerfen. Die Franzosen des Jahres 1788 hatten dazu eine übermäßig lebhafte Neigung. Wer nur irgend eine Abhandlung schreiben konnte, glaubte sich berufen, sein Licht leuchten zu lassen. Der Minister öffnete selbst die sprudelnden Quellen der Volksbewegung. Sie ergossen sich in reichen Flüssen über ihn und das ganze Land. Doch er kannte nicht das Zauberwort, das sie wieder hätte zur Ruhe bringen können. Die Wasser strömten fort, bis er und das ganze Königthum hinweggeschwemmt waren.

Zwar wurden Brienne und der Kanzler Lamoignon schon bald entlassen. Allein die Bewegung der Geister dauerte fort.

Von allen Finanzministern Ludwig's XVI. war Brienne nicht bloß der unfähigste, sondern auch der gewissenloseste gewesen. Während er den Staat an den Rand des Bankerottes und der Revolution gebracht, hatte er sich selbst unermeßlich bereichert. Der König war schwach genug, dem elenden Minister zum Lohne für alle seine Fehler und Verbrechen den Kardinalshut von Pius VI. zu verschaffen.

Es ist eine sehr kluge Regel: il faut faire bonne mine à mauvais jeu (man muß guten Muths scheinen, auch wenn es schlecht geht). Brienne hatte dieses nicht verstanden. Im Gegentheil hatte er den König veranlaßt, den traurigen Zustand der Finanzen öffentlich anzukündigen, und dadurch den Credit der Regierung noch mehr geschwächt. Es war ein unverantwortlicher Fehler, daß er seinen Platz nicht aufgab, als er nicht mehr im Stande war, die Finanzmaschine im Gange zu erhalten. In seiner Verlegenheit versuchte es der Hof wieder mit Necker, welcher an die Stelle des Erzbischof's Brienne berufen wurde. Nachdem die ganze Orgelpfeife der Minister durchgespielt war, kehrte der König zum zweiten zurück. Während seiner ersten Amtsperiode hatte Necker sich nur in Nothbehelfen und untergeordneten Verbesserungen geschickt erwiesen. Im Laufe weiterer acht Jahre hatte sich herausgestellt, daß diese nicht mehr ausreichten, daß durchgreifende Verbesserungen nothwendig seien. Nur zu bald zeigte sich, daß Necker für solche nicht der geeignete Mann war. Zwar verschaffte er sich einige Anleihen, mit deren Hülfe die unter Brienne theilweise eingestellten Zahlungen wieder aufgenommen wurden. Allein weit wichtiger als die vorübergehende Finanzstockung war die Frage, in welcher Weise die dem Lande versprochenen Generalstaaten zusammen gesetzt werden sollten. Diese behandelte Necker sehr ungeschickt. Statt dieselbe im Sinne der Nation zu entscheiden, nämlich dahin, daß der dritte Stand eben so stark als Adel und Geistlichkeit zusammen genommen vertreten sein und mit diesen gemeinsam berathen und abstimmen solle, legte er diese dornenreiche Frage den-

selben Notabeln vor, welche sich ein Jahr früher so unfügsam und der Regierung feindlich erwiesen hatten. Das Parlament hatte sich früher gegen eine doppelte Vertretung des dritten Standes ausgesprochen. Die Notabeln thaten das gleiche. Später erklärte zwar das Parlament, daß die Bestimmung der Zahl der Abgeordneten dem Ministerium anheim gegeben werden solle. Allein diese mannigfaltigen Verhandlungen vermehrten nur die herrschende Aufregung und schwächten die Kraft der Regierung. Die nicht minder wichtige Frage, ob die Stände vereinigt oder getrennt verhandeln sollten, blieb unentschieden. Necker, welcher sich nie mit Festigkeit auf den König verlassen konnte, und in den bevorzugten Ständen bittere Feinde sah, ahnte nicht, daß die Generalstaaten ihm über den Kopf wachsen könnten. Er ließ den Gegnern des Adels und der Geistlichkeit volle Freiheit nicht nur bei den Wahlen, sondern auch bei den vorbereitenden und nachfolgenden Versammlungen, und that nichts, eine starke Partei zu bilden, auf welche sich die Regierung stützen konnte. Der Einfluß keines Menschen reicht weiter, als seine Thätigkeit, namentlich in bewegten Zeiten, in welchen Tausende sich rühren, streben und wirken. Wer stille steht, während alle um ihn her rennen, bleibt zurück, und kann von hinten der eiligen Masse die Richtung nicht geben.

Wäre Necker ein Mann von klarem Blicke und entschiedenem Charakter gewesen, so hätte er nur unter bestimmten Bedingungen den gefährlichen Posten eines Finanzministers übernommen und hätte sein Amt nieder gelegt, falls der König diese nicht eingehalten. Da sein Stützpunkt aber nur der Drang der Zeiten und der schwankende Charakter Ludwig's XVI. war, so fehlte ihm selbst der feste Grund und Boden unter seinen Füßen.

Der König theilte allen Ministern seinen schwankenden Charakter mit. Er war zögernd und unsicher nicht bloß in der Ergreifung wichtiger Maßregeln, sondern auch, wenn er endlich sich dazu entschlossen hatte, in deren Durchführung. Wer einen kühnen Entschluß faßt, muß ihn mit Kühnheit ausführen, oder er verliert den ganzen Vortheil, den er sich von demselben versprechen kann. Es war ein kühner Entschluß (1774), einen Türgot und selbst (1777) Necker zum Finanzminister zu ernennen. Erfolg konnte er nur haben, falls der König die Männer seiner Wahl gegen deren Feinde aufrecht erhielt. Doch Ludwig XVI. ließ einen nach dem andern fallen, und ersetzte beide durch Menschen, welche alles verdarben, was jene gut gemacht hatten. Auch die Erklärung des Krieges an England zu Gunsten der Vereinigten Staaten war eine sehr kühne Maßregel. Sie verlor aber alle prinzipielle Bedeutung, indem Ludwig XVI. im Laufe des Kampfes den durchaus prinziplosen Calonne zum Finanzminister ernannte. Dieser Fehlgriff mußte alle Hoffnungen auf durchgreifende Reformen nieder schlagen. Die Berufung der Generalstaaten war gleichfalls ein kühner Schritt. Er verlor aber ganz diesen Charakter, indem die Regierung die Notabeln über die Art und Weise der Zusammensetzung der Versammlung der Volksvertreter zu Rathe zog. Die Kühnheit Ludwig's XVI. war immer mit der Verzweiflung zu nahe verwandt, als daß sie hätte siegreich sein können. In der That bereitete jede entschiedene Maßregel, zu welcher sich Ludwig XVI. entschloß, dem Könige größere Verlegenheiten und Gefahren, als diejenigen, aus welchen er sich ziehen wollte.

Die Schwierigkeit der Lage wurde durch den verderblichen Einfluß, welchen die Königin auf den König ausübte, noch vermehrt. Sie hatte den schlechtesten und ungeschicktesten aller Minister des Königs, den Erzbischof von Toulouse emporgehoben und ihm noch den Kardinalshut verschafft, nachdem er schon abgesetzt worden war. Es lag darin ein herausfordernder Troß gegen die Stimme des Volkes, welche den erbärmlichen Minister laut verwünschte.

Flache Menschen vermeinen, die französische Revolution auf eine Finanzkrisis zurückführen zu können. Wenn die vier übrigen Räder der Staatsmaschine: die Ministerien

des Innern, des Aeußern, des Kriegs und des Seewesens nur in leidlicher Ordnung gewesen wären, so hätte das Rad der Finanzen leicht ausgebessert werden können. Allein sie waren in gleich schlechtem Zustande, und diejenigen, welche das nächste Interesse hatten, eine durchgreifende Verbesserung herbeizuführen, widersetzten sich einer solchen mit der größten Heftigkeit. Die französische Nation besaß in ihrem Schooße frische Kräfte genug, mit deren Hülfe die Verfassung und die Verwaltung des Staats in den besten Stand gesetzt werden konnten. Doch der Widerstreit der mittelalterlichen Vorurtheile gegen die neuen Bestrebungen der Zeit war zu heftig, als daß diese sich hätten gestalten können, bevor jene gebrochen waren.

Die Verwaltung des Erzbischof's von Toulouse war im Departement der äußeren Angelegenheiten ganz eben so schimpflich, als in den Finanzen. Zu seiner Zeit war es daß das französische Kabinet ruhig zusah, wie die Preußen den Holländern Gewalt anthaten, ihnen einen dem Volke verhaßten und ehrgeizigen Statthalter aufdrangen, und diese Republik eigenmächtig im Sinne der oranischen Partei einrichteten. Die Einmischung in die inneren Verhältnisse eines selbstständigen Staates läßt sich nur in seltenen Fällen rechtfertigen. Eine Großmacht, welche dieselbe in ihrer Nähe duldet, ohne daran Theil zu nehmen, giebt dadurch den sprechendsten Beweis ihrer Schwäche.

Die französische Nation, welche sich ihrer Kraft mehr und mehr bewußt wurde, mußte sich durch die Erbärmlichkeit ihrer Regierung auf's tiefste verletzt fühlen. Sie hatte ein gutes Recht, den in den oberen Schichten der Gesellschaft herrschenden Unfug nicht länger zu dulden. An Revolution dachten die Massen damals noch nicht, obgleich sie entschlossen waren, nicht länger geduldig sich durch eine unfähige Regierung mißhandeln zu lassen.

Wenn wir die mächtige Anregung, zu deren Anfange wir gelangt sind, richtig würdigen wollen, so haben wir wesentlich zu unterscheiden zwischen dem Streben der Nation welches nach Freiheit und Recht ging und sich in den Worten: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ausspricht, und den mannigfaltigen Ränken, Grausamkeiten und Verräthereien, welche sich in die französische Revolution mischten, gleich den Cloaken einer großen Stadt, welche auch den reinsten Quell verderben.

Dieselben Elemente, welche das Volk zur Revolution drängten, verunreinigten diese hinterher, indem sie sich entweder den Schein gaben, als schlössen sie sich ihr an, oder aber sie in das Geleise des Krieges gegen das Ausland brachten.

Nicht von dem dritten Stande, sondern von den Mitgliedern der herrschenden Familie von den Schwestern und Tanten des Königs waren die ersten bitteren Angriffe auf die Königin Maria Antoinette ausgegangen, welche im späteren Verlaufe der Revolution soviel dazu beitrugen, diese in blutige Bahnen zu leiten. An dem Widerstande des Adels und der Geistlichkeit waren die Reformversuche Türgot's gescheitert, welche, falls sie mit Kraft und Ausdauer durchgeführt worden wären, der in den Finanzen herrschenden Verwirrung ein Ziel gesetzt und den größern und bessern Theil der Nation auf eine Zeit lang wenigstens befriedigt hätten. Derselbe Adel und dieselbe Geistlichkeit waren es, welche später die Könige Europa's zum Kriege gegen Frankreich aufstachelten. Aus dem Schooße der privilegirten Parlamente ertönte zuerst in vernehmlicher und bedeutungsvoller Weise der Ruf nach den Generalstaaten. Von ihnen ging das Beispiel des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs aus. Ein reactionärer Minister war es, der Erzbischof von Toulouse, Brienne, weder Türgot, noch Necker, welcher zuerst den Beschluß faßte, die Generalstaaten zu berufen. Er war es auch, welcher die Nation dazu aufforderte, sich über die großen, mit dieser Volksvertretung zusammenhängenden Fragen öffentlich auszusprechen. Doch weder die mittelalterlichen Parlamente noch die reaktionären Minister besaßen die Kraft, der von ihnen aufgeregten Nation zu deren ewigen und unveräußerlichen Rechten

zu verhelfen. Ein Prinz von Geblüte endlich, der Herzog von Orleans zettelte die ersten Volksaufstände durch bezahlte Sendlinge an, nachdem er lange zuvor den guten Namen der Königin und die Regierung des Königs auf die gehässigste Weise angegriffen hatte. Er konnte der Nation aber die Freiheit nicht geben.

Feile fürstliche Diener mögen dem französischen Volke einen Vorwurf aus ihrer Revolution machen. Der Mann der Freiheit preist den Muth und die Entschlossenheit, welche die Franzosen kund thaten, indem sie die Fesseln des Mittelalters zerbrachen. Wir müssen stets unterscheiden zwischen der gerechten Entrüstung der Nation und den kleinlichen Ränken, Eifersüchteleien und niedrigen Leidenschaften der bevorzugten Klassen. In den Fehlern und Verbrechen der Machthaber und nicht in dem endlich erwachten Rechts- und Freiheitsgefühle der Nation ist die letzte Quelle der meisten Flecken zu suchen, welche den Lichtglanz der großen französischen Revolution verdunkelten, und deren belebende Kraft schwächten.

§. 13. Hof und Adel.

Trübe Dünste bilden den Hof um den Mond. Der Hof, welcher die Könige der Erde umgiebt, ist weit trüber, als derjenige des schimmernden Fürsten der Nacht. Die Höfe der drei Ludwige waren aber vielleicht die trübsten, welche jemals um Königsthrone sich sammelten. Es genügt, an die Namen der Montespan und der Maintenon, des Lachaise und des Letellier, an die Pompadour und die Dübarry, an den Grafen von Artois und die Königin Marie Antoinette zu erinnern, um dieses anschaulich zu machen.

Der Hof suchte mit wilder Hast die Freude. Doch das Vergnügen gleicht der scheuen Gazelle. Je rascher die Jagd, desto schneller die Flucht. Der Hof, welcher zunächst nur die Aufgabe hat, dem Fürsten die Langeweile zu vertreiben, ihm Vergnügen und Unterhaltung zu gewähren, sucht gewöhnlich Einfluß auf die Staatsverwaltung zu gewinnen. Dieses gelingt ihm um so besser, je weniger Zeit und Kraft der Gebieter selbst auf die Geschäfte verwendet, je träger oder genußsüchtiger er ist. Nur zu häufig werden die Staaten nicht im Interesse der Völker oder auch nur der Könige, sondern in demjenigen der Höfe regiert. Die Minister haben dann nur zum Scheine oder in untergeordneten Fragen die ihnen anvertraute Verwaltung zu führen, in Wirklichkeit oder in allen Angelegenheiten von Bedeutung ziehen die hinter den Coulissen stehenden Höflinge die Drähte, durch welche die Staatsmaschine im Gange erhalten wird.

Einen nicht minder bedeutenden Einfluß, als auf die Verwaltung des Staats übt der Hof gewöhnlich auch auf das gesellschaftliche Leben der Nation. Aller Orten stehen die Höfe in sittlicher Beziehung eben so tief unter dem Volke, als sie sich durch schimmernde Formen vor demselben auszeichnen. Die geheimen Triebfedern aller Höfe sind und waren immer auf Wollust, Habgier, Herrschsucht und Ehrgeiz zurückzuführen. Bald giebt diese, bald jene dieser Leidenschaften den Ton an, alle vier sind aber immer thätig. Sobald ein Volk sich so hoch emporgeschwungen hat, daß es durch die verhüllenden Schleier die herrschenden Laster erkennt und verabscheut, macht es denselben ein Ende, indem es deren Grundlage, die Monarchie stürzt.

In Frankreich, dessen Bewohner für Unterhaltung und Vergnügen seit der ältesten Zeit besondere Talente und Empfänglichkeit besaßen, gelang es den Höfen häufiger, als in den meisten übrigen Staaten Europa's eine entscheidende Stimme in den Staatsangelegenheiten zu führen, und dem ganzen gesellschaftlichen Leben der Nation als Muster zu dienen.

Mazarin vereinigte in seiner Person die Rollen des ersten Ministers und des ersten

Höflings, und darin liegt der Schlüssel zum Räthsel seiner so lange behaupteten unumschränkten Gewalt. Nach ihm gelang es keinem Menschen mehr in Frankreich, beide Stellungen zu verbinden und folgeweise eine Gewalt auszuüben, welche sich mit derjenigen Mazarin's vergleichen ließe.

Die Geschichte des französischen Hofes dieses Zeitabschnitts zerfällt nach den Personen der Herrscher in drei Abtheilungen, denen Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI. ihren Charakter verlieh.

Seit den Zeiten Ludwig's XIV. hat der Hof einen immer steigenden Einfluß auf die Geschicke Frankreich's geübt. Zwar hängt dessen Zusammensetzung ausschließlich von dem Willen des Fürsten ab. Allein ist er einmal gebildet, so macht er sich geltend, und namentlich auch gegen den Fürsten selbst, den er umgiebt. Der Hof in Frankreich gab den Ton für dieses Land, und mehr oder weniger für das ganze christliche Europa an, und zwar nicht bloß für die Kreise, in deren Mitte sich die Könige bewegten, sondern soweit überhaupt das Reich der Mode ging. Nicht nur Freunde, sondern auch Feinde nahmen willig die Gesetze an, welche die Pariser Höflinge dem gesellschaftlichen Leben der civilisirten Welt ertheilten. Die französischen Moden blieben siegreich auch wenn die französischen Heere geschlagen wurden, wie z. B. im spanischen Erbfolge- und im siebenjährigen Kriege. Mit den Moden hingen die Sitten auf's innigste zusammen. Beide wirkten mächtig auf das Leben der Nationen, auf ihre Literatur, ihre Kunst und Wissenschaft und selbst auf ihre staatlichen Verhältnisse ein.

Nimmermehr hätten die französischen Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine so erschütternde Bedeutung für ganz Europa gewonnen, wenn nicht vorher schon Frankreich und zumal Paris der Mittelpunkt der gesammten gesellschaftlichen Bewegung Europas gewesen wäre.

Die französischen Moden dieses Zeitabschnitts waren nach den Begriffen unserer Tage gewiß oft geschmacklos und die französischen Sitten mehr als zweideutig. Allein durchschnittlich waren doch die Lebensgewohnheiten und der Geschmack der Pariser feiner, als diejenigen der Bewohner der übrigen großen Städte Europa's. Sonst würden sie ihr Uebergewicht nicht behauptet haben.

Schon Richelieu hatte das Schauspiel eingeführt. Mazarin fügte die Oper zu den Unterhaltungen des Hofes hinzu. Durch Peter Corneille kam das Trauerspiel in Aufnahme. Mazarin verstand es eben so gut, den Hof zu vergnügen, als das Volk zu beherrschen. Während der Hof tanzte und spielte und sich vortanzen und vorspielen ließ, mußte das Volk durch schwere Arbeit und bittere Entbehrungen die Mittel zu dem Aufwande herbeischaffen, den der Kardinal und dessen Umgebung machten. Als Ludwig XIV. sich (1660) vermählte, nahmen die Festlichkeiten kein Ende. Corneille, Moliere, Racine und fast alle Dichter der ersten Zeit Ludwig's ließen sich bereitwillig an den Triumphwagen des Königs spannen und verherrlichten durch ihre Geisteswerke den Glanz des Hofes.

Auf die stürmische Jugend folgte ein Alter voll von langer Weile. Ludwig XIV. gewann weit größere Siege auf dem Felde der Mode, als auf demjenigen der Schlacht und selbst der diplomatischen Unterhandlung. Das Uebergewicht, welches Frankreich im Rathe der Könige errungen hatte, ging in den alten Tagen Ludwig's XIV. wieder größtentheils verloren. Der Hof von Versailles blieb aber auch später der tonangebende unter allen Höfen der Erde.

Bei Höfen giebt immer der Schein, die Form, die Repräsentation den Ausschlag. Der Staat macht ernstere Ansprüche. Er fordert gediegenere Eigenschaften, als die glatte Außenseite, die Gewandtheit und die Feinheit des Höflings. An der Spitze seines Hofes spielte Ludwig XIV. eine weit bedeutendere Rolle, als am Steuerruder seines Staates.

Die meisten seiner Zeitgenossen haben ihn vorzugsweise in der ersteren dargestellt und gewürdigt. Darum beurtheilten sie ihn ganz anders, als der unparteilsche Geschichtschreiber, welcher den Staat vom Hofe, und beide vom Könige zu unterscheiden weiß. Unter seinen Höflingen war Ludwig XIV. unstreitig der erste, unter seinen Staatsmännern und Generalen keineswegs.

Viele haben auf seine Worte viel zu großes Gewicht gelegt. Diese waren größtentheils sehr gut gewählt, trefflich auf seine Zwecke berechnet. Die Thaten des Königs stimmten aber mit denselben sehr oft gar nicht überein, wenigstens nicht in Staatssachen, wenn auch in Hof-Angelegenheiten. In unseren Tagen haben die Völker an Bedeutung zu, die Höfe abgenommen, und deßhalb mußte Ludwig XIV. in der öffentlichen Meinung mehr und mehr sinken.

Besonderes Lob wurde seit langer Zeit den Rathschlägen ertheilt, welche Ludwig XIV. seinem Enkel Philipp auf den Weg nach Madrid gab. Sie schließen mit den Worten:

„Gott, der Sie zum Könige gemacht hat, wird Ihnen die Einsicht geben, deren Sie bedürfen, so lange Sie gute Absichten haben werden."

Nicht Gott, sondern Ludwig XIV. machte Philipp V. zum Könige von Spanien. Die eigentliche Bedeutung dieses Rathes war daher nur, dem Enkel Unterwürfigkeit einzuflößen. Weder in diesem, noch in jedem andern Sinne der Worte lag darin große Weisheit. Die guten Absichten sind nicht immer mit der richtigen Einsicht verbunden, wie namentlich der zweite Nachfolger Ludwig's XIV. bewies, welchen nicht seine bösen Absichten, sondern seine mangelhaften Einsichten auf das Schaffott brachten.

Wer sollte es glauben, daß der König eines so mächtigen Landes, wie Frankreich, ein Fürst, welcher vermeinte, in sich den ganzen Staat zu vereinigen, nicht wußte, wie er sich die Zeit vertreiben sollte? Und dennoch wird uns diese Thatsache von den unverdächtigsten Zeugen bekundet. Die Frau von Maintenon schrieb z. B. an die Frau von Maisonfort:

„Es ist unmöglich, die Langeweile zu beschreiben, welche die Großen verzehrt, und die Mühe, welche sie haben, ihre Tage auszufüllen! Sehen Sie nicht, daß ich vor Traurigkeit sterbe inmitten eines Glückes, das man sich kaum vorstellen kann?"

Ohne es zu wollen, führte die alte Frömmlerin den Beweis, daß nichts eine größere und schmerzlichere Leere im menschlichen Gemüthe erzeugt, als ein Formenwesen, welchem kein Inhalt entspricht, und als das Haschen nach einem Himmel, welcher jenseits dieser Erde gesucht wird.

Während der alternde König sich mit seiner Maintenon langweilte, wälzte sich der jüngere Theil des Hofes in den niedrigsten Ausschweifungen. Das Bild, welches uns die Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans davon entwirft, ist haarstreubend.

Im Juli 1700 schrieb sie: „Die Herzogin d'Uffey starb, mit Erlaubniß, mit Erlaubniß an — — Sie war die Tochter eines Fürsten von Monaco, eine tugendhafte, gute, ehrliche Frau; ihr liederlicher Mann — — hat sie damit angesteckt." Im Jahre 1711: „Der arme Dauphin ist unvermuthet gestorben. Seine Krankheit war verabscheuenswerth. Die Herzogin von Villeroi hat nur in Versailles mit ihrem Manne gesprochen, und ihre Kleidung, mit der sie in dem Zimmer des Dauphin's gewesen, hat sie schon angesteckt. — Von neun jungen Kerl's vornehmer Geburt, die vor ein paar Tagen bei meinem Enkel, dem Herzoge von Chartres, zu Mittag speisten, hatten sieben die allerekelhaftesten Zustände."

In diesem Tone fährt die Herzogin viele Seiten lang fort. So führten sich die Höflinge Ludwig's XIV. auf zur Zeit, da der König f r o m m geworden war, da die Jesuiten Lachaise und Letellier in Verbindung mit der Maintenon den König beherrschten!

Unter den Frauen, welche am Hofe Ludwig's XIV. eine Rolle spielten, verdienen

Ninon de l'Enclos und Marion de Lorme hier genannt zu werden. Beide waren gleich flatterhaft in der Liebe. Ninon war Freigeist, Marion eine bigotte Katholikin. Herzoge und Grafen, Generale und Abbé's, Admirale und Marschälle lagen ihnen zu Füßen, und dennoch waren sie in der That nur — Hetären.

Ninon de l'Enclos lebte ganz ihren Neigungen. Sie war nicht käuflich und schlug selbst die Anerbietungen des Kardinals Richelieu aus. Sie war belesen, witzig und höchst anziehend im Umgange. Eine Zeit lang lebte sie mit der Frau Scarron auf sehr vertrautem Fuße. Diese handelte an ihr gerade so, wie später als Wittwe an ihrer Wohlthäterin, der Frau von Montespan, indem sie die Liebe des Marquis von Villarceux von ihrer Freundin auf sich ablenkte. Ninon tröstete sich schnell und vergab ihr. Beide blieben Freundinnen. Die Maintenon lud, als sie auf der höchsten Stufe ihres Glückes angelangt war, die Ninon ein, Theil an ihrem glänzenden Loose zu nehmen. Doch die Freundin ihrer Jugend wollte die Ketten des Hofes nicht auf sich nehmen. Sie mußte übrigens die Folgen derjenigen Freiheit, welche sie sich bewahrte, bitter empfinden. Ihr eigener Sohn, der nicht wußte, daß sie seine Mutter sei, verliebte sich in sie und gab sich den Tod, als sie ihn nicht erhörte. Sie war damals über sechszig Jahre alt. Dieses furchtbare Ereigniß besserte sie nicht. In ihrem achtzigsten Jahre bezauberte sie noch den Abbé Gedouin. Wie wenig Befriedigung alle ihre Triumphe auf dem Felde der Liebe ihr bereiteten, gestand sie selbst, indem sie (1699) an St. Evremont schrieb: „Wenn man mir ein solches Leben von fern vorausgezeigt, hätte ich mich erhängt." Sechs Jahre darauf starb sie im Alter von neunzig Jahren.

Marion de Lorme wollte nur katholische Liebhaber erhören. Die Herren von Coligny und Chavagnac konnten nur dadurch ihre Gunst gewinnen, daß sie ihren protestantischen Glauben abschworen. Es ist schwer zu sagen, welcher von beiden Schößen, in denen sich die zwei Narren zugleich betteten, der schmutzigere war.

Ninon de l'Enclos und Marion de Lorme besitzen insofern geschichtliche Bedeutung, als sie uns den besten Maßstab der Sitten bieten, welche zu ihrer Zeit in den höchsten Kreisen der französischen Gesellschaft herrschten. Sie übten sieben Jahrzehnte lang (von 1675—1705) einen entscheidenden Einfluß auf ihre Umgebungen und bewiesen, daß weder der Unglaube noch der Aberglaube ein Schutzmittel gegen die menschliche Schwäche ist.

An dem Hofe Ludwig's XIV. war gewiß sehr wenig Tugend, allein ein gewisser äußerer Anstand wurde doch beobachtet. Das Laster hüllte sich noch in einen Schleier. Dieser wurde unter Ludwig's XV. immer dünner.

Die Wollust und die Habgier kannten zur Zeit des Regenten am französischen Hofe keine Schranken. Der Regent, seine Tochter, die Herzogin von Berri und der Abbé, später Kardinal Dübois bildeten ein Kleeblatt der Liederlichkeit, wie es sich nur in den Personen Ludwig's XV., der Dübarry und des Herzogs von Richelieu später wieder zusammen fand. Als die Herzogin von Berri (1719) starb, war sie in anderen Umständen. Vier Jahre, nachdem sie Wittwe geworden war, gebar sie eine Tochter, welche später zu Pontoise Nonne wurde. Das arme Geschöpf mußte die Vergehungen ihrer Mutter mit lebenslänglicher Einsperrung büßen. So lange es liederliche Fürsten und Fürstinnen giebt, können die Klöster nicht abgeschafft werden. Ausschweifende Herrscher bedürfen deren zu nothwendig, um darin die Früchte ihrer Verbrechen vor der Welt zu verbergen.

Nächst der Wollust feierte die Habgier zur Zeit des Regenten ihre größten Triumphe. Der ganze Hof wurde durch die schwindelhaften Operationen Law's in eine an Raserei grenzende Aufregung versetzt. Als die Zettel im Schwunge waren, legten die Frauen alle Schaam und die Männer alles Ehrgefühl ab, um sich das Papier zu verschaffen, und als

dieses seinen Werth verlor, traten dieselben Symptome wieder ein, um sie in Geld zu verwandeln.

Von dem Hofe Ludwig's XV. bleibt uns nichts nachzuholen, da derselbe mit der Staatsregierung fast vollständig zusammen traf. Die Maitressen beherrschten den König, das Reich und den Hof gleich unumschränkt.

Der Tod Ludwig's XV. machte der Maitressenherrschaft ein Ende. Doch nur zu bald trat an deren Stelle die Gewalt einer Königin, deren Sitten den größten Anstoß gaben, und deren Einfluß auf die Regierung eine der unmittelbarsten Ursachen der großen französischen Revolution wurde. Der Hof hatte gänzlich aufgehört, eine Einheit zu bilden. Er war in zahlreiche, durch die gehässigsten Leidenschaften zerklüftete Kliquen gespalten, welche sich gegenseitig verleumdeten, anfeindeten und in der öffentlichen Meinung zu Grunde richteten. Die alten Traditionen, nach welchen der französische Hof früher die Aeußerlichkeiten seines Daseins eingerichtet hatte, wurden nicht mehr beachtet. Die Schranken, welche zwischen dem Könige, der königlichen Familie und den verschiedenen Abstufungen des Adels und des Volkes bestanden, waren gefallen. Der alte Aberglaube war erschüttert worden, allein an dessen Stelle hatte der Hof nicht wissenschaftliche Klarheit und ein rein menschliches Streben, sondern nur verschiedene andere Arten des Unsinns gesetzt. Teufelsbeschwörer, Abenteurer und Schwärmer theilten sich in die Seelen, welche früher ihr Heil bei den Pfaffen gesucht hatten. Der Herzog von Orleans, welcher sehr wenig Glauben für die katholische Kirche hatte, ließ sich von einem unbekannten Menschen bereden, ihm an einen abgelegenen Ort zu folgen, um mit dem Teufel eine Zusammenkunft zu halten. Der Kardinal Rohan glaubte dem Betrüger Cagliostro, daß dieser die Macht besitze, Verstorbene aus der Unterwelt zu berufen und bildete sich ein, mit abgeschiedenen Geistern, unter anderen mit demjenigen Heinrich's IV., zu Abend gespeis't zu haben.

Der Schwärmer Mesmer feierte zu Paris glänzende Triumphe. Die ersten Somnambulen setzten die ganze Hauptstadt in Erstaunen. Der Hof, oder wenigstens ein großer Theil desselben, stürzte sich kopfüber in alle diese Extravaganzen.

Derselbe Kardinal von Rohan, welcher sich von Cagliostro bestricken ließ, wurde das Opfer der Ränke eines betrügerischen Weibes, der Gräfin von Lamothe-Valois, welche ihn glauben machte, die Königin wünsche ein kostbares Diamant-Halsband zu besitzen, welches der Hof-Juwelier Bohmer für eine Million und sechsmal hundert tausend Livres Maria-Antoinetten angeboten hatte. Der Kardinal verbürgte sich für die Bezahlung. Die Lamothe unterschlug den Schmuck, den sie der Königin zuzustellen versprach. Die Feinde der Königin beuteten diesen Vorfall, über welchem längere Zeit ein geheimnißvolles Dunkel schwebte, zu deren Nachtheile aus. Maria Antoinette besaß nicht Scharfblick genug, den betrogenen Kardinal von der Betrügerin zu unterscheiden. Sie verfolgte jenen mit gleicher Heftigkeit, als diese, und erlitt daher eine schwere Niederlage, als der Kardinal vom Parlamente frei gesprochen wurde (1786). Die Gräfin Lamothe wurde gebrandmarkt. Sie war der letzte Sprosse aus dem französischen Königshause der Valois. Das Brandmal, welches diesem aufgedrückt wurde, war von gefährlicher Vorbedeutung für das Geschlecht der Bourbonen, welches den Valois auf dem Throne gefolgt war.

Der Adel, welcher mit dem Hofe in der innigsten Verbindung stand, und aus dessen Reihen die Könige ihre meisten Günstlinge erwählten, konnte sich dem von dem Mittelpunkte des Reiches ausgehenden Anregungen nicht entziehen. Je blendender der Glanz war, welcher vom Throne aus strahlte, und je eifriger sich die Könige seit den Zeiten Richelieu's bemühten, das Joch unumschränkter Herrschaft allen Ständen aufzuerlegen, desto mehr verfiel der Adel dem entsittlichenden Einflusse der Maitressen-Herrschaft.

Die alten Begriffe von Ehre konnten sich, wenigstens im praktischen Leben, nicht behaup-

ten unter Königen, welche die höchsten Gunstbezeugungen den lasterhaftesten Menschen ihrer Zeit gewährten. Die Ritterlichkeit der Männer mußte sich in Geschmeidigkeit, die Tugend der Frauen in Gefälligkeit verwandeln, wenn sie am Hofe erscheinen wollten. Ludwig XIV. raubte dem Adel seine Selbstständigkeit, Ludwig XV. seinen sittlichen Werth, und Ludwig XVI. besaß nicht die Kraft einen desorganisirten und entsittlichten Adel in den Schranken der Unterwürfigkeit zu erhalten.

Die Anarchie schlich sich allmälig in alle Stände ein. Sie fand sich zuerst in den Palästen der königlichen Familie und des Adels, bevor sie in die Hütten des Volkes drang. Ludwig XVI. war nicht im Stande, sein eigenes Haus in Ordnung zu erhalten. Wie sollte es ihm gelingen, den übermüthigen Adel, die tückische Geistlichkeit, oder gar die aus hundertjährigem Schlummer erwachte Nation zu zügeln?

§ 14. Die Geistlichkeit.

Das Streben der Pfaffen ging zu allen Zeiten und aller Orten dahin, aus dem wirklichen Leben ein Scheinleben zu machen. Sie nahmen den Völkern das Brod und gaben ihnen dafür dessen Schatten. Sie raubten den Menschen die Erde und stellten ihnen dafür einen Wechsel auf den Himmel aus, mit dem sie in keiner Geschäftsverbindung stehen. Im gewöhnlichen Leben würde ein solches Verfahren als Betrug bestraft werden. Doch wie nur kleine Diebe, so wurden immer nur kleine Betrüger gehängt. Die großen laufen frei herum.

Frankreich's Glaubens-Angelegenheiten hatten in Folge der Bartholomäusnacht und der späteren Gewaltthaten der katholischen Machthaber eine durchaus unnatürliche Gestalt angenommen. Die Nation war zu kräftig, ihr Geist zu rege, als daß sie fähig gewesen wäre, das römische Joch mit demselben Stumpfsinn, wie Spanier, Portugiesen und Italiener zu tragen. Dennoch wünschten die Könige mit dem Papste und den Jesuiten, welche keine Duldung kennen, in gutem Einverständniß zu bleiben. Die Pflicht des blinden Gehorsams sagte dem französischen Volkscharakter nicht zu. Es entwickelten sich daher aus dem natürlichen Streben nach Freiheit, welches die Nation beseelte, und dem Drucke, welcher von den Machthabern ausging, eine Reibung, welche zu den mannigfaltigsten Erscheinungen führte.

Auf der einen Seite that sich die katholische Geistlichkeit viel auf ihre Rechtgläubigkeit und ihren Gehorsam gegen den Papst zu gute, auf der anderen wollte sie doch etwas besonderes haben, indem die sogenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche eine große Rolle in den Schauspielen des französischen Katholicismus spielten.

In den Tagen, da die Geistlichkeit dem Volke Ruhe gönnte, fröhnte der eine Theil unangefochten dem ihm eingeflößten Aberglauben, und sang der andere mit großem Eifer die alten Psalmen. Wenn aber die Geißel der Verfolgung über den Gläubigen geschwungen wurde, begann ein Kampf, welcher die Gemüther beunruhigte und bisweilen, wie in den Cevennen zu blutigen Schlachten oder zu grausamen Hinrichtungen führte.

Es ist nicht leicht einen festgewurzelten Glauben, er sei wahr oder falsch, auszurotten, namentlich wenn die Verfolger selbst sich durch den Unsinn, den sie glauben, die größten Blößen geben. Ludwig XIV. mußte dieses erfahren. Trotz aller Dragonaden, ungeachtet der Aufhebung des Edictes von Nantes und des Vertilgungskrieges, den er in den Cevennen führte, waren die Hugenotten beim Beginne der Revolution zahlreicher in Frankreich, als sie zur Zeit ihrer Verfolger: des Despoten Ludwig's XIV., seiner Maitresse Maintenon und seines Beichtvaters Lachaise gewesen waren. Wenn sie auf dem Felde der Schlacht besiegt wurden, so waren sie doch siegreich auf demjenigen des Geistes. Sie zogen

tausend Abgeschmacktheiten an's Tageslicht, welche ihre Gegner unter dem Schutze des Dunkels getrieben hatten, und erschütterten den Glauben selbst vieler ihrer Gegner, sei es in Hauptsachen, oder doch in Nebenpunkten.

Jahrhunderte lang hatten die Pfaffen der Provence ohne Widerspruch gelehrt, daß Lazarus und Magdalena diese Provinz mit ihrer Gegenwart beehrt hätten, die Pfaffen der Champagne, daß in der Kirche von Chalons-sür-Marne der Nabel Christi aufbewahrt werde, die Benedictiner von Paris, daß Dionysius, der Areopagite, Bischof dieser Hauptstadt gewesen sei. Alle diese und tausend andere Fabeln wurden so gründlich widerlegt und so bitter verspottet, daß sie nicht mehr behauptet werden konnten. Der Bischof von Chalons-sür-Marne schaffte selbst den „heiligen Nabel" ab, troß der Vorliebe, welche die bethörten Gläubigen diesem Fetische schenkten und ungeachtet diese sich zu dessen Vertheidigung auf die Vorhaut Christi, welche in Rom und zu gleicher Zeit in Puy-en-Veley aufbewahrt wurde, und andere ähnliche Reliquien beriefen.

Bedeutender, als die Streitigkeiten um Reliquien waren diejenigen, welche Jansenisten und Jesuiten über Gnadenwahl und Vorausbestimmung führten. Schon im Jahre 1552 hatte ein Doktor zu Löwen ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben, welches (1567) vom Papste Pius V. verdammt wurde. Im Jahre 1588 betrat der Spanier Molina dasselbe dornenvolle Feld, indem er ein Werk schrieb, worin er glaubte, die Freiheit des Willens mit der Gnade, der göttlichen Voraussicht, Vorsicht, Vorausbestimmung und Verdammung in Einklang bringen zu können. Da Molina ein Jesuite war, eiferten die Dominicaner, welche damals im heftigsten Streite mit den Söhnen Loyola's lebten, gegen dessen Buch und erklärten, es sei der Vorläufer des Antichrist's. Nach langem Zanken legte Paul V. beiden Theilen Stillschweigen auf. Mittlerweile hatte Jansenius, Bischof von Ypern, einen dicken Band über den sogenannten Heiligen Augustinus geschrieben, worin er die alten Lehren des Michael Bay wieder aufwärmte. Die Jesuiten setzten durch, daß derselbe (1641) vom Papste verdammt wurde. Jansenius war gestorben, bevor sein Werk gedruckt war. Allein sein Schüler Düverger de Hauranne, Abt von Saint-Cyron und dessen Jünger Arnauld verbreiteten auf's eifrigste die vom Papste verurtheilten Lehren. Arnauld wurde (1654) von der Sorbonne, deren Mitglied er gewesen, ausgeschlossen. Die Jansenisten gaben troß ihrer Unterwürfigkeit gegen den päpstlichen Stuhl nicht nach, indem sie sich mit der Behauptung halfen, die verdammten Sätze fänden sich gar nicht im Werke des Jansenius, oder sie hätten letzteres nicht gelesen. Ihr Haupt-Quartier war in den Frauenklöstern zu Port-Royal zu Paris und Port-Royal des Champs. Die Nonnen wurden wegen ihrer Anhänglichkeit an Jansenius verfolgt und geriethen in die äußerste Aufregung. Sie behaupteten, eine Nichte Pascal's sei durch einen Dorn der Krone Christi, dessen sie sich rühmten, von einem langwierigen Augenübel geheilt worden. Ganz Paris kam dadurch in Aufregung. Die Jesuiten tobten gegen die Jansenisten. Pascal schrieb gegen sie seine lettres provinciales. Die Regierung schritt ein, indem sie mit Gewalt alle Nonnen, welche Jansenius nicht entsagten, aus ihrem Kloster vertrieb. Die Verfolgung warb den Jansenisten neue Freunde und befestigte die meisten der alten in ihren Ansichten. Vier Bischöfe nahmen sich ihrer an. Der Streit dauerte fort. Der König ließ das Kloster Port-Royal zerstören (1709) und sogar (1711) die Leichen aus dessen Kirchhof entfernen. Die Kerker füllten sich mit Jansenisten. Der Zank nahm nur eine neue Gestalt an, als der Papst (1713) durch die Bulle Unigenitus einhundert und ein Sätze aus dem Werke des Jansenius verdammte. Ludwig XIV. starb, bevor sein Beichtvater alle seine Rachepläne gegen die Jansenisten durchsetzen konnte. Kirchenversammlungen, päpstliche Bullen, königliche Edicte, Verhaftsbefehle, Appellationen, Gerichtsverhandlungen aller

Art, folgten rasch auf einander, ohne den Streit zu beschwichtigen. Die Jansenisten nahmen ein zweites Mal ihre Zuflucht zu Wundern, welche, wie sie behaupteten, die Leiche des Diaconus Paris auf dem Kirchhofe St. Medardus zu ihren Gunsten vollziehe. Fast ein Jahrhundert brannte die Flamme der Zwietracht, bis sie endlich aus Mangel an Nahrungsstoff erlosch. Das Resultat des langen Kampfes war, daß alle vernünftigen Menschen beiden Theilen, der Verfolgungssucht der Molinisten und der übel angebrachten Hartnäckigkeit der Jansenisten Unrecht gaben, daß die Spötter reichen Stoff zu beißenden Satyren und sämmtliche Pfaffen einen derben Stoß in der öffentlichen Meinung davon trugen.

Die Jansenisten verhielten sich zur Kirche etwa wie die Gothaer unserer Tage zum Staate, d. h. sie fühlten das auf ihnen lastende Joch, hatten aber nicht den Muth, es abzuschütteln. Sie erkannten in der Hauptsache den ganzen Despotismus der Kirche an, glaubten sich aber in ihrem Gewissen verpflichtet, einige untergeordnete Glaubenssätze in ihrer Auffassung festhalten zu müssen. Derartige Reformatoren sind die abgeschmacktesten und lächerlichsten, die sich denken lassen. Wer aus dem Augiasstall der Kirche oder des Staats nur eine Hand voll Dünger entfernen will, besudelt sich selbst und verbreitet nur den übeln Geruch weiter. Er thäte besser, nicht in dem Schmutz zu wühlen.

Man hat sich oft und mit Recht lustig gemacht über den Abendmahlsstreit der verschiedenen protestantischen Sekten. Der Zank der Jansenisten und Molinisten über Gnadenmahl und Vorausbestimmung war noch abgeschmackter. Das einzige Gute, was dieser Kampf hervorbrachte, war Pascal's Meisterwerk: lettres provinciales. Die Jesuiten hatten keinen Schriftsteller, welcher im Stande gewesen wäre, ein Buch von ähnlichem Geiste zu schreiben. Als aber die Jansenisten ihre Zuflucht zu Wundern nahmen, machten sie sich so lächerlich, daß sie aufhörten, Bedeutung zu haben. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ließen sich in Wundern keine Geschäfte mehr machen.

Der Regent und Ludwig XV. waren überhaupt der Geistlichkeit nicht sehr günstig. Der Herzog von Orleans suchte zwar einigermaßen den Schein zu bewahren, als gehöre er der katholischen Kirche an, allein er machte aus seinem Unglauben kein Geheimniß. Ludwig XV. fürchtete, die Geistlichkeit möchte ihn auf dem Sterbebette quälen, hatte Angst vor ihr, aber konnte sie bei diesem Gemüthszustande nicht sehr begünstigen, um so weniger, als die Pompadour eine entschiedene Gegnerin des Pfaffenthums war.

Die Art und Weise, wie die Höflinge Ludwig's XV. die Ceremonien der römischen Kirche betrachteten, erhellt am deutlichsten aus den Worten, welche der Herzog von Richelieu an den Erzbischof von Paris richtete, als dieser beim Herannahen des Todes des Königs sich in Versailles zeigte. „Mein Gott," sagte er zu dem Primas von Frankreich, „sind Sie denn so neugierig, kleine lustige Geschichten von Schwachheitssünden zu hören? Dann setzen Sie sich nur, ich will ihnen beichten, und Sie sollen eine Menge so hübscher Abenteuer hören, wie Sie sie gewiß nie vernommen haben, seitdem Sie Erzbischof von Paris geworden sind. Wenn Sie aber gekommen sein sollten, um die Scene zu erneuern, die der Bischof von Soissons in Metz aufgeführt hat, und mit Aufsehen Madam Dübarry wegschicken wollen, so bedenken Sie nur die Folgen bei sich selbst! Sie tragen dadurch zu dem Triumphe Ihres unversöhnlichen Feindes, des Herzogs von Choiseul bei, von welchem Sie Madam Dübarry allein befreit hat, und Sie verfolgen Ihre aufrichtige Freundin, welche mir noch gestern sagte, sie habe schon für Sie einen Kardinalshut in Bereitschaft."

Je größer die Fortschritte waren, welche die Wissenschaften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machten, desto mehr nahm der Glaube und folgeweise der Einfluß der Geistlichkeit ab. Die Zahl der Männer von Talent, welche zur Zeit Ludwig's XIV.

unter den Geistlichen noch groß gewesen war, nahm später sichtlich ab. Die Bossuet's und Fenelon's starben aus. Leute, wie der Kardinal Rohan und der Erzbischof von Toulouse, Brienne konnten denkenden Menschen keine Achtung einflößen.

Das Volk ging mit Riesenschritten vorwärts, die Geistlichkeit blieb zurück. Die Wissenschaften blühten, der Glaube nahm ab und die Heuchler wurden öfter, als früher entlarvt. Die Geistlichkeit verstand ihre Zeit nicht mehr. Sie sah nicht ein, daß ihre Ansichten veraltet und ihre Anmaßungen verhaßt seien.

Auf ein halbes Jahrhundert, welches Ludwig XIV. mit mehr oder minder heftig hervortretendem Glaubenshasse ausgefüllt hatte, folgten sechs Jahrzehnte eines religiösen Stumpfsinnes, welcher nur ab und zu durch kleine Rückfälle in frühere Glaubenswuth unterbrochen wurden. Die Nation hatte sich zu einer ungewöhnlichen Regsamkeit hinangeschwungen. Die Geistlichkeit mit ihren alten Vorurtheilen paßte nicht mehr zu dem frischen und rührigen Volke der Franzosen.

Wie wenig sie ihre Zeit zu würdigen verstand, erhellt am deutlichsten aus der Thatsache, daß sie noch im Jahre 1780 eine Eingabe an den König richtete, worin sie sich bitter über die Fortschritte der sogenannten Ketzerei beklagte, und mit den heuchlerischen Worten schloß, sie verlange nicht das Blut ihrer Mit-Unterthanen, sondern deren Bekehrung; es sollten daher hohe Preise und Gnadenbezeugungen den Neubekehrten angeboten und verliehen werden.

Die Parlamente standen so ziemlich auf gleicher Stufe mit den Pfaffen. Sie hatten die grausamen Verordnungen gegen die Protestanten nirgends in der Anwendung gemildert, und als (1787) der König dieselben nur theilweise zurücknehmen wollte, widersetzten sich dieselben und registrirten das betreffende königliche Edict erst nach einem heftigen Kampfe dagegen ein.

Gegen Ende dieses Zeitabschnitts besaß Frankreich 45,000 Pfarrer, eben so viele Vicare, 15,000 Postulanten, Expectanten und Domherren, 3000 zur Ruhe gesetzte Geistliche, 40,000 Mönche und 25,000 Nonnen, zusammen also 183,000 Geistliche, ohne die Prälaten. Hierzu kamen noch die vielen untergeordneten Diener der Kirche, Seminaristen u. s. w., welche die Zahl der Kirchendiener auf wenigstens 250,000 brachte, so daß auf jedes Hundert Franzosen ein Pfaffe kam. Wenn sich die Geistlichen mit einem ihrer Zahl entsprechenden Theil an den Gütern der Erde begnügt hätten, wäre es schon hart gewesen für je hundert Männer, Frauen und Kinder, einen Geistlichen zu ernähren. Allein sie hatten ein volles Drittheil des Grundes und Bodens Frankreich's an sich gerissen, für welches sie keine Abgaben zahlten, besaßen den Zehnten und bezogen noch mannigfaltige Gebühren für ihre Verrichtungen. Denn wie in jeder anderen, so wichen sie auch in der Beziehung von ihrem vorgeblichen Meister ab, daß sie sich für alles, was sie thaten, außer ihren sonstigen Einkünften, noch besonders bezahlen ließen.

Unter den 250,000 Pfaffen und Pfaffenknechten waren die Einnahmen sehr ungleich vertheilt. Die Prälaten waren reich, die Vicare arm; einige Klöster hatten vollauf zu leben, in anderen waren die Bissen sehr trocken und zäh. Zu diesen finanziellen Mißverhältnissen war der Zeitgeist hinzugetreten, welcher den Glauben der Geistlichen nicht minder, als denjenigen des übrigen Volkes erschütterte. Die jüngeren Geistlichen wollten das Joch, das ihnen die älteren auferlegten, nicht mehr so geduldig, als früher tragen.

Auch die Staatsgewalt erkannte, daß es unmöglich sei, der Kirche alle ihre bisher gehabten Vorrechte zu lassen, falls einige Ordnung in die Finanzen gebracht werden solle. Die durchgreifenden Reformen, welche Türgot hatte einführen wollen und welche eine friedliche Beseitigung der herrschenden Uebelstände angebahnt hätten, waren gescheitert. Calonne wußte sich aber nicht anders zu helfen, als daß er der Geistlichkeit wenigstens den-

jenigen Theil ihrer Rechte entzog, welcher im offenbarsten Widerspruch mit einer guten Ordnung im Staate stand, nämlich die herrschaftlichen Rechte, in deren Besitz sie sich gesetzt hatte, insbesondere das Recht, Richter zu ernennen, zu jagen, zu fischen u. s. w.

So geringfügig im Verhältniß zu dem großen Reichthum der Kirche diese Reformen Calonne's auch waren, so laut schrieen die Pfaffen über Raub. Sie erregten aber dadurch kein Mitgefühl, vielmehr nur größere Mißstimmung, welche im Verlaufe der Revolution sich in sehr entschiedenen Beschlüssen kund that.

§ 15. Verfassung und Verwaltung.

Frankreich's Verfassung und Verwaltung trug noch durchaus den Stempel des Mittelalters, als die Ideen der Neuzeit schon tief eingedrungen waren in alle gebildeten Kreise der Nation. Deutschland hatte während der Kämpfe der Reformation, Holland und England im Laufe ihrer Revolutionen wenigstens einen Theil des Staubes der Vorzeit abgeschüttelt. In Frankreich lag er noch dick auf Staat und Kirche; und doch war es die französische Nation, von welcher alle übrigen Völker die mächtigsten Anregungen fast auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des geselligen Lebens seit den Tagen Richelieu's und noch mehr seit Ludwig XIV. empfangen hatten.

Das Mittelalter hatte langsam und allmälig zusammen gesetzt, die Neu-Zeit machte Systeme. Zu diesen paßten die Gesetze und Einrichtungen der Vorzeit nicht mehr. Das Gebiet Frankreich's hatte sich im Laufe von mehr als sieben Jahrhunderten nach und nach gebildet. Der Kern des mächtigen Reiches war Isle de France, die Picardie und Orleanais gewesen. Philipp I. verband damit (1100) Berry, Philipp August (1202) Touraine, und (1203) die Normandie. Philipp der Kühne erwarb (1271) Languedoc, Philipp der Schöne (1286) die Champagne und (1312) Lyonnais. Philipp von Valois vereinigte (1349) die Dauphiné mit Frankreich. Dem Heldenmuthe der Johanne d'Arc verdanken die Franzosen Limousin, Angoumois, St. Onges und Aunis, welche Bezirke zwar schon in den Jahren 1369 und 1371 gewonnen worden, später aber wieder an die Engländer verloren gegangen waren, und überdies die Guienne und die Gascogne (1451). Ludwig XI. riß (1477) Burgund, 1480 Anjou und 1481 Maine an sich. Karl XIII. erheirathete (1491) mit der Herzogin Anna die Bretagne. Franz I. nahm dem Connetable von Bourbon (1531) Bourbonnais, Marche und Auvergne ab, Heinrich IV. brachte der Krone seine eigenen Besitzungen: Bearn, Navarra, Armagnac, Albret und Perigord. zu. Ludwig XIII. eroberte (1642) Roussillon, Ludwig XIV. im Jahre 1648 und später fast das ganze Elsaß, 1668 Flandern und Hennegau, 1674 Franche-Comté, 1679 Artois und 1714 das Fürstenthum Oranien. Ludwig XV. erwarb 1766 Lothringen und 1768 Corsica. Außer diesen europäischen Provinzen gehörten zu Frankreich St. Domingo, Martinique, Guadeloupe, Cayenne, St. Lucie, Tobago, Isle de France, Isle de Bourbon und Pondicherri.

Diese Provinzen und Kolonien bildeten zwar insofern ein Ganzes, als sie die Herrschaft des Königs von Frankreich anerkannten. Sie hatten aber alle ihre eigenthümlichen Verfassungen, Gesetze, Vorrechte und Einrichtungen, welche ihnen meistentheils verbürgt waren, und an welchen sie mit großer Zähigkeit festhielten, auch wenn diese noch so abgeschmackt und verderblich waren. In seinen Ländern hatte der König gewisse Rechte, in allen bestanden auch als bevorzugte Klassen der Gesellschaft Adel und Geistlichkeit. Allein die Befugnisse, welche ihnen zukamen, waren aller Orten verschieden.

Es erforderte eine große Arbeit, diese tausendfältig verschiedenen Rechtsverhältnisse nur kennen zu lernen. Jede Verletzung derselben führte zu verderblichen Streitigkeiten.

Wenn es galt, rasche und durchgreifende Maßregeln zu ergreifen, sah sich die Verwaltung gehemmt. Heinrich III. hatte (1551) Intendanten ernannt, welche die königlichen Rechte in den verschiedenen Provinzen ausübten. Ludwig XIII., oder vielmehr statt seiner der Kardinal Richelieu und später Ludwig XIV. hatten deren Gewalt erweitert und befestigt. Allein die eigentliche Verwaltung blieb doch den Bewohnern der einzelnen Provinzen überlassen. Die Intendanten konnten nur die oberste Aufsicht über dieselbe führen, sie anregen und beschränken.

Diese Zusammensetzung des Reiches brachte unsägliche Schwierigkeiten in alle Gebiete der Staatsverwaltung: in die Finanzen, in die Rechtspflege, in das Heerwesen u. s. w. Neben den königlichen Abgaben, welche in den verschiedenen Provinzen auf sehr mannigfaltige Weise erhoben wurden, bestanden diejenigen der Grundherren, neben den königlichen die grundherrlichen Gerichtshöfe.

Wie die einzelnen Provinzen, so hielten auch die einzelnen Stände an ihren Vorrechten fest. Der Adel mochte einigermaßen entschuldigt werden, wenn er dieses that, denn es ruhten auf ihm viele schwere Lasten und Hemmnisse, welche oft einen großen Theil seines Vermögens verschlangen, ihm den Erwerb erschwerten, und eine gleichmäßige Vertheilung der Güter unter seine Kinder unmöglich machten. Wenn der König Krieg führte, mußte der Adel mit großen Kosten ihm dienen. Nicht selten gerieth er dadurch in Schulden. Da es dem Adel nicht erlaubt war, Handel und Gewerbe zu treiben (mit sehr wenigen und unbedeutenden Ausnahmen), so konnte er fast nur durch die Gunst des Hofes Reichthümer erlangen, oder auch nur seinen Kindern eine standesgemäße Erziehung geben lassen. Das Schicksal der Töchter und jüngeren Söhne des Adels war daher sehr häufig ein höchst unglückliches. Die Töchter, welche nicht arbeiten durften, wurden oft wider ihren Willen in die Klöster gesperrt, die jüngeren Söhne, deren der König sich nicht annahm, mußten im geistlichen Stande eine Unterkunft finden. Manche reiche Pfründen waren dem Adel vorbehalten. Doch waren es immer nur wenige Glückliche, denen sie zu Theil wurden, die übrigen hatten sich oft ihr ganzes Leben lang abzuquälen, mußten auf alle natürliche Genüsse verzichten und fanden in dem Bewußtsein ihrer adeligen Geburt nur wenig Trost*).

Der dritte Stand hatte zwar nicht die Vorrechte der beiden ersten, allein er war doch nicht durch so mannigfaltige Vorurtheile und Verbote von der freien Entwickelung seiner Kräfte abgehalten. Je mehr er sich an Wohlstand und Bildung hob, desto unwilliger wurde er, die Vorrechte der anderen Stände, welche sich besser dünkten, anzuerkennen. Er fühlte sich an Bildung dem Adel und der Geistlichkeit gleich, oft sogar überlegen. Der Gedanke, daß die Vorrechte der beiden ersten Stände oft nur ein glänzendes Elend und eine bevorzugte Knechtschaft in sich schlössen, konnte ihn mit denselben nicht aussöhnen.

Ludwig XIV. und Ludwig XV. besaßen weder die Neigung, noch die Einsicht, welche erforderlich waren, die immer dringender werdenden Reformen in dieses Chaos von Rechts- und Unrechts-Verhältnissen einzuführen. Wer verbessern will, muß vor allen Dingen selbst besser sein, als diejenigen, deren Fehler abgestellt werden sollen. Das Königthum bedurfte der Reform nicht weniger, als Adel und Geistlichkeit, als die Verfassung und Eintheilung des Reiches, als dessen Gesetze und dessen Behörden.

Seit den Zeiten Ludwig's XI. hatte die Staatsverfassung Frankreich's einen mehr und mehr despotischen Charakter angenommen. Unter Ludwig XIV. erreichte die Willkürherrschaft ihren Höhepunkt. Auch die blindesten Anhänger der Monarchie wurden mit Gewalt zu der Ueberzeugung gedrängt, daß das unbeschränkte Königthum das Reich in furchtbare Gefahren gestürzt habe und mit der Blüthe des Staates unvereinbar sei. Der Herzog

*) Granier de Cassagnac, Histoire des causes de la révolution française.

Philipp von Orleans hielt es daher für klug, in der Rede an das Parlament, welche den Umsturz des Testamentes Ludwig's XIV. zur Folge hatte, dieser obersten Behörde des Reiches Zugeständnisse zu machen, welche dem Königthume einige Schranken zogen. Ludwig XIV. hatte alle freiheitlichen Bewegungen in Frankreich mit so rauher Hand niedergeworfen, daß er selbst dadurch eine dem Despotismus feindliche Stimmung in Frankreich hervorrief. Unter dem Regenten begannen die Kämpfe zwischen Königthum, Pfaffenthum, Parlamenten und der an Kraft und Bedeutung stets zunehmenden öffentlichen Meinung. Die Zeit verschwand, da höchstens ein Witzwort oder eine Satyre insgeheim den herrschenden Machthabern entgegen gesetzt wurde. Man begnügte sich nicht mehr damit, die Verfassung und Verwaltung der Gegenwart mit derjenigen früherer Zeiten zu vergleichen. Männer von Geist und Wissen legten den Maßstab der Philosophie an die Zustände des Landes und fragten: was gebietet die bestehende Verfassung Frankreich's? Sie drangen tiefer ein und untersuchten die Grundlagen jedweder Staatsgesellschaft, die Rechte und Pflichten der Völker und ihrer Herrscher. Sie geißelten nicht bloß die weltlichen, sondern auch die geistlichen Bedrücker der Nationen. Sie prüften die herrschenden Religionen und Theorien der Staatsverwaltung und forderten durchgreifende Reformen. Von dieser Zeit an war das Streben der Völker nach Freiheit nicht mehr ein Herumtappen im Finstern, sondern das Ringen nach einem klar erkannten bestimmten Ziele. Die ewigen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit wurden der auf Herkommen und Anmaßung ruhenden Gewalt der Fürsten und Pfaffen entgegen gehalten. Die Gesetze, welche der Mensch gegeben hatte und über deren Beobachtung die Machthaber mit Waffengewalt wachten, galten nicht mehr als die letzten Quellen des Rechtes, vielmehr wurde nachgewiesen, daß sie selbst nur insofern zu Rechte bestehen können, als sie dem Zwecke des Staates entsprechen und die harmonische Entwickelung der Nationen fördern. Widerstand gegen ungerechten Druck von Oben wurde als das einzige Mittel anerkannt, den unteren Schichten der Gesellschaft ihr Loos zu erleichtern und zu ihren Rechten zu verhelfen.

Das Königthum hatte sich in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet durch eine Maitressen-Herrschaft, welche ein Jahrhundert ausfüllte, und konnte unter Ludwig XVI. nur noch verächtlicher werden, weil an die Stelle der Buhlerinnen eine verhaßte Königin, ein ränkesüchtiger Prinz und ein schwacher Herrscher traten. Die Geistlichkeit konnte keine selbstständige Gewalt mehr besitzen, seit der Boden ihrer Herrschaft, der Glaube von der Wissenschaft untergraben worden war. Der Adel huldigte zum Theile selbst den Ideen der Neu-Zeit und setzte daher keine entschlossene Phalanx mehr dem vorwärts stürmenden Volke entgegen. Die Gewalt der Parlamente war durch die wiederholten Auflösungen, welche ihnen zu Theil geworden, gebrochen. Diese veralteten Richter-Gilden schwankten unsicher zwischen dem Widerstande gegen kleine Reformen und der Forderung großer hin und her.

So waren alle Einrichtungen des Staats erschüttert, am meisten aber das Königthum selbst, auf welchem zunächst die Verantwortlichkeit für die bestehenden Wirren lastete. Seit Ludwig XIV. hatte jeder König seinen Beitrag zu dem Gewichte gegeben, welches in die Wagschale der Revolution immer schwerer fiel.

Unter den drei französischen Ludwigen dieses Zeitabschnitts war der vierzehnte unstreitig der begabteste. Er ertheilte dem Staatswagen diejenige Richtung, in welcher dieser dem Abgrunde zurollte. Er arbeitete viel, aber größtentheils zum Verderben Frankreich's. Er suchte zwar einen gewissen Anstand und Würde zu behaupten, allein durch die Hülle der Aeußerlichkeiten drang der sittliche Schmutz, in welchen er selbst mehr und mehr versank. Der Regent arbeitete wenig und verstand es nicht, seine Mitwelt durch tönende Redensarten und leere Formen zu täuschen. Der Skandal trat offen und

unverblümt zu Tage. Seit der Zeit desselben schwächten sich die bevorzugten Stände unausgesetzt in ihren gegenseitigen Kämpfen. Bald vereinigte sich das Königthum mit dem Parlamente gegen die Geistlichkeit, bald mit der Geistlichkeit gegen die Parlamente. Während dieses Kampfes hatte der dritte Stand, welcher bis dahin fast gar nicht gezählt hatte, Zeit und Gelegenheit, sich zu entwickeln und als Macht an den Bewegungen der Nation Theil zu nehmen. Ludwig XV. gab seinem Volke das Beispiel der ausgelassensten und gemeinsten Liederlichkeit. Den Ton am Hofe gaben drei Jahrzehnte hindurch die zwei verworfensten Personen Frankreich's an. Ludwig XVI. brachte nichts zu Stande, denn er besaß keine Willenskraft. Sein Privatleben war nicht mit Schmutz befleckt, allein er vermochte nicht, den durch und durch verdorbenen Hof zu bessern. Er konnte diesen nicht in neue Bahnen leiten. Die schwachen Versuche, die er in beiden Beziehungen machte, kosteten ihm das Leben. Das Rad brach sich über seinen Körper Bahn. Der alte Staatskarren zerfiel in Trümmer. Der neue, welchen die Republikaner zimmerten, bestand nicht die Probe. Der Triumphwagen Napoleon's I. brach die Axe. Die Bourbonen glaubten den alten Karren ihrer Familie wieder herstellen zu können. Ludwig Philipp bildete sich ein, demselben durch neue eiserne und goldene Ringe wieder Kraft zu verleihen. Napoleon III. nahm seinen Baustoff aus den Ueberresten des Triumphwagens seines Oheims, und der Ringe seines Vorgängers, und strich das ganze mit Blut an, das er mit Gold überzog. Schwerlich wird sein Tilbury so lange dauern, als die Kutsche Ludwig Philipp's, der Karren der Bourbonen und der Triumphwagen des ersten Napoleon.

§ 16. Die Presse.

Die französische Literatur dieses Zeitabschnitts zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Theile: in diejenige des siebenzehnten und in jene des achtzehnten Jahrhunderts. Die Glanzperiode Ludwig's XIV. endigte mit dem Jahrhundert, in welchem er zuerst die Welt erblickte. So lange der König siegreich nach Außen und gefürchtet im Innern war, konnte die Literatur keinen von der Krone unabhängigen, keinen selbstständigen Charakter annehmen. Als er aber eine Niederlage nach der anderen erlitt, schwand der Zauber, welchen der mächtige Herrscher ausgeübt hatte. Die unterdrückten Klassen der Gesellschaft fingen an, wenigstens in einzelnen Satyren ihrem Grimme Luft zu machen, und unter dem Regenten und Ludwig XV. entstand eine neue Literatur, deren brausende Strömung bewies, daß die Nation lange Zeit mit Gewalt zum Stillschweigen gezwungen worden war.

Die Dichter der Glanzperiode Ludwig's XIV: Corneille*), Racine†), Moliere‡) und andere schrieben Bücher von dauerndem Werthe, welche jedoch auf die Entwickelung der Geschicke der französischen Nation nicht wesentlich einwirkten, so bedeutend sie auch für die Kunst und namentlich für das Theater waren, dem sie einen großartigen Aufschwung gaben.

Unter den Romanschreibern nenne ich hier nur Scarron¶), dessen Romant comique obgleich unvollendet, ein Meisterwerk ist.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter hatte die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Im Laufe desselben erhob sich die Presse zu einer Macht, welche die Könige und die Pfaffen nicht mehr erdrücken konnten, obgleich in Frankreich damals beide dem Namen nach fast unumschränkt herrschten. Ein Siegelbrief des Königs genügte, jede mißliebige Person ihrer Freiheit zu berauben. Die Parlamente waren in allen Vorurtheilen des

*) Geboren 1606, gestorben 1684. †) Geboren 1639, gestorben 1699.
‡) Geboren 1620, gestorben 1673. §) Geboren 1610 oder 1611, gestorben 1660.

Mittelalters befangen. Allein die Regierung schwankte und die Presse war fest. Derselbe Schriftsteller, welcher von einem Minister verfolgt, wurde von einem andern beschützt. Im schlimmsten Falle brachte er eine kurze Zeit im Gefängnisse oder im Auslande zu, und kehrte dann mit der Märtyrerkrone auf dem Haupte in den Kreis seiner Freunde zurück. Die Gerichte mochten eine Schrift nach der anderen durch den Henker verbrennen lassen. Sie vermehrten dadurch nur die Nachfrage nach derselben und konnten nicht verhindern, daß sie auf's eifrigste gelesen wurde. Der aus Frankreich vertriebene Schriftsteller wurde in England, Holland, in der Schweiz oder in Preußen mit offenen Armen aufgenommen. Kaum war ein Werk verboten worden, so erschien ein zweites, in weit schärferem Tone geschriebenes. Die Richter verstanden selten, den Werth der Bücher, die sie vor ihren Stuhl zogen, zu würdigen. Sie verdammten viele unverfängliche und ließen die der alten Gesellschaft gefährlichsten Bücher oft unberücksichtigt.

Die französische Literatur dieses Zeitabschnittes erhielt dadurch eine unendlich erhöhte Bedeutung, daß sie von der ganzen gebildeten Erde gelesen, ja verschlungen wurde. Es schmeichelte dem Nationalgefühle der Franzosen, daß zu einer Zeit, da ihre Waffen nicht siegreich, ja sogar oft mit Schimpf und Schande bedeckt wurden, ihre Literatur alle Länder beherrschte.

Zu keiner Zeit, weder früher noch später, war Paris in dem Maße Weltstadt, wie im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts. Von ihr ging nicht bloß die Mode der Kleider, der Hofsitte und des gesellschaftlichen Tones, sondern auch die weit tiefer eingreifende Mode der Bücher aus. Die französische Literatur war die einzige, welche einen Anspruch darauf machen konnte, Welt-Literatur zu sein. Die Unmacht der Gerichte ihr gegenüber zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Was nicht in Frankreich gedruckt werden konnte, erschien in Holland oder in der Schweiz und wurde darum nicht weniger in Frankreich gelesen. Der Strom der Zeit ging mit der Presse und gegen die sie hemmenden Behörden. Das Genie, welches sich niemals auf Seiten der Despoten findet oder sofort seine Kraft verliert, falls es sich in deren Dienst begiebt, besaß mehr Macht über die Geister, als Könige und Pfaffen zusammen genommen. Es mag dahin gestellt bleiben, ob in anderen Zeiten Schriftsteller von gleichem oder größerem Geiste lebten; gewiß ist, ein so empfängliches Lese-Publikum fanden sie nicht wieder. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst waren den Franzosen niemals Bücher geboten worden, welche in so entsprechender Form und in so tief eingreifender Weise die großen Fragen des Tages und aller Zeiten besprachen. Der Heißhunger nach solchen Werken war so groß, daß alle Standesvorurtheile in den Hintergrund traten. Obgleich die bevorzugten Klassen nicht geneigt waren, auf ihre Vorrechte Verzicht zu leisten, so fühlten sie doch eine unwiderstebliche Neigung zu lesen, was dagegen geschrieben wurde.

Damals war der Adel noch nicht so verbissen auf seine Vorrechte, wie in unseren Tagen. Die Furcht, dieselben zu verlieren, hatte ihn noch nicht über seine eigenen Interessen verblendet; und wenn auch das Verhältniß zu den Bauern nicht so patriarchalisch war, wie die feilen Schriftsteller der Aristokratie es darzustellen suchen, so verband sich doch der Unterschied des Standes nicht mit denjenigen gehässigen Gefühlen, welche später erst der zunehmende Freiheitsdrang der Massen und die daraus entspringende Besorgniß der Adeligen erzeugten.

Im achtzehnten Jahrhundert beförderten viele Aristokraten die für den Fortschritt kämpfenden Schriftsteller, weil diese ihnen Unterhaltung gewährten. Im neunzehnten wandten sie diesen den Rücken, weil sie erkannten, daß der Fortschritt zum Umsturze der mittelalterlichen Einrichtungen in Staat und Kirche führe. Die radikale Literatur unserer Tage findet daher nur im Schooße des dritten und vierten Standes Anklang und Beifall. Bürgern und Proletariern stehen nicht dieselben Mittel zu Gebote, wie Königen, Herzogen und

Grafen. Die fortschreitende Literatur des neunzehnten Jahrhunderts konnte nicht auf diejenigen Auszeichnungen rechnen, welche einem Voltaire, d'Alembert und Genossen zu Theil wurden. Ehrgeiz und Habgier finden bei ihr keine gute Rechnung. Die rückschreitende Literatur erfreut sich jetzt des Beifalls der Machthaber. Sie übt aber keinen Einfluß weder auf die Massen, welche sie verabscheuen, noch auf die bevorzugten Stände, welche wissen, daß sie feil ist. In der Mitte zwischen beiden Arten der Schriftstellerei schwankt jene verächtliche Klasse von Werken hin und her, welche weder zum Fortschritt Muth, noch zum Rückschritt Frechheit genug besitzt, nur darnach strebt, sich zwischen der Scylla der Volksungunst und der Charybdis der obrigkeitlichen Verfolgung hindurch zu winden, und sich mit einem guten Honorare begnügt.

Zur Zeit, da sich in Frankreich eine Literatur der Neu-Zeit zu entwickeln begann, erkannten die bevorzugten Stände noch nicht den innigen Zusammenhang, welcher die Presse mit dem Leben verbindet, und sie bildeten unter sich noch nicht eine geschlossene Macht, welche an den Einrichtungen des Mittelalters festhaltend sich bemüht, jede Regung der Freiheit zu ersticken. Zwischen Königthum, Adel und Geistlichkeit bestanden überdieß mannigfaltige, den Fortschritt auf dem Felde der Literatur begünstigende Zerwürfnisse.

Der Hof, welcher unter Ludwig XIV. nie, und unter dessen beiden Nachfolgern nur ausnahmsweise in Paris wohnte, verlor schon dadurch an demjenigen Einfluß auf die höheren Kreise der Hauptstadt, welchen er durch seine Anwesenheit hätte gewinnen können. Die Pariser waren kräftig genug, sich eine vom Hofe mehr oder weniger unabhängige Gesellschaft zu bilden, in deren Schooße sich die Ansichten freier, als irgendwo sonst in der ganzen Welt entwickelten.

Unter den großen Schriftstellern dieses Abschnitts nimmt Voltaire*), sowohl der Zeitfolge, als seiner Wirksamkeit nach die erste Stelle ein.

Die Wirkung, welche Voltaire hervorbrachte, läßt sich nicht mit Keulenschlägen, sondern eher mit dem stets wiederkehrenden und auf dieselbe Stelle fallenden Wassertropfen vergleichen.*) Er hat kein Buch geschrieben, welches für sich allein genommen an Bedeutung den berühmten Werken Montesquieu's oder J. J. Rousseau's an die Seite gestellt werden könnte. Seine kleineren Schriften: Le mondain, Zadig, L'Ingénu, Fugitives ꝛc. sind tiefer in das Volksbewußtsein gedrungen, als seine Trauerspiele und seine geschichtlichen Bücher. Voltaire vertheilte seine Weltanschauung in eine Unzahl kurzgefaßter, höchst anziehender Schriften. Er stieß nicht ab, indem er den Lesern zu große Dosen auf einmal gab, sammelte aber für diejenigen, welche eine Uebersicht gewinnen wollten, seine Gedanken in einem Wörterbuche (Dictionnaire), welches dieselben unter verschiedenen Aufschriften gedrängt wieder gab. Voltaire's Werke bildeten ein Ganzes, obschon sie in mehr als hundert, scheinbar nicht zusammen hängende Theile zerfielen, während die Werke vieler Pedanten kein Ganzes bilden, obgleich sie unter einen Titel gestellt sind.

Voltaire war zwar weder als Geschichtschreiber, noch als Dichter, noch als Mathematiker groß. Er war auch nicht groß als sittlicher Mensch und als Reformator. Allein er war der größte Gegner der zu seiner Zeit herrschenden Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten. Diese griff er mit einer frischen Kraft, einer Ausdauer und selbst einem Muthe an, wie kein anderer vor und nach ihm. Die Geschichte, die Dichtkunst und jegliche Wissenschaft waren ihm nur Mittel zu seinem Zwecke. Die Opposition gegen die zu seiner Zeit herrschenden Mißbräuche, welche von ihm ausging, und sechs Jahrzehnte hindurch mit rastloser Thätigkeit und unerreichtem Talente geführt wurde, ist Epoche machend in der Ge-

*) Er war geboren 1694, war im Alter von 21 Jahren schon ein bekannter Schriftsteller und mehrte seinen Ruhm unausgesetzt bis zu seinem Tode 1778.

*) Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.

schichte. Er erschütterte den Glauben an das Pfaffenthum, den Despotismus und die Pedanterie seiner Tage so gründlich, daß derselbe nie wieder zu Kräften kam.

Voltaire war nicht groß im Reiche der Ideen. Es ist keinem Menschen gegeben, in jeder Beziehung den Ton anzugeben und die erste Rolle zu spielen. Allein als Gegner der Mängel seiner Zeit war er ein Heros, und ist es, insofern dieselben fortbestehen, bis auf den heutigen Tag geblieben.

Fast auf allen Gebieten des menschlichen Strebens, selbst auf demjenigen der Mathematik und der Physik gab er eine mächtige Anregung zu selbstständiger Forschung. Hätte er einen, sein Lese-Publikum überragenden sittlichen Standpunkt inne gehabt, so stünde er als Mensch gewiß höher. Er hätte aber niemals auf seine Zeitgenossen einen so überwältigenden Einfluß gewonnen.

Es ist sehr irrig, dem Voltaire, wie Schlosser es thut, allen Ernst abzusprechen. Wohl war der Witz die mächtigste Waffe, deren sich der muntere Franzose bediente, nicht selten ließ er sich durch seine heitere Laune fortreißen, fiel in's Frivole und machte sich lustig über Dinge und Personen, welche eine bessere Behandlung verdienten; allein es erforderte doch wohl Ernst, den Grimm so mächtiger Feinde, wie sie ihm gegenüber standen, zu wecken und im Laufe eines ganzen Lebens trotz Bastille, körperlicher Mißhandlung, Gerichten und dem Henker, der seine Bücher verbrannte, wach zu erhalten.

Es gehörte wohl Ernst dazu, die Vertheidigung der beiden Opfer der französischen Justiz: Johann Calas und Lally-Tolendal zu übernehmen, und die Umstoßung zweier bereits vollzogener ungerechter Urtheile zu bewirken. Dem Edelmuthe und der ausdauernden Anstrengung Voltaire's verdankt es die Nachwelt, daß jene beiden Unglücklichen nicht als Mörder eines Sohnes und ein Verräther, sondern als die Opfer der Verfolgungssucht verruchter Pfaffen und Beamten im Bewußtsein der Nationen leben. Es ist sehr abgeschmackt, dem Voltaire einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht schon in ganz jungen Jahren den Zopf abgelegt hatte, welchen viele gelehrte Professoren eines spätern Jahrhunderts, ihr ganzes Leben tragen. Zu einer solchen Stärke und Entschiedenheit der Gesinnung, wie Voltaire sie an den Tag legte, gelangt kein Mensch im Knabenalter. Ein Kampf, wie der Weise von Fernay ihn führte, bedarf einiger Vorbereitung.

Wenn die Opposition Voltaire's so zahm gewesen wäre, als diejenige Schlosser's und anderer Professoren ähnlicher Farbe, so hätte er ruhig in Paris leben können, und wäre nicht gezwungen worden, ein Mal in England, das andere Mal in Holland, Lothringen und in der Schweiz eine Zufluchtstätte zu suchen.

Es ist eines der gewöhnlichen Kunststückchen der Pfaffen und Pfaffenknechte diejenigen ihrer Gegner, die sie nicht widerlegen können, als Atheisten zu verschreien. Dieses Schicksal hatte auch Voltaire, obgleich er sich in keiner seiner Schriften, so wenig als in seinen Privatunterhaltungen, als solchen zu erkennen gegeben, vielmehr ausdrücklich den Atheismus, der sich zum Dogma erheben will, widerlegt hat*).

Wer fähig ist Ursache und Wirkung in Verbindung zu bringen, und den die ganze Welt umfassenden Erscheinungen, also den großartigsten, die es giebt, nicht mit vollständigem Stumpfsinn gegenüber tritt, muß eine höhere Macht, er nenne sie Gott, Vorsehung oder Natur anerkennen, und ihr Gefühle widmen, welche der Unermeßlichkeit und Unendlichkeit derselben entsprechen.

Der selbstständige Mensch wird sich von dieser Macht selbstständige Begriffe und Bilder schaffen. Der unselbstständige wird sich dieselben von anderen, seien es Pfaffen oder nicht, aufdringen lassen. Wer seiner Umgebung zu folgen gewöhnt ist, wird, je nachdem

*) Philosophisches Wörterbuch, Artikel Dieu.

diese aus Juden, Christen oder Heiden besteht, die jüdischen, christlichen oder heidnischen Tempel besuchen, und geneigt sein, alle Andersglaubenden, Ungläubige oder gar Atheisten zu nennen. Die selbstständigen Menschen werden sich darum nicht bekümmern und ihren Weg ruhig fortgehen. Je geringer deren Zahl ist, desto vereinzelter werden sie bleiben. Die innere Gediegenheit muß ihnen den Ersatz für die äußerlichen Anhaltspunkte bieten, welche die unselbstständigen Menschen in ihren Glaubensgenossen finden.

Der fromme Schlosser*) behauptet zwar: — „daß Voltaire's skoptische und skeptische Ansicht und Einsicht der Dinge, — sobald sie — in's bürgerliche Leben — dringt, eine furchtbare Pest sei, welche die Elemente des Lebens vergiftet, haben wir hier nicht zu beweisen, wo bloß von Thatsachen die Rede ist." Allein er bedenkt nicht, daß die furchtbarste Pest aller Nationen der Knechtssinn in politisch-religiöser und die Pedanterie in wissenschaftlicher Beziehung ist. Schlosser würde sich gehütet haben, obigen Blitzstrahl von seinem Professorenstuhl herabzuschleudern, wenn er jemals den Muth besessen hätte, seine Person oder auch nur seine Stellung als Professor im Kampfe für die Freiheit auf das Spiel zu setzen. Es ist eine sehr bequeme Manier, ein Urtheil zuerst in eine Thatsache zu verwandeln und dann sich des Beweises derselben zu entschlagen. Diese Art von Transsubstantiation steht aber in unseren Tagen in eben so geringem Ansehen, als diejenige der Kirche. Schlosser's Ansicht über den Einfluß, welchen Voltaire's Werke auf die Massen ausüben müßten, ruht wesentlich auf dem all zu großen Respect, welchen dieser Geschichtschreiber einem großen Theile der herrschenden Mißbräuche und Tyrannen widmet. Von einem fürstlichen Diener läßt sich natürlich keine Erhabenheit über die Vorurtheile seiner Zeit erwarten.

Nächst Voltaire wirkte Montesquieu in großartigster Weise auf Mit- und Nachwelt ein. Auch er umfaßte nahezu den ganzen Kreis der zu seiner Zeit herrschenden Vorurtheile und Mißbräuche. Er geißelte den von den Pfaffen gehegten Unsinn nicht minder als den Despotismus der Könige und die Pedanterie der Gelehrten.

Montesquieu†) begann seine schriftstellerische Laufbahn in ähnlicher Weise, wie Voltaire, indem er die Geißel der Satyre schwang‡). Er lenkte aber schon in der Geschichte von den Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer und ihres Staates ein, indem er der Waffe des Witzes entsagte, und noch mehr in seinem Hauptwerke „der Geist der Gesetze," welches statt der Ideale seines ersten, und der republikanischen Bestrebungen seines zweiten Werkes, die englische Verfassung als Muster empfahl. Je weniger sich Montesquieu in diesem letztern Buche über den Gesichtskreis seiner Zeitgenossen erhob, desto tiefer drang er in deren Bewußtsein, desto größer wurde die praktische Bedeutung desselben.

Schwerlich hat irgend ein Werk den Aberglauben und die Vorurtheile des achtzehnten Jahrhunderts tiefer erschüttert, als Montesquieu's persische Briefe. Die hohe Bedeutung seines zweiten Hauptwerkes erhellt schon daraus, daß es gewissermaßen die Grundlage zu Gibbon's berühmtem Buche „von der Abnahme und dem Falle des römischen Reiches" bildete.

Durch seinen „Geist der Gesetze" gewann Montesquieu den größten Theil der denkenden Rechtsverständigen und Staatsmänner Frankreich's für das Streben nach einer freieren Verfassung und bereitete sie dadurch für die Republik vor. Wer dieses treffliche Werk mit Aufmerksamkeit las, mußte mit der größten Erbitterung gegen die despotische Regierung Frankreich's und alle ähnlichen erfüllt werden. „Der Geist der Gesetze" machte dieselben unhaltbar. Die französischen Könige konnten später wohl noch Gewalt üben.

*) In seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

†) Er war geboren 1689 und starb 1755. ‡) Lettres persanes 1721.

Ihre Herrschaft ruhte aber nicht mehr auf der Ueberzeugung des denkenden und für edlere Gefühle empfänglichen Theiles der Nation.

Der dritte unter den Coryphäen der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war Jean Jacques Rousseau*). Auch er hatte natürlich unter den Pfaffen, Despoten und Pedanten seiner Zeit wüthende Feinde, welche sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben, obgleich viele derselben jetzt nicht mehr wagen, ihn so direct anzugreifen, als dieses vor einem Jahrhundert geschah. Gleich Voltaire und Montesquieu beschränkte er sich nicht auf irgend ein enges Feld, sondern schwang seine Geißel über Staat und Kirche, Spießbürgerthum und jegliche Erbärmlichkeit seiner Zeit.

Es ist eine für Stubengelehrte sehr bequeme Art, einen Schriftsteller nur nach den Ansichten, die er entwickelt hat, zu beurtheilen. Weit wichtiger als diese sind die Anregungen, die er gegeben. Die Ansichten der Menschen verändern sich so schnell, daß wenige Schriftsteller ein Jahrhundert nach ihrer Zeit die Probe derselben bestehen können, wenn schon die von ihnen gegebenen Anregungen in ihren Folgen immer fortdauern.

Welcher denkende Mensch könnte die Ansichten selbst eines Plato und Aristoteles, oder gar eines Luther und Calvin heute noch gut heißen? Die von diesen mächtigen Geistern gegebenen Anregungen sind aber noch deutlich wahrnehmbar.

So können auch die Ansichten J. J. Rousseau's die Kritik unserer Tage nicht aushalten, obgleich die von ihm gegebenen Anregungen ihre Bedeutung haben. Rousseau's unsterbliches Verdienst besteht darin, daß er der zu seiner Zeit noch mehr als jetzt gefesselten Gefühlswelt einige Freiheit verschaffte, während er, gleich Voltaire und Montesquieu mitwirkte, die herrschenden Mißbräuche zu zerstören. Er war nicht bloß, gleich dem erstern, verneinend, sondern schuf positive Gestalten, wenn schon diese oft weder dem Leben, noch einer gesunden Phantasie entsprachen. Er begnügte sich nicht, gleich dem letztern, mit zweideutigen Verbesserungen, sondern drang auf die Errichtung eines neuen, den Urrechten der Menschheit entsprechenden Gesellschaftsvertrags. Er weckte das schlummernde Selbstgefühl, den schlaffen Freiheitsmuth, die natürliche Kraft seiner Zeitgenossen und leistete dadurch mehr, als alle Gelehrten durch ihre scharfsinnigsten und mit der Logik vereinbarsten Ausführungen. Sein Brief an den Erzbischof Beaumont, seine Briefe vom Berge sind Meisterwerke, in welchen die edelsten Gesinnungen in die schönsten Formen gekleidet hervor traten. Sein contrat social, seine neue Heloise, sein Emil enthalten neben manchen Irrthümern und Verkehrtheiten erhabene Wahrheiten und Schilderungen, und hauptsächlich niederschmetternde Streiche gegen die Ueberreste des Mittelalters, welche noch immer den Schein des Lebens annehmen wollen, obgleich sie längst todt sind und nur durch das Schwert der Despoten aufrecht erhalten werden.

Rousseau war ein Mann von bewegten Gefühlen, einer hinreißenden Phantasie und einem Freiheitsdrange, der es ihm schwer machte, mit Anderen, selbst Gesinnungsgenossen auf die Dauer zusammen zu wirken. Er ging seinen eigenen Weg abgeschlossener, als irgend ein anderer Schriftsteller seiner Zeit. Ohne Verabredung und vorgefaßten Plan strebte er aber im Großen und Ganzen nach demselben Ziele der Befreiung der Menschheit, wie alle großen Geister seiner Zeit.

Das Verdienst Diderot's†) bestand darin, daß er eine Anzahl von Gesinnungsgenossen zu einem großartigen Werke vereinigte. Durch seine „philosophischen Gedanken," seine „Briefe über die Blinden zum Nutzen der Sehenden," und sein allgemeines Wörterbuch der Medicin brach er sich die Bahn zu seinem Hauptwerke, der berühmten Encyclopädie, welches er im Kampfe mit unermeßlichen Schwierigkeiten, in Verbindung mit d'Alem=

*) Er war geboren 1712, und starb in demselben Jahre 1778, wie Voltaire.

†) Geboren 1713, gestorben 1784.

bert, Daubenton, J. J. Rousseau, Marmontel, Leblond, Lemonnier und anderen herausgab. Dieses Werk, welches in den Jahren 1751—1772 zu Paris erschien, wurde mit Begeisterung aufgenommen, da es die neuen Ideen der Zeit mit Kraft vertheidigte und diese durch seine Wörterbuchsform leicht zugänglich machte. Es bildete das Band, welches die hervorragendsten Schriftsteller zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigte, und wurde das Muster vieler ähnlicher Bücher, welche aber nicht selten in ganz entgegengesetzter oder ohne alle Richtung geschrieben wurden. Die Mitarbeiter an dieser Encyclopädie, die sogenannten, Encyclopädisten bildeten einen Verein, welcher die strebenden und denkenden Leser nicht bloß Frankreich's, sondern auch der übrigen civilisirten Welt beherrschte, und die Schwäche der Regierung Ludwig's XV., welche abwechselungsweise die Fortsetzung desselben verbot und wieder erlaubte, anschaulich machte. Bald verfolgt und bald verherrlicht, von einem Könige in den Kerker geworfen, von dem andern an den Hof gerufen, blieb Diderot seinen Grundsätzen immer treu. Ihn beugte nicht das Unglück und machte das Glück nicht übermüthig. Der Haß gegen das verfinsternde Pfaffenthum und die übermüthige Aristokratie, den er offen zur Schau trug und Tausenden von Gesinnungsgenossen einflößte, bildete einen der Grundtöne der französischen Revolution. Ohne ihn ist die Liebe zur Wahrheit und zur Freiheit nur ein leerer Schall.

D'Alembert*) theilte zwar ganz die Ideen seines Freundes Diderot, doch besaß er nicht dessen kühnen Muth und dessen rücksichtslose Entschlossenheit. Diderot war durch und durch Mann des Volkes. d'Alembert stand mit einem Fuße noch auf dem Boden des Hoflebens. Diderot konnte sich mit Friedrich II. von Preußen und Katharina II. von Rußland nicht lange vertragen, d'Alembert erhielt sich in der Gunst dieser zwei mit dem Zeitgeiste coquettirenden hohen Personen. Sein eigentliches Fach war die Mathematik. Allein er beschränkte sich nicht, wie in unseren Tagen die meisten Gelehrten, auf ein Gebiet des Wissens Er erkannte, daß ohne Freiheit keine Wissenschaft möglich sei, und rüttelte daher mit der ganzen Kraft seines Geistes an den Ketten, in welche geistliche und weltliche Tyrannen die Menschheit geschlagen haben.

An d'Alembert reiht sich natürlich Büffon*). Dieser war noch vorsichtiger und stand dem Hofleben näher, als d'Alembert. Allein sein ganzes Wirken ging in der Richtung der Freiheit. Eine Auffassung der Natur, wie Büffon sie lehrte, ist mit dem Pfaffenglauben durchaus unvereinbar. Er erhob sich von der Betrachtung einzelner Theile der Naturwissenschaft zu der Darstellung ihres Ganzen und behandelte sie nicht mit der sonst gewöhnlichen abstoßenden Trockenheit, sondern mit einer Innigkeit und Wärme, welche sie den Herzen und den Köpfen der Menschen näher brachte. Die Natur, wie sie uns Büffon schildert, ist nicht eine todte Masse, sondern eine durch die mannigfaltigsten Kräfte beseelte und unter erkennbaren Gesetzen sich entwickelnde Gesammtheit, deren Theile in dem innigsten Zusammenhange stehen. Alle die Fabeln, welche die Pfaffen erfanden, um darauf ihre Macht und ihren Einfluß zu gründen, sind mit der Anschauungsweise Büffon's unvereinbar. Obgleich sich dieser Schriftsteller hütete, den Aberglauben seiner Zeit direct anzugreifen, so trugen seine Schriften doch wesentlich dazu bei, denselben zu untergraben.

In Helvetius'†) Werken „vom Geiste" und „vom Menschen" wehte derselbe frische Hauch der Freiheit, wie in den Schriften Voltaire's, Rousseau's und Diderot's. Er schilderte mit glühenden Farben die Verdorbenheit der höheren Kreise der Gesellschaft, die Willkürherrschaft der Könige, den von den Pfaffen genährten Aberglauben und pries dagegen die Freiheit und die Tugend der Republiken, namentlich derjenigen des Alterthums. Die wärmste Menschenliebe und die innigste Begeisterung für den Fortschritt der Nationen

*) Geboren 1717, gestorben 1783.

†) Geboren 1715, gestorben 1771.

sprach sich in den gelungensten Stellen dieser Werke mit hinreißender Beredtsamkeit aus. Bei Helvetius ging Wort und That auch Hand in Hand. In seinem Amte als Generalpächter wirkte er in demselben Sinne, in welchem er schrieb. Das Parlament ließ sein Buch „vom Geiste" durch Henkershand verbrennen (1759) und zwang ihn, öffentlichen Widerruf zu leisten. Helvetius schrieb darauf sein zweites, „vom Menschen," in welchem er mit noch größerer Entschiedenheit auftrat. Dieses wurde jedoch erst nach des Verfassers Tode gedruckt (1772).

Eines der bedeutendsten Werke dieses an großen Erzeugnissen des Geistes so reichen Zeitabschnittes war Raynal's*) „philosophische und politische Geschichte der Handelsniederlassungen der Europäer in Indien." Auch dieses treffliche Buch wurde auf Befehl des Parlaments von Henkers Hand verbrannt. Der Verfasser mußte aus Frankreich fliehen. Allein sein Werk wurde nicht bloß in dessen Vaterlande, sondern auch in England, Holland Deutschland, ja in allen gebildeten Kreisen mit der größten Begeisterung aufgenommen. Es verbreitete über eine bis dahin fast unbekannte Welt neues Licht, dessen Strahlen auch das Dunkel der europäischen Zustände erleuchteten, indem die allgemeinen Grundsätze, auf welchen es beruhte, auf diese paßten, und der Geist der Freiheit, in dem es geschrieben war, den Abscheu vor jeder Tyrannei aufstachelte.

Mit den Encyclopädisten befreundet waren die sogenannten Oekonomisten, obgleich sie nicht mit gleicher Entschiedenheit und nicht von einem gleich hohen Standpunkte die herrschenden Mißbräuche angriffen. Sie hegten das innigste Mitgefühl mit den Leiden des von der Steuerlast erdrückten Volkes. Sie hielten sich an diesen unmittelbaren Gegenstand, ohne dessen tiefer liegenden Gründe zu untersuchen. Sie glaubten an Königthum und Pfaffenthum, meinten aber, auch unter diesem doppelten Joche die gedrückten Massen wesentlich fördern zu können.

Quesnay†) drang auf Erleichterung des Bauernstandes und legte seine menschenfreundlichen und auf einer genauen Kenntniß des Ackerbau's ruhenden Ansichten in zwei Artikeln der Encyclopädie (grain und fermiers) nieder. Gournay‡) bekämpfte die Hemmnisse, welche dem Handel und den Gewerben Zünfte, Innungen, Monopole und Zölle bereiteten. Da Quesnay Ludwig's XV. Leibarzt, Gournay Intendant des gesammten Handlungswesens in Frankreich war, so konnten sie ihren Ansichten einen gewissen Nachdruck im praktischen Leben verschaffen. Allein mit dem besten Willen vermochten sie so wenig, als später Türgot§), welcher beide Systeme zu vereinigen suchte, keine wesentlichen Verbesserungen in die wurmstichige alte Staatsmaschine einzuführen.

Die Zahl der Männer von Geiste, welche Frankreich im achtzehnten Jahrhundert hervorbrachte, ist wahrhaft überraschend. Man müßte Bände füllen, um denselben volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Zu den bereits genannten Schriftstellern kommen noch unzählige andere von großer Begabung hinzu, deren Verdienste wir aus Mangel an Raum nicht alle aufzählen können und deren Namen und Büchertitel aller Orten zu finden sind. Ich erwähne hier nur noch Lesage||), dessen Turcoret die Finanzleute damaliger Zeit mit Geist und Kraft angriff, und dessen Gilblas und Diable boiteux heute noch viel gelesen werden.

An der Spitze, oder wie wir sagen würden, auf der äußersten Linken der Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts standen Voltaire, Rousseau, Diderot, Helvetius, Raynal und andere. An diese lehnten sich Montesquieu, d'Alembert, Büffon, Türgot, Quesnay und Gournay.

*) Geboren 1711, gestorben 1796. †) Geboren 1694, gestorben 1774.
‡) Seit 1744 im Dienste der Regierung. Er starb 1759.
§) Geboren 1727, gestorben 1781. ||) Geboren 1668, gestorben 1747.

Die Schriften aller dieser Männer standen in einem innern Zusammenhange, stützten und förderten sich gegenseitig, obgleich die einen von Henkershand verbrannt, die anderen unter königlichem Schutze gedruckt wurden. Alle stimmten darin überein, daß sie mit mehr oder weniger Schonung, in geringerer oder größerer Ausdehnung und Tiefe die herrschenden Mängel rügten und auf Abhülfe drangen. Die Stufenleiter dieser Geisteswerke ruhte auf dem Grunde der Monarchie und des Aberglaubens, reichte aber mit ihren höchsten Sprossen bis in die Revolution, die Republik und den reinen Vernunftglauben hinein.

Diese französischen Schriftsteller gaben den Ton nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England, Holland, Preußen und fast in allen Staaten Europa's auf geistigem Gebiete an. Friedrich II. von Preußen und Katharina II. von Rußland ständen mit den französischen Literaten in den innigsten Beziehungen und selbst Joseph II. von Oesterreich näherte sich ihnen an. Der Großherzog Leopold von Toscana und der Markgraf Karl Friedrich von Baden schöpften aus Quesnay's Schriften manche Gedanken, die sie in's praktische Leben einführten, und die meisten europäischen Fürsten streuten, wenn sie nach Paris kamen, den gefeierten Geistern mit beiden Händen Weihrauch.

Die Kreise der Frau von Tencin, der Frau Geoffrin, der Frau Deffant und der Fräulein l'Espinasse, bei welchen sich die berühmtesten Schriftsteller Frankreich's versammelten, hatten eine europäische Bedeutung. Kaiser und Könige bemühten sich, genaue Berichte über dieselben zu erhalten. Minister und Botschafter suchten sich bei denselben Eingang zu verschaffen. Durch diese Kreise kamen die Schriftsteller mit den in Frankreich hoch gebietenden Ministern und Marschällen, dem Herzoge von Choiseul, dem Herzoge von Luxemburg u. s. w. in Verbindung, welche dafür sorgten, daß die von den Parlamenten verfolgten Autoren entweder sich flüchten konnten, oder bald wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Schlosser spottet zwar über diese Zusammenkünfte und sucht denselben einigen Schmutz nachzuwerfen. Thatsache ist es übrigens, daß weder früher noch später Kreise bestanden, in welchen so viele Männer von Geist so lange Zeit hindurch friedlich ihre Gedanken austauschten. Daß dabei menschliche Schwächen unterliefen, versteht sich von selbst. Allein es war schon etwas gewonnen, daß so viele selbstständige Menschen in den Formen des geselligen Lebens mit einander verkehren konnten, daß sie freiheitliche Bestrebungen entwickelten, welche in allen Theilen Europa's Anklang fanden und zu manchen bedeutungsvollen schriftstellerischen Arbeiten führten. Pedanten, welche nur gewöhnt sind, in ihrem Studierzimmer zu arbeiten, und selbst wenn sie Präsidenten und Secretäre gewählt haben, um Ordnung zu halten, nicht im Stande sind, ohne Streit auseinander zu gehen, haben am wenigsten Grund sich über freie Zusammenkünfte von Männern aufzuhalten, weil Frauen dabei zugegen waren, und gelegentlich auch einige körperliche Nahrung genossen wurde.

Die Werke, welche aus diesen Kreisen französischer Schriftsteller hervorgingen, legen noch heute Zeugniß für deren Werth ab, während manche Fakultäten sich Jahrhunderte lang versammelten, ohne andere Bücher anzuregen, als solche, auf welchen der Staub schon lag, bevor sie auf einem Bücherbrette standen, oder welche einen Katzenbudel machten, auch wenn sie in Schweinsleder gebunden waren.

Der Geist, welcher in den Kreisen der Pariser Schriftsteller wehte, war von demjenigen deutscher Professoren sehr verschieden. Er bereitete eine Revolution vor, was von Stubengelehrten nicht zu erwarten ist. Er wirkte nach allen Seiten hin unmittelbar auf das Leben ein. Er regte Verbesseruugen an und verschmähte es nicht, dem Volke auch Unterhaltung und Belustigung zu gewähren. Die Pariser Schriftsteller standen nament-

lich durch die Theaterstücke, deren Aufführung sie bewirkten, in regem Verkehre mit dem großen Publikum.

Racine war aus Schmerz darüber gestorben, daß Ludwig XIV. ihn mit Kälte behandelt hatte. Das erste freie Wort, welches der Dichter schrieb, kostete ihm die Gunst des Königs. Alle Trauerspiele und alle Lobreden, die er im Laufe eines ganzen Lebens verfaßt hatte, konnten den Unmuth des Despoten nicht mäßigen, als ihm Racine's Schrift „über das Elend des Volkes" vorgelegt wurde. Wie sehr änderte sich diese kriechende Gesinnung der französischen Schriftsteller im Laufe weniger Jahrzehnte! Die Coryphäen des achtzehnten Jahrhunderts sangen den Königen in allen Tonarten das Lied „vom Elende des Volkes" vor, obgleich sie wußten, daß es den Nachfolgern Ludwig's XIV. eben so schrill in den Ohren klang, als diesem. Sie starben nicht mehr an der Ungunst eines Königs. Aber das Königthum starb an der Ungunst, in welche es beim Volke kam.

Die Großartigkeit der französischen Literatur bestand in der Kühnheit, mit welcher sie den herrschenden Gewalten gegenüber trat, in dem außerordentlichen Umfange, den sie gewann und der erschütternden Kraft, die sie ausübte.

Umsonst verboten die Parlamente die Bücher der geistreichsten Schriftsteller, oder ließen sie durch den Henker verbrennen, vergebens warfen sie den einen in's Gefängniß und zwangen sie den andern im Auslande eine Zuflucht zu suchen. Die kühnen Männer verzagten nicht, und fuhren fort zu schreiben unter dem Schwert des Damocles.

Die Gegner der Philosophen machen ihnen einen Vorwurf daraus, daß einige von diesen der Pompadour ihre Huldigung darbrachten. Sie bedenken aber nicht, daß Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, Kardinäle und Bischöfe es auch thaten. Die Philosophen, welche unter dem Schutze der Pompadour einige Freiheit erhielten, sind weit mehr zu entschuldigen, als die Kaiserin Maria Therese und andere gekrönte Häupter, welche ihr schmeichelten. Jene Philosophen huldigten der Maitresse des Königs, weil diese ihnen zu einem Theile ihrer Menschenrechte verhalf, die Machthaber, weil dieselbe ihren Leidenschaften, ihrer Herrschsucht und ihrem Ehrgeize dienen sollte.

Allerdings hätten die Philosophen einen höhern sittlichen Standpunkt eingenommen, wenn keiner derselben an dem Triumphwagen der Maitresse mitgezogen hätte, an welchen sich in erster Reihe die Unterdrücker der Menschheit und die Feinde der Freiheit und des Rechtes spannten. Allein die feilen Knechte der Fürsten und Pfaffen haben fürwahr kein Recht, so großartige Ansprüche an Menschen zu machen, welche unter dem Drucke eines, wenn auch wankenden, doch noch immer furchtbaren Despotismus herangewachsen waren.

Auch die wissenschaftliche Seite mancher Werke der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts greifen die Pedanten und feilen Diener der Despoten häufig an.

Der Stoff, welchen alle die großen Geister des achtzehnten Jahrhunderts behandelten, war oft weniger reichhaltig und weniger genau gesichtet, als in den Werken mancher gleichzeitiger oder nachfolgender Schriftsteller. Allein der Styl der Franzosen und die Tendenzen, die sie mit ihren Stoffen verbanden, gaben ihren Werken eine Bedeutung und einen Reiz, welchen keine anderen Bücher damaliger Zeit besaßen. Der Stoff bildet immer nur einen der mehreren Elemente eines Geisteswerkes. Es ist sehr verkehrt, denselben als einzigen Maßstab des Werthes eines Buches zu betrachten, wie unsere deutschen Gelehrten oft zu thun geneigt sind. Die ungenießbare Gründlichkeit deutscher Pedanten thäte wohl bei dem Geschmacke und der Darstellungsgabe der französischen Klassiker in die Schule zu gehen, statt diesen übermüthigerweise den Stab zu brechen.

Die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts wird ihren Werth behaupten, wenn die gelehrten Bücher anderer Nationen längst vergessen sein werden. Sie lebt fort in den Früchten, die sie trug.

An die Stelle der mittelalterlichen Gottesgelehrsamkeit, die sie zertrümmerte, setzte sie die Philosophie der Neu-Zeit. Der alte Feudalstaat, die alte Naturlehre, die alten Erziehungsmethoden konnten in dem Bewußtsein der denkenden Menschen nur noch als unerträgliche Reste einer geistig überwundenen Zeit bestehen. Der Glaube an Pfaffen und Könige und deren Theorien ging unter. Er konnte sich nicht länger behaupten, nachdem dessen Abgeschmacktheit in das klarste Licht gesetzt worden war.

Vergebens bemühten sich die feilen Knechte weltlicher und geistlicher Despoten die hohen Verdienste der französischen Presse des achtzehnten Jahrhunderts zu verkleinern. Die ganze moderne Bildung ruht auf ihr.

In unseren Tagen gilt es in der Hauptsache nur, diejenigen Verkehrtheiten, welche durch die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in dem Bewußtsein aller denkenden Menschen und durch die französische Revolution auch theilweise im Leben vernichtet worden sind, vollständig zu verdrängen. Ein Jahrhundert ist vergangen, seit der Kampf mit dem veralteten Pfaffenthum und Despotismus siegreich geführt wurde. Damals waren die Waffen Bücher, in unseren Tagen müssen es Schwerter sein. Damals wurde mit Worten gestritten. In unseren Tagen muß denselben durch die That Nachdruck gegeben werden.

Der Reformation ging ein Jahrhundert des geistigen Kampfes voran. Huß wurde verbrannt. Luther siegte. In ähnlicher Weise siegte auch die französische Revolution. Unserer Zeit ist es vorbehalten, durchzuführen, was gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts so großartig begonnen wurde.

Der Kampf gegen den Aber- und Autoritätsglauben ist siegreich durchgefochten, der schwerere gegen die Heuchelei und den Knechtssinn steht uns noch bevor.

§ 17. Das Volk.

Königthum, Adel und Geistlichkeit schwächten sich im Laufe der größeren Hälfte dieses Zeitabschnitts durch gegenseitige Streitigkeiten fast unausgesetzt. Sie machten sich durch ihre Laster und Verbrechen der ganzen Nation mehr und mehr verhaßt und verächtlich. Die bevorzugten Klassen der Gesellschaft brachten den Staat in einen Zustand der furchtbarsten Verwirrung und weigerten sich dann, auch nur das geringste zu Wiederherstellung einer guten Ordnung beizutragen.

Mittlerweile hatte die französische Nation an Bildung und Selbstgefühl unermeßlich zugenommen. Der Adel hatte an Tapferkeit und Kriegeserfahrung vor dem bessern Theile des dritten Standes nichts mehr voraus, während dieser an sittlicher Reinheit, an Unternehmungsgeist, Aufklärung und richtiger Würdigung der Zeitverhältnisse ihm weit vorangeeilt war. Die Geistlichkeit hatte in ihrem Kampfe gegen die fortschreitende Bildung der Zeit die schimpflichsten Niederlagen erlitten. Sie konnte weder an Gelehrsamkeit, noch an Kraft der Ueberzeugung und Talent den Vergleich mit den Encyclopädisten aushalten. Der dritte Stand hatte nach und nach durch Fleiß und Arbeit weit größere Reichthümer an sich gebracht, als der verschwenderische Adel und selbst die Geistlichkeit besaßen. Er war im Heere und im Staatsdienste unentbehrlich geworden, und hatte folgeweise den größern Theil der Officier- und Beamtenstellen inne. Die beiden bevorzugten Stände bildeten eine kleine Minderheit, welche vor dem dritten Stande nichts mehr voraus hatte, vielmehr nur als Hemmschuh an der Staatsmaschine und als Kette an den Armen des Volkes wirkte.

Ungeachtet aller dieser Thatsachen besaß das hochgebildete Volk der Franzosen weniger politische Rechte, als in den finsteren Zeiten des Mittelalters. Denn damals wurde der

dritte Stand in Verbindung mit den beiden übrigen bisweilen noch zusammen berufen und konnte dann die Interessen des Volkes vertreten und dessen Rechte geltend machen. Seit die Versammlungen der Generalstaaten aufgehört hatten, war der dritte Stand der Willkür der Krone und der bevorzugten Stände schutzlos preis gegeben. Die Vorrechte der letzteren dagegen dauerten fort auch unabhängig von den Generalstaaten.

Die schimpfliche Regierung Ludwig's XV. und die Schwäche seines Nachfolgers gaben der Nation gerechten Grund zur Unzufriedenheit. Der Krieg, welchen die großen Schriftsteller Frankreich's gegen die herrschenden Mißbräuche geführt, hatte ihr die Augen über die Zustände des Vaterlandes geöffnet. Der amerikanische Freiheitskampf, an welchem die französische Nation so lebhaften Theil genommen, hatte ihr den Gedanken einer Revolution sehr nahe gelegt. Die Aufforderung, welche der Minister Brienne an alle Schriftsteller erließ, ihre Ansichten über die Zusammenberufung der Generalstaaten zu entwickeln, brachte die ganze Nation in Bewegung.

Die menschliche Natur ist an und für sich mehr geneigt, zu kritisiren, als neue Schöpfungen zu gestalten, schon aus dem Grunde, weil das erstere viel leichter ist, als das letztere. Wird sie überdieß durch die Macht der Verhältnisse in dieser Neigung noch gefördert, so ergiebt sie sich derselben mit einem Aufwande von Kraft, welcher die bestehenden Zustände in große Gefahr bringt. Die ununterbrochenen Wechsel, welche seit dem Todestage Ludwig's XV. und zum Theil schon früher, über Frankreich hinweggezogen waren, legten Jedermann zu Vergleichungen an. Je geringer die Zahl derjenigen, welche an der Regierung in Frankreich Theil hatten, desto häufiger waren die Kritiker, seit die Rolle solcher nicht mehr wie früher, große Gefahren in ihrem Gefolge hatte.

An der allgemeinen Stimmung der Nation, welche den alten Einrichtungen ungünstig war, und den alten Respect vor den Machthabern abgestreift hatte, nahmen auch die bevorzugten Stände Theil. Die Aufregung war bis in die innersten Gemächer der königlichen Familie gedrungen. In bewegten Zeiten thut den Herrschern Ruhe und Umsicht besonders Noth. Dem französischen Hofe fehlte aber gegen Ende dieses Zeitabschnitts die eine und die andere. Er hatte die Selbstachtung und die Achtung der Nation verloren.

Der König und die Königin, die Brüder, die Schwestern, die Schwägerinnen und die Tanten des Königs, die Prinzen vom Geblüte, der Adel und die Geistlichkeit, die Parlamente und die Notabeln, die Minister und Höflinge trugen alle das Ihrige zu der hereinbrechenden Catastrophe bei: der Eine durch seine Schwankungen, die Andere durch ihre Leichtfertigkeit; Jene durch ihre Zwietracht, Diese durch kleinliche Eifersucht. Das starre Festhalten an verhaßten Vorrechten und Mißbräuchen, Cokettiren mit den Zeit-Ideen, ungerechtfertigte Systemwechsel und Ministerveränderungen — alle diese und hundert andere Verkehrtheiten bahnten den Weg zu der Ueberzeugung, die sich allmälig feststellte, daß nur durch Gewalt den bevorzugten Ständen die von der Nation verlangten und allgemein als nothwendig erkannten Verbesserungen abgetrotzt werden könnten.

Die Schuld eines Jahrhunderts, voll von Verbrechen und Schandthaten, welche mit der Krone Ludwig XVI. als Erbtheil zugefallen war, konnte durch diesen schwachen König nicht getilgt, ja nicht einmal verzinst werden. Der Bankrutt, welcher unter seiner Regierung eintrat, umfaßte nicht bloß die Finanzen, sondern auch alle übrigen Zweige des Staatslebens, die Kirche und die Gesellschaft. Bis zu dieser Stunde sind nur Palliativmittel angewendet worden, ihn zu heben. Er besteht noch fort, obgleich die Gläubiger, d. h. die Völker ihren Schuldnern, den Fürsten ab und zu Stundungsfristen gewährt haben.

In dem Sturme, welcher aus den Schluchten eines hundertjährigen Elends, Zornes

und Grimmes hervorbrach, flogen die papiernen Stammbäume, die Ordenskreuze der Pfaffen und Ritter und die Zöpfe der Spießbürger wie Spreu in die Luft. Nur Entschlossenheit und Umsicht, oder Tapferkeit gepaart mit Freiheitsgefühl hielten Stand und retteten wenigstens einen Theil der Früchte der Revolution, als ganz Europa im Bunde mit inländischen Verräthern gegen Frankreich zu Felde zog.

Bevor die Regierung Ludwig's XVI. ihre erste Niederlage in den Straßen von Paris erlitt, war sie von dem Adel und der Geistlichkeit geschlagen worden, als sie die von Türgot befürworteten Reformen einführen, von den Parlamenten, als sie diese in eine untergeordnete Stellung herabdrücken wollte, und von der öffentlichen Meinung, die sie weder für sich gewinnen, noch zum Schweigen bringen konnte. Ludwig XVI., welcher wider seine Ueberzeugung jedesmal nachgegeben hatte, so oft ihm ein Widerstand entgegengetreten war, konnte seinem Volke weder Schrecken, noch Achtung einflößen. Die Feinde des Königthums fanden in ihm keinen furchtbaren Gegner, die Freunde der alten Monarchie keine feste Stütze. In der Mitte zwischen den Parteien des Fortschritts und des Rückschritts, der neuen Freiheit und des alten Despotismus, ein Spielball in den Händen beider, hatte er längst aufgehört, den Ton in seinem Reiche anzugeben, bevor irgend eine Gewaltthat seinen Thron erschüttert.

Der Fortschritt einer Nation setzt gleichmäßig voraus, daß die große Masse an sittlicher Kraft und intellectueller Befähigung zu-, und ihre Bedrücker daran abnehmen.

Die Geschichte Frankreich's während dieses Zeitabschnittes ist besonders aus dem Grunde so sehr anziehend und lehrreich, daß diese Zu- und Abnahme mit seltener Bestimmtheit und Klarheit hervortritt.

In der ersten Zeit Ludwig's XIV. besaßen Königthum, Adel und Geistlichkeit ein so hohes Uebergewicht im Schooße des französischen Volkes, daß ihnen nirgends eine offene Opposition in den Weg trat. Der denkende Theil der Nation konnte mit den Eroberungskriegen, dem Maitressenwesen und dem Luxus des Königs nicht einverstanden sein. Die Protestanten fühlten mit Widerwillen den auf ihnen lastenden Druck. Doch die Zahl und der Einfluß der denkenden Menschen und der Protestanten war sehr klein.

Gegen das Ende der Herrschaft Ludwig's XIV. hatte der Tyrann die Liebe und die Achtung der gesammten Nation vollständig verloren. Kein König starb jemals in Frankreich, welcher so lange geherrscht hatte und doch so wenige Verehrer und Anhänger hinterließ. Die Nation hatte die ihr auferlegten Opfer nicht umsonst gebracht. Das blinde Vertrauen in ihre Herrscher war erschüttert worden. Die Zahl der denkenden Menschen hatte zugenommen. Königthum, Adel und Geistlichkeit mußten sich eine immer bitterer werdende Opposition gefallen lassen, obgleich diese sich für's erste nur auf dem Gebiete der Literatur wirksam erwies.

Indem der Herzog von Orleans das Testament Ludwig's XIV. schon am Tage nach dessen Tode fast ohne alle Anstrengung umstieß, feierten der Wille der Nation und die Verfassung des Landes einen Triumph über den despotischen Willen des Königs. Ludwig XIV. hatte das Ansehen des Adels geschwächt, indem er denselben mehr und mehr unterjochte und ihm fast unerschwingliche Opfer an Menschen und Geld auferlegte. Er hatte den gerechten Haß des denkenden und fühlenden Theiles der Nation gegen die Geistlichen aufgestachelt, indem er dieselben im Kampfe mit den Protestanten zu seinen Henkern, im Streite mit den Jansenisten und mit dem Papste zu seinen willigen Werkzeugen erniedrigte.

Der Regent, welcher deutlich zu erkennen gab, daß er über den von den Pfaffen gelehrten Unsinn erhaben sei, gab selbst das Beispiel des Unglaubens. Er gestattete eine gewisse Freiheit des Urtheils in kirchlichen und Staats-Angelegenheiten und beförderte

dadurch noch mehr die geistige Entwickelung der Nation. Der Aberglaube hörte auf Mode zu sein. Er wurde zur lächerlichen Grimasse, oder zur lästigen Ceremonie, der man sich unterwarf, weil man nicht den Muth hatte, mit ihm offen zu brechen.

Mit Ludwig XV. und Ludwig XVI. stieg die vollständigste Unfähigkeit auf den französischen Thron, während unter deren Herrschaft die größten Geister Frankreich's daran arbeiteten, die Blößen, welche die bevorzugten Stände sich gaben, aufzudecken und dem Gedanken der Freiheit Kraft zu verleihen.

Die gebildeten Klassen des Volkes nahmen die Lehren der Encyclopädisten, Voltaire's, Rousseau's, Thomas Paine's in sich auf, und schwärmten für den Sieg der amerikanischen Republikaner über das englische Königthum. Von Jahrzehent zu Jahrzehent schwand die Furcht vor den bevorzugten Klassen mehr und mehr. Die Achtung vor diesen, welche niemals sehr groß gewesen war, nahm in noch höherm Grade ab. Auf Seiten der Freiheit und des Fortschritts ließ sich allein wahre Ehre erwerben, und die falsche Ehre, über welche der Hof verfügte, sank daher in Mißcredit.

Im Laufe von acht Jahrzehnten hatte sich die französische Nation von dem niedern Standpunkt alt hergebrachter Unterwürfigkeit auf denjenigen des unveräußerlichen Menschenrechts emporgeschwungen. Sie war zum Bewußtsein des unwürdigen Druckes gelangt, unter welchem sie so lange gehalten worden war und verlangte Freiheit.

Jede Revolution kann sich nur gründen auf die Stimmung des Volkes. Sie ist eine Unmöglichkeit, wenn dieses zufrieden ist, oder auf gesetzlichem Wege Abhülfe seiner Beschwerden erwartet, oder endlich die Regierung für stark hält. Nur eine schwache Regierung, welche jeder gesetzlichen Reform widerstrebt, hat zu befürchten, daß die Unzufriedenheit des Volkes sich in gewaltsamen Aufständen Bahn bricht. Diese drei Voraussetzungen einer Revolution trafen alle gegen das Ende des vorletzten Jahrzehents des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich zusammen. Die Finanzkrisis, die Philosophie, das Hungerjahr, die Oesterreicherin, Ludwig XVI., sein Adel, seine Pfaffen und seine Minister — riefen nur insofern die Revolution hervor, als sie dazu beitrugen, jene drei Voraussetzungen derselben thatsächlich zu begründen.

Je unumschränkter eine Monarchie, desto größer ist im Falle der Mißstimmung des Volkes die Gefahr einer Revolution. Denn sie ist ihrer Natur nach unfähig, gesetzliche Abhülfe zu gewähren, oder auch nur die Erwartung einer solchen zu eröffnen. Die Krankheit eines Königs, irgend ein Verstoß, dessen er sich in der Auswahl seiner Minister oder in der Durchführung irgend einer entscheidenden Maßregel schuldig macht, kann die Mißstimmung des Volkes in eine Revolution verwandeln, während in dem freieren Staate die Abhülfe durch den Beschluß der gesetzgebenden Versammlung herbeigeführt wird

---

Zweiter Abschnitt.

Großbritannien und Irland.

§ 18. Die Republik (1649—1660).

Die Franzosen sammelten im Laufe dieses Zeitabschnitts die Kräfte zu der großen Revolution, welche das ganze Staatengebäude Europa's erschütterte, die Engländer gelangten zum Genusse der Früchte der Freiheitskämpfe, welche sie gegen das Haus Stuart führten. Britannien erfreute sich aller Vortheile und litt alle Nachtheile seiner insularischen Abgeschlossenheit. Die Fremden konnten dessen Entwickelungsgang weder wesentlich hemmen, noch wesentlich fördern. Die Britten errangen diejenigen Resultate, welche ihrer Eigenthümlichkeit am meisten zusagten. Die Hoffnungen der Republikaner gingen unter, aber auch diejenigen der Despotenknechte. Die Ueberspannung der Independenten führte zu der Dictatur Cromwel's und diese zur Wiederherstellung der alten Monarchie unter dem Hause Stuart. Die nichtswürdige Verwaltung Karl's II. und die Gewaltherrschaft Jakob's II. hatten aber nicht ein entgegen gesetztes Extrem in ihrem Gefolge, vielmehr ein Compromiß, welches der neue König Wilhelm III. unter freudiger Zustimmung der überwiegenden Mehrheit der Nation, mit dem Parlamente abschloß, und welches die Rechte des Königthums, des Adels, der Kirche und des Volkes dauernd feststellte.

Bis zum heutigen Tage ruht das englische Staatsleben auf den Gesetzen, welche Wilhelm III. nach Vertreibung Jakob's II. mit dem Parlamente vereinbarte.

Indem sämmtliche Parteien Englands ihre Prinzipien aufgaben, um sich über einen unmittelbar praktischen Erfolg zu verständigen, nahm die Nation eine durchaus praktische Richtung. Die Interessen traten mehr und mehr in den Vorder-, die Prinzipien in den Hintergrund. Der Wohlstand des Reiches nahm zu, doch häufig auf Kosten des Rechtes. Die bevorzugten Klassen sammelten unermeßliche Reichthümer, während die Arbeiter sich oft mit spärlichem Lohne begnügen mußten. Das Mutterland herrschte nicht selten mit Härte über die Kolonien und veranlaßte dadurch die Losreißung seiner blühendsten Besitzungen in Nord-Amerika und einen Krieg, in welchem alle Sympathien der civilisirten Welt sich von England abwandten.

Keiner Nation der Neu-Zeit war es vergönnt, wie den Griechen und Römern des Alterthums, den Mittelpunkt zu bilden, um welchen sich die ganze civilisirte Welt drehte.

Auf religiösem Gebiete gaben seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Deutschen, auf politischem seit dem Ende des siebenzehnten die Engländer den Ton an. Diese waren das erste Volk, welches mit seinen Königen einen Freiheitskampf auf Tod und Leben durchführte und dessen einen Abschnitt mit der Hinrichtung, dessen andern mit der Absetzung und Vertreibung ihres Zwingherren abschlossen.

Der Tod, welchen Karl I. auf dem Schaffotte erlitt, brachte in Britannien eine unermeßliche Erschütterung hervor. Nur ein verhältnißmäßig nicht sehr zahlreicher Theil der Parteien, welche gegen die Tyrannei Karl's verbunden gewesen waren, hatte die Hinrichtung des Königs durchgesetzt. Die Nation ließ sich dieselbe gefallen, ohne sie zu billigen.

Jede Maßregel, welche dem Willen des Volkes entschieden widerspricht, führt früher oder später zu schlimmen Folgen, selbst dann, wenn sie aus den edelsten Beweggründen her-

vorgegangen, weil sie keine feste Grundlage hat, um so mehr aber wenn sie das Ergebniß wilder Leidenschaften ist. Nicht klar sehende Freunde der Freiheit, sondern zum größern Theile frömmelnde Fanatiker hatten die Hinrichtung des Königs bewirkt. Nicht auf Gründen des Staatsrechts und Gemeinwohls, sondern auf Bibelstellen und unsinnigen Bildern einer erhitzten religiösen Phantasie ruhte das Todesurtheil, welches über Karl I. gesprochen wurde.

Die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts, wie mehr oder weniger die ganze Geschichte der Neu-Zeit wurde wesentlich nach royalistischen Aufzeichnungen von royalistischen Schriftstellern geschrieben. Die Klagen über die Hinrichtung Karl's I. sind daher gewöhnlich sehr übertrieben. Sie nehmen mehr Raum ein, als die Klagen über die Tausende, welche dieser Tyrann in's Unglück gestürzt oder denen er in dem von ihm herbeigeführten Kriege den Tod bereitet hatte. So lange der Werth eines Menschen nicht nach seinen inneren Eigenschaften, sondern nach dessen äußeren Verhältnissen bemessen wird, kehrt man die sittliche Ordnung der Dinge um.

Wenn die Trauer des englischen Volkes über die Hinrichtung des Königs Karl so herzzerreißend gewesen wäre, als die meisten königlichen Geschichtschreiber sie schildern, so wäre gewiß vor eilf Jahren ein Umschwung in den politischen Verhältnissen eingetreten.

Besonders lächerlich ist es aber, aus Karl I. einen Märtyrer machen zu wollen. Ein Märtyrer hat Grundsätze, Karl I. hat nur Leidenschaften gehabt. Ein Märtyrer wechselt seine Ansichten und Bestrebungen nicht, er giebt nicht nach, sondern bleibt auf der von ihm betretenen Bahn unbekümmert um die Folgen. Karl I. schwankte aber immer zwischen Episcopalen, Presbyterianern und Katholiken, zwischen unbeschränktem und beschränktem Königthume, zwischen unverantwortlichen Zugeständnissen und unhaltbaren Vorrechten hin und her.

Die Royalisten nennen die Hinrichtung Karl's I. einen Mord. Schwerlich ist aber jemals ein Mensch hingerichtet worden, welcher so viele Verbrechen: Verrath an seinem Volke, Meineid, Treubruch, Mord und Raub auf seinem Gewissen hatte, als Karl. Dieses vorausgesetzt kömmt sehr wenig darauf an, ob gegen den Gerichtshof, welcher ihn verurtheilte, einige formelle Einwendungen erhoben werden können, oder nicht. Die Ueberschätzung der Formen ist aber freilich einer der Grundfehler der englischen Nation. So lange sie denselben nicht abstreift, wird sie niemals einen großartigen Fortschritt auf dem Gebiete der Menschlichkeit machen.

Königthum und Oberhaus waren abgeschafft*). Allein es ist leichter zu zerstören, als neue Schöpfungen zu gestalten. Die Gründung einer neuen besseren Ordnung der Dinge hatte nicht gleichen Schritt mit der Beseitigung veralteter Uebelstände gehalten. Das Königthum war entfernt, allein tausend Vorurtheile, welche dasselbe begründet hatten, dauerten fort, zahlreiche Anhänger desselben lebten und der älteste Sohn des hingerichteten Monarchen behauptete, von Gottes Gnaden Nachfolger seines Vaters zu sein und nannte sich König von England, obgleich er nicht wagte, seinen Fuß auf den englischem Boden zu setzen. Das Oberhaus war auseinander gesprengt, allein die Mitglieder, welche dasselbe gebildet hatten, und welche vermeinten, ihr Recht auf die Pairswürde bestehe fort, harrten mit Ungeduld des Augenblicks, der ihnen gestatten würde, ihre Sitze im obersten Rathe des Volkes wieder einzunehmen.

Königthum und Oberhaus konnten nur dadurch dauernd überwunden werden, daß eine neue, der Nation besser zusagende Verfassung in's Leben trat. Eine solche kam nicht zu Stande, die Rückkehr zu Königthum und Oberhaus war daher unvermeidlich.

Die Stärke der siegreichen Partei, welche das Königthum und das Oberhaus umge-

*) S. Geschichte der Neu-Zeit Buch I. § 87. S 580.

worfen hatte, wurzelte nicht in der Nation, sondern in einem Heere von fünfzig tausend Mann, welches unter dem vorherrschenden Einflusse Cromwel's stand, obgleich dieser nur der zweite, während Fairfax der erste Feldherr im Range war.

Von den alten Trägern der Gewalt: König, Ober- und Unterhaus war nur ein kleiner Theil des letztern zurück geblieben. Er konnte dadurch politische Bedeutung gewinnen, daß er an die Stelle der bevorzugten Klassen der Gesellschaft, welchen die Revolution ihre Vorrechte entrissen hatte, die große Masse des Volkes an sich heranzog, dieser Theil an der gesetzgebenden Gewalt verlieh und die ihr bisher vorenthaltenen Ansprüche auf Gleichberechtigung einräumte.

Keine gewaltsame Veränderung in den persönlichen Verhältnissen eines Volkes kann von Dauer sein, wenn ihr nicht ein entsprechender Wechsel in dem Besitzstande zur Seite steht. Der reiche Mann behauptet seine bevorzugte Stelle in der Gesellschaft, auch wenn ihm seine persönlichen Vorrechte entzogen worden sind.

Wilhelm's des Eroberers Herrschaft über England wurde dadurch so fest, daß er sie auf einen vollständigen Umsturz in den Güterverhältnissen stützte.

Das Parlament, welches nur aus dem kleinen, von dem Heere noch geduldeten Theile des Unterhauses bestand, begnügte sich aber damit, einige seiner früher ausgeschlossenen oder freiwillig weggebliebenen Mitglieder wieder zuzulassen, und einige neue Wahlen anzuordnen. Es war dieses eine halbe Maßregel, welche Niemanden befriedigte, um so weniger als nicht alle Mitglieder und die auserwählten nur unter der Bedingung zugelassen wurden, die in Betreff der Hinrichtung des Königs gefaßten Beschlüsse gut zu heißen; und als nicht in allen unvertretenen Bezirken, sondern nur in denjenigen, deren das Parlament sicher zu sein glaubte, neue Wahlen ausgeschrieben wurden. Das Parlament schwang sich daher nicht zu einer wirklichen Volksvertretung empor, vielmehr blieb es, was es seit der durch den Obersten Pride*) vorgenommenen sogenannten Reinigung gewesen war, das Organ einer einzigen, nicht sehr zahlreichen Partei. Eine unvolksthümliche oberste Behörde kann unmöglich eine volksthümliche neue Ordnung des Staats begründen. Jede volksthümliche Bestimmung würde ihr gefährlich werden. Der mächtigste aller Triebe, derjenige der Selbsterhaltung gestattet ihr nicht, einzulenken. Nur zwingende Gewalt kann sie dazu bestimmen. Eine solche trat aber dem Parlamente damals nirgends entgegen. Die englische Nation war des Kampfes müde und ließ das Parlament gewähren. Dieses ernannte einen Staatsrath, welcher aus acht und dreißig Mitgliedern bestand, als oberste Vollziehungsbehörde. Schon damals war aber Cromwel für die siegreiche Partei der unvermeidliche Herrscher geworden. Nur er konnte sie schützen gegen ihre zahlreichen Feinde. Wenn auch in England das Parlament auf keinen Widerstand stieß, so waren doch weder die Irländer, noch die Schotten geneigt, sich ihm zu unterwerfen.

Die Waffenruhe, welche der Graf von Ormond nach dem irischen Blutbade abgeschlossen hatte, war nicht von langer Dauer. Der päpstliche Nuntius†) Renuccini bethörte das leichtgläubige und für pfäffische Einflüsse zu sehr empfängliche Volk. Die Irländer brachen den kaum geschlossenen Stillstand. Der Graf von Ormond zog sich aus Irland zurück, nachdem er die von ihm besetzt gehaltenen Städte Dublin, Tredah, Dündalk und einige andere den Truppen des Parlaments übergeben hatte. Die Gefahr, welche der katholisch-irländischen und der protestantisch-königlichen Partei gemeinschaftlich drohte, trieb zu einer Vereinigung beider gegen das englische Parlament. Renuccini wurde aus dem Land getrieben, Ormond zurückberufen. Die wenigen Städte, in welchen sich die Truppen des Parlamentes behaupteten, wurden angegriffen. Dundalk, Tredah,

*) S. Geschichte der Neu-Zeit Buch I. § 87 S. 580.

†) Geschichte der Neu-Zeit B. I. § 87 S. 575.

Neury und einige andere feste Plätze fielen in die Gewalt Ormond's. Dublin wurde umzingelt. Es war sogar davon die Rede, daß der Sohn Karl's I. sich persönlich an die Spitze seiner Partei in Irland stellen würde. Doch nicht lange dauerten die Erfolge der Königlichen. Der Oberst Michael Jones brachte, nachdem er Verstärkungen aus England erhalten hatte, dem Grafen von Ormond in der Nähe von Dublin eine schwere Niederlage bei (2. August 1649). Cromwel, welchem der Oberbefehl über das englische Heer in Irland übertragen worden war, nahm im Sturme Tredah und Wexford. Gelähmt durch den Schrecken, welcher vor ihm herging, öffneten ihm die meisten Städte, denen er sich näherte, freiwillig ihre Thore. Die englischen Besatzungen von Cork, Kinsale und den übrigen Städten der Provinz Munster, welche dem Könige Karl II. gehuldigt hatten, gingen zur Partei des Parlamentes über. Nur die irländischen Katholiken blieben noch im Felde. Im Frühjahre 1650 eroberte Cromwel die Städte Kilkenny und Clonmel. Ormond mußte fliehen. Mehr als 40,000 Irländer verließen ihr Heimathland, um sich im fremden Dienste der Herrschaft ihrer Feinde zu entziehen. In weniger, als neun Monaten war Irland fast gänzlich besiegt. Was Cromwel erfolgreich begonnen hatte, setzte Ireton mit Nachdruck fort. An der Spitze eines Heeres von 30,000 Mann vollendete er die Unterwerfung der Insel. Sir Phelim O'Neele büßte am Galgen den Antheil, den er an dem irischen Blutbade gehabt hatte. Limerik, die letzte Zufluchtsstätte der irischen Katholiken, fiel in die Gewalt der Engländer. Doch hier endigte auch Ireton's Siegeslaufbahn. Er starb an der Pest (1651). Er war die kräftigste Stütze der republikanischen Partei gewesen. Auf ihn hatte diese ihre Hoffnungen gesetzt. Mit ihm ging der kurze Traum der Freiheit unter.

Während Cromwel in Irland beschäftigt war, nahm Schottland gegen das englische Parlament eine feindliche Stellung an. Nach Karl's I. Tode hatten die Engländer ihre Nachbarn im Norden vergeblich aufgefordert, sich für die republikanische Regierungsform zu erklären. Das schottische Parlament faßte den unverständigsten aller Beschlüsse, der sich in einer so gefahrvollen Zeit denken ließ. Es entschied sich weder für die Republik, noch für die Monarchie, sondern für einen Mittelweg zwischen beiden, welcher Schottland nothwendig in einen Krieg mit England verwickeln und zugleich die Kraft des Reiches lähmen mußte. Die Schotten riefen Karl II. zum Könige aus, legten diesem aber so drückende Bedingungen auf, daß er nur die Rolle einer Puppe in den Händen der Drathzieher, nicht aber diejenige eines Monarchen spielen konnte. Der neue König sollte die einzigen Leute, auf welche er sich in Schottland verlassen konnte, die Anhänger Hamilton's und Montrose's von seinem Hofe verbannen, den Covenant*) unterzeichnen, in bürgerlichen Angelegenheiten sich dem Parlamente und in kirchlichen der presbyterianischen Kirchenversammlung vollständig unterordnen. Ein Mann von Selbstgefühl würde sich geschämt haben, auf Kosten seiner treuesten Freunde und seiner Grundsätze irgend ein Abkommen zu treffen, ein kluger Mann würde unter solchen Bedingungen den Kampf mit einem übermächtigen Feinde nicht begonnen haben. Doch der Sohn Karl's I. besaß weder edeln Stolz, noch gefügige Klugheit. Er nahm die ihm dargebotene Krone an in der Hoffnung, die lästigen Bedingungen, unter welchen es geschah, früher oder später abschütteln zu können.

Bevor die Unterhandlungen zwischen dem schottischen Parlamente und dem ältesten Sohne Karl's I. abgeschlossen waren, machte Montrose auf eigene Faust, doch schwerlich ohne die geheime Zustimmung Karl's den Versuch, das Haus Stuart wieder in den unbeschränkten Besitz der schottischen Krone zu setzen. Sein Unternehmen mißlang. Montrose erlitt eine Niederlage, wurde gefangen und hingerichtet (21. Mai 1650). Ein

*) S. B. I. d. Gesch. der Neu-Zeit § 87 S. 575.

gleiches Schicksal hatten viele seiner hervorragendsten Anhänger. Das hielt aber Karl nicht ab, sich nach Schottland zu wagen. Den 23. Juni 1650 schiffte er sich dahin ein. Die Demüthigungen, die er sich von Seiten der presbyterianischen Pfaffen und Pfaffenknechte gefallen ließ, waren haarsträubend. Er mußte alle seine Erlasse in dem unausstehlichen Tone salbadernder Heuchelei, welcher damals, wie theilweise heute noch, in Schottland üblich war, abfassen, „den Götzendienst seiner Mutter und die demselben im Hause seines Vaters gewährte Duldung beklagen" und sich in Worten und Thaten vollständig die Herrschaft einer ihm und seinem Hause feindlich gesinnten Partei, an deren Spitze der Herzog von Argyle stand, gefallen lassen. Er mußte nicht bloß für seine eigenen Sünden, sondern auch für diejenigen seines Vaters, seiner Mutter und seines Großvaters Buße thun. Zum Lohne für alle diese Herabwürdigungen wurde ihm durchaus kein Antheil an der Verwaltung des Staates eingeräumt. Die Krone, die er trug, brachte ihm nur Gefahren. Glanz, Ehre, Reichthum und Macht, — das einzige, was Karl gesucht hatte, fand er nicht in Schottland.

Die Pfaffen hatten die unglücklichen Schotten in einen solchen Gemüthszustand hinein gearbeitet, daß sie die natürlichen Freuden des Lebens verachteten und haßten und daß die Aufspürung und Verbrennung von Hexen eine der beliebtesten und am meisten verbreiteten Volksbelustigungen war. Die Schotten trieben ihre unselige Verblendung so weit, daß sie z. B. in einem Dorfe nahe bei Berwick, welches nur vierzehn Häuser zählte, vierzehn Personen wegen Hexerei verbrannten.

Während die religiösen Fanatiker Schottland's den König ihrer Wahl quälten und angebliche Hexen verbrannten, rückte das englische Heer dem Norden zu. Fairfax hatte den Oberbefehl nieder gelegt. Cromwel, welcher schon lange in der That Oberbefehlshaber gewesen war, erhielt nun auch den Titel eines solchen.

In der Schlacht gaben nicht die wilden Gebete der Pfaffen und Pfaffenknechte, sondern der Muth und die Entschlossenheit der Krieger den Ausschlag. Die Schotten erlitten zuerst (3. September 1650) bei Dunbar und ein Jahr später (3. September 1651) bei Worcester furchtbare Niederlagen. Mit Mühe und im Kampfe mit großen Gefahren rettete sich Karl durch die Flucht. Schottland fügte sich in sein Schicksal und befand sich besser unter der Herrschaft englischer Krieger, als unter derjenigen seiner eigenen Pfaffen.

Sämmtliche englische Kolonien, die Inseln Jersey, Guernsey, Scilly und Man unterwarfen sich rasch hinter einander der Republik, deren Waffen in allen Theilen der Erde gefürchtet waren. Seit den Tagen der Königin Elisabeth hatte England nie eine so gebietende Stellung inne gehabt. Unglücklicherweise verstanden es die Machthaber zu London nicht, von derselben einen Gebrauch zu machen, welcher der hochherzigen Bestrebungen der ersten Zeiten des Freiheitskampfes würdig gewesen wäre. Cromwel hatte Scharfblick genug, zu erkennen, daß die vereinigten Niederlande der einzige Staat Europa's sei, welcher nach seiner geschichtlichen Entwickelung und seiner damaligen Staatsverfassung Wahlverwandtschaft mit der englischen Republik habe. Allein er bedachte nicht, daß der Einfluß des Hauses Oranien ihm feindlich gegenüber stehe, und daß mancherlei kleine Handels-Eifersüchteleien besiegt werden müßten, bevor eine herzliche Annäherung beider Republiken herbeigeführt werden könne.

Wilhelm II. von Oranien, seit 1647 Statthalter der Niederlande*), war mit einer Prinzessin aus dem Hause Stuart vermählt. Während des Kampfes hatten die Niederländer der königlichen Partei manche wichtige Dienste geleistet. Nach dessen Abschlusse nahmen sie die Flüchtlinge derselben gastlich auf. Die Niederlande wurden die Zufluchtsstätte der gesammten königlichen Partei. Die englischen Großen hatten zum

*) S. Geschichte der Neu-Zeit B. I. §. 51 S. 357.

Theil ansehnliche Reichthümer aus dem Schiffbruche ihrer Vermögensverhältnisse gerettet und übten einen gewissen Einfluß auf die öffentliche Meinung der Niederlande aus.

Der Gesandte der englischen Republik, Dorislaus, hatte Mühe, bei den Generalstaaten öffentliches Gehör zu finden, und als die royalistischen Flüchtlinge voll von Hasse gegen ihre politischen Feinde ihn ermordeten, ließen die niederländischen Behörden, wohl absichtlich, die Mörder unbestraft. Von einem niederländischen Hafen aus hatten sich Montrose und später Karl II. nach Schottland eingeschifft, um die englische Republik zu bekämpfen. Die Eröffnungen, welche der neue englische Gesandte St. John den Niederlanden in Betreff eines engen Bündnisses gemacht hatte, waren sehr kalt aufgenommen worden. Manche persönliche Beleidigungen, welche dem Vertreter der englischen Republik in den Niederlanden zugefügt wurden, reizten diesen auf's äußerste. Er kehrte voll von Grimm nach London zurück und theilte diesen seinen Landsleuten mit.

Im wohlverstandenen Interesse beider Republiken lag es, zusammen Frieden und Freundschaft zu halten. Allein die oranischen Interessen galten in den Niederlanden und die Cromwel'schen in England mehr, als diejenigen des Volkes. Das Haus Oranien stand dem Hause Stuart näher, als der englischen Nation und der Sache der Freiheit, und Cromwel dachte nur auf Mittel, seine Herrschaft über England fester zu gründen. Ein Krieg mit den Niederlanden mochte dazu dienen. Diese Rücksicht entschied. Cromwel wollte den Kampf. An Vorwänden dazu konnte kein Mangel sein.

Das Parlament erließ die berühmte Schifffahrtsakte, durch welche allen fremden Nationen verboten wurde, in ihren Schiffen Waaren einzuführen, welche nicht die Produkte ihres Landes seien. Dieser Beschluß war unmittelbar gegen die Niederländer gerichtet, welche von allen Völkern die meisten fremden Waaren auf ihren Schiffen nach England zu bringen pflegten. Der Ton und die Haltung, welche die englische Regierung den Niederlanden gegenüber einnahm, wurde immer feindlicher. Vergebens suchten die letzteren die von St. John angeknüpften Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Der Krieg brach aus und wüthete zwei Jahre lang (1652—1654) auf der See. Die holländischen Admirale Tromp, de Witte und de Ruiter fochten sehr tapfer gegen den englischen Seehelden Blake. Die Niederländer litten aber doch mehr, als ihre Feinde und suchten daher den Frieden, der ihnen nicht ohne einige Demüthigungen gewährt wurde.

Die Aufregung, welche dieser Krieg in seinem Gefolge hatte, benützte Cromwel zu seinen herrschsüchtigen Zwecken. Nach der Hinrichtung Karl's I. hatte das Parlament keine andere Wahl, als entweder sich auf die Masse des Volkes zu stützen und durch diese zu kräftigen, oder aber von den Führern des Heeres beseitigt zu werden. Die sechszig oder siebenzig Personen, welche sich Parlament nannten und in Westminster Beschlüsse faßten, erkannten ihre Stellung nicht. Sie hatten weder den Muth, sich auf entschieden republikanischen, noch auf durchaus soldatischen Boden zu stellen. Ueber vier Jahre lang quälten sie sich mit untergeordneten Fragen ab, ohne der Republik durch eine neue Verfassung und Volksvertretung eine dauernde Grundlage zu schaffen, ohne ihr andere Gefühle, als diejenigen des Unwillens und der Verachtung einzuflößen. Offen und mannhaft für die Freiheit zu kämpfen, gebrach es dem sogenannten Parlamente an Entschlossenheit und Einsicht. Unter der Hand wirkte es aber gegen Cromwel, indem es die Flotte im Verhältniß zum Landheere begünstigte und dieses zu vermindern suchte. Cromwel durchschaute diese Pläne. An der Spitze von dreihundert Mann rückte er nach Westminster, machte der Versammlung die bittersten Vorwürfe, überschüttete mehrere ihrer Mitglieder mit den gemeinsten Schimpfworten, und sprengte das lange Parlament, welches den Spottnamen rump-parliament (A — Parlament) erhielt, aus einander (20. April 1653).

Keine Stimme und keine Hand regte sich zu dessen Gunsten. So tief war die einst so mächtige Versammlung in der öffentlichen Meinung gesunken!

Seit der Schlacht von Worcester hatte Cromwel immer entschiedener darnach gestrebt, die höchste Gewalt über Großbritannien und Irland an sich zu reißen. Nicht die Furcht vor dem Parlamente, das er verachtete, wohl aber die Rücksicht, welche er dem Heere und namentlich vielen Ober-Offizieren desselben tragen mußte, hatte ihn bisher abgehalten, sich die Krone auf's Haupt zu setzen. Die Auflösung des Parlamentes war insofern ein Schritt in dieser Richtung, als Cromwel dadurch deutlich zu erkennen gab, daß er sich erhaben über eine Versammlung dünke, welche bisher das englische Volk vertreten hatte.

Cromwel hielt die Waage der Geschicke Englands in seiner derben Faust. Auf die Zeit, da die englische Nation mit Spannung den Worten ihrer gefeierten Redner lauschte, mit Heißhunger die heimlich gedruckten Flugschriften las, und aus Wort und Schrift neue Begeisterung für Freiheit und Recht zog, war eine ganz andere, weit weniger ideale und weit materiellere gefolgt. Die Kriegsberichte, welche Cromwel aus Irland und Schottland und Blake aus der Nordsee schickte, Heer und Flotte, und nicht mehr das Parlament bildeten den Schwerpunkt, um welchen sich die Hoffnungen und Wünsche der Nation drehten.

Drei und vierzig Jahre war Oliver Cromwel alt geworden, bevor er sich Ruhm und Ehre erwarb, und die Aussicht gewann, eine Rolle auf der Weltbühne zu spielen. Nach einer stürmisch durchlebten Jugend vertauschte er die Aufregungen des Spiels, des Trunkes und der Wollust mit denjenigen des religiösen Fanatismus. Die Stadt Cambridge wählte ihn in das lange Parlament, in welchem er zwei Jahre hindurch saß, ohne sich besonders auszuzeichnen. Als aber der Bürgerkrieg entbrannte (1642), sammelte er eine Reiterschaar, welche schnell zu einem Regimente wuchs. Diesem flößte er jene unbändige Entschlossenheit ein, welche aus einer Mischung von Freiheitslust und religiösem Fanatismus bestand und welche alles vor sich nieder warf. Cromwel wurde die Seele des ganzen englischen Heeres, indem er viele Offiziere und Soldaten, welche für die von ihm ausgehenden Anregungen unempfänglich waren, entfernte und nur durch solche ersetzte, welche bereit waren, mit ihm und für ihn dem Siege oder dem Tode entgegen zu gehen.

Die Royalisten und Presbyterianer, obgleich sie die große Masse der Bevölkerung Englands bildeten, hatten aufgehört, Einfluß und Macht zu besitzen. Im Heere und im Parlamente hatten seit der Hinrichtung des Königs nur die Republicaner Bedeutung. Der aufgeklärte Theil derselben, Männer wie Martin, Challoner, Harrington, Sidney, Wildman, Nevil und andere, welche den alten Kirchenglauben vollständig abgeworfen hatten zugleich mit dem Glauben an die Stuarte, konnten durch die heuchlerischen Reden Cromwels nicht gewonnen werden. Sie waren dessen gefährlichste Gegner. Er nannte sie Heiden und fürchtete sie. Denn auch im Heere hatten sie ihre Vertreter. Ireton war zwar gestorben, doch noch lebten Lambert, Ludlow, Lilburn, Packer und viele andere, welche ohne einen großen Namen in der Geschichte gewonnen zu haben, doch einen unauslöschlichen Haß gegen das Königthum hegten und dem Ehrgeize des Usurpators gewisse Schranken setzten, während dieser die fanatischen Republikaner, die das tausendjährige Reich erwarteten, ohne Mühe täuschen konnte.

Die englische Nation hatte seit Jahrhunderten alle ihr Freiheitsbestrebungen mit einem Parlamente so innig verbunden, daß Cromwel ohne ein solches nicht hoffen konnte, seine Gewalt zu behaupten. Er wagte jedoch nicht, dem Volke sein altes Recht der Wahl einzuräumen, vielmehr behielt er sich dieses selbst vor. Er lud ein hundert und acht und zwanzig Personen aus verschiedenen Theilen Englands, fünf aus Schottland und sechs aus Irland ein, welchen er und welche sich selbst den Namen eines Parlamentes beilegten.

Diese Versammlung ist bekannt unter dem Namen Barebone's Parlament, weil ein gewisser Preisgott Barebone sich in demselben durch sein salbungsreiches Geschwätz besonders hervorthat.

Nichts deutet bestimmter die geistige Richtung Cromwel's an, als die Zusammensetzung dieser Versammlung. Barebone's Parlament enthielt diejenigen Leute, auf welche er am besten einwirken zu können glaubte. Es bestand in seiner überwiegenden Mehrzahl aus religiösen Schwärmern, aus Anhängern des tausendjährigen Reiches, Anabaptisten*), Antinomiern†) und Independenten. Unter diese hatte Cromwel aber einige zuverlässige Freunde gemischt, welche die religiösen Abgeschmacktheiten dieses magern Parlamentes mitmachten, jederzeit aber bereit waren, dieselben auf höhern Wink zu Ende zu bringen. Cromwel gestattete dieser Versammlung, sich vom 4. Juli bis zum 12. December 1653 in den ausschweifendsten Redensarten zu ergehen, ohne irgend einen Beschluß gefaßt zu haben. Dann gaben Cromwel's Anhänger in einer frühen Morgenstunde diesem diejenige Gewalt, welche die Versammlung von ihm erhalten hatte, zurück. Die übrigen Mitglieder, welche noch forttagen wollten, wurden mit Gewalt auseinander gesprengt. Niemals haben sich religiöse Fanatiker so lächerlich gemacht, als zur Zeit Barebone's, niemals wurde das englische Parlament elender carrikirt, als durch die Versammlung, welche den Namen dieses abgeschmackten Schwätzers trug.

Ohne Parlament oder wenigstens den Schein eines solchen war in England keine Regierung zu führen. In vier Tagen entwarf daher der Rath der Offiziere des Heeres eine Verfassung, welche Cromwel den Titel Protector und sehr umfassende Rechte einräumte. Diese sollten aber mit seinem Leben endigen. Nach Cromwel's Tode sollte der Rath der Offiziere dessen Nachfolger wählen. Die neue Verfassung trug einen wesentlich republikanischen Charakter an sich. Alle drei Jahre sollte ein Parlament berufen werden welches im Laufe von fünf Monaten weder aufgelöst, noch vertagt werden konnte. Doch Cromwel war nicht der Mann, welcher sich durch papierne Beschlüsse Schranken setzen ließ. Er nahm die ihm angebotene Protectorwürde an und berief ein Parlament auf den 3. September 1654, den Tag seiner Siege zu Dunbar und Worcester. England wählte 400, Schottland und Irland je dreißig Mitglieder. Dieses Parlament war von demjenigen Barebone's sehr verschieden. Es untersuchte die Frage, ob die von Cromwel ausgeübte Gewalt rechtmäßig sei, wurde aber von dem Protector schnell gezwungen, dieselbe zu bejahen. Innerhalb der auf solche Weise gesteckten Schranken gestattete Cromwel dem Parlamente volle Redefreiheit. Doch als einige Mitglieder desselben bedenkliche Verbindungen mit Offizieren des Heeres anknüpften, löste er das Parlament vor Ablauf von fünf Monaten plötzlich auf (22. Januar 1655).

Die Royalisten glaubten, der Augenblick sei gekommen, einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Sie griffen zu den Waffen (11. März 1655), wurden aber mit leichter Mühe niedergeworfen. Bald herrschte wieder Ruhe und Frieden in England. Dieses war aber nicht das Element, in welchem sich Cromwel wohl fühlte. Er brauchte den Krieg, um sich in seiner gefährlichen Stellung zu behaupten, und suchte sich denjenigen Feind aus, von welchem er am wenigsten zu befürchten hatte. Dieses war der König von Spanien. Cromwel nahm demselben die Insel Jamaica (1655) und die Hafenstadt Dünkirchen (1658) ab, und fügte dem Handel und der Schiffahrt der Spanier großen Schaden zu. Er arbeitete dadurch nur den Eroberungsplänen der Franzosen vor, welche kurz darauf mit um so leichterer Mühe ihre Nachbarn im Osten und Westen plündern und berauben konnten.

*) Geschichte der Neu-Zeit B. I. § 16. S. 112 ff.

†) Geschichte der Neu-Zeit B. I. § 14. S. 108.

Planlos wie die auswärtige Politik Cromwel's war auch seine Verwaltung der inneren Angelegenheiten. Nur eine wichtige Neuerung führte er in's Leben: die Vereinigung der Abgeordneten der drei Reiche zu einem einzigen Parlamente. Da sie aber nicht die Folge einer freien Uebereinkunft, sondern eines Machtbefehles war, hatte sie keinen Bestand. Gegen Irland war er übertrieben hart und legte dadurch den Grund zu einer Mißstimmung, welche sich bis auf unsere Tage fortgeerbt hat. Er nahm den Gegnern seiner Partei nicht weniger als fünf Millionen Acker Landes ab, welche er unter seinen Anhängern vertheilte. Diese Verluste sind noch immer nicht verschmerzt.

Cromwel konnte nach seiner ganzen Vergangenheit nicht anders als despotisch regieren, obschon er, insofern es die Verhältnisse erlaubten, auf strenges Recht hielt. Von dem Parlamente, das er im Jahre 1656 berief, schloß er gewaltsam hundert Mitglieder aus, nachdem er alles aufgeboten hatte, um die Wahlen zu seinen Gunsten zu lenken. Von dieser charakterlosen Versammlung erreichte er endlich, was er längst gewünscht hatte: sie bot ihm die Krone von England, Schottland und Irland an (1657). Das Heer, welchem er aber seit fünfzehn Jahren alle gegen das Königthum sprechenden Bibelstellen eingeprägt hatte, konnte unmöglich so rasch mit den demselben günstigen Sprüchen bekannt gemacht werden, die aufgeklärten Republikaner leiteten ihren Haß gegen die Monarchie aus besseren Gründen ab, als das alte Testament bietet. Cromwel's nächste Verwandte: sein Schwiegersohn Fleetwood und sein Schwager Desborough erklärten entschieden, sie würden ihre Stellen niederlegen, falls er die Krone annähme. Oberst Pride und die meisten Offiziere, welche in der Nähe von London standen, sprachen sich in einer Petition gegen die königliche Würde aus. Cromwel wagte nicht, dem Heere Trotz zu bieten. Er schlug die Krone aus, beruhigte aber dadurch nicht die Mißstimmung der Republikaner, welche sich immer deutlicher kund that. Das Parlament, das er am 20. Januar 1658 eröffnete, nahm ihm gegenüber eine feindlichere Stellung an, als alle früheren Versammlungen ähnlicher Art. Er löste es (schon am 4. Februar) wieder auf. Je gewaltsamer er jede offene Opposition behandelte, desto mehr regte er geheime Verschwörungen an. Die Royalisten konnte er überwachen, nicht aber die Republikaner, und namentlich nicht die fanatischen Anhänger des tausendjährigen Reiches, welche er so lange zu seinen Zwecken benützt hatte. Unter Angst und Sorgen lebte er bis zum 3. September, dem Tage, den er immer für den glücklichsten seines Lebens betrachtet hatte. Er starb nach einer kurzen Krankheit im Alter von neun und fünfzig Jahren.

Wenn wir Cromwel mit den großen Feldherren seiner Zeit vergleichen: mit Gustav Adolf von Schweden, mit Torstenson, Türenne und Condé, so wird er diesen kaum an die Seite gestellt werden können. Allein er war ohne Zweifel der größte Feldherr, welchen England damals besaß. Als Staatsmann hält Cromwel noch viel weniger den Vergleich mit seinen Zeitgenossen Oxenstierna, Richelieu und Mazarin aus. Er verfolgte weder in seiner inneren, noch in seiner äußeren Politik einen bestimmten Plan mit Klarheit und Nachdruck. Doch er verstand besser, als irgend ein anderer, die religiösen Grimassen seiner Zeit zu machen und das religiöse Kauderwelsch derselben zu sprechen. Mit seinen militärischen Eigenschaften beherrschte er das Heer, mit seinen religiösen die Pfaffen und Pfaffenknechte. Auf den Schultern fanatischer Soldaten und Frömmler hob er sich empor. Militärischer und religiöser Fanatismus bildete die Grundlage seiner Macht. Erhabenheit der Ideen und Reinheit des Strebens sind die Schwingen, auf welchen der Mensch zur fernen Nachwelt dringt, nicht aber Herrschaft über die Zeitgenossen erwirbt. Ein Sokrates, ein Plato und ein Aristoteles hatten nur geistige, keine materielle Macht, weil nur geistige, nicht aber materielle Menschen ihnen Gehör schenkten.

Ein Cromwel, ein Napoleon I. und Napoleon III. gründeten ihre Gewalt nicht auf

Freiheitsmuth, Klarheit der Erkenntniß und Rechtsgefühl, sondern auf die niederen Leidenschaften, welche zur Herrschaft gelangten, nachdem die durch den Kampf mit der Tyrannei entzündete Begeisterung erloschen oder doch dem Erlöschen nahe gekommen war.

Der Gesichtskreis Cromwel's reichte nicht über Großbritannien und Irland hinaus. Die Kriege, welche er mit dem Auslande: mit den Niederlanden und Spanien führte, brachten seinen Mitbürgern durchaus keine Vortheile, welche im Verhältnisse zu der großartigen Machtentwickelung des Reiches standen. Im Innern herrschte Cromwel nur durch die Schärfe des Schwertes, nachdem die religiöse Ueberspannung nachgelassen hatte. Er verstand es nicht, auch nur den Schein der Gesetzlichkeit für sich zu gewinnen. Schwerlich hätte er seine Gewalt viel länger behaupten können. Das Schwert ist zu allen Zeiten eine sehr unsichere Grundlage der Macht gewesen.

Mit Gewalt mochte Cromwel hinter einander das lange Parlament, die von ihm selbst zusammen berufene Versammlung, das sogenannte Parlament Barebone's und das Parlament von 1658 auflösen, aus dem einen Parlamente (1648) die ihm widerstrebenden Mitglieder ausstoßen, und in das andere (1656) dieselben nicht einlassen. Durch alle diese Gewaltthaten konnte er seinen Besitzstand nicht in Recht verwandeln, oder auch nur die Nation über den Mangel jeder gesetzlichen Grundlage seiner Herrschaft täuschen. Er war und blieb ein Usurpator.

Schwerlich vergoß aber wohl jemals der ungesetzliche Beherrscher eines großen Reiches so wenig unschuldiges Blut, als Cromwel. Man hat ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er die Besatzungen der von ihm mit Sturm genommenen irischen Städte Tredah und Wexford niedermachen ließ. Allein obgleich diese Grausamkeiten nicht zu rechtfertigen, so sind dieselben mehr einer Begriffsverwirrung, als dem Blutdurste zuzuschreiben. Wahrscheinlich glaubte Cromwel durch die furchtbaren Maßregeln das irische Blutbad zu rächen, obgleich die Schuldigen ganz andere Personen waren, ja sogar einer andern Partei, einer anderen Nation und einem anderen Glaubensbekenntnisse, als die Besatzungen jener Städte angehörten.

Oliver Cromwel heilte wohl manche der Wunden, welche der große Freiheitskampf den drei vereinigten Nationen geschlagen hatte, allein er brachte die Hauptfrage: Republik oder Monarchie? nicht zur Entscheidung. Denn er selbst schwankte zwischen diesen Gegensätzen unbestimmt hin und her, seit er die Hoffnung hegte, die Gewalt an sich zu reißen. Er verschloß sich aber nicht der Stimme seiner republikanischen Freunde, hütete sich vor dem letzten, entscheidenden Schritte und steht schon aus diesem Grunde mit den beiden Napoleonen nicht auf gleicher Stufe sittlicher Verworfenheit.

Der beste Beweis dafür, daß Cromwel ungeachtet seiner zahlreichen Feinde doch einen festen Halt in den Herzen des englischen Volkes hatte, war, daß sein anspruchsloser Sohn Richard ihm in der Protectorwürde nachfolgen konnte, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Richard's Bruder Heinrich, welcher Statthalter in Irland war und Monk, welcher in Schottland befehligte, bewirkten, daß der junge Protector auch in diesen beiden Reichen anerkannt wurde. Allein es ist schwerer, die Herrschaft unter Gefahren zu behaupten, als sie ohne Streit anzutreten. Oliver Cromwel hatte sich nur mit großer Mühe und nicht ohne einige Nachgiebigkeit den Gehorsam des Heeres erhalten. Richard, der sich nie im Lager gezeigt hatte, und keine kriegerischen Anlagen besaß, konnte die Gemüther, welche nur durch das Ansehen eines starken Feldherrn bezwungen worden waren, unmöglich auf die Dauer beherrschen.

Im Anfange des Jahres 1659 versammelte Richard Cromwel ein Parlament. Schon am 22. April zwang ihn jedoch der Rath der Offiziere, dasselbe aufzulösen. Kurz nachher legte Richard die Protectorwürde, und sein Bruder Heinrich den Oberbefehl in

Irland nieder. Die Republik unter dem Schutze des Hauses Cromwel hatte schnell ihr Ende erreicht. Es fragte sich, ob die englische Nation Tugend genug besaß, aus eigener Kraft die mühsam errungene Freiheit zu bewahren, oder aber ob sie unter das Joch des Königthums zurückkehren würde.

Die Republikaner hatten im Heere einen starken Anhang. Allein sie waren unter sich nicht einig. Die Royalisten besaßen in Monk eine um so festere Stütze, je schweigsamer und vorsichtiger dieser war. Die Nation sehnte sich nach einem gesicherten Rechtszustande. Ihr war augenscheinlich diejenige Regierungsform die liebste, welche ihr die Sorge benahm, es möchten neue Erschütterungen ausbrechen.

Eine mehr als zehnjährige Erfahrung hatte gezeigt, daß Heer und Parlament in ihrer damaligen Verfassung nicht neben einander bestehen konnten. Der einzige Mann, welcher bei diesen beiden Trägern der Gewalt in hohem Ansehen stand, war Monk. Die Republikaner zählten in ihrer Mitte wohl Leute, welche das Heer achtete, wie z. B. Fitz, Mason, Moß, Farley und die von Cromwel entlassenen Offiziere Overton, Ludlow, Rich, Okey, Lambert, und andere, welche in bürgerlichen Kreisen Bedeutung hatten, wie z. B. Sir Arthur Hazelrig, Vane, Fiennes, Thurloe, Whitlocke. Allein wie die Soldaten und die Bürger, so konnten auch die aufgeklärten und die fanatischen Republikaner nicht zusammen wirken. Es fehlte diesen verschiedenen Fraktionen der Partei an einem Vereinigungspunkt, wie ihn Monk den Royalisten bot.

Nachdem Richard Cromwel gezwungen worden war, das von ihm berufene Parlament aufzulösen, stellte der Rath der Offiziere das lange, sogenannte Rumpf-Parlament wieder her. Sobald dieses Miene machte, sein Ansehen gegen das Heer behaupten zu wollen, wurde es gleichfalls gesprengt. Allein da ein Theil des Heeres auf Seiten des Parlamentes war, entstanden Uneinigkeiten unter den Soldaten, welche dem Generale Monk erwünschte Gelegenheit gaben, gegen London zu rücken. Er bewirkte die Zusammenberufung desselben Parlaments, welches seit nahezu zwanzig Jahren bestanden und abwechselungsweise geherrscht und gedient hatte, mit höchster Verehrung und tiefster Verachtung behandelt worden war. Seit den Tagen Oliver's hatte sich der Wind gedreht. Er blies nicht mehr aus dem Palaste des Siegers von Naseby, Dunbar und Worcester, sondern aus dem Kabinette Monk's, welcher entschlossen war, das Königthum und das Haus Stuart wieder herzustellen. Das Parlament, in welchem die früher ausgeschlossenen Mitglieder Zutritt erhielten, schrieb neue Wahlen aus und löste sich dann auf (16. März 1660). Monk und seine Freunde gaben den Ton in England an. Die Wahlen fielen aus, wie die Royalisten gewünscht hatten. Am 25. April 1660 kam das neue Parlament zusammen, und zwar nicht bloß das Unter- sondern auch das Ober-Haus. Damit war die Streitfrage entschieden. Schon am 8. Mai wurde Karl II. als König anerkannt.

Im Juli 1659 war noch eine royalistische Verschwörung erdrückt worden. Zehn Monate später wurde das Königthum durch das englische Parlament wieder hergestellt. Niemand wird glauben, daß im Laufe dieser kurzen Zeit die öffentliche Meinung sich von Grund aus verändert habe. Im Mai 1660 traten nur die Folgen jener Fehler zu Tage, welche während vieler Jahre die republikanische Partei sich hatte zu Schulden kommen lassen. Denn alle Verstöße im politischen wie im kirchlichen Leben werden in das große Buch der menschlichen Schuld eingetragen, wenn auch der Tag der Abrechnung oft lange auf sich warten läßt. Im Jahre 1660 wurde mit den englischen Republikanern abgerechnet. Wann werden die englischen Royalisten Rechenschaft abzulegen haben?

Ein verunglückter Versuch schwächt immer diejenige Partei, welche ihn gewagt hat, insofern derselbe nicht durch großartige Talente oder Charaktere, welche daran Theil nahmen, verherrlicht wird. Der Versuch, eine Republik in England zu gründen, scheiterte

nicht bloß an dem Ehrgeize Cromwels, sondern auch an der Schwäche seiner Gegner republikanischer Gesinnung. Die Unmacht der denkenden und die Abgeschmacktheit der fanatischen Republikaner brachte die Republik selbst in Mißkredit. Die Tyrannei Cromwel's hätte die Gestaltung eines wahren Freistaats nur auf kurze Zeit hinausschieben können, falls im Volke eine mächtige Partei sie gewollt. Die englische Nation war im siebenzehnten Jahrhundert noch nicht auf der Höhe republikanischer Gesinnung angelangt. Daher fiel sie schon bald wieder unter das Joch des Königthums. Allein sie stand doch zu hoch, als daß sie eine unumschränkte Willkürherrschaft hätte ertragen können. Daher konnten sich die Stuarte auf die Dauer nicht behaupten

§ 19. Karl II. (1660—1685).

Es ist nichts ungewöhnliches, daß Völker Jahrhunderte lang gedankenlos und stumpfsinnig die Lasten, welche eine trübe Vergangenheit ihnen auferlegte, fortschleppen. Allein der englischen Nation blieb es vorbehalten, eine dreifache Bürde, welche sie abgeschüttelt hatte: Königthum, Herren und Bischöfe sich selbst wieder aufzuladen. Eine ähnliche Wiederherstellung fand zwar im Jahre 1815 in Frankreich statt, allein diese war nicht die Folge der freien Willensbestimmung der Franzosen, sondern äußerer zwingender Gewalt.

Die Schuld der unglückseligen Wendung der Dinge in England trugen jene Fanatiker, welche ohne alle Rücksicht auf die natürliche Entwickelung der Menschen, deren Bedürfnisse und erlaubten Genüsse ihre träumerischen Glaubensansichten für ewige Wahrheiten und ihre überspannten religiösen Gefühle für die einzig rechtmäßigen Hebel menschlicher Thätigkeit betrachteten. Während sie sich auf eine andere Welt vorbereiteten, ging ihnen diese verloren, während sie in nutzloser Sehnsucht nach der Seeligkeit des Himmels strebten, machten sie sich selbst und ihren Mitmenschen diese Erde zu einem Tummelplatze heuchlerischer oder abergläubischer Gaukeleien.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die zügellosen Laster der Cavaliere, oder die überspannte Gottseeligkeit der Puritaner weiter von dem Pfade harmonischer Entwickelung der Menschen-Natur abwich. So viel ist gewiß, im Jahre 1660 war die Mehrzahl der englischen Nation günstiger für die Cavaliere, als für die Rundköpfe gestimmt. Sie war bereit, um nur die Puritaner los zu werden, den Cavalieren mit allen ihren Lastern und Ungleichheitsverhältnissen die Herrschaft einzuräumen. Was die Puritaner Tugend nannten, in der That aber Herrschsucht im Gewande der Gottseeligkeit, war der Nation verhaßter geworden, als die Ausschweifungen, welchen sich die Cavaliere hingaben, ohne sich selbst rechtfertigen zu wollen, welche sie vielmehr als Schwächen anerkannten. Eine mit Vernunft gepaarte Tugend war bei den Puritanern eben so unmöglich, als eine mit Mäßigung verbundene Lebensfreudigkeit bei den Cavalieren.

Karl II., welcher durch den Beschluß des englischen Parlaments plötzlich aus einem armen politischen Flüchtlinge in einen der reichsten und mächtigsten Könige der Erde verwandelt wurde, war leutselig, gesellig, heiter, von Natur weder grausam, noch ehrgeizig und herrschsüchtig. Allein seine Vergnügungssucht machte ihn zum Sklaven aller Derjenigen, welche dieser Leidenschaft fröhnten, und die falsche Stellung, in welche er sich begab, indem er die katholische Religion annahm, während er doch sein ganzes Leben hindurch zum Scheine Protestant war, vernichtete nach und nach alle Reste von Ehr- und Schamgefühl, welche ihm inmitten seiner Ausschweifungen geblieben waren.

Als Monk den Plan faßte, das Haus Stuart wieder auf den englischen Thron zu setzen, war es seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß diejenige Partei, welcher er bisher gedient hatte, gegen die Rache ihrer Feinde wenigstens soviel Schutz erhalten möchte, als feierliche Zu-

sagen gewähren können. Ob er wohl daran that, die Monarchie wieder herzustellen, mag dahin gestellt bleiben. Der Freund der Freiheit und des Fortschritts wird die Rückkehr von der Republik zum Königthum immer beklagen. Als Mann von Ehre und Gewissen durfte Monk seine Parteigenossen nicht preis geben. Karl war nicht in der Lage, eine allgemeine, Niemanden ausschließende Amnestie, wenn die Stellvertreter des englischen Volkes sie verlangt hätten, abzuschlagen. Allein Monk dachte nur an sich. Er war allerdings seines Lebens und überdieß eines Herzogstitels sicher. Das Blut seiner Parteigenossen kümmerte ihn nicht. Jeder Tropfen desselben, welcher von den Stuarts vergossen wurde, befleckt das Andenken Monk's und aller Mitglieder des Parlaments, welche das Haus Stuart zurück beriefen.

Zwar hatte Karl aus eigenem Antriebe in seiner von Breda datirten Erklärung eine allgemeine Amnestie versprochen. Indem er aber diejenigen Ausnahmen vorbehielt, welche das Parlament später machen würde, öffnete er den Racheplänen seiner Partei eine Hinterthür, welche um so gefährlicher werden mußte, je bestimmter der neue König die Verantwortlichkeit derselben von sich ab und auf das Parlament wälzte.

Die blinden Anhänger des Königthums und die gedankenlosen Massen des Volkes empfingen den König ihrer Wahl mit großem Jubel, als er (29. Mai 1660) seinen Einzug in London hielt. Allein die denkenden Männer aller Parteien und die begeisterten Freunde der Freiheit hegten düstere Besorgnisse, die sich nur zu bald verwirklichten. Der König wartete nicht ab, bis das Parlament die Ausnahmsfälle der Amnestie festgestellt hatte. Bevor dieses geschehen war, ließ er verkündigen, daß alle diejenigen Richter des Königs, die sich nicht innerhalb vierzehn Tagen stellen würden, keine Verzeihung erhalten sollten. Damit gab Karl II. deutlich zu erkennen, daß er erwarte, das Parlament werde jedenfalls die Richter Karl's I. seiner Rache preis geben. Dieses geschah denn auch. Nicht bloß die Richter Karl's I., sondern auch Vane und Lambert, welche nicht Richter des Königs gewesen, wurden von der Amnestie ausgeschlossen. Bald (1661) wurde Vane hingerichtet. Lambert demüthigte sich und erhielt sein Leben geschenkt. Selbst die Todten schonten die wüthenden Royalisten nicht. Aus den Gräbern wurden die modernden Gebeine hervorgezogen und beschimpft: Oliver Cromwel, Ireton, Bradshaw und Andere, obgleich sie nicht mehr lebten, wurden von dem Parlament für schuldig und ihres Vermögens verlustig erklärt. St. John und siebenzehn andere Männer wurden für den Fall, daß sie irgend ein öffentliches Amt annehmen sollten, von der Amnestie ausgeschlossen. Alle diejenigen, welche in irgend einem jetzt für ungesetzlich erklärten oberen Gerichtshofe gesessen hatten, wurden für unfähig erklärt, irgend ein Amt zu versehen. Zu den sogenannten „Königsmördern" wurden nicht bloß diejenigen gezählt, welche an dem Urtheilsspruche gegen Karl I. Theil genommen hatten, sondern auch mehrere andere, welche durch Wort oder That bei den Verhandlungen oder der Hinrichtung behülflich gewesen waren. Sechs der sogen. „Königsmörder": Harrison, Scot, Carew, Clement, Jones und Scrope wurden sofort hingerichtet. Ein gleiches Schicksal hatte Axtel, welcher die Wache des Gerichtshofes, Hacker, welcher die den König am Tage der Hinrichtung begleitenden Truppen befehligt, Coke, welcher die Stelle eines Anklägers des Königs versehen und Hugh Peters, der gegen den König gepredigt hatte. Die Ausspürung, Gefangennahme oder Ermordung der sogenannten „Königsmörder" wurde eines der Hauptgeschäfte der englischen Diplomaten. Weder in der Schweiz, noch in den Niederlanden, selbst nicht in dem fernen Amerika fanden diese unglücklichen Opfer königlicher Rache eine sichere Zufluchtsstätte. Ueber die Dauer der Herrschaft des Hauses Stuart reichte noch der Haß der Royalisten hinaus. Auch nach der Vertreibung Jakob's II. erhielten die wenigen Richter Karl's I., welche noch lebten, keine Verzeihung. So willig das Parlament auch gewesen war, den

Wünschen des Königs entgegen zu kommen, litt es doch in dessen Augen an einem Grundfehler: es war nicht von ihm selbst berufen worden. Königliche Geschichtschreiber verleihen ihm daher nur den Namen einer Convention. Schon am 29. December 1660 löste der König das Parlament auf, welchem er unmittelbar seine Krone verdankte.

Oliver Cromwel hatte England, Schottland und Irland als ein untrennbares Ganzes behandelt. Schottland und Irland hatten zu seiner Zeit ihre Abgeordneten nach London gesandt, wo sie mit denjenigen Englands zusammen Rath pflogen. Mit dem Hause Stuart kehrte die alte Trennung der drei Reiche zurück. Schottland und Irland waren zu unmächtig, dem englischen Volke die Richtung vorschreiben zu können. Ihre Unabhängigkeit war nur scheinbar. Beide Reiche empfingen von England ihre Herrscher.

Für Schottland war die große Frage: Bischöfe oder Presbyter? Die überwiegende Mehrheit des Volkes haßte die Bischöfe zwar nicht mit der klaren Erkenntniß, daß diese sehr kostspielige und der unumschränkten Königsherrschaft geneigte Pfaffen seien, sondern mit den blinden Trieben eines aufgeregten Fanatismus. Karl II., welcher weder presbyterianisch, noch anglikanisch-bischöflich, sondern halb atheistisch und halb katholisch gesinnt war, kümmerte sich wenig um den Willen des schottischen Volkes, da er sich stark genug glaubte, ihm den seinigen aufdringen zu können. Er zog die Bischöfe den Presbytern schon aus dem Grunde vor, weil die katholische Kirche die ersteren anerkannte, die anderen verwarf. Die schottischen Parlamente hatten niemals eine andere Kraft gehabt, als Leidenschaft. Dasjenige, welches Karl II. in Edinburg versammelte, gab sich mit geringem Widerstreben dazu her, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen. Das Volk der Schotten nahm aber das bischöfliche Joch nebst allen damit verbundenen Ceremonieen nicht so willig auf sich, als das Parlament gethan hatte. Der Covenant besaß noch immer begeisterte Anhänger. In den Städten hielten die Diener des Königs die bischöfliche Kirchenreform mit Gewalt aufrecht. Auf dem Lande, namentlich im Westen, versammelten sich die alten Covenanter den Gesetzen, welche sie verfolgten, zum Trotze. Vergeblich machten die Schergen des Königs Jagd auf sie, gleich wie auf reißende Thiere. Die englischen Soldaten konnten die Gefängnisse mit Presbyterianern füllen, diese dutzendweise aufhängen und deren Ländereien verwüsten. Die Schotten hielten darum nicht minder fest an der Glaubensform, welche ihnen durch ein Jahrhundert voll der furchtbarsten Kämpfe zu einem nationalen und religiösen Heiligthume geworden war. Die Grausamkeiten, welche Karl II. ein Vierteljahrhundert hindurch in Schottland verüben ließ, ohne denselben jemals einen kräftigen Einhalt zu gebieten, bilden einen der schwärzesten Flecken in der Regierung dieses Monarchen.

Fast noch unglücklicher als Schottland, war Irland. Der Haß zwischen Protestanten und Katholiken war bitterer, als derjenige zwischen Presbyterianern und Episcopalen. Der Celte stand dem Engländer als Ketzer, als Bedrücker und als Räuber mit der ganzen Kraft seines religiösen, nationalen und politischen Gefühles gegenüber. Die Anhänger Cromwel's gaben ein Drittel des ihnen überwiesenen Landes heraus, um sich den Besitz der beiden übrigen Drittheile zu sichern. Hätte die Regierung den ihr auf diese Weise zur Verfügung gestellten Grund und Boden in besonnener Weise vertheilt, so wäre viel Elend in Wohlstand, viel Groll in Versöhnlichkeit verwandelt worden. Allein Karl II. verschenkte die Ländereien, welche anderthalb Millionen Acker betrugen, an unwürdige Günstlinge und erregte dadurch nur neue Gehässigkeiten, statt die alten zu besänftigen.

In England konnte Karl II. nicht so rasch und willkürlich zu Werke gehen, als in Schottland und Irland. Allein die Strömung der Zeit war ihm so günstig, daß er bis

zu einem gewissen Punkte konnte, was er wollte. Mit Hülfe des Parlamentes versetzte er die englische Kirche wieder in denselben Zustand zurück, in welchem sie vor dem Anfange des Bürgerkriegs, nur mit dem Unterschiede, daß Karl I. wirklich Protestant gewesen, während sein Sohn Katholike war. Seine doppelte Stellung als Haupt der Kirche und des Staats in England wollte er dazu benützen, den katholischen Glauben zum herrschenden zu machen. In religiöser Beziehung vermochte er jedoch nur wenig gegen den entschiedenen Willen des Volkes auszurichten. Die Duldsamkeit gegen Nicht-Conformisten, d. h. gegen alle, welche nicht der englisch-bischöflichen Kirche anhingen, war bei ihm nur ein Vorwand, zuerst Duldung und dann Alleinherrschaft für seine Glaubensgenossen zu erwirken. Hätte Karl II. eine Spur von Duldsamkeit gehabt, so hätte er in Schottland die Covenanter nicht so blutig verfolgen lassen.

Seine Vorliebe für die Katholiken that sich in jeder Weise kund, soweit seine Macht reichte. Er verheirathete sich mit einer katholischen Prinzessin (aus dem portugiesischen Königshause); so klein die Zahl der Katholiken in England auch war, (man berechnete sie damals auf 1 vom Hundert), war sie doch sehr groß am Hofe, im Heere und unter den höchsten Staatsdienern. Da der König insgeheim katholisch und seine wichtigsten Beziehungen zum Auslande, namentlich zu Frankreich durch seine Religion bedingt waren, konnten nur Katholiken in die Geheimnisse des Staates vollkommen eingeweiht werden. Die Puritaner hatten sich durch ihren mürrischen und finstern Fanatismus in England verhaßt gemacht. Allein so lange sie herrschten, waren unstreitig die Sitten des Volkes reiner, die Verwaltung des Staates gerechter und geordneter, die Bestechung der Beamten seltener gewesen. Unter Karl II. that sich schnell ein vollkommener Wechsel in allen diesen Beziehungen kund. Wer nicht ausschweifend war, mußte wenigstens den Schein annehmen, als sei er es, wenn er am Hofe nicht ausgelacht werden wollte. Auf die Dauer konnten sich in Karl's II. Nähe nur Staatsmänner ohne alle Grundsätze behaupten. Wer nicht bereit war, seine Religion, sein Vaterland, seine Ehre, jedes Rechtsgefühl zum Opfer zu bringen und mit den liederlichen Gesellen des Königs sich im Schmutze der niedersten Lüste zu wälzen, wurde schnell entfernt. Der Kanzler Clarendon, der Schwiegervater des Herzogs von York, des nachmaligen Jakob's II. fiel schon bald in Ungnade (1663). Der Herzog von Ormond verlor allen Einfluß, und wurde erst dann wieder hervorgesucht und als Vicekönig nach Irland geschickt, als der König glaubte, die Partei der Cavaliere, bei welcher der Herzog am meisten galt, wieder fester an sich ziehen zu müssen.

Die Zwecke, welche Karl II. verfolgte, konnten niemals eingestanden, sie mußten versteckt werden. Nur durch Lug und Trug konnte daher der König irgend ein Gesetz oder irgend eine Maßregel, wonach er strebte, erreichen. Das englische Parlament war aber wachsamer, als Karl glaubte. Es ließ sich durch Redensarten von Duldung nicht bestimmen, den sogenannten Indulgenz-Akt gut zu heißen, durch welchen unter dem Aushängeschilde der Duldsamkeit, den Glaubensgenossen des Königs die Bahn zur Herrschaft gebrochen werden sollte.

Die auswärtige Politik Karl's II. war eben so nichtswürdig, wie seine innere Verwaltung. Ludwig XIV. strebte augenscheinlich nach der Weltherrschaft. Jede europäische Macht, welcher ihre Selbstständigkeit theuer, war daher aufgefordert, diesem eroberungssüchtigen Despoten die Spitze zu bieten. Von England konnte die ganze gebildete Welt erwarten, daß es den französischen Uebergriffen mit demselben Nachdrucke widerstehen würde, wie es früher unter der Königin Elisabeth den spanischen entgegen getreten war. Ludwig XIV. war in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts für Europa nicht minder gefährlich, als es ein Jahrhundert früher Philipp II. gewesen. Die Religion

hatte aufgehört, in der auswärtigen Politik der europäischen Staaten die erste Rolle zu spielen. Ohne Unterschied des Glaubens verbanden sich Spanier, Holländer und Deutsche gegen den übermüthigen König der Franzosen. Karl II. war der einzige König damaliger Zeit, welcher, natürlich insgeheim, durch seine religiösen Vorurtheile in eine durchaus falsche und verderbliche Bahn geleitet wurde. Der Krieg, welchen er (1664) ohne alle genügende Veranlassung mit Holland anfing, läßt sich kaum anders als durch seinen Haß gegen die freie Regierungsform und die Religion der Holländer erklären. Drei Jahre lang wüthete dieser Kampf mit wechselnden Erfolgen. Frankreich und Dänemark wurden darein verflochten. London gerieth in große Gefahr, als die Holländer unter Ruyter (10. Juni 1667) in die Themse drangen. Der Friede von Breda (10. Juli 1667) machte dem Blutvergießen ein Ende. Die Engländer erwarben durch denselben New-York, ohne zu ahnen, daß dieses damals in Europa kaum gekannte Städtchen bestimmt sei, einer der reichsten und größten Handelsplätze der Erde zu werden.

Kaum war der Krieg beendigt, in welchem England zunächst und hauptsächlich die Niederlande, in zweiter Linie aber auch Frankreich und Dänemark wider sich hatte, so traten die Eroberungspläne Ludwig's XIV. bestimmter zu Tage. Der Jubel, mit welchem Karl II. in England aufgenommen worden, war zu unverständig gewesen, als daß er hätte von langer Dauer sein können. Nur zu bald machte er einer immer steigenden Unzufriedenheit Raum. Der mit den Niederlanden geführte Krieg, die Frechheit und Sittenlosigkeit des Hofes und die Furcht vor den Papisten, welche um so mehr zunahm, je augenfälliger der König diese begünstigte, bildeten die Grundbestandtheile der steigenden Erbitterung des Volkes. Unglücksfälle, welche der König nicht hervorgerufen hatte, vermehrten die herrschende Mißstimmung. In demselben Jahre (1666), in welchem der Krieg mit den Niederlanden am heftigsten wüthete, raffte die Pest einen großen Theil der Bevölkerung London's hin und ein furchtbarer Brand verzehrte nicht weniger als dreizehn tausend Häuser der Hauptstadt. Da die eigentliche Ursache der Feuersbrunst nicht ermittelt wurde, schrieb das Volk dieselbe den Papisten zu, obgleich auch nicht der entfernteste thatsächliche Grund diesen Vorwurf rechtfertigte. Die Papisten waren unstreitig die Urheber der meisten verderblichen Maßregeln der Regierung Karl's II. Die Nation kannte zwar nicht alle die Thatsachen, welche in unseren Tagen den Einfluß nachweisen, den die römisch-katholischen Rathgeber Karl's II. damals ausübten; doch nicht selten gelangt ein Volk durch seine Instinkte rasch zu denselben Resultaten, welche der Geschichtsforscher mühsam aus den Archiven der Kabinette zusammen tragen muß.

Karl II. ließ sich so wenig als Karl I. durch die warnende Stimme der Nation von den Abwegen zurück führen, auf welche ihn seine Leidenschaften getrieben hatten. Allein die Erinnerung an das Schaffot, auf welchem das Haupt seines Vaters gefallen war und an die trübe Zeit, die er selbst als politischer Flüchtling im Auslande zugebracht hatte, hielt ihn ab, seinen eigenen Neigungen und den Rathschlägen seines Bruders, welcher bereit war, alles auf's Spiel zu setzen, immer Gehör zu schenken. Die englische Nation wünschte, der Eroberungssucht Ludwig's XIV. einen unübersteiglichen Damm entgegen zu setzen. Karl II. hätte sich am liebsten damals schon in den Sold des Königs von Frankreich begeben. Mit Mühe brachte Sir William Temple, der englische Gesandte zu Brüssel, einen Mittelweg zwischen diesen beiden Extremen zu Stande, indem er jene Triple-Allianz abschloß, welche den Frieden zu Aachen in ihrem Gefolge hatte*). So vortheilhaft dieser auch für Frankreich war, entsprach er doch nicht den übertriebenen Gelüsten Ludwig's XIV. Dieser Despot erkannte, daß er den König von England fester an sich knüpfen müsse, falls er seine weit aussehenden Eroberungspläne durchführen wollte

*) S. oben § 3. S 17.

Karl II. hatte seit seiner Thronbesteigung die englische Krone nur als ein Mittel zur Befriedigung seiner niedern Leidenschaften betrachtet. So viel Geld als möglich zu erpressen, und dieses mit seinen Buhlerinnen und Höflingen zu verschwelgen, das war das eigentliche Ziel seines Strebens. Die Blüthe und die Ehre seines Volkes kümmerte diesen Monarchen nicht. Die Verfassung des Reiches haßte er, weil sie seiner Verschwendungssucht höchst unbequeme Schranken zog. Mit Widerwillen hatte er zu der Triple-Allianz seine Zustimmung ertheilt, weil er außerdem befürchtete, von dem Parlamente nicht diejenigen Geldbewilligungen zu erhalten, deren er bedurfte.

Nur mit Hülfe des Königs von Frankreich hoffte Karl II. sich von dem Parlamente unabhängig machen zu können. Er trug daher kein Bedenken, seinem Bruder jenseits des Kanals Eröffnungen machen zu lassen, welche ihn zwar thatsächlich zu dessen Vasallen herabwürdigten, aber, wie er hoffte, ihn in den untergeordneten Beziehungen der inneren Politik zur unumschränkten Herrschaft über die drei brittischen Reiche führen sollten. Karl II. wollte sich in ein ähnliches Verhältniß zu Ludwig XIV. setzen, wie die deutschen Fürsten in neuerer Zeit zu dem russischen Czaaren Nikolaus. Der französische Despot ging auf die Anerbietungen des englischen Königs mit Vergnügen ein. Er schickte die Herzogin Henriette von Orleans, Karl's II. Schwester, nach Dover, wo (im Mai 1670) jener berüchtigte Vertrag abgeschlossen wurde, welcher für England so schimpflich und so verderblich war, daß Karl II. nicht wagte, denselben mehreren seiner vertrautesten Rathgeber mitzutheilen. Nur Clifford und Arlington bekamen die Urkunde in ihrer wirklichen Fassung zu Gesichte. Buckingham, Ashley und Lauderdale mußten sich damit begnügen, von einem Theile des Vertrages Kenntniß zu erhalten. Sie waren übrigens schlau genug, zu merken, was ihnen verheimlicht werden sollte.

Durch den Vertrag von Dover machte sich Karl II. verbindlich, 1) öffentlich die römisch-katholische Religion zu bekennnen, 2) dem Könige Ludwig die Streitkräfte Englands zur Verfügung zu stellen, um a) die vereinigten Niederlande zu vernichten und b) die Ansprüche des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron zu sichern. Dagegen verpflichtete sich Ludwig XIV., ihm ansehnliche Geldsummen zu bezahlen, und für den Fall eines in England ausbrechenden Aufstandes ihm ein Heer zu Hülfe zu schicken.

Es ist schwer zu sagen, welcher dieser Vertragspunkte der schimpflichste für Karl II und der verderblichste für sein Reich war. Indem der König von England Ludwig XIV. versprach, irgend eine Religion öffentlich zu bekennen, und als Gegenleistung Geld annahm, machte er seinen Glauben zu einem Handels-Artikel. Das Geschäft war um so schmutziger, je feierlicher Karl II. zehn Jahre hindurch dem englischen Volke versprochen hatte, die protestantische Religion aufrecht zu erhalten. Von Ueberzeugung ist bei einem Handelsgeschäfte nicht die Rede. Karl II. konnte sich auf diese nicht berufen. Die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung ergiebt sich ganz klar daraus, daß er trotz dieser Vertragsbestimmung bis zum Tode sich öffentlich zur protestantischen Religion bekannte, und erst im Augenblicke des Sterbens insgeheim die protestantische Larve mit der katholischen vertauschte. Denn auch der Katholicismus war für ihn nur Maske. In der That hatte Karl II. durchaus keine Religion, durchaus keine Gefühle, welche ihn mit einer höheren Weltordnung in Verbindung brachten. Ganz eben so wenig hatte er aber irgend einen Sinn für irdische Wahrheit und Pflicht und menschliche Ehre. Er verkaufte die gesammte See- und Landmacht, die heiligsten Interessen seines Volkes und der Preis war außer schnödem Gelde noch ein feindliches Heer, mit dessen Hülfe jede freiheitliche Regung der Nation erstickt werden sollte. Ich kenne keinen schimpflichern Vertrag, welchen irgend ein König von England iemals abgeschlossen hätte. Selbst derjenige, durch welchen Johann ohne Land sein Reich

dem Papste zu Lehen gab, verräth nicht größere Niederträchtigkeit der Gesinnung als der Vertrag von Dover.

Auf diesem ruhte wesentlich die gesammte auswärtige und innere Politik Englands zur Zeit der beiden letzten Könige aus dem Hause Stuart, obschon beide durch die äußeren Verhältnisse gedrängt, bisweilen davon abwichen und namentlich Karl II. nicht alle Bedingungen desselben zu erfüllen im Stande war. England wurde durch diesen schmählichen Handel in ein seiner Ehre nicht minder als seinen Interessen verderbliches Verhältniß der Unterordnung zu Frankreich gebracht und konnte dasselbe nur durch eine Revolution lösen.

Als es sich darum handelte, den Vertrag von Dover auszuführen, erkannten beide Könige, daß es nicht räthlich sei, diejenige Bestimmung desselben, welche Karl II. das öffentliche Bekenntniß der katholischen Religion zur Pflicht machte, zu erfüllen. Ludwig selbst sah die damit verbundene Gefahr ein, und bewirkte, daß Karl nach wie vor sich zur protestantischen Religion öffentlich bekannte. Doch der Herzog von York, welcher bereit war, seinem religiösen Fanatismus alles zu opfern, erschien nicht mehr in der königlichen Kapelle, und als seine Gattin, die Tochter des Grafen von Clarendon, um diese Zeit starb, kam es zu Tage, daß sie seit einigen Jahren schon heimlich eine Katholikin gewesen sei. Um den aus allen diesen Thatsachen auf den König selbst fallenden Verdacht nicht noch zu bestärken, wurden die zwei Töchter Jakob's: Maria und Anna auf den gemessenen Befehl des Königs in der protestantischen Religion erzogen.

Schwerlich walteten jemals in irgend einer Familie so verschrobene Religionsverhältnisse ob. Der eine Bruder innerlich katholisch und äußerlich protestantisch, der andere fanatisch katholisch innerlich und äußerlich, dessen Töchter aber protestantisch! Zu solchen Zuständen führen nicht die Lehren Christi, wohl aber die Rathschläge auf das Christenthum speculirender Pfaffen und Pfaffenknechte, wie sie im siebenzehnten Jahrhundert waren und noch immer sind. Eine solche Mischung von Heuchelei, Fanatismus und Volksverrath, macht sich noch breit und nennt sich Religion!

Der Vertrag von Dover konnte nur mit Hülfe der verächtlichsten Werkzeuge zu Stande gebracht werden. Die Herzogin Henriette von Orleans, Karl's II. Schwester, gab sich dazu her, denselben zu unterhandeln. Da sie wußte, daß ihr Bruder am leichtesten durch weibliche Reize in die Schlingen gezogen werden könne, welche sie ihm legte, führte sie ihm die Yolante von Querouaille, welche die Engländer Kerwal oder Carwel nannten, zu. Diese Französin und Katholikin, welche über Karl II. schnell eine große Gewalt erlangte, vertrat ihm gegenüber fortwährend die Interessen Frankreich's und des Katholicismus. Henriette von Orleans starb kurz nach dem Vertrage von Dover auf eine räthselhafte Weise. Sie war überflüssig geworden. Die Kerwal, welche Karl II. bald schon zur Herzogin von Portsmouth erhob, konnte den königlichen Wollüstling besser als Henriette für Ludwig XIV. und dessen Pläne bearbeiten.

Die obengenannten fünf Rathgeber des Königs, deren Anfangsbuchstaben zufällig das Wort Cabal bilden, haben sich dieses schimpflichen Namens, mit welchem sie in ihrer Vereinigung auf die Nachwelt gekommen sind, würdig erwiesen.

Clifford, ein heimlicher Katholike, galt als solcher besonders viel beim Könige. Er besaß parlamentarische Talente, war ränkesüchtig und gewaltthätig, und übte einen vorherrschenden Einfluß im Ministerium aus.

Arlington, gleichfalls ein heimlicher Katholike, hatte durchaus keine Festigkeit des Willens und der Gesinnung. Er trachtete nur darnach, sich die Gunst des Königs zu erhalten. und schwankte nach dessen Willen und nach den Umständen hin und her. Buckingham war ein Lebemensch, welcher, nachdem er sich in allen Genüssen der gewöhnlichen

Ausschweifungen abgestumpft hatte, zu der Politik, als einem neuen Mittel der Aufregung griff. Er hatte abwechselungsweise gesucht, bei Cavalieren und Rundköpfen eine Rolle zu spielen und war bereit, durch jedwede Schlechtigkeit sich dem Könige unentbehrlich zu machen.

Ashley, bekannter unter dem Namen Shaftesbury, war von der königlichen Partei zur parlamentarischen übergegangen und von dieser wieder zu dem Hofe Karl's II., als das Königthum in Aufnahme kam. Er hatte es besser, als irgend ein anderer, verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen. Er war der schlaueste, der ehrgeizigste aller englischen Staatsmänner damaliger Zeit. Trotz aller seiner Talente vermochte er aber nichts zu leisten, weil er noch charakterloser als alle anderen Mitglieder der Cabal war.

Lauderdale endlich, ein Schotte von Geburt, einst ein wüthender Covenanter, von dem man sagte, er habe dazu mitgewirkt, den König Karl I. an die Engländer zu verkaufen, gab sich jetzt dazu her, seine Landsleute unter das Joch des Episcopats zu beugen, und machte sich dabei der haarstreubendsten Grausamkeiten schuldig, obgleich er in seinem Herzen noch immer Presbyterianer war.

Diese fünf Männer theilten sich seit dem Jahre 1671 in die englischen Staatsgeschäfte. Damals bestand noch nicht die Einrichtung eines verantwortlichen Gesammt-Ministeriums in England. Der König zog bald diesen, bald jenen zu Rathe, theilte diesem mit, verheimlichte jenem, was ihm beliebte, hielt zwar dem Schein nach allein die Zügel der Regierung in der Hand, ließ sich dieselben aber von seinen Maitressen, Höflingen und Ministern, oft auch von seinem Bruder Jakob entwinden und erfaßte sie nur in Augenblicken der Gefahr wieder, wenn er besorgte, von seinen Rathgebern mißverstanden, getäuscht oder bekämpft zu werden.

So verschiedenartig die Mitglieder des Cabal-Ministeriums in ihren Bestrebungen auch waren, trafen sie doch alle in ihrem Hasse gegen die ihnen durch die Parlamente bereiteten Hemmnisse zusammen. Dieselben Leute, welche früher, als sie im Parlamente eine Rolle spielen wollten, gesucht hatten, dessen Gewalt möglichst auszudehnen, bemühten sich jetzt, da das Königthum die Quelle war, aus welcher sie schöpften, die Schranken niederzureißen, welche die englische Verfassung der Krone setzte.

Das Cabal-Ministerium verband mit der Gewaltthätigkeit despotischer Regierungen die ganze Tücke und Falschheit der constitutionellen. Wo möglich wollte es den Parlamenten ein vollständiges Ende bereiten, für den Fall aber, daß dieses nicht möglich sein sollte, deren Kraft durch alle Künste der Bestechung und der Lüge brechen. Die Triple-Allianz, welche durch den Vertrag von Dover umgestoßen worden war, bot den Vorwand, das Parlament zu Geldbewilligungen zu bestimmen. Diese wurden dann statt auf einen Krieg gegen den übermüthigen Franzosenkönig und zu Gunsten der Niederlande darauf verwendet, Ludwig XIV. den Sieg über die Republik zu verschaffen. Doch da Karl II. noch mehr Geld brauchte, als das Parlament ihm gewährt hatte, prellte er die Geldwechsler London's um eine Million, dreimal hundert tausend Pfund Sterling, welche sie ihm in gutem Glauben vorgeschossen hatten (1672). Ein Gewaltstreich folgte dem andern auf dem Fuße nach. Besondere Aufregung führte die sogenannte Indulgenz-Erklärung herbei, durch welche der König die gegen die Papisten erlassenen Strafgesetze umstieß. Das Volk ließ sich dadurch nicht täuschen, daß Karl zu gleicher Zeit auch diejenigen aufhob, welche gegen die protestantischen Nonconformisten gerichtet waren. Es wußte, daß der König nur die Katholiken begünstigen wollte, und ahnte dessen gefährliche Pläne, zumal da kurz vorher der Herzog von York sich öffentlich zur katholischen Religion bekannt hatte (1671) und bald darauf (1672) der König den Holländern den Krieg erklärte.

Der Eroberungskrieg Ludwig's XIV., an welchem Karl II. einen so schimpflichen Theil nahm, wüthete auf dem Festlande Europa's und erfüllte die englische Nation mit

gerechter Erbitterung gegen ihren verrätherischen König. Die Stimmung des Volkes wurde der Regierung immer feindlicher. Schnell bildete sich den Anhängern des Hofes gegenüber eine Landespartei, welche ihre volle Stärke zeigte, als nach wiederholten Vertagungen die Geldnoth den König zwang, das Parlament (auf den 4. Februar 1673) wieder zusammen zu berufen. Das Haus der Gemeinen griff die Indulgenz-Erklärung mit äußerster Heftigkeit an. Episcopale und Puritaner verbanden sich mit allen freiheitsliebenden Engländern gegen die Uebergriffe des Königs. Ashley oder Shaftesbury, wie er sich jetzt nannte, merkte, daß mehr Gefahr auf Seiten des Hofes, als des Landes sei, wandte sich offen von dem Könige ab, und gab im Herrenhause unumwunden zu, daß die Indulgenz-Erklärung ungesetzlich sei. Der König mußte sie zurück nehmen, und sogar seine Zustimmung zu der bekannten Test-Akte geben, welche bestimmte, daß alle Personen, welche irgend ein Amt im Staate oder im Heere bekleideten, den Hoheitseid leisten, eine Erklärung gegen die Lehre von der Transsubstantiation unterzeichnen und das Sacrament nach den Formen der englischen Kirche öffentlich nehmen sollten. Die unmittelbare Folge dieses Actes war, daß der Herzog von York, welcher bis dahin die Stelle eines Großadmirals versehen hatte, diese niederlegen mußte und daß sich das ganze Cabal-Ministerium auflöste. Clifford weigerte sich, den Eid zu leisten, und zog sich zurück. Arlington nahm seine Entlassung. Shaftesbury und Buckingham wurden die Häupter der Opposition Nur Lauderdale blieb Minister für die schottischen Angelegenheiten.

Der König mußte die Vollziehung des Vertrages von Dover auf spätere Zeiten verschieben und Frieden mit den Holländern schließen.

An die Spitze des neuen Ministeriums trat Sir Thomas Osborn, welchen der König zum Grafen von Danby erhob. Er schwärmte für die Lehre vom unbedingten Gehorsam, konnte aber nicht durchsetzen, daß das Parlament derselben den Stempel des Gesetzes aufdrückte. Er war ein entschiedener Gegner der französischen Allianz, hatte aber nicht die Kraft, diese vollständig aufzulösen. Vielmehr dauerten auch während seines Ministeriums die schmutzigen Geldgeschäfte fort, welche Karl II. mit Ludwig XIV. machte. Danby war ein eifriger Protestant. Er brachte die eheliche Verbindung zwischen der Prinzessin Marie und dem Prinzen von Oranien zu Stande, aus welcher sich später so wichtige Folgen für England entwickelten.

Die Landespartei hatte eine sehr schwierige Stellung. Im allgemein europäischen Interesse wünschte sie Krieg gegen Frankreich. Die Furcht, daß der König die ihm zur Verfügung gestellten Mittel dazu verwenden möchte, die Verfassung des Reiches umzustoßen, hielt sie ab, ihm die zur Kriegführung erforderlichen Geldsummen zu bewilligen. Ludwig XIV. spann abwechslungsweise mit dem Könige Karl und mit den Führern der englischen Opposition Ränke und erreichte seinen Zweck, wenigstens insofern, als er es dahin brachte, daß der brittische Löwe sein Schwert in der Scheide behielt. Endlich machte der Friede von Nimwegen (1679) dem Kriege ein Ende*).

Doch die Bewegung dauerte in England fort. Der König hatte die Achtung, das Vertrauen und die Liebe des englischen Volkes verscherzt. Die düsteren Besorgnisse, welche die aus dem Cabal-Ministerium zur Opposition übergegangenen Staatsmänner Shaftesbury und Buckingham geweckt hatten und fortdauernd nährten, drangen um so tiefer in die Gemüther ein, je schwerer es war, deren thatsächliche Grundlagen in allen ihren Einzelnheiten festzustellen. Das englische Volk wußte, daß es unter Karl II. aufgehört habe, jene gebietende Stellung einzunehmen, welche es zur Zeit Cromwel's inne gehabt hatte. Es war herabgesunken zu einem Vasallen Ludwig's XIV. Seine Stimme galt nichts mehr im Rathe der Nationen und seine innere Freiheit auf religiösem und politischem Gebiete war

*) Siehe oben § 3 S. 19 f.

in Gefahr unterzugehen. Der Vertrag von Dover war zwar nicht nach seinem Wortlaute, wohl aber nach seinem wesentlichen Inhalte, zwar nicht durch klare Mittheilungen, wohl aber durch Winke, Andeutungen und Gerüchte in das Bewußtsein der Massen eingeführt worden. Alle Parteien: Republikaner und Cavaliere, Episcopale und Presbyterianer entbrannten gleichzeitig in gerechtem Zorne bei dem Gedanken, daß sie mit Hülfe französischen Geldes und französischer Waffen unterjocht und ihrer Religion beraubt werden sollten. Die religiöse Seite des Vertrags von Dover war dem englischen Volke durch den öffentlichen Uebertritt des Herzogs von York zur katholischen Religion anschaulich gemacht worden, während die politischen Bestimmungen desselben, insofern sie sich auf die Verfassung des Reiches bezogen, noch nicht so deutlich zu Tage getreten waren. Die Erinnerung an die Zeiten der blutigen Marie und an die Pulververschwörung goß Oel in die lodernde Flamme der religiösen Aufregung. Der König Karl II. war katholisch. Die Nation wußte es zwar nicht, allein sie kannte dessen Vorliebe für die Papisten, sie sah ihn in den Schlingen einer Katholikin, die er zur Herzogin von Portsmuth erhoben hatte. Der vermuthliche Thronfolger bekannte sich öffentlich zur katholischen Religion. Er hatte eine Katholikin, die Prinzessin Maria von Modena in zweiter Ehe geheirathet, nachdem er seine erste Frau bestimmt hatte, die katholische Religion anzunehmen. Nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit fiel England in kurzer Zeit der Herrschaft einer katholischen Familie anheim. Karl II. wurde von dem katholischen Könige Ludwig am Gängelbande geführt. Das Schwert des Damokles hing über der englischen Nation. Jeden Augenblick konnte es fallen.

In dieser Zeit allgemeiner Aufregung zeigte ein Geistlicher der englischen Kirche, Titus Oates, den Behörden an, er habe Kenntniß von einer Verschwörung, an deren Spitze der Papst und die Jesuiten stünden, deren Zweck sei, sämmtliche Protestanten in England niederzumetzeln, den König und alle obersten Beamten zu ermorden, und welche auf die Mitwirkung eines französischen Heeres rechnen könne. Die Papisten hätten London im Jahre 1666 in Brand gesteckt. Sie hätten alles zu einer ähnlichen Feuersbrunst vorbereitet. Die Bestürzung, welche diese Anschuldigungen hervorriefen, war zu groß, als daß man deren thatsächliche Grundlagen ruhig geprüft hätte. Sie wurde noch vermehrt durch den plötzlichen und gewaltsamen Tod eines mit der Untersuchung des papistischen Complotts beschäftigten Richters, Namens Godfrey, dessen Mörder unbekannt blieben. Mehrere Katholiken wurden in Folge dieser Enthüllungen des Titus Oates, welche durch die Angaben anderer Zeugen einige Bestätigung erhielten, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Im Laufe der Jahre hat es sich vollständig erwiesen, daß die Mittheilungen des Oates und seiner Spießgesellen, insofern sie bestimmte in England wohnende Personen anschuldigten, aus der Luft gegriffen waren.

Man hat sich oft darüber gewundert, wie sich die höchsten Behörden Englands: Minister, Ober- und Unterhaus und selbst die Gerichte durch das von Oates erfundene papistische Complott täuschen lassen konnten. Allein man bedenkt nicht, daß damals wirklich ein papistisches Complott bestand, obgleich nicht dasjenige, durch welches Oates sich Wichtigkeit geben wollte König Karl war in der That an Ludwig XIV. verkauft, er hatte diesem versprochen, sich öffentlich zur katholischen Religion zu bekennen, und hatte sich, um jeden Widerstand von Seiten des englischen Volkes nieder zu werfen, der Beihülfe eines französischen Heeres versichert. Der vermuthliche Thronerbe war ein fanatischer Katholike. Viele Staatsmänner hatten Kenntniß von den geheimen Unterhandlungen, welche Karl II. mit Ludwig XIV. gepflogen und von den Verbindlichkeiten, welche beide zum Ruine brittischer Freiheit gegenseitig übernommen hatten. Die Gefahr, welche ganz England in Aufregung setzte, war vorhanden, obgleich sie nicht durch die von Oates bezeugten, sondern durch ganz andere Thatsachen begründet wurde. Wären die zwischen den Höfen von St. James und Ver-

sailles gewechselten geheimen Briefe dem Parlamente und den Gerichten vorgelegt worden, so wären ihre Befürchtungen vollständig gerechtfertigt worden, obgleich allerdings ganz andere, als die auf Oates Zeugniß hin von dem Parlamente und von den Gerichten verurtheilten Personen für schuldig erklärt worden wären. Das erfundene Complott des Oates hätte nimmermehr so allgemeinen Glauben gefunden, wenn nicht viele angesehene Männer, welche von dem wirklichen Complotte Kenntniß hatten, demselben, durch gelegentliche Winke und Aeußerungen, welche sich auf das wirkliche Complott bezogen, aber auf das erlogene leicht gedeutet werden konnten, Eingang verschafft hätten.

Ohne Zweifel hatten Shaftesbury und Buckingham direct oder indirect ihre Hände im Spiele. Der König, welcher dieses merkte, widersetzte sich nicht dem Strome. Er that den Justizmorden, welche unter seinen Augen stattfanden, keinen Einhalt, machte zu Gunsten der unschuldig Verurtheilten von seinem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch, leitete so den tobenden Strom des Hasses an dem Throne vorbei und sann im Stillen auf Rache. Er schützte zwar durch die Neutralität, die er beobachtete, die Krone vor manchen Gefahren, allein lud auf sich einen Theil der Schuld des vergossenen Blutes, welcher um so größer war, da er sich nicht auf Irrthum berufen konnte und durch die allgemeine Aufregung nicht mit fortgerissen wurde.

Mitten in dem durch Oates herbeigeführten Sturme löste der König das seit 1661 nicht erneuerte Parlament auf und ordnete neue Wahlen an. Diese fielen natürlich sehr oppositionell aus. Schon am 26. Mai 1679 wurde daher das Parlament vertagt. Zugleich gab aber der König seine Zustimmung zu der berühmten Habeas-Corpus-Akte, welche jeden Engländer gegen willkürliche Verhaftung sichert und daher eines der wichtigsten Bollwerke bürgerlicher Freiheit bis auf den heutigen Tag ist*). Karl hoffte, sich durch diese Handlung den guten Willen des Volkes zu sichern, dessen er so nothwendig bedurfte. Er löste das neue Parlament auf. Doch das zweite im Jahre 1679 gewählte Haus der Gemeinen war gegen den Hof noch feindlicher gestimmt, als das erste.

Der König suchte dadurch das Ungestüm des Parlamentes zu brechen, daß er ein Jahr vergehen ließ, bevor er es eröffnete. Als die Stände aber im Oktober 1680 zusammen traten, faßte das Haus der Gemeinen den Beschluß, den Herzog von York von der Nachfolge auszuschließen.

Die Minister der Krone waren damals Halifax, Sunderland, Hyde und Godolphin. Der Graf von Danby hatte sich zurückziehen müssen, und war nur mit Mühe einer Verurtheilung durch das Parlament entgangen (1679).

Halifax war der talentvollste aller englischen Staatsmänner jener Zeit. Er haßte gleichmäßig das wilde Geschrei eines aufgeregten Pöbels, die Lehre vom unbedingten Gehorsam, die Unduldsamkeit und Beschränktheit aller Glaubensfanatiker. In der Theorie war er Republikaner, im praktischen Leben aber conservativ. Er stand daher in der Mitte zwischen allen äußersten Ansichten und galt als das Haupt jener Mittelpartei, welche je nach den Umständen sich dem Volke oder dem Hofe anschloß. Er war es zunächst, welcher durchsetzte, daß das Herrenhaus dem auf die Ausschließung des Herzogs von York gerichteten Antrage der Gemeinen die Zustimmung versagte. Sunderland war einer der lasterhaftesten Menschen seiner lasterhaften Zeit. Er hatte als englischer Gesandter in Frankreich die ver-

*) Die Habeas-Corpus-Akte des Jahres 1679 bestimmt: 1) daß kein Gefangener in einen Kerker über das Meer geschickt werden dürfe; 2) daß jeder Richter bei schwerer Strafe verpflichtet sei, auf Verlangen eines Gefangenen einen Befehl zu erlassen, dessen Körper vor ihn zu bringen, um den Grund der Verhaftung desselben festzustellen; 3) daß jeder Gefangene während der ersten Sitzung des Gerichts nach seiner Verhaftung in Anklagestand versetzt werden und während der zweiten sein Urtheil empfangen müsse; 4) daß kein Angeschuldigter, nachdem er entlassen worden, wegen desselben Verbrechens wieder in Anklagestand versetzt werden könne.

rätherischen Beziehungen zwischen Karl II. und Ludwig XIV vermittelt, und war daher in deren Geheimnisse eingeweiht. Er war ein Ränkeschmidt und viel zu schlecht, um die Kraft würdigen zu können, welche die Ueberzeugung einzelnen Menschen und ganzen Völkern in Augenblicken der Bewegung verleiht.

Lawrence Hyde, Graf von Rochester, der zweite Sohn des Kanzlers Clarendon, war ein verbissener Cavalier. Er haßte die Republikaner und Nicht-Conformisten, war aber viel zu heftig um mit Umsicht Staatsgeschäfte leiten zu können. Sidney Godolphin war ein geschmeidiger Hofmann. Der wüthende Streit in Betreff der Thronfolge war ihm sehr unbequem. Er sowohl als Sunderland stimmten gegen den Herzog von York, während Halifax und Hyde dessen Thronfolgerecht vertheidigten.

Im Laufe des Jahres 1680, während vor den Gerichten das Complott der Papisten und vor dem Parlamente die Ausschließung des Herzogs von York verhandelt wurde, erreichte die Aufregung des Volkes ihren Höhepunkt. England war der eigentliche Schauplatz des Kampfes, Irland und Schottland, woselbst verhältnißmäßig nur kleine Scharmützel statt fanden, lieferten den Theilnehmern au dem Streite die Namen Whigs und Tories, welche sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Die furchtbaren Grausamkeiten, welche Lauderdale über Schottland verhängte, trieben einen Theil der eifrigen Covenanter zur Verzweiflung. In ihrer Wuth fielen sie über den Primas Sharpe, einen der heftigsten ihrer Verfolger her und ermordeten ihn. Das Volk stand auf. Unter dem Herzoge von Monmouth, dem unehelichen Sohne Karl's II., rückte ein englisches Heer nach dem Norden. Bei Bothwell-Bridge kam es zur Schlacht, in welcher die Covenanter besiegt wurden (1680). Die Aufständischen waren am zahlreichsten unter den Bauern der westlichen Niederungen, welche Whigs genannt wurden. Von diesen wurde der Name auf alle Gegner des Hofes übertragen.

Ein ähnlicher Kampf, wie in Schottland zwischen Covenantern und Episcopalen fand in Irland zwischen Katholiken und Protestanten statt. Die verfolgten und mißhandelten Papisten zogen sich in die Sümpfe zurück und führten von da aus einen Guerillas-Krieg gegen die Regierung und deren Anhänger, gegen protestantische Pfaffen und Grundbesitzer. Sie wurden Tories genannt. Nach ihnen erhielten die Anhänger des Hofes ihren Namen.

Ein bestimmtes Prinzip lag diesem Gegensatze der politischen Parteien Englands nicht zu Grunde. Denn die Whigs, welche Duldung für protestantische Nonconformisten verlangten, wollten sie den katholischen durchaus nicht gewähren, und die Tories, welche für den Hof und namentlich auch für den Herzog von York kämpften, standen wissentlich oder nicht auf dem Boden des verrätherischen Vertrags von Dover. Weder Tories, noch Whigs hielten sich frei von Uebertreibungen, Gehässigkeiten und mancherlei Täuschungen. Allein die Whigs strebten nach Freiheit, sei es auch im Kampfe mit der bestehenden Verfassung, welche dem Herzoge von York die Thronfolge sicherte, während die Tories diese aufrecht erhalten wollten, sollte auch die Freiheit darunter leiden.

Zwei Jahre lang hatte schon die krampfhafte Aufregung des Volkes gedauert (1679—1681). Der König hoffte, sie werde sich nach und nach legen. Er löste das Parlament wiederum auf und berief das neu zu wählende nach Oxford, und als das Haus der Gemeinen auf der Ausschließung des Herzogs von York beharrte, löste er es noch einmal auf (März 1681).

Allmälig zeigte es sich deutlich, daß die auf die Anklagen des Oates und Genossen gegründeten Befürchtungen haltungslos waren. Die Ansicht, daß viel unschuldiges Blut vergossen worden sei, brach sich Bahn. Namentlich wurde der Graf von Strafford allgemein für unschuldig gehalten, obgleich er auf die Aussagen seiner Ankläger hin den Tod

erlitt. Die öffentliche Meinung schlug rasch um, und wandte sich mit Ungestüm gegen dieselben Personen, welche bisher das große Wort geführt hatten. Der König war entschlossen, den Augenblick zu erfassen und seine Gegner nieder zu werfen. Diese waren besonders stark im Parlamente und in den städtischen Gemeinden. Die einen verfolgte er durch Criminal-Prozesse, den anderen entriß er alle Macht, indem er die Freibriefe der Städte einzog und nur unter Bedingungen zurück gab, welche das Uebergewicht seiner Anhänger dauernd sicher stellten.

Jede Partei muß sich darauf gefaßt machen, dieselben Kunstgriffe, von denen sie Gebrauch macht, früher oder später gegen sich selbst angewandt zu sehen, sobald der Wind sich gegen sie dreht.

Auf die Verschwörungsgeschichten, welche die Opposition gegen die königliche Partei mit so großem Eifer betrieben hatte, folgte das Roggenhaus-Complott, mit dessen Hülfe die Royalisten die Opposition niederschlugen. Beide Verschwörungen trafen darin zusammen, daß manche wirkliche Verdachtsgründe mit anderen durchaus erlogenen Hand in Hand gingen, daß sie Partei-Manövers waren, und hinter den Coulissen von Leuten gelenkt wurden, welche den wirklichen Sachverhalt sehr wohl kannten, unter dem Deckmantel des Rechtes aber ihre politischen Gegner vernichten wollten.

Karl II. war ein Meister in der Verstellungskunst. Er hatte der Intrigue des sog. papistischen Complotts dadurch die Spitze abgebrochen, daß er sich den Schein gab, als glaube er selbst daran, und daß er der Rechtspflege ihren Lauf ließ. Die Opfer, welchen das Todesurtheil gesprochen wurde, weil sie angeblich an dem Complotte Theil genommen hatten, waren mit wenigen Ausnahmen unbedeutende Männer. Ganz andere Wichtigkeit als Coleman, Ireland, Grove, Pickering und selbst der alte Stafford und die fünf Jesuiten, welche als Opfer des papistischen Complottes fielen, hatten aber Algernoon Sidney, Lord Russel und deren Freunde, nebst vielen untergeordneten Gesinnungsgenossen, welche Karl auf das Schaffot brachte. Sein eigener Sohn, Monmouth, mußte fliehen, weil er in das Roggenhaus-Complott verwickelt wurde.

Die Nation ertrug, wenn auch nicht geduldig, doch ohne Widerstand zu leisten, alle diese ihr in ihren gefeiertsten Führern und in ihren wichtigsten Rechten zugefügten Mißhandlungen.

Der König setzte sich über die Verfassung hinweg. Er berief das Parlament nicht innerhalb der gesetzlichen Frist von drei Jahren, nachdem er dasselbe zu Oxford aufgelöst hatte, und verlieh dem Herzoge von York, dem Test-Akte zum Trotze, wieder das Amt eines Großadmirals. Diese Verletzung eines hochwichtigen Gesetzes mußte die Nation um so mehr erbittern, als der Bruder des Königs während der letzten Zeit in Schottland, wohin er geschickt worden war, selbst den verhaßten Lauderdale an Grausamkeit noch übertroffen hatte. Dieser Bruder war Karl's muthmaßlicher Nachfolger. Nicht lange ließ die Erledigung des Thrones auf sich warten. Karl II. starb, nachdem er sein ganzes Leben hindurch den protestantischen Glauben geheuchelt hatte, als Katholike (6. Febr. 1685).

Karl II. ist von verschiedenen Geschichtschreibern sehr verschiedenartig beurtheilt, von einigen gerühmt und gepriesen, von anderen mit Kaiser Tiberius verglichen worden. Er hatte unstreitig mehr von seiner französischen und katholischen Mutter, als von seinem englischen und protestantischen Vater, und hätte daher besser auf den französischen, als auf den englischen Thron gepaßt.

Ungeachtet seiner Kameradschaftlichkeit war er unfähig, irgend einem Menschen Vertrauen zu schenken, an menschliche Tugend zu glauben und auf diese irgend einen Plan zu gründen. Seiner Gattin brach er in schamloser Weise die Treue und ging sogar mit dem Gedanken um, sich von ihr scheiden zu lassen, obgleich sie seinen Ausschweifungen niemals

hemmend in dem Weg trat. Das Vierteljahrhundert, während dessen er auf dem englischen Throne saß, war das schmachvollste, welches England jemals erlebt hatte. Die blutige Maria und Jakob II. waren grausamer, Jakob I. unfähiger, Karl I. gewaltthätiger, als er. Doch zu keiner Zeit wog England so leicht in der Wagschale der europäischen Nationen, als während der langen Zeit seiner Herrschaft. Dieses gereicht ihm um so mehr zur Schande, je höher die englische Nation unmittelbar vorher zur Zeit Cromwels in der Meinung der Völker gestanden war.

Karl II. war träg und schlaff, allein er konnte sich, wenn die Noth dazu drängte, aufraffen, und bewies dann, daß es ihm weder an Scharfblick, noch an Entschlossenheit fehlte, doch fiel er bald wieder in seine alten Gewohnheiten zurück. Wenn er sich ermannte, so geschah es nicht, um den von ihm ermittelten Schandthaten seiner Gewaltträger ein Ziel zu setzen, sondern um seinen selbstsüchtigen Plänen mehr Nachdruck zu geben, sei es um seine Gegner durch ungerechte Prozesse zu Grunde zu richten, oder seine schmutzigen Beziehungen zu Ludwig XIV. für England noch verderblicher, für sich selbst aber einträglicher zu machen. Die einzige Person, welche mit geringen Unterbrechungen einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübte, war sein Bruder, der nachmalige König Jakob II. Daß dieser kein günstiger sein konnte, läßt sich denken.

Die Vorurtheile, welche ihm seine katholische Mutter und die ihn umgebenden für monarchische Gewalt schwärmenden Cavaliere einflößten, konnnte er im Laufe seines ganzen Lebens weder abstreifen, noch mit den in seinem Reiche herrschenden Einrichtungen in Uebereinstimmung bringen.

Karl's II. Regierung war ein unwürdiges Laviren zwischen angeborenen ausschweifenden Neigungen, anerzogenen Vorurtheilen und den beide bekämpfenden freien Bestimmungen der englischen Verfassung, welche ihm auf's äußerste unbequem waren, die er gern umgestoßen hätte, gegen welche er in fortgesetzter Verschwörung mit Ludwig XIV. war, die er aber doch offen und unumwunden nie anzugreifen wagte. Schwerlich wäre Karl II. so milde beurtheilt worden, als dieses gewöhnlich der Fall ist, wenn er nicht Jakob II. zum Nachfolger gehabt hätte. Dieser war seinem ältern Bruder sehr ähnlich, unterschied sich aber dorin von ihm, daß Jakob im Privatleben seine Leidenschaften einigermaßen beherrschte, während er denselben im öffentlichen Leben die Zügel schießen ließ. Karl II. that sich umgekehrt im öffentlichen Leben einige Gewalt an, und entschädigte sich dafür im Privatleben.

Die Charakterlosigkeit und Falschheit Karl's II. bekundete sich sowohl in seiner inneren, als auswärtigen Politik. Er begann seine Regierung mit einem Kriege gegen Holland und Frankreich, schloß dann die Triple-Allianz im Bunde mit Holland gegen Frankreich, verkaufte sich darauf an Frankreich und stritt unter den Fittigen Ludwig's XIV. gegen Holland, näherte sich später wieder Holland (1674) an, so daß der Erfolg seiner äußeren Politik nur war: die Verschwendung von Millionen Geldes und Tausenden von Menschenleben ohne allen Nutzen für England und ohne allen andern Zweck, als etwa die Hoffnung, welche Karl hegte, einen Theil der von dem Parlamente oder von Ludwig XIV. bewilligten Summen zu seinen Privatvergnügungen verwenden zu können.

In seiner auswärtigen Politik wurde Karl II. hauptsächlich durch seinen Haß gegen die protestantischen und freiheitsliebenden Niederländer und seine Vorliebe für den katholischen und despotischen Ludwig geleitet. Aber er hatte nie den Muth, seine Absichten mit vollem Nachdrucke zu verfolgen, sondern zog sich immer aus dem Kampfe zurück, sobald dieser gefährlich zu werden begann. Ganz dieselbe Erbärmlichkeit trat auch in allen übrigen Beziehungen seines Lebens hervor. Er hatte die katholische Religion angenommen, ohne daran zu glauben und ohne sie öffentlich zu bekennen. Er besaß weder die Kraft, die Reli-

gion, die er nicht glaubte, abzuschütteln, noch für sie in die Schranken zu treten. Obgleich sein Glaube schwach, war doch seine Vorliebe für die katholische Religion, deren Priester und Anhänger groß. Groß war aber auch seine Furcht, das englische Volk möchte davon Kenntniß erhalten und ihn seine Falschheit entgelten lassen.

Inmitten aller dieser quälenden und störenden Widersprüche fühlte sich Karl II. höchst unbehaglich und suchte im Schooße der Wollust oder im Verkehre mit leichtfertigen Gesellen diejenige Zerstreuung, deren er so sehr bedurfte. Der Mensch ist sehr unglücklich, welcher die ihm durch seinen Lebensberuf zugewiesenen Arbeiten mit Widerwillen versieht, um so mehr je bedeutungsvoller diese sind. Das elendeste Wesen auf Erden ist gewiß der König, welcher keine Freude an der Regierung hat, sein Volk nicht liebt und seine wirklichen Gesinnungen ängstlich verbergen muß.

Karl II. brach seinem Volke und seinem Verbündeten Ludwig XIV., seiner Religion, seiner Gattin und selbst seinen vielen Kebsweibern die Treue. Was er an einem Tage in der einen Richtung aus Neigung that, zerstörte er selbst den andern wieder aus Furcht. Von seinen nie endenden Schwankungen hatte England allen Schaden und dessen Feinde, namentlich die Franzosen, allen Vortheil, indem zu einer höchst stürmischen Zeit England auf der Weltbühne eine Lakaien-Rolle spielte.

§ 20. Jakob II. (1685—1688).

Als Karl II. auf dem Todtenbette lag, war sein Krankenzimmer voll von Geistlichen der englischen Kirche, welche ihre Dienste anboten. Die Herzogin von Portsmouth, des Königs Maitresse, dachte allein daran, daß Karl katholisch sei und ließ den Herzog von York daran erinnern, daß „eine Seele auf dem Spiele stehe." Der Herzog fragte seinen Bruder, ob er einen Priester bringen solle, der König antwortete: „Ja, Bruder, um Gottes Willen, und verliere keine Zeit!" Dann setzte er einlenkend hinzu: „aber nein, es wird Dir Verlegenheiten bereiten." Der Herzog erwiederte: „wenn es mich mein Leben kostet, werde ich einen Priester holen."

Die Geistlichen der englischen Kirche mußten sich entfernen. Durch eine geheime Treppe wurde Huddleston, ein alter Mönch, in das Krankenzimmer geführt, welchem Karl die Beichte ablegte, und von dem er die sogenannte Absolution und die sogenannte letzte Oelung empfing. Am folgenden Tage starb der König.

Kurz darauf erschien Jakob II. im Rathszimmer und hielt an die versammelten Geheimeräthe eine Anrede, worin er versprach, „die bestehende Regierung in Staat und Kirche aufrecht erhalten zu wollen." Die Worte des Königs wurden aufgeschrieben, gedruckt und im ganzen Reiche mit großer Feierlichkeit verbreitet. Ganz ähnliche Versprechungen hatte ein und ein Vierteljahrhundert früher Maria Tudor gegeben und gebrochen. Das hielt das englische Volk nicht ab, diesen trügerischen Zusagen Glauben zu schenken. Dennoch hatte Maria vor ihrer Thronbesteigung ihren blutigen Charakter noch nicht in so sprechender Weise kund gethan, als Jakob den seinigen. Er war die festeste Stütze des schmählichen Vertrages von Dover gewesen. Er hatte allen Gesetzen, welche zum Nachtheile der Katholiken erlassen worden waren, Hohn gesprochen und hatte diejenigen gegen die protestantischen Nonconformisten in Schottland mit der furchtbarsten Grausamkeit ausgeführt, und neue noch härtere zu den alten hinzugefügt. Er hatte mit teuflischer Lust den Qualen zugesehen, welche der schottische Geheimerath über die unglücklichen Opfer religiöser Unduldsamkeit verhängte. Er war nicht selten alleiniger Zuschauer geblieben, wenn alle übrigen Mitglieder des Geheimeraths ihre Sitze verlassen hatten, weil sie nicht länger Zeugen kanibalischer Henkerscenen sein wollten.

Wenn im Angesichte dieser Thatsachen jesuitische Schriftsteller Jakob II. als einen Vorkämpfer religiöser Freiheit darzustellen suchen, so beweist dieses nur, daß dieselben entweder die Geschichte Englands und Schottlands nicht kennen, oder sie absichtlich verfälschen wollen.

Vor seiner Thronbesteigung hatte sich Jakob als ein fanatischer Katholike und ein gehässiger Feind der freien Bestimmungen der englischen Verfassung, als ein beschränkter und engherziger Mensch erwiesen. Die Religion, zu welcher er sich mit so großem Eifer bekannte, hielt ihn nicht ab, die Ehe, welche sie für ein Sacrament erklärt, zu brechen. Sie legte keiner seiner Leidenschaften irgend einen Zügel an, vielmehr entflammte sie dieselben mehr und mehr. Als König veränderte Jakob seinen Charakter in keiner Weise. Die Krone bot ihm nur ein weiteres Feld der Thätigkeit und gestaltete zu bedeutungsvollen Thaten die früher im Stillen gehegten Triebe und Bestrebungen.

Im Augenblicke des Todes Karl's II. fühlte sich Jakob sehr unsicher auf dem englischen Throne. Wäre er klug und besonnen gewesen, so hätte er sich bemüht, die Ursachen zu beseitigen, welche ihn mit Gefahren bedrohten. Dieses wäre ihm nicht schwer geworden, falls er die Verfassung des Reiches beobachtet hätte. Das Gefühl der Unsicherheit regte in ihm aber nicht derartige weise Entschlüsse an. Es veranlaßte ihn nur, das Volk und seine eigenen Minister durch einige Redensarten irre zu führen und eifriger, als es Karl II. gethan hatte, um die Gunst Ludwig's XIV. zu buhlen. Mit dessen Hülfe hoffte Jakob II., der englischen Nation, der englischen Verfassung, jedwedem Rechte und jeglicher Freiheit ungestraft Hohn sprechen zu können.

Dem Namen nach behielt Jakob II. die Rathgeber seines Bruders bei. Doch drängte er, ohne sie abzusetzen, Halifax und Guildford in den Hintergrund und entfernte Ormond von der wichtigen Stelle eines Statthalters von Irland. Rochester, Godolphin und Sunderland bildeten den engern Rath des Königs. Alle drei hatten so wenig Charakter, Gewissenhaftigkeit und Widerstandskraft, daß sie sich als willige Werkzeuge der Tyrannei Jakob's II. gebrauchen ließen. Bestimmter deutete Jakob II. die Richtung, die er einzuschlagen gedenke, dadurch an, daß er den Georg Jeffreys dem Kanzler Guildford an die Seite setzte und diesen dadurch zu einem bloßen Figuranten herabwürdigte. Jeffreys hatte sich unter König Karl II. durch seine Roheit, Frechheit und Gewaltthätigkeit, durch seinen Blutdurst und seine Hartherzigkeit eben so verhaßt, als durch seine rabbulistische Rechtskenntniß furchtbar gemacht. Er bezeichnet vielleicht den dunkelsten Flecken in der finsteren Regierung Jakob's II. Was die Ernennung Jeffreys für die Rechtspflege, war die Erhebung nicht bewilligter Abgaben für die Finanzen. Die Zölle und Accis-Abgaben, welche das Parlament nur auf die Lebenszeit Karl's II. bewilligt hatte, und welche Jakob daher aus eigener Machtvollkommenheit zu erheben nicht befugt war, ließ der neue König ohne weiteres fort einziehen. Oeffentlich und mit dem ganzen Gepränge des Königthums begab sich Jakob II. in die Messe und sprach dadurch den bestehenden Gesetzen Hohn. Schlimmer, als seine offenen Thaten, waren aber die geheimen Verhandlungen, welche er mit Ludwig XIV. pflog.

Kaum hatte, was sich nicht verschieben ließ, Jakob II. das Parlament zusammen berufen, so entbot er den französischen Gesandten Barillon zu sich und entschuldigte diese Maßregel der inneren Politik in den herabwürdigendsten Ausdrücken. Er trug dem Gesandten auf, Ludwig XIV. seiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu versichern nnd fügte hinzu: „ich weiß, daß ich ohne seinen Schutz nichts thun kann. Ich weiß, welche Verlegenheiten mein Bruder sich bereitete, indem er nicht standhaft an Frankreich festhielt. Ich werde gute Sorge dafür tragen, daß die Häuser sich nicht in die auswärtigen Angelegenheiten mischen. Wenn ich wahrnehme, daß das Parlament irgend eine Neigung haben sollte, Uebel anzurichten, werde ich es heimschicken. Ich hoffe, Ludwig werde es mir nicht verar-

gen, daß ich gehandelt habe, ohne ihn um Rath zu fragen. Aber in diesem Falle hätte der Aufschub, sei es auch nur auf eine Woche hinaus, ernstliche Folgen haben können."

Diese schimpflichen Entschuldigungen bildeten die Einleitung zu bettelhaften Geldforderungen. Rochester schämte sich nicht, im Namen seines Königs dem französischen Botschafter zu erklären: „das Geld wird gut angelegt werden, Ihr Herr kann seine Einkünfte nicht besser verwenden. Stellen Sie ihm mit Nachdruck vor, wie wichtig es ist, daß der König von England nicht von seinem Volke, sondern allein von der Freundschaft Frankreichs abhängig sei." Als Ludwig die kleine Summe einer halben Million französischer Livres schickte, vergoß Jakob Thränen und überschüttete den französischen Gesandten mit den erniedrigendsten Danksagungen, welche Rochester, Sunderland und Godolphin noch weiter ausführten. Später erhielt Barillon noch anderthalb Millionen Livres, etwas über hundert tausend Pfund, welche hinreichten, den König Jakob und seine Minister in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Als sich Jakob später fester auf dem Throne fühlte, empfand er wohl ab und zu das Lästige dieses Abhängigkeitsverhältnisses. Er konnte es aber nie wieder lösen, bis er auf französischem Boden als abgesetzter König starb.

Während Jakob II. sich und sein Reich an Ludwig XIV. verkaufte, wählte das englische Volk eine Kammer, welche so zusammengesetzt war, daß der König erklärte, mit Ausnahme von etwa vierzig Mitgliedern hätte er selbst keine bessere ernennen können. Des Parlamentes glaubte er sicher zu sein und gab sich daher seiner heftigsten Leidenschaft, der Rachsucht hin. Diese empfanden zuerst jene verächtlichen Menschen, welche als Angeber und Zeugen eine Rolle in dem sogenannten papistischen Complotte gespielt hatten: Titus Oates und Dangerfield. Die übrigen: Bedloe, Dugdale und Carstairs waren nicht mehr am Leben. So wenig Mitgefühl jene beiden Menschen auch verdienten, so erregte doch die barbarische Prügelstrafe, welche über sie verhängt wurde und die Rohheit, mit welcher die gerichtlichen Verhandlungen gegen sie geführt worden waren, allgemeine Entrüstung.

Die Rede, welche der König bei Eröffnung des Parlaments hielt, war drohend und despotisch. Die Furcht vor Jakob II. war aber so groß, daß das Haus der Gemeinen ihm die Einkünfte, welche sein Vorgänger besessen hatte, auf Lebenszeit und überdieß einige neue Abgaben auf acht Jahre bewilligte. Die Einkünfte der Krone wurden dadurch auf eine Million neun hundert tausend Pfund Sterling erhöht, eine Summe, welche damals mehr als hinreichend war, die Kosten der Regierung in Friedenszeiten zu decken. Nur in Religions-Angelegenheiten beugte sich das Parlament nicht schweigend unter den Willen des Königs. Die Gemeinen faßten den Beschluß, daß sie der Kirche von England innig anhingen und baten den König, die gegen Nicht-Conformisten erlassenen Strafgesetze in Ausführung zu bringen. Als sie aber vernahmen, daß der König deßhalb heftig ergrimmt sei, stießen sie ihren Beschluß schnell wieder um und setzten an dessen Stelle ein Vertrauens-Votum.

Der Unmuth des Volkes nahm im Stillen zu. Jeder denkende Mensch mußte erkennen, daß der König die Katholiken begünstige und die Protestanten zurücksetze. Namentlich in Schottland verfolgte er, wie in früheren Zeiten, da er nur Statthalter war, die Covenanter mit empörender Grausamkeit. Nur den Quäkern, welche die Lehre vom blinden Gehorsam auf's äußerste trieben, erwies er Nachsicht und deren eifrigstem Anhänger William Penn, Zuneigung und Gunst. Die Verfassung des Staats und der Kirche war in Gefahr. Doch das Volk war ohne Waffen und Führer. Zwar machten der Herzog von Argyle (Mai 1685) in Schottland und der Herzog von Monmouth (Juni 1685) in England Versuche, das Joch des Despoten zu brechen. Beide wurden aber rasch im Blute der Führer und der meisten ihrer Anhänger unter unerhörten Greuelthaten erstickt. Die Grau-

samkeiten, welche in Schottland verübt wurden, erregten kein großes Aufsehen. Denn dort hatten sie seit mehr als zwanzig Jahren fast ununterbrochen fortgedauert. Allein die blutigen Assisen, welche Jeffreys in den englischen Grafschaften des Westens hielt, die Erpressungen, an welchen der Oberrichter, die Höflinge und selbst die Königin Theil nahmen, die gerichtliche Ermordung unschuldiger Weiber und die massenhafte Abschlachtung der Männer, welche fast unter den Augen des Königs in einem Lande statt fand, das an derartige Scenen nicht gewöhnt war, erregten einen Abscheu, welcher sich zwar eine Zeit lang ruhig verhielt, allein unmöglich auf die Dauer bewältigt werden konnte.

Ganze Schiffsladungen der unglücklichen Opfer königlicher Verfolgungswuth wurden zuerst verschachert, dann nach Westindien gesandt und gingen theils unterwegs, theils jenseits des Oceans schnell zu Grunde. Der Oberrichter Jeffreys erregte in den westlichen Grafschaften ein Entsetzen, welches bis auf den heutigen Tag im Andenken des Volkes lebt. Dennoch ging er in seiner Grausamkeit nicht weiter, ja, nicht einmal so weit, als die gemessenen Befehle des Königs ihm vorschrieben. Jeffreys jagte den Geschworenen eine solche Angst ein, daß sie nicht den Muth hatten, irgend einen Angeschuldigten frei zu sprechen. Viele, welche an dem Aufstande gar keinen Theil genommen hatten, wurden, sei es aus Versehen oder Absicht angeklagt und folgeweise verurtheilt. Außer allen denjenigen, welche die rohe Soldateska niederhieb, fielen nicht weniger als zweihundert und fünfzig Menschen durch Henkers Hand. Reiche Leute mochten sich loskaufen. Die armen mußten mit ihrem Leben bezahlen. Der König hatte die genaueste Kenntniß von allen diesen Vorgängen. Er billigte die massenhaften Hinrichtungen ausdrücklich und die damit verbundenen schmutzigen Handelsgeschäfte stillschweigend.

Die englische Geschichte bietet uns nur einen Charakter, welcher sich mit demjenigen Jakob's II. vergleichen ließe: Marie Tudor, die blutige. Auch sie war fanatisch katholisch, auch sie befestigte sich auf dem Throne, indem sie zwei Versuche, sie zu stürzen, im Blut ihrer Feinde erstickte. Sie starb als Königin, Jakob II. als Flüchtling. England war im Laufe eines Zeitraums von einhundert und dreißig Jahren vorangeschritten. Die Greuel der blutigen Maria duldete es in stumpfer Verzweiflung, denjenigen Jakob's II machte es ein Ende, indem es den frechen Despoten vertrieb.

Was Bonner unter Maria gewesen, war Jeffreys unter Jakob II.

In demselben Jahre 1685 begannen die beiden befreundeten Könige diesseits und jenseits des Kanals ihre Mordthaten unter dem Deckmantel des Gesetzes. Es ist schwer zu sagen, welcher von diesen gläubigen Katholiken der verworfenere Despot war. Soviel ist übrigens gewiß, daß die Zahl der geschlachteten Menschenopfer und der Betrag der eingezogenen Güter in Frankreich weit größer war, als in England, und daß die Hugenotten Ludwig XIV. nicht die geringste, die Anhänger Argyle's und Monmouth's dem Könige Jakob II. nach den bestehenden Gesetzen einen gewissen Grund zu dessen Verfolgungen gegeben hatten.

Beide Despoten unterscheiden sich nur darin, daß der englische persönlich den lebhaftesten Theil an den Schlächtereien und Erpressungen nahm, welche auf seinen Befehl verübt wurden, während Ludwig XIV. zu vornehm war, sich in derartige Einzelnheiten einzumischen. Er war mehr Despot im großen, Jakob war es zugleich im großen und im kleinen Maßstab.

Nichts beweist mehr die Verwirrung, welche bis auf unsere Tage in der Geschichte herrscht, als daß Scheusale, wie Ludwig XIV. und Jakob II. noch Lobredner und Vertheidiger finden, welche den einen als einen Beförderer der Kultur und den andern als einen Vorkämpfer für Freiheit des Glaubens darstellen. So lange Menschen, welche die

Wissenschaft so tief erniedrigen, wie derartige Despotenknechte es thun, noch als Schriftsteller einen Namen haben, steht die Geschichtschreibung auf einer sehr niedrigen Stufe.

Die Dragonaden und sonstigen Verfolgungen, welche Jakob's Freund Ludwig über seine protestantischen Unterthanen verhängte, machten den englischen Protestanten anschaulich, was sie zu erwarten hätten, falls ihr König seine Pläne durchführen könnte. Die Schlächtereien, welche auf seinen Befehl in Schottland und in den westlichen Grafschaften Englands stattfanden, bewiesen, daß es ihm an dem erforderlichen Blutdurste nicht gebreche, vorausgesetzt, daß er sich stark genug glauben sollte, in ähnlicher Weise wie Ludwig gegen die Protestanten zu wüthen.

In der Rede, mit welcher der König (9. November 1685) das Parlament eröffnete, erklärte er geradezu, daß die Miliz nutzlos sei, daß sich das von ihm errichtete stehende Heer bei dem letzten Aufstande bewährt habe, und daß er entschlossen sei, dasselbe beizubehalten. Er machte kein Geheimniß daraus, daß er viele Katholiken in dasselbe aufgenommen habe und nicht zu entlassen gedenke.

Das Unterhaus hatte so wenig Muth und Entschlossenheit, daß es ihm die erforderlichen Geldmittel zu einem stehenden Heere bewilligte und nur einige schwache Einwürfe wagte. Da aber im Oberhaus der Antrag des Bischofs von London durchging, die Rede des Königs in Erwägung zu ziehen, vertagte Jakob das Parlament mehrere Male, löste es später auf und gab daher guten Grund zu der Befürchtung, er gedenke es nicht wieder zusammen zu berufen.

Jakob II. erwog nicht, daß die Verfassung Englands seit den Zeiten seines Vaters wesentlich verändert worden sei, und daß er daher bei aller seiner Gewaltthätigkeit nicht mehr dieselben Hebel des Despotismus besitze, welche Karl I. zu Gebote gestanden waren, und die diesen doch nicht in den Stand gesetzt hatten, siegreich aus dem Kampfe mit der Nation hervor zu gehen.

Die Sternkammer und die sogenannte hohe Commission in geistlichen Angelegenheiten waren beide abgeschafft worden. Wie trotz der später eingetretenen Reaktion in der Verfassung Englands nicht alles wieder auf den Fuß vor der Zeit der ersten Revolution zurückgeführt worden war, so auch nicht in der Gesinnung und in dem Freiheitsgefühle der Nation. Karl I. hatte in religiöser Beziehung nur den Nonconformisten Anstoß gegeben, er hatte aber die Episcopalen auf seiner Seite. Jakob II. verletzte diese nicht minder, als die Puritaner. Manche staatsrechtliche Fragen waren ein halbes Jahrhundert früher noch zweifelhaft gewesen. Im neunten Jahrzehnte des siebenzehnten Jahrhunderts war aber das parlamentarische System fest begründet, welches im vierten und fünften die Feuerprobe einer großen Volksbewegung noch nicht bestanden hatte.

Gestützt auf sein Heer, seine Rechtsverdreher, und angetrieben von seinen Pfaffen, bildete Jakob sich ein, die englische Nation nicht bloß in die Zeit hinter Karl I., sondern auch hinter der Königin Elisabeth und Heinrich VIII. zurück treiben zu können.

Er begann damit, alle Richter abzusetzen, die sich nicht als willige Werkzeuge von ihm gebrauchen lassen wollten, ließ dann durch dieselben feststellen, daß er das Recht habe, von den Gesetzen, namentlich dem Test-Akte zu entbinden, machte davon den ausgedehntesten Gebrauch, schärfte die Lehre von dem blinden Gehorsam, für welche die englischen Pfaffen so lange geschwärmt hatten, auf's strengste ein, und vermeinte, auf diese Weise sein Ziel, den kirchlichen und weltlichen Despotismus, sicher erreichen zu können.

Allein jemehr katholische Soldaten und Offiziere er in das Heer aufnahm, desto mehr entfremdete er sich den protestantischen Theil desselben, und je schraffer er den Bogen des blinden Gehorsams spannte, desto größer wurde die Gefahr, daß derselbe im Augenblicke der Entscheidung brechen werde. Die Rechtsverdreher, deren sich Jakob II. bediente, konnten

den gesunden Sinn der Nation nicht irre führen, sondern diese nur auf's äußerste erbittern, wenn sie auch noch so viele der Krone günstige Entscheidungen von Seiten eingeschüchterter und unrechtmäßig zusammengebrachter Geschworenen und feiler Richter erwirkten.

Die schwierigste Seite des Unternehmens Jakob's II. war die kirchliche. Neun und neunzig Procente der Bevölkerung, welche seit anderthalb Jahrhunderten mit geringen Unterbrechungen die herrschende Mehrzahl gebildet hatten, wollte Jakob in eine gehorchende Minderzahl verwandeln. Er mochte dem Test-Akte zum Trotze die katholischen Herren Powis, Arundel, Bellasis und Dover und sogar den Jesuiten, der seine Beichte hörte, in den geheimen Rath berufen. — Er konnte aber nicht verhüten, daß alle protestantischen Staatsmänner von Charakter sich dadurch auf's tiefste verletzt fühlten. Halifax zog sich von den Geschäften zurück, derselbe Minister, welchem Jakob es zunächst verdankte, daß er nicht der Thronfolge durch Parlamentsbeschluß unfähig erklärt worden war. Wenn Männer von derartigen Gesinnungen ihm widerstrebten, was konnte Jakob von seinen entschiedenen Gegnern erwarten? Sunderland ließ sich zwar bestimmen, die katholische Larve anzulegen, allein Jakob's eigener Schwager Rochester, wollte lieber auf seine Ministerstelle, als seinen Glauben Verzicht leisten. Die für den Glauben gleichgültigsten Höflinge hatten größtentheils doch noch so viel Schamgefühl, zu erkennen, daß es schimpflich sei, sich vor dem blinden Bekehrungseifer eines fanatischen Papisten zu beugen.

Jakob konnte alle Aemter mit Katholiken besetzen. Es wurde dadurch nur um so deutlicher, daß er unfähig sei, den Protestanten gleiches Recht mit seinen Glaubensgenossen zu gewähren. Er mochte katholische Kirchen, Kollegien und Seminarien bauen, er regte dadurch nur noch mehr die Besorgnisse der überwiegenden Mehrzahl der Nation auf. Durch alle diese Maßregeln machte er selbst die kirchliche Frage zum hauptsächlichsten Gegenstande aller Tagesgespräche.

Mit der Kirche waren übrigens die bedeutendsten Vermögensverhältnisse und Geldfragen, politischer Einfluß und gesellschaftliche Stellung untrennbar verbunden. Die Geistlichen der englischen Kirche wußten sehr wohl, daß sie mit ihrem Glauben zugleich ihren Pfründen, ihren Familien, der Achtung des Volkes und jedwedem Selbstgefühle entsagen müßten. Drei schottische Lords, einige Höflinge und Schmarotzer mochte Jakob II. in den blutigen Schooß der katholischen Kirche überführen, doch nimmermehr die große Masse seiner Völker. Die Zeit der Bekehrungen war vorüber. Die Engländer und Schotten hatten ihren Entschluß gefaßt. Es gab keine religiöse Bewegung mehr in Britannien, als diejenige, welche Jakob II. mit Gewalt herbeiführte. Sie bestand nur in dem Widerstreben gegen königliche Uebergriffe und Verfolgungen.

Nur in Irland stand die Masse des Volkes auf katholischer Seite. Allein diese war celtischen Ursprungs. Sie haßte die Engländer und konnte zu Jakob, welcher zu dem ihr feindlichen Stamme gehörte, nie volles Vertrauen fassen. Ueberdieß waren die Irländer, durch eine Reihe der ungünstigsten Verhältnisse gehemmt, weit hinter ihren Brüdern im Osten des St. Georgs-Kanals an Wohlstand und Bildung zurück geblieben. Seit Jahrhunderten hatten die Engländer in Irland geherrscht. Sie waren entschlossen, sich weder ihren Besitzstand, noch ihr politisches Uebergewicht rauben zu lassen, und hatten alle Sympathien ihrer Glaubens- und Stammesgenossen für sich.

Jakob II. hatte kurz nach seiner Thronbesteigung einen wüthenden Eiferer für die katholische Religion, Talbot, den er zum Grafen von Tyrconnel ernannte, als Statthalter nach Irland geschickt, welcher dort ganz im Sinne und nach dem Wunsche des Königs schaltete. Nach der Niederlage Monmouth's begann Tyrconnel seine und seines Herrn Pläne mit noch größerm Nachdrucke auszuführen. Er entwaffnete alle Protestanten, organisirte das in Irland liegende Heer von neuem, indem er mehr als dreihundert Offiziere

und gegen fünftausend Soldaten entließ, weil sie Protestanten waren, und durch Katholiken ersetzte, welchen er volle Freiheit gab, die englischen Ansiedler zu plündern und zu mißhandeln. Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich unter den waffenlosen Protestanten, welche fürchteten, ein zweites irländisches Blutbad sei dem Ausbruche nahe. Viele flüchteten sich nach England und regten die Gemüther durch ihre Erzählungen auf. Die entschlosseneren, welche in Irland blieben, sammelten sich da und dort und sannen auf Widerstand. Tyrconnel pflog nur mit Katholiken Rath. Alle Richterstellen wurden mit Katholiken besetzt. Den Städten wurden ihre Freibriefe entzogen und die neuen von der Willkür des Königs abhängig gemacht. In den Gemeindebehörden erhielten nur Katholiken Sitz und Stimme. Die große Frage war aber noch zu entscheiden, ob den Engländern der Grundbesitz, den ihnen Karl II. verbürgt hatte, gelassen, oder entzogen werden solle. Jakob konnte nicht hoffen, die Irländer zufrieden zu stellen, so lange der größere Theil des Grundes und Bodens in der Gewalt der Engländer blieb, mußte sich aber auf einen furchtbaren Sturm von Seiten der englischen Nation gefaßt machen, falls er die Hand an einen Besitzstand legte, welcher von dem Hause Stuart selbst nach dessen Wiedereinsetzung bekräftigt worden war, und an welchem viele der reichsten und angesehensten Familien Englands Theil hatten. In kurzer Zeit war Irland durch die Verwaltung Tyrconnel's so tief heruntergekommen, daß Jakob es nicht wagte, diesen letzten Schritt zu thun. Schon verminderte sich die Staatseinnahme und stockte der Handel in Folge der Auswanderung eines großen Theils der englischen Bevölkerung. Jakob verschob daher die entscheidende Maßregel auf einen günstigern Zeitpunkt. Er sollte nicht kommen.

Jakob II. hatte bisher in allen seinen Bestrebungen auf staatlichem Gebiete so geringen Widerstand erfahren, daß er glaubte, in ähnlicher Weise auch auf kirchlichem voranschreiten zu können. Zu diesem Behufe stellte er den sogenannten Hof der kirchlichen Kommission wieder her (1686), welcher zur Zeit Karl's I. so große Unzufriedenheit erregt hatte und durch einen Parlamentsbeschluß für alle Zeiten abgeschafft worden war. Die feilen Mitglieder dieses ungesetzlichen Gerichtshofes trugen kein Bedenken, einen der beliebtesten Prediger, Namens Scharpe und den Bischof von London von ihrem Amte bis auf weiteres zu entfernen, weil der erstere gegen das Papstthum gepredigt und der letztere ihn deßhalb nicht hatte bestrafen wollen.

Karl II. hatte zwei Mal aus eigener Machtvollkommenheit die gegen Nichtconformisten erlassenen Strafgesetze beseitigen wollen und war beide Male gezwungen worden, dieselben wieder herzustellen. Damals waren die Besorgnisse der Protestanten noch nicht in dem Maße rege gewesen, wie unter Jakob II., welcher sich nicht nur öffentlich zur katholischen Religion bekannte, sondern auch mit aller Gewalt dahin strebte, sie zur herrschenden in Großbritannien und Irland zu machen. Jakob II. ließ sich durch die fehlgeschlagenen Versuche seines Bruders nicht abhalten, einen neuen zu machen. Er erließ sein Duldungs-Edikt (4. April 1687) und suchte zu gleicher Zeit, die Gunst der protestantischen Nonconformisten durch mancherlei Kunstgriffe zu gewinnen. Nur wenige ließen sich täuschen. Die sogenannten Dissenters, welche der katholischen Religion noch ferner standen, als die Anglikaner erkannten, wenn auch nicht gleich anfangs, doch schon bald die Absichten Jakob's und machten nicht mit dem katholischen Despoten, sondern mit ihren protestantischen Brüdern gemeinsame Sache.

Die Gesandtschaft, welche Jakob nach Rom geschickt hatte, um den Papst seines Gehorsams zu versichern und zu bitten, sein Reich wieder in Gnaden aufzunehmen, war kurz vor Erlassung der Indulgenz-Erklärung (Januar 1687) feierlich empfangen worden und hatte die Absendung eines Nuncius zur Folge gehabt, welcher von dem Könige mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde, obgleich die Gesetze Englands jeglichen Verkehr mit dem

Papste für Hochverrath erklärten. Vier katholische Bischöfe empfingen in der königlichen Kapelle die Weihen und nahmen sich heraus, unter dem Titel apostolischer Vicare die kirchliche Herrschaft über England auszuüben.

Alle reichen Pfründen und kirchlichen Anstalten waren im Besitze der Anglikaner. Zwar gelang es dem Könige, diese aus dem Magdalenen-Kollegium zu Oxford zu treiben und dasselbe unter die Obhut eines Katholiken, Namens Parker, zu stellen. Allein nur mit Gewalt konnte der König seinen Glaubensgenossen in Oxford einführen. Die Lehrer der Universität hielten sich von dem ihnen aufgedrungenen Amtsgenossen ferne und ganz England wurde durch diese Verletzung der Vorrechte der Hochschule in Aufregung versetzt.

Um den Gehorsam der protestantischen Geistlichen zu prüfen, befahl Jakob denselben, seine Indulgenz-Erklärung von den Kanzeln zu verlesen (1688). Sechs Bischöfe erhoben gegen diese Weisung Einsprache und nur sehr wenige Geistliche leisteten dem königlichen Befehle Folge. Ergrimmt über diese Unbotmäßigkeit, wie sich unsere kleinen Tyrannen ausdrücken würden, ließ der König die sechs Prälaten verhaften und vor Gericht stellen. Die öffentliche Meinung nahm begeisterte Partei für die geistlichen Würdenträger, betrachtete sie als Märtyrer, und das Volk strömte in unabsehbaren Wogen zu dem Sitzungssaale des Gerichtes und brach, als die Angeklagten frei gesprochen wurden (17. Juni 1688), in einen so lauten, so anhaltenden und so allgemeinen Jubel aus, daß ein minder verblendeter Monarch, als Jakob, erkannt haben würde, daß er auf gefährlichen Bahnen wandele. Selbst das Heer, welches der König zur Bändigung der Londoner in der Nähe der Hauptstadt versammelt hatte, stimmte in die Freudenbezeugungen des Volkes ein. Der König mußte vom Zelte seines Generals Feversham aus selbst das Jauchzen der Soldaten mit anhören. Der Gedanke kam ihm nicht, daß ein Heer, dessen Pulsschlag sich mit demjenigen des Volkes hebt und senkt, nicht geeignet sei, diesem Schrecken einzuflößen und sich schnell aus einem Werkzeuge der Unterdrückung in eine Waffe der Freiheit umwandeln könne.

Während die gegen die Bischöfe eingeleitete Gerichtsverhandlung alle Gemüther bewegte, wurde dem Könige ein Sohn geboren (10. Juni 1688) — ein unglückliches Kind, welches die Verbrechen seines Vaters mit tantalischen Qualen büßte.

Jakob mochte sich in der Hoffnung wiegen, sein Sohn werde das von ihm begonnene Werk vollenden, falls er früher abgerufen werden sollte. Er ahnte nicht, daß damals schon sein Sturz beschlossen war, und daß die Geburt des Kindes diesen nur beschleunigen, nicht mehr abwenden würde.

Der Prinz von Oranien konnte nicht gleichgültig zusehen, wie Jakob II. in England herrschte. Als erster Beamter der niederländischen Republik und entschlossenster Gegner der Eroberungssucht Ludwigs XIV. mußte er beklagen, daß die englische Nation, statt das Gewicht ihrer Streitkräfte in die Wagschale gegen den französischen Despoten zu legen, sich von aller Theilnahme an dem Kriege, welcher damals schon ausgebrochen war, fern hielt. Er sah die protestantische Kirche und die freie Verfassung in England gefährdet und konnte doch nur hoffen, insofern beide aufrecht erhalten würden, in Britannien einen Verbündeten gegen Frankreich zu finden. Als Sohn einer englischen Königstochter und Gatte der Prinzessin Marie, welche bis zur Geburt des Sohnes Jakob's die muthmaßliche Thronfolgerin in England gewesen war, hatte er hochwichtige persönliche Interessen zu wahren, welche gefährdet wurden, falls es Jakob II. gelingen sollte, auf den Trümmern des Protestantismus und der freien Staatsverfassung das Papstthum und die unumschränkte Monarchie zu gründen. Allein es war auch möglich, daß die englische Nation, des ihr auferlegten Joches müde, zu den Waffen greifen würde. In diesem Falle war er nicht min-

der betheiligt. Er wollte seine Ansprüche auf das reichste, blühendste und glücklichste Land der Erde nicht aufgeben und nicht durch stumpfsinnige Unthätigkeit verscherzen.

Seit den Tagen Karl's I. waren die Niederlande die Zufluchtsstätte gewesen, welche abwechslungsweise Royalisten und Republikaner aufgenommen hatte. Von einem niederländischen Hafen aus hatten sich Montrose und Karl II. nach Schottland eingeschifft, war der letztere später im Triumph nach England zurückgekehrt, hatten Argyle und Monmouth sich in ihr Verderben gestürzt. Die politischen Bewegungen der letzten Regierungsjahre Karl's II. und der Zwingherrschaft Jakob's II. hatten den Niederlanden viele Flüchtlinge zugeführt, welche von jenen Königen verfolgt worden waren oder sich doch in Britannien nicht sicher fühlten. Der Verkehr zwischen England und Holland war häufig und leicht und dessen Spuren verwischten sich auf den Wogen des Meeres, das beide Länder zugleich trennte und verband.

Der Prinz Wilhelm von Oranien war der einzige Fürst in Europa, welcher Ludwig XIV. seit fast zwei Jahrzehnten mit unerschütterlicher Ausdauer die Spitze geboten hatte, der einzige, dessen Blick und dessen Verbindungen ganz Europa umfaßten. Er konnte sich mit Recht berufen glauben, die Menschheit gegen den französischen Despoten zu vertheidigen. Der Gedanke, dermaleinst über England zu herrschen, war ihm besonders aus dem Grunde lieb und theuer, weil er hoffen konnte, mit den Streitkräften dieses Reiches seinen alten Feind Ludwig vollständig aus dem Felde zu schlagen. Zwischen ihm und seinem Schwiegervater Jakob hatte nie ein freundschaftliches Verhältniß stattgefunden. Wie wäre dieses auch möglich gewesen? Wilhelm war ein entschlossener und umsichtiger Staatsmann und tapferer Feldherr, Jakob ein Fanatiker ohne Scharfblick und Muth. Wilhelm war der erste Beamte einer kleinen Republik und leitete als solcher die Angelegenheiten Europa's. Jakob, obgleich König von England, besaß keine Stimme im Rathe der Völker und hatte durch seinen Despotismus die englische Nation an den Rand einer Revolution getrieben. Wilhelm war in religiöser Beziehung aufgeklärt und duldsam, Jakob abergläubisch und ungeachtet seines Duldungs-Edictes durchaus unduldsam und verfolgungesüchtig. Wilhelm erkannte die Lage Europa's so richtig und benahm sich mit solcher Klugheit, daß der Papst ihm, dem Protestanten mehr gewogen war, als Jakob dem Katholiken. Wilhelm hatte sich vorsichtigerweise nie in die inneren Angelegenheiten Englands gemischt. Allein da er das Haupt aller gegen Ludwig XIV. gerichteten Bündnisse war, erkannten die Gegner französischer Weltherrschaft in ihm ihren Parteiführer. Ungeachtet er Holländer war, handelte er im Sinne und Geiste der englischen Nation, welche von ihren Königen Karl und Jakob an Ludwig XIV. verrathen wurde.

Jakob fühlte wohl, daß alle seine Gewaltmaßregeln, welche keine andere Stütze, als seinen persönlichen Willen hatten, Gefahr liefen, von jedem Parlamente und jedem Nachfolger umgestoßen zu werden. Er bat daher den Prinzen Wilhelm, den Widerruf der Strafgesetze gegen Nichtconformisten und des Test-Aktes gut zu heißen. Wilhelm erhielt dadurch eine erwünschte Gelegenheit, öffentlich auszusprechen, daß er zwar bereit sei, seine Zustimmung zu einem verfassungsmäßigen Widerrufe der gegen Nichtconformisten erlassenen Strafgesetze zu geben, allein die Test-Akte zum Schutze der bestehenden Religion für unumgänglich nothwendig halte.

Diese Meinungs-Aeußerung von Seiten eines Prinzen, welcher durch seine Gattin den nächsten Anspruch auf den englischen Thron hatte, bestärkte die englische Nation in ihrem Widerstande gegen die Zwingherrschaft Jakob's II., reizte diesen aber zum heftigsten Zorne, welcher sich bald in zahlreichen gehässigen Maßregeln und in Kriegsrüstungen gegen Holland Bahn brach.

Wilhelm erkannte, daß er nicht länger in dem Streite zwischen der englischen Nation

und deren Könige neutral bleiben könne, vielmehr daran entschieden Theil nehmen müsse. Er schickte Dykvelt, einen sehr gewandten Staatsmann nach England mit dem Auftrage, öffentlich gegen die innere und äußere Politik Jakob's Einsprache zu erheben und insgeheim mit allen Parteien in freundliche Beziehungen zu treten. Dykvelt verfuhr mit so großer Feinheit und solchem Nachdruck, daß die Hoffnungen aller Gegner Jakob's sich auf Wilhelm von Oranien richteten, ohne den Prinzen in irgend einer Weise bloß zu stellen. Als dem Könige ein Sohn geboren wurde, vollendete Zuylenstein unter dem Vorwande, die Glückwünsche Wilhelm's dem Vater zu überbringen, was Dykvelt begonnen hatte Zuylenstein brachte dem Prinzen von Oranien von Seiten der angesehensten Männer Englands die bestimmte Aufforderung, ihnen mit Geld und Waffen zur Wiederherstellung der Gesetze und Freiheiten England's beizustehen. Die Bischöfe von London, St. Asaph und Bristol kehrten der bisher von ihnen so eifrig verfochtenen Lehre vom blinden Gehorsam den Rücken und baten den Prinzen von Oranien um Hülfe. Die Grafen von Danby, Nottingham, Devonshire und Dorset, der Herzog von Norfolk, die Lords Lovelace, Delamere, Paulet und Eland, die Herren Hambden, Powle und Lester, verschiedene Militärbefehlshaber, unter anderen Churchill, der nachmalige Herzog von Marlborough, Kirke und Trelawney, selbst Sunderland, des Königs dirigirender Staatsminister, versicherten den Prinzen ihres guten Willens, falls er mit einem Heere nach England übersetzen würde. Die Zahl der einflußreichen Männer, welche sich persönlich mit dem Prinzen von Oranien in Verbindung gesetzt hatten, war so groß, daß wir sie nicht alle nennen können. Viele derselben, wie z. B. Admiral Herbert, Henry Sidney, Algernon's Bruder und Sunderland's Onkel, Admiral Russel, Lord Dumblaine reisten sogar nach Holland und besprachen sich mit dem Hrinzen.

Nachdem alle diese Einleitungen getroffen worden waren, rüstete Wilhelm rasch Heer und Flotte. Der französische Gesandte im Haag d'Avaux gab seinem Herrn Kenntniß von diesen Vorbereitungen. Ludwig XIV. bot seinem englischen Lehnsmanne Hülfe zu Land und zur See an. Allein Jakob hatte sich selbst in eine so verkehrte Stellung gesetzt, daß französische Streitkräfte ihn kaum retten konnten. Nahm er sie an, so verletzte er das Nationalgefühl der Engländer, schlug er sie aus, so mußte er sich auf seine eigene Macht verlassen. Hätte er gewußt, wie sehr diese damals schon untergraben war, so hätte er das Anerbieten Ludwig's schwerlich abgelehnt. Allein er war inmitten von Tausenden wohl der einzige, der keine Ahnung von alledem hatte, was um ihn her vorging. Er wies die ihm von dem Könige der Franzosen gebotene Hand zurück, und glaubte durch Zugeständnisse, die er der Nation machte, deren verscherzte Liebe und Achtung wieder gewinnen zu können; doch es war zu spät.

Am 5. November 1688 landete Wilhelm von Oranien mit einem wohl ausgerüsteten Heere von 14,000 Mann zu Torbay. Nirgends stieß er auf Widerstand. Einige kleine Scharmützel abgerechnet, rückte er ohne Blutvergießen gegen London vor. Aller Orten empfing ihn die Bevölkerung als einen Befreier. Ein General und ein Regiment nach dem andern ging von Jakob zu ihm über. Die Prinzessin Anna, die Schwester der Gemahlin Oraniens und ihr Gatte, der Prinz Georg von Dänemark flohen aus London und begaben sich in den Schutz der oranischen Partei. Der Abfall vom Könige wurde immer allgemeiner. Die Verhandlungen, welche Jakob mit Oranien einleitete, dienten nur dazu, die geringe Zahl der Anhänger des Königs zu vermindern. Das ganze Land erhob sich gegen den Despoten. Am 11. December verließ Jakob London. Die dummen Bauern von Sheerneß hielten ihn fest. Seine Anhänger flößten ihm neuen Muth ein. Er kehrte am 16. wieder nach Whitehall zurück, und begab sich dann in Uebereinstimmung mit dem Willen Oraniens nach Rochester. Von da entfloh er in der Nacht vom 22. auf den

23. December ein zweites Mal. Niemand hielt ihn mehr. Er wandte England den Rücken, um nie wieder zu kehren.

Die Laufbahn Jakob's II. bietet sehr wenig Stoff zur Erheiterung. Sie war von Anfang eine Mischung von Gewaltthätigkeit, Fanatismus, Lug und Trug, welche jedes sittliche Gefühl empören muß. Eine Seite des Lebens dieses letzten Königs aus dem Hause Stuart ist aber außerordentlich komisch, nämlich der Contrast zwischen seinem religiösen Fanatismus und seinen geschlechtlichen Schwächen.

Gleich seinem ältern Bruder Karl war Jakob ein Sklave der Wollust. Doch Karl gab sich nicht den Schein eines religiösen Menschen, während Jakob stets von Pfaffen umgeben war, und wo möglich für einen Heiligen gelten wollte. Karl's Gattin störte diesen nicht und ertrug geduldig dessen Untreue. Maria von Modena aber besaß die ganze Heftigkeit einer Italienerin, empfand auf's bitterste den ihr durch Jakob angethanen Schimpf und ließ ihrem Unmuthe nicht selten freien Lauf.

Unter den vielen unzüchtigen Weibern, mit welchen Jakob II. seinen Lüsten fröhnte, spielte Katharina Sedley die erste Rolle. Sie hatte schon vor dessen Thronbesteigung große Gewalt über ihn, obgleich sie nicht schön war und ihren Verstand nur dazu verwandte, ihren Liebhaber lächerlich zu machen. Als Jakob König wurde, hielt er viele Reden, welche von Tugend und Sittenreinheit überflossen. Allein es währte nicht lange, so schlich sich Katharina Sedley auf derselben Treppe, durch welche der Mönch Huddleston zu Karl II. geführt worden war, in Jakob's Schlafzimmer. Da Katharina Sedley eifrige Protestantin war, so hofften die protestantischen Minister des Königs diesen mit deren Hülfe zu beherrschen. Es entstand ein förmlicher Kampf zwischen der Buhlerin und deren Anhänge und dem Beichtvater nebst dem seinigen, wem es gelingen würde, sich Jakob's zu bemächtigen. Dieser war bei seiner Thronbesteigung schon ein Fünfziger. Doch Alter schützt vor Thorheit nicht. Die Königin machte ihrem Gatten die bittersten Vorwürfe. „Sie sind bereit," sagte sie ihm, „Ihr Königreich für Ihre Seele auf's Spiel zu setzen, und doch werfen Sie Ihre Seele aus Liebe zu diesem Geschöpfe weg." Der Beichtvater Peter beschwor den König auf den Knieen, von der Buhlerin zu lassen. Jakob selbst fastete, betete, geißelte sich — und setzte seinen Umgang mit der Katharina fort. Er ernannte diese sogar gegen deren Willen zur Gräfin von Dorchester. Einmal gelang es ihm zwar, sie nach Dublin in die Verbannung zu schicken. Doch während ihrer Abwesenheit besserte sich Jakob nicht, vielmehr veränderte und vermehrte sich nur das Uebel. Bald kehrte Katharina zurück. Sie war durch Schaden klug geworden und gab dem Könige keine den Jesuiten mißliebigen Rathschläge mehr. Zum Danke dafür eiferten diese nicht länger gegen sie. Dieses stillschweigende Einverständniß dauerte fort bis zur Flucht des Königs aus England. Ob die Rathschläge der Jesuiten der Seele Jakob's förderlich waren, bleibt dahingestellt. Sicher ist es, daß Jakob denselben den Verlust seines Reiches beizumessen hat. Hätte er diejenigen befolgt, welche seine Maitresse ihm anfangs gegeben, so hätte er seine Krone behauptet, und seine Seele wäre schwerlich viel übeler daran gewesen. Denn der Pfaffen sittliches Gefühl wurde nur so lange durch Jakob's Verkehr mit Katharinen verletzt, als diese sich in die Politik mischte.

Das Verhältniß, in welchem Jakob II. zu Katharina Sedley stand, eröffnet uns einen tiefen Blick in den Charakter dieses Fürsten. Es zeigt uns, daß er von allen seinen Umgebungen nur dasjenige annahm, was ihm Verderben brachte. Wäre er den Jesuiten gefolgt, und hätte die Maitresse entfernt, oder hätte er die Buhlerin gehört und die Jesuiten abgeschüttelt, so wäre er in jenem Falle seinen ehelichen, in diesem seinen Regenten-Pflichten näher gekommen. Allein er that weder das eine, noch das andere. Von den Jesuiten ließ er sich zur Verletzung der Verfassung des Reiches, von der Maitresse zum

Ehebruche verleiten. Die Thränen seiner Gattin rührten ihn so wenig, als die Klagen seines Volkes, der Kniefall des Beichtvaters so wenig, als derjenige anderer Bittsteller, welche das Leben geliebter Angehöriger von ihm erflehen wollten.

Leidenschaftlich und verblendet, wie Jakob II. war, mußte er in sein Verderben rennen.

Der Mann der Freiheit mag sich über die Niederlage freuen, welche der verruchte Despot Jakob II. erlitt. Allein seine Freude ist nicht ungetrübt. Die Träger der ganzen Bewegung thaten zuviel Falschheit und zu wenig offenen Freiheitsmuth kund, als daß ihnen großer Ruhm und ein besonderes Verdienst beigemessen werden könnte. Dieser Vorwurf trifft nicht den Prinzen von Oranien, der dem Könige Jakob keinen Grund gegeben hatte, ihn für einen Freund zu halten, wohl aber alle Bischöfe, Pairs und Befehlshaber, welche dem Prinzen schon bestimmte Zusagen gemacht hatten, als sie den König noch ihrer unwandelbaren Treue versicherten. Die englische Nation bewies bei dieser Revolution sehr wenig Selbstständigkeit. Sie überließ den bei weitem größten Theil der Gefahr dem Prinzen von Oranien. Die Großen des Reiches beeilten sich durchaus nicht, ihre dem Prinzen ertheilten Zusagen zu halten, und die Nation genehmigte gewissermaßen nur, was Oranien im Bunde mit einigen Aristokraten insgeheim beschlossen und später mit großer Vorsicht und Klugheit ausgeführt hatte.

Schwerlich ist jemals ein Despot so schimpflich gefallen, als Jakob II. Sein Vater Karl I. entwickelte wenigstens kriegerischen Muth, seine Urgroßmutter Maria Entschlossenheit und Ausdauer im Kampfe für ihre vermeintlichen Rechte. Beide hatten zahlreiche und warme Freunde. Jakob II. wagte keine Schlacht. Alle seine Anhänger kehrten ihm den Rücken. Er floh und rettete ein Leben, welches Wilhelm von Oranien gar nicht gefährdete, und das er als Vasall Ludwig's XIV. beschloß, nachdem er seine Regierung als solcher begonnen hatte.

Die Engländer nennen die Bewegung, durch welche Jakob II. vom englischen Thron gestoßen und Wilhelm und Maria auf denselben erhoben wurden, eine Revolution oder vielmehr d i e Revolution, gleich als wenn neben ihr keine andere diesen Namen verdiente. In der That war sie aber weniger Revolution, als Verschwörung. Die Masse des Volkes spielte eine untergeordnete, diejenigen Prinzen, Grafen und Herren, welche sich vorher insgeheim verständigt hatten, nach Oranien, die Hauptrollen. Eine Revolution setzt eine, wenn auch noch so klug vorbereitete, großartige Erhebung der Volksmassen voraus. Eine solche fand nicht statt. Das Heer, welches der Prinz von Oranien nach England brachte, bildete den Hebel zum Sturze des Despoten. An dieses schlossen sich früher oder später theils befreundete Herren mit ihren Anhängern, theils Truppen Jakob's II. an. Ohne das Heer des Prinzen von Oranien hätten sich weder die Lords, noch die königlichen Soldaten gegen Jakob aufgelehnt. Ja, ohne dieses Heer wäre es nicht einmal möglich gewesen, die Irländer zu besiegen. Karl I. erlag einer großen Revolution, Jakob II. einer vom Glücke gekrönten Verschwörung.

Der Freund der Menschheit, bürgerlicher und religiöser Gleichberechtigung mag bedauern, daß von den in England zum Theil seit den Tagen Wilhelm's des Eroberers herrschenden Mißbräuchen und Ungleichheitsverhältnissen nicht mehr abgeschafft wurde, daß die Revolution nicht voranschritt, ondern in der Hauptsache nur denjenigen Zustand der Verfassung und der Gesetze wieder herstellte, welchen Jakob II. umzustoßen bemüht gewesen war. Von dem Staube des Mittelalters wurden nur wenige Wolken ausgeklopft. Die normännische Eroberung mit allen ihren verkehrten und verderblichen Folgen für das Eigenthum an Grund und Boden blieb auf dem Volke lasten. Der Besitzstand des Adels, die Frucht vielhundert'ähriger Gewaltthaten und die Vorrechte der anglikanischen Geistlichkeit,

zumal der Bischöfe, d. h. römisch-katholische Anmaßungen, ausgebeutet von Protestanten — wurden nicht angetastet. Die große Masse des Volkes blieb noch immer ausgeschlossen von allen politischen Rechten, allem Grundbesitze und allem Antheile an den Bildungsanstalten des Staates, während die Vorrechte des Adels, der reichen Grundbesitzer und der englischen Kirche bestätigt und von Jahr zu Jahr ausgedehnt wurden.

Unleugbar ist es übrigens, daß England in Folge dieser s. g. Revolution einen außerordentlichen Aufschwung nahm, daß die Bewegung des Jahres 1688 die eigentliche Grundlage der Macht, der Größe und des Wohlstands des Reiches bis auf den heutigen Tag gewesen ist. Der Umschwung des Jahres 1688 war ein politischer. Nur einen solchen wollte die englische Nation, nur für einen solchen hatte sie Sinn und Verständniß. Es ist sehr verkehrt, einem Volke zumuthen zu wollen, auf Jahrhunderte hinaus Fürsorge zu treffen. Die Beschlüsse des Jahres 1688 waren der Ausdruck des Willens des englischen Volkes damaliger Zeit. Selten ist es einer Nation gestattet worden, so frei, so ungehemmt ihre Forderungen und Wünsche auszusprechen, als sie es im Jahre 1688 in Albion that.

Die s. g. Revolution von 1688 entsprach insofern sogar den Ansichten der Republikaner, als diese anerkennen mußten, in der Minderheit zu sein, und kein Recht zu haben, der Mehrheit Gesetze vorzuschreiben.

Englische Schriftsteller preisen übrigens gewöhnlich übermäßig die Revolution von 1688, und begnügen sich nicht einmal damit, sondern ergreifen die Gelegenheit, welche diese ihnen bietet, die späteren Revolutionen, sowohl die große französische, als alle diejenigen der Jahre 1848 und 1849 zu verunglimpfen.

Macaulay ist gewiß ein genauer Kenner der englischen Geschichte, insbesondere der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Allein mit den übrigen Staaten Europa's ist er augenscheinlich sehr wenig bekannt. Die in England herrschenden Sitten und Gewohnheiten behandelt er mit großer Schonung, diejenigen anderer Länder dagegen oft mit übertriebener Härte. In politischer Beziehung hat er sich nicht über den Standpunkt der englischen Staatsverfassung, in religiöser nicht über denjenigen des brittischen Pfaffenthums emporgeschwungen. Die Reformation, welche im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts in England und Schottland Eingang fand, und die Revolution, welche Wilhelm von Oranien in diesen beiden Ländern siegreich durchführte, bilden den Höhepunkt seiner religiösen und politischen Weisheit. Was über diese Ereignisse hinausreicht, scheint ihm sehr wenig bekannt zu sein, sonst würde er an den durch dieselben festgestellten Ansichten nicht mit so großer Zähigkeit festkleben, und nicht geflissentlich spätere Entwickelungen herabsetzen.

Die Nationen des Continents hatten gleich gute Gründe zur Unzufriedenheit, als die englischen im Jahre 1688. Schriftsteller, welche auch nur den Schein der Freisinnigkeit bewahren wollen, sollten sich hüten, das Gewicht ihres Namens in die Wagschale eines Ludwig Napoleon, eines Franz Joseph, und anderer mit diesen verbündeter Despoten zu legen. Ihr Sinn für Recht hätte ihnen den alten Spruch: audiatur et altera pars vergegenwärtigen sollen. Der andere Theil: die in Deutschland, Italien, Frankreich, Polen und Ungarn niedergeworfenen Republikaner haben aber bis jetzt noch nicht sich vernehmlich machen können. Sie mußten schweigen, falls sie in ihrem Vaterlande blieben, und konnten vom Auslande her nur in sehr fragmentarischer Weise die Revolutionen, an denen sie Theil genommen hatten, rechtfertigen. Die Schandthaten der Despoten, welche die Gewalt wieder an sich rissen, enthalten für alle freiheitsliebenden Menschen den deutlichen Beweis, daß gute Gründe zu den Revolutionen von 1848 und 1849 gegeben waren und jetzt noch immer bestehen. Die Absichten der Revolutionäre werden aber erst klar werden, wenn sie den Sieg errungen haben.

So viel ist gewiß, daß wenn die sogenannte Revolution des Jahres 1688 verhältnißmäßig unblutig war, sie die Nation auch nicht weit vorwärts förderte, daß, wenn im Laufe derselben nicht viele Laster auftauchten, sich auch sehr wenige Tugenden, sehr geringe Aufopferungsfähigkeit, sehr wenig Freiheitsmuth und durchaus keine Erhabenheit der Gesinnung kund thaten.

Die Engländer haben keinen Grund auf eine Bewegung stolz zu sein, welche nur so weniges leistete, und dieses wenige fast ausschließlich der Umsicht und der Entschlossenheit eines einzigen Mannes, des Holländers Wilhelm von Oranien, verdankt.

§ 21. Wilhelm III. und Maria (1688—1702).

Der Sieg war gewonnen, der Despot vertrieben. Doch Wilhelm wollte nicht, gleich dem ersten dieses Namens, sein Herrscherrecht auf die Eroberung gründen. Die Bischöfe und Pairs, neunzig an der Zahl, forderten ihn auf, eine Convention zu berufen, mittlerweile die Zügel der Regierung zu ergreifen und Maßregeln zur Sicherstellung Irlands zu treffen. Diese Aufforderung genügte dem Prinzen von Oranien nicht. Er versammelte um sich alle Unterhaus-Mitglieder der von Karl II. berufenen Parlamente, den Mayor, die Aldermänner und fünfzig Mitglieder des Gemeinderaths von London. Diese schlossen sich der Adresse der Pairs an, worauf Wilhelm neue Wahlen von Volksvertretern ausschrieb.

Eine Versammlung schottischer Lords und Gemeinen, welche Wilhelm in London zusammen berief, faßte einen ähnlichen Beschluß, wie ihre englischen Standesgenossen. So bahnte sich Wilhelm den Weg vom Kriege zum Frieden, von der Eroberung zur vertragsmäßigen Begründung seiner Herrschaft.

Manche schwierige Fragen waren festzustellen. Noch lebte Jakob. Nach ihm hatte seine Tochter Maria und nach dieser die Prinzessin Anna die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron. In Uebereinstimmung mit beiden Töchtern des Königs übertrug die Convention die erledigte Krone gemeinschaftlich auf Wilhelm und Maria, in der Weise, daß Wilhelm die Verwaltung allein führen und beiden die Prinzessin Anna nachfolgen sollte. In zweiter Linie wurde die Nachfolge zuerst den Kindern Marien's, dann denjenigen Anna's und endlich den Nachkommen Wilhelm's von einer anderen Frau zuerkannt.

Mit dieser Ordnung der Thronfolge verband die Convention eine Erklärung, worin alle Fragen, welche in den letzten Jahren zwischen König und Volk bestritten gewesen waren, endlich festgestellt und die königlichen Vorrechte mehr beschränkt und genauer bezeichnet wurden, als jemals früher.

Am 13. Februar 1689 boten die beiden Häuser der Convention die Krone Wilhelm und Marien an, im darauf folgenden Monate März faßte die schottische Convention einen ähnlichen Beschluß. Das fürstliche Paar schlug die Kronen, auf welche es ein so gutes Anrecht hatte, nicht aus. Engländer und Schotten fühlten sich glücklich im Bewußtsein, wieder einen König zu haben. So sehr fürchteten sie die Stürme einer wirklichen Revolution.

Eine organisirte Gewalt zu stürzen, hat immer seine Schwierigkeiten, um so größere, falls dieselbe durch mehrere Siege sich befestigt hat, wie diejenige Jakob's II. durch die Argyle und Montrose beigebrachten Niederlagen. Weit schwerer ist es aber, die Früchte des Sieges zu pflücken. In beiden Beziehungen erwies sich Wilhelm III. als der größte Staatsmann seiner Zeit. Hätte Ludwig XIV. mit Feinden zu kämpfen gehabt, wie sie Wilhelm III. gegenüber standen, er hätte sie weder zu besiegen, noch zu versöhnen, noch einzuschüchtern vermocht. Wenn es Wilhelm III. nicht gelungen wäre, einen großen

Theil seiner ursprünglichen Feinde für sich zu gewinnen, so hätte er nie die Macht gehabt, die unversöhnlichen Gegner in den Schranken zu halten.

Von den drei Herrschern, welche gegen Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die ersten Rollen auf der Weltbühne spielten, war Peter I. ein barbarischer Despot, Ludwig XIV. ein civilisirter Despot, Wilhelm III. verband Bildung mit natürlicher Kraft und gestattete seinen Völkern so viel Freiheit, als sie ertragen konnten. Fürwahr an ihm lag es nicht, daß manche alte Uebelstände in England, Schottland und Irland aufrecht erhalten wurden. Er war stets bereit auf dem Wege der Reform weiter zu gehen, als seine Parlamente. Er mäßigte häufig deren Fanatismus. Allein er begnügte sich mit der ihm eingeräumten verfassungsmäßigen Gewalt. Er begründete diese so tief, daß nach anderthalb Jahrhunderten schwerlich ein Thron in Europa so fest steht, als der englische.

Der Feind des Königthums kann dieses bedauern. Allein er muß anerkennen, daß über den Formen einer Regierung deren Geist und über dem Streben einer Partei dasjenige der Nation steht. Der Geist der Regierung Wilhelm's war in England derselbe, wie in den Niederlanden. Dort herrschte er als König, hier als Statthalter, weil die Engländer einen König, die Niederländer einen Statthalter an der Spitze ihres Staates haben wollten.

Wilhelm war ein vortrefflicher Diplomat und ein tüchtiger Feldherr. Für die Einzelnheiten der Verwaltung hatte er aber keinen Sinn, und gerade diese waren unter Karl's II. gewissenloser und Jakob's II. fanatischer Regierung so vernachläßigt worden, daß ohne kräftige Abhülfe der Staat und namentlich Heer und Flotte in große Gefahr gerathen mußten.

Die Last der Arbeit, welche auf Wilhelm III. ruhte, war größer, als ein kräftiger Mann zu tragen vermochte, und Oranien war körperlich sehr leidend und schwach. Nur durch die größte Rücksicht, welche er seiner Gesundheit trug, konnte er hoffen, sein Leben zu verlängern. Seine Stellung war außerordentlich schwierig. Macaulay glaubt, die Unzufriedenheit, welche sich schon bald in England kund that, sei die nothwendige Folge der übergroßen Freude über den Sturz Jakob's II. gewesen. Allein er irrt sich. Die Mißstimmung der Engländer hatte eine ganz andere thatsächliche Grundlage. Der Umschwung der Dinge war nicht herbeigeführt worden durch eine großartige Erhebung uneigennütziger Volksmassen, welche nichts weiter wollten, als Befreiung von einem drückenden Joche, sondern durch geheime Verabredungen hochgestellter und einflußreicher Pairs, Bischöfe, Staatsmänner, Beamten und Offiziere, welche alle für die von ihnen geleisteten Dienste reichliche Belohnung erwarteten. Diese zu ertheilen, war schon aus dem Grunde unmöglich, daß nicht bloß Whigs, sondern auch Tories, nicht bloß Episcopale, sondern auch Dissenters auf Wilhelm's Seite getreten waren. Wilhelm hatte keine der beiden Parteien, in welche England gespalten war: Whigs oder Tories entschieden für sich, er hatte aber das Heer Jakob's II., welches eine sehr traurige Rolle gespielt, und die Geistlichkeit, welche sich große Blößen gegeben hatte, entschieden gegen sich. Die Schwarzröcke hatten Jahre lang Gehorsam gepredigt, im Augenblicke der Entscheidung denselben aber eben sowohl als die übrigen Theile der Nation gebrochen. Die Rothröcke hatten der Lehre vom Gehorsam Nachdruck geben sollen, waren aber durch den Strom der Bewegung mit fortgerissen worden. Schwarz- und Rothröcke fühlten sich gedemüthigt. Sie sahen sich von den erwarteten Gnadenbezeugungen ausgeschlossen, in der öffentlichen Meinung herabgesetzt, und waren daher verstimmt. Die Whigs waren unzufrieden, weil Wilhelm sich auf sie, die eigentlich revolutionäre Partei nicht ausschließlich stützte und die Tories, welche sich für die einzigen festen Stützen des Königthums hielten, weil er sich ihnen nicht in die Arme

warf. Diejenige Begeisterung, welche sonst bei mächtigen Volksbewegungen die Gemüther über viele Schwierigkeiten hinweghebt, fehlte im Jahre 1688. Fast Jedermann sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht und Niemand, selbst der neue König nicht, war vollständig befriedigt.

Wilhelm hatte in den Niederlanden seinen Einfluß behaupten können, ohne jemals zu einem Systeme der Korruption seine Zuflucht nehmen zu müssen. In England sah er sich von Verräthern, Ränkeschmidten und käuflichen Seelen umgeben und konnte nur dadurch hoffen, sich eine Mehrheit im Parlamente zu erhalten, daß er viele Verbrechen unbestraft ließ und die schlechtesten und verächtlichsten Menschen in seinen Sold nahm.

Das erste Ministerium Wilhelm's III. war eine Musterkarte aller politischen Parteien Englands. Danby und Nottingham waren Tories verschiedener Schattirungen, Halifax das Haupt der Mittelpartei, Shrewsbury, Herbert, Mordaunt und Delamere waren Whigs, Godolphin war ein zu geschmeidiger Staatsmann, Maynard ein zu steifer Rechtsgelehrter, als daß sie sich irgend einer Partei fest angeschlossen hätten.

Diese Männer standen sich gegenseitig zu ferne, hatten zu oft einander bekämpft, als daß sie kräftig hätten zusammen arbeiten können. Der Haß, welcher sie bisher beseelt hatte, war noch zu frisch, als daß er abgestreift werden konnte. Im Laufe der Zeit mag ein Koalitions-Ministerium sich aus den Stürmen einer mächtigen Bewegung natürlich entwickeln. Wie sich aber die aufgeregten Gefühle nicht plötzlich Halt gebieten lassen, so können unmittelbar nach einer Erschütterung, welche einen Thron umwarf und einen neuen erbaute, die Träger verschiedener Meinungen nicht einträchtig zusammen wirken.

Die einzigen Leute, auf welche sich Wilhelm fest verlassen konnte, waren seine holländischen und deutschen Freunde. Auf diese blickten aber die Lords mit Eifersucht und Neid. Jede Gunst, welche der König ihnen bezeugte, machte ihm neue Feinde in England. Nationale, politische und religiöse Vorurtheile hemmten ihn auf allen Seiten. Doch setzte er die sogenannte Duldungs-Akte, welche die schlimmsten Auswüchse religiöser Verfolgungssucht beseitigte, durch.

Die Verwirrungen in den Verhandlungen des Parlamentes und in allen Zweigen der Verwaltung war riesig. Nur im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches Wilhelm sich vorbehalten hatte, herrschte Ordnung, Klarheit und unerschütterliche Festigkeit.

Schwerlich hätte Wilhelm III. sein Leben und seine ganze Stellung in den Niederlanden auf das Spiel gesetzt, indem er einen Krieg gegen Jakob II. begann, wenn er nicht gehofft hätte, im Falle des Sieges die Streitkräfte Englands gegen Ludwig XIV. führen zu können. Der Kampf mit diesem übermüthigen Despoten zieht sich durch das ganze Leben Wilhelm's hindurch. Kaum war Oranien dem Knabenalter entwachsen, als er zum Schwerte greifen mußte, um sein gefährdetes Vaterland zu retten. Seit dieser Zeit hatten nur kurze Waffenstillstände ihm Ruhe gewährt. Im Augenblicke, da Wilhelm nach England übersetzte, wüthete der Krieg auf dem Festlande Europa's, obgleich er noch nicht förmlich erklärt war. Bei Ludwig XIV. fand Jakob II. Zuflucht. Von den Franzosen erwartete der vertriebene König Hülfe, um sein verlorenes Reich wieder zu erobern. Der Krieg mit Frankreich war unvermeidlich.

In rascher Folge hatten das deutsche Reich (Februar), die Generalstaaten (März), Brandenburg (April) und Spanien (Mai 1689) ihre Manifeste gegen Ludwig geschleudert. Zwanzig Jahre hindurch hatte England in Unterwürfigkeit die französischen Ketten getragen. Endlich machte sich im Parlamente die Stimme der Nation vernehmbar. Der lange erdrückte Groll brach sich Bahn. Das Haus der Gemeinen ertheilte dem Könige die feierliche Versicherung, dieser könne auf die herzliche Unterstützung seines Volkes rechnen,

falls er gegen Frankreich zu den Waffen greifen würde. Am 13. Mai erschien die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich in der Londoner Zeitung. In der That hatte Ludwig XIV. den Krieg gegen England insofern schon angefangen, als er um jene Zeit den abgesetzten König Jakob mit ansehnlicher Hülfe nach Irland gesandt hatte.

Diese unglückliche Insel wurde seit Jahrhunderten als ein Anhängsel der englischen Monarchie angesehen. Im Augenblicke, da Wilhelm III. auf den Thron Englands erhoben worden war, betrachtete er sich auch als König von Irland. So wie die Verhältnisse lagen, war ihm keine Wahl gelassen. Er durfte, ohne die Pflichten eines Königs von England zu verletzen, die in Irland wohnenden Protestanten und Angel-Sachsen nicht der Rache der Katholiken und Celten Preis geben. Er konnte nicht warten, bis Jakob II. von der benachbarten Insel den Krieg nach England tragen würde. Er mußte seinen Gegenkönig bekämpfen, bevor dieser übermächtig geworden sein würde.

Mit rastlosem Eifer hatte Jakob II. daran gearbeitet, Irland für den Fall einer freiheitlichen Bewegung in einen großen Waffenplatz umzuwandeln. Er hatte allmälig die ganze bürgerliche und kriegerische Gewalt in die Hände fanatischer Katholiken gelegt. Die Protestanten hatten sich in der Provinz Ulster, namentlich in Enniskillen und Londonderry gesammelt. Enniskillen bestand damals aus nicht mehr als achtzig Wohnhäusern, welche rings um ein altes Schloß her gebaut waren. Dennoch setzten dessen Einwohner den Truppen, welche Tyrconnel im December 1688 gegen sie absandte, einen mannhaften Widerstand entgegen. Bedeutender war die Stadt Londonderry, das zweite Bollwerk der Protestanten in Irland, welche Tyrconnel um dieselbe Zeit bedrohte.

Als Wilhelm III. die englische Krone auf sein Haupt setzte, unterwarf sich Tyrconnel ihm nicht, vielmehr rief er das ganze Volk Irlands zu den Waffen und bereitete den Krieg vor. Die im Süden zerstreut wohnenden Protestanten mußten sich entwaffnen und jedwede Gewaltthat gefallen lassen. Nur im Norden der Insel erklärten sich Enniskillen und Londonderry für Wilhelm und Maria und wurden die Sammelplätze, wohin alle Protestanten Irlands eilten, welche den Kampf auf Tod und Leben gegen die Uebermacht zu führen bereit waren. Jakob II. entschloß sich, nachdem er eine Zeit lang in St. Germain ausgeruht hatte, sein Glück in Irland zu versuchen. Ludwig XIV. stellte Waffen und Vorräthe, Offiziere und Artilleristen, Geld und die Brester Flotte zur Verfügung des verjagten Monarchen. Am 5. März 1689 landete Jakob II. in Kinsale; am 24. hielt er seinen Einzug in Dublin.

Trotz aller Anstrengungen war er aber nicht im Stande, weder Enniskillen, noch Londonderry zu bezwingen. Am Hofe Jakob's II. bildeten sich schnell zwei Parteien, von denen die eine sich Frankreich, die andere England zuneigte. Beide bekämpften und schwächten sich gegenseitig. Uneigennützigkeit war keiner der Charakterzüge Ludwig's XIV. Die wenigen Engländer, welche Jakob nach Irland gefolgt waren, erkannten deutlich, daß dieselben Maßregeln, welche den irländischen Katholiken wohl gefielen, die Britten diesem Könige entfremden mußten. Das Parlament, welches Jakob II. in Dublin um sich versammelte, erließ Gesetze, welche das Unterordnungs-Verhältniß Irlands zu England auflösten, fast den gesammten Grundbesitz der Protestanten dem Könige, und die Güter der protestantischen Kirche der katholischen Kirche übertrug. Damit noch nicht zufrieden, ließ Jakob, von seinem Parlamente gedrängt, zwischen zwei und drei tausend der angesehensten englischen Protestanten ohne alles Gerichtsverfahren bei Todesstrafe und bei Verlust ihres Vermögens auffordern, sich innerhalb einer kurzen Frist in Dublin zu stellen. Kamen sie, so waren sie ihrer Verurtheilung, erschienen sie nicht, des Verlustes ihres Vermögens gewiß. Zwar entwarf dasselbe Parlament auch einen Duldungs-Akt. In der That war aber kein Protestant in Irland seines Lebens sicher.

Die Verhandlungen des Dubliner Parlaments und insbesondere die grausame Verfolgung, welche die Protestanten in Irland zu erdulden hatten, erregten den äußersten Unwillen in England, und spornten die tapferen Bewohner von Enniskillen und Londonderry zu Kraftanstrengungen, welche den Großthaten des Alterthums an die Seite gesetzt werden können. Im Juli erhielt Londonderry einige Hülfe aus England. Im Herbste führte Schomberg ein Heer von 10,000 Mann nach Irland. Er wagte jedoch keine entscheidende Schlacht. Zu dieser kam es erst im folgenden Jahre am Boyne-Flusse unter persönlicher Führung Wilhelm's III (7. Juli 1690). Mittlerweile hatte Ludwig XIV. ein französisches Heer von 10,000 Mann nach Irland geschickt. Das Heer Jakob's war zahlreicher, als dasjenige Wilhelm's. Dennoch schlug dieser die vereinigten französischen und irländischen Truppen. Der Sieg wurde mit dem Tode Schomberg's theuer erkauft. Noch länger als ein Jahr wüthete der Krieg in Irland. Erst im Oktober 1691 fand er in der Kapitulation von Limerik sein Ende.

Auch in Schottland fand der Uebergang der Krone von Jakob II. auf Wilhelm und Maria nicht ohne Blutvergießen statt. Die armen Schotten waren von dem Hause Stuart furchtbar mißhandelt worden, weit ärger, als ihre Nachbarn im Süden. Eine kleine Minderzahl von Episcopalen hatte die große Masse der Presbyterianer durch gesetzliche und ungesetzliche Mittel auf's äußerste gebracht. Jakob II. hatte daher nur sehr wenige Anhänger in Schottland.

Die alten Covenanter waren sehr unzufrieden. Sie hatten im Laufe der Jahre ihren Haß gegen die Bischöfe nicht abgestreift. Sie erhoben sich in Masse gegen die Geistlichen der bischöflichen Kirche. Am Weihnachtstage 1688 zogen sie nach gemeinschaftlicher Verabredung vor die Wohnungen der anglikanischen Geistlichen und warfen diese mit Frauen und Kindern aus den behaglichen Pfarrhäusern hinaus. Die Anhänger der bischöflichen Kirche machen den Schotten einen großen Vorwurf aus dieser Weihnachtsfeier. In der That waren aber die Schotten vollkommen berechtigt, eine ihnen mit Gewalt aufgedrungene Kirche und Geistlichkeit abzuschütteln. Sie verübten dabei keine unnützen Grausamkeiten, vergossen kein Blut, nachdem die Episcopalen so vieles von demjenigen der Covenanter verspritzt hatten. Die Schneeballen, mit welchen die anglikanischen Pfaffen vertrieben wurden, waren nicht tödtlich. In der That war das einzige, was diese bitter beklagten, der Verlust ihrer reich gefüllten Keller, Wohnhäuser und ihrer Einkünfte, worauf sie kein anderes Recht, als dasjenige des Stärkeren gehabt hatten. Mehr als neunzehn Zwanzigtheile der Schotten waren Presbyterianer. Nachdem die Gewalt der Stuarte gebrochen war, konnte die kleine Minderzahl nicht erwarten, die Herrschaft zu behaupten. Die bischöfliche Kirche wurde förmlich abgeschafft. Wilhelm und Maria erhoben dagegen keine Einsprache und nahmen die ihnen gebotene Krone unter dieser Bedingung an. Am 11. Mai 1689 leisteten sie feierlich zu London den schottischen Krönungseid. Allein dadurch wurde die Ruhe in Schottland noch nicht hergestellt. Den stets sich gegenseitig befehdenden Häuptern der schottischen Clane bot der Thronstreit eine erwünschte Gelegenheit, ihren kleinlichen Händeln den Anschein großer Staatsbegebenheiten zu verleihen.

Der Herzog von Gordon, ein Katholik, welcher im Schlosse von Edinburg den Befehl führte, weigerte sich, dasselbe Wilhelm III. zu übergeben. Graham von Claverhouse, welcher zum Grafen von Dundee erhoben worden war, brachte die Hochlande zu Gunsten Jakob's in Aufregung. Er überfiel die gegen ihn gesandten englischen Truppen im Passe von Killicrankie, am 26. Mai 1689, und brachte denselben eine entscheidende Niederlage bei. Die Hochländer, welche aber damals noch halbe Wilde waren, verstanden es nicht, ihren Sieg zu benützen. Dundee war in der Schlacht gefallen. Er allein war im Stande gewesen, die verschiedenen Clane einigermaßen zusammen zu halten. Nach seinem Tode

hörte der Krieg auf, planmäßig betrieben zu werden. Ein Clan nach dem andern legte die Waffen nieder und nahm die vom König Wilhelm gebotene Verzeihung an. Am 13. Juni 1689 übergab der Herzog von Gordon das Schloß von Edinburg. Die Anhänger Jakob's waren vollständig aus dem Felde geschlagen.

In Irland und Schottland hatte Wilhelm mit offenen Gegnern im freien Felde, in England mit falschen Freunden und versteckten Feinden, mit Verräthern und Ränkeschmidten im Parlamente und selbst in seinem geheimen Rathe zu kämpfen.

Im Winter des Jahres 1689 war er so entrüstet über die Hemmnisse, welche ihm von allen Seiten bereitet wurden, daß er im Begriffe stand, die Regierung in die Hände der Königin Maria niederzulegen und auf immer nach den Niederlanden zurück zu kehren. Mit Mühe überredeten ihn seine Anhänger, diesem Plane zu entsagen. Er löste das Parlament auf und berief ein neues auf den 10. März.

Die kleinlichen Partei-Zänkereien dauerten fort, bis Wilhelm durch die Schlacht an der Boyne seinen entschiedenen Feinden eine Niederlage beigebracht und seinen wankenden Freunden neues Vertrauen eingeflößt hatte. Doch die Verschwörungen und Verräthereien ließen auch dann nicht nach. Mit den widerspenstigen Bischöfen, welche dem Könige den Eid der Treue nicht leisten wollten, wurde Wilhelm leicht fertig. Er setzte sie ab. Es fehlte nicht an Geistlichen, welche bereit waren, für so reiche Pfründen jedweden Eid zu leisten. — Die abgesetzten Pfaffen fanden keinen Anhang im Volke und suchten vergeblich, sich als Märtyrer darzustellen. Sie waren schnell vergessen. Weit gefährlicher waren die Verschwörungen, welche von Jakob II. angezettelt wurden. Fast alle Staatsmänner, Höflinge und Oberoffiziere, in deren Mitte Wilhelm III. sich bewegte und denen er Theil an der Regierung gewähren mußte, waren käuflich. Sie unterhielten verrätherische Beziehungen mit Jakob II., theils in der Absicht, Wilhelm III. zu stürzen, theils um sich für den Fall eines Umschwunges der Dinge die Gunst oder doch die Verzeihung Jakob's. zu sichern. Dieser hatte bestochene Anhänger im Heere, in der Flotte, im Schatzamte und sogar unter den nächsten Hofbeamten des neuen Königs. Nur durch einen Zufall war ein gefährlicher Anschlag entdeckt worden, dessen Hauptpersonen Preston, Ashton und Elliot gewesen waren. Ashton wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die Papiere, welche in dem Besitze der Angeklagten gefunden wurden, enthielten starke Verdachtsgründe gegen viele der angesehensten englischen Großen. Wilhelm hielt es für klug, den Schleier der Vergessenheit über dieses Gewebe von Verrath und Lüge zu decken. Er begnadigte Preston und stellte Elliot gar nicht vor Gericht.

Die Milde des Königs entwaffnete jedoch seine versteckten Feinde nicht. Lord Russel der Oberbefehlshaber der gemeinschaftlichen englischen und holländischen Flotte, Godolphin, der oberste Schatzmeister, Marlborough, einer der obersten Offiziere des englischen Heeres, welcher durch seine Frau die Prinzessin Anna vollständig beherrschte und viele andere Beamte waren jederzeit bereit, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeigen würde, die zu ihrer Verfügung stehenden Mittel und Streitkräfte Englands an Jakob II. zu verkaufen. Die Beweise, welche gegen Marlborough sprachen, waren überwältigend. Die Prinzessin Anna war jedoch mit dem Ehepaare Marlborough so innig verbunden, daß Wilhelm III., um größern Skandal zu vermeiden, sich damit begnügte, den Grafen des Dienstes zu entlassen und vom Hofe zu verbannen (1692).

Umsonst veränderte Wilhelm III. häufig seine Rathgeber. Es schlichen sich unter dieselben immer wieder Verräther ein.

Die Schwierigkeit, die wirklichen Verräthereien zu entdecken, wurde sehr erhöht durch das Bestreben ränkesüchtiger Abenteurer, welche vorgaben, wichtige Enthüllungen machen zu können, um in ähnlicher Weise, wie früher Titus Oates, Bedeutung zu gewinnen.

Wilhelm ließ sich weder täuschen, noch einen Fanatismus aufkommen, welcher die Massen verblendet und wüthend macht. Sein ruhiger Charakter, seine Arbeitsamkeit und sein Scharfblick bewahrten England vor ähnlichen blutigen Scenen, wie sie unter Jakob II. und Karl II. aufgeführt worden waren. Doch bis in die Schluchten der schottischen Hochlande reichte seine schützende Hand nicht hinein. Das Blutbad von Glenco, welches Wilhelm's Schergen an einem treuherzigen und unschuldigen Clane anrichteten, bleibt ein schwarzer Flecken in seiner Regierung, welcher aber nur beweist, daß die Aemter, welche Wilhelm III. in sich vereinigte, für die Kraft eines Menschen zu viel waren.

Neben den Kämpfen, welche dieser König in England, Schottland und Irland zu bestehen hatte, ging der große Krieg gegen Ludwig XIV.*) unausgesetzt einher. Wie in Großbritannien, so hing auch in den Niederlanden und im Schooße der großen Allianz fast alle planmäßige und geordnete Thätigkeit von Wilhelm III. ab. Nur er hielt die verschiedenartigen Bundesgenossen fest zusammen. Nur er war im Stande, Ludwig's XIV. siegreichen Heeren und schlau geführten Unterhandlungen die Spitze zu bieten.

Die Verwaltung des englischen Heeres und der Flotte war in einem so schlechten Zustande, daß mehrere Jahre vergingen, bevor beide etwas leisten konnten. Admiral Herbert, später Graf von Torrington, war ein alter Schlemmer. Am 30. Juni 1690 ließ er sich von der französischen Flotte bei Beachy Head schlagen. Die Engländer litten zwar keine großen Verluste, wohl aber die mit denselben verbundenen Holländer. Zwei Jahre später errang aber Russel den glänzenden Sieg bei La Hogue (22. Mai 1692). Im entscheidenden Augenblicke war doch das Ehr- und Nationalgefühl der englischen Seeleute zu kräftig, als daß die Verräther es wagten, die von ihnen gegebenen Versprechungen auszuführen. Von dieser Niederlage konnte sich die französische Flotte bis auf den heutigen Tag nie gänzlich erholen. Auf sie läßt sich das Uebergewicht der Engländer zur See zurückführen.

Die Schlachten an der Boyne und bei La Hogue hätten Jakob II. überzeugen können, daß er alle Aussicht verloren habe, je wieder den englischen Thron zu besteigen. Doch er war keines klaren Blickes fähig. Je weniger er im offenen Felde ausrichten konnte, desto eifriger warf er sich auf Verschwörungen. Ludwig XIV. hatte ihm in St. Germain einen königlichen Palast und ziemlich bedeutende Einkünfte zur Verfügung gestellt. Natürlich erwartete er dafür von seinem Gaste Gegendienste. Diese bestanden in unausgesetzten Anschlägen gegen die Ruhe und den innern Frieden der brittischen Reiche. Jakob sank unter diesen drückenden Verhältnissen immer tiefer auf der Stufenleiter sittlicher Verworfenheit. Von einem Despoten verwandelte er sich in einen Anstifter von Verschwörungen und schämte sich sogar nicht, mit Banditen in Verbindung zu treten, um seinen Feind Wilhelm III. aus der Welt zu schaffen. Ludwig XIV. und eine Minister nahmen an diesen schändlichen Komplotten den lebhaftesten Antheil. St. Germain war nicht besser, als eine Räuberhöhle und ein Banditen-Nest, so zahlreich auch dort die Pfaffen waren. Die Religion diente nur dazu, die Gewissensbisse zu beseitigen und den Mordplänen den Schein hochherziger Entwürfe zu verleihen.

Königliche Schriftsteller feiern nicht selten in tönenden Redensarten die Gastfreundschaft, welche Ludwig XIV. dem gefallenen Könige Jakob zu Theil werden ließ. Wer aber das Treiben des verjagten Monarchen etwas genauer in's Auge faßt, erkennt deutlich, daß Ludwig sein Geld nicht besser hätte verwenden können, als indem er es durch die Hände Jakob's strömen ließ, um seinen Feinden, den Engländern, Schaden zu thun. Hätte Ludwig XIV. dafür gesorgt, daß Jakob ein ruhiges und sorgenfreies Leben in St Germain führen könnte, so mochte er einiges Lob verdienen. Er hätte das Königthum in

*) S. oben § 4 S. 27.

einem der Träger desselben, das Papstthum in dessen eifrigstem Anhänger, sich selbst in seinem Verbündeten geehrt. Von derartigen edleren Gefühlen war aber Ludwig XIV. weit entfernt. Er fütterte nur eine Natter, welche, wie er hoffte, früher oder später Wilhelm III., seinem Feinde den Tod geben sollte. Von Menschenfreundlichkeit und Großmuth kann bei Leuten nicht die Rede sein, welche unausgesetzt mit Mordplänen umgingen und Verschwörungen anzettelten.

Nach den unter den Großen hergebrachten Begriffen gelten Verschwörungen und Verräthereien, deren Zweck nur ist, einen Gegner vom Throne zu stoßen und die Krone ihm zu entreißen, nicht für unerlaubt. Allein seit den Zeiten des heidnischen Alterthums werden Mordpläne weit strenger beurtheilt.

Der erste Mörder, welchen der vertriebene Jakob II. seinem Gegenkönige dang, (falls wir die Preston-Ashton-Elliot-Verschwörung nicht auf ihn zurückführen), war Grandval, ein französischer Dragoner-Hauptmann. Louvois hatte denselben zuerst ausfindig gemacht. Sein Nachfolger Barbesieux schloß den Handel ab. Bevor Grandval von Paris abreiste, wurde er dem abgesetzten Könige Jakob II. und dessen Gemahlin Maria von Modena in St. Germain vorgestellt. Jakob sagte zu ihm: „ich bin von dem Geschäfte unterrichtet worden. Wenn Sie und Ihre Gefährten mir diesen Dienst leisten, werden Sie nie Mangel leiden." Doch Grandval verstand nicht zu schweigen und seine beiden Gefährten Dümont, ein Wallone, und Leesdale, ein Holländer, verriethen ihn. Kaum war Grandval in den Niederlanden angelangt, wo sich damals der König von England, Wilhelm III. aufhielt, so wurde er ergriffen, überwiesen und hingerichtet. Er legte vor seinem Tode ein ausführliches Geständniß ab, welches gedruckt wurde und auf die beiden Freunde Ludwig XIV. und Jakob II. ein schlimmes Licht warf.

Der Hof von St. Germain war der elendeste, welcher wohl jemals in einem prachtvollen königlichen Palaste gehalten wurde. Die übelste Laune und die gehässigsten Leidenschaften traten dort fast unverhüllt zu Tage. Nach Jakob II. und seiner Gemahlin hatten die zahlreichen Pfaffen ihrer Umgebung die besten Gemächer inne. Die angesehensten Staatsmänner, welche ihrem Könige in die Verbannung gefolgt waren, mußten sich mit Dachstuben in dem benachbarten Städtchen begnügen. Der Haß zwischen Katholiken und Protestanten machte die Stimmung beider Glaubensgenossenschaften bitterer. Zu dem religiösen kam noch der politische Gegensatz hinzu. Ein Theil der Jakobiten, die sog. Compounders, wollten Zugeständnisse machen, die anderen, die sogen. Non-Compounders drangen darauf, daß Jakob II. freie Hand behalten sollte, nach seiner Wiedereinsetzung zu schalten und zu walten, wie er es für gut fände. Obgleich zu St. Germain in der That nichts zu beherrschen war, wurden doch Ränke geschmiedet, Ministerien gestürzt und eingesetzt, gleich als säße Jakob noch auf seinem Throne zu Whitehall.

In den Jahren 1689 und 1692 hatte der verjagte König den Ton des gereizten Despoten den Engländern gegenüber angestimmt; im Jahre 1693 zog er mildere Saiten auf, versprach, die Verfassung, welche er als König gebrochen hatte, heilig zu halten, Verzeihung seinen Feinden zu gewähren und das Gesetz, durch welches den Protestanten in Irland ihr Grundbesitz von Karl II. gesichert worden war, aufrecht zu erhalten. An demselben Tage schrieb Jakob II. an den Papst Folgendes: „Der Zweck dieser Erklärung ist blos, unsere Rückkehr nach England zu bewirken. Wir werden den Kampf der Katholiken mit viel größerem Vortheile zu Whitehall, als zu St. Germain führen."

Die Engländer waren klug genug, diese Absicht zu merken und ließen sich durch die süßen Worte Jakob's II. nicht bethören. Die Irländer sahen aber darin einen an ihnen begangenen Verrath und wurden um so wüthender, je größere Opfer sie für den verjagten Monarchen gebracht hatten.

Russel, Marlborough und Godolphin fuhren fort, Jakob II. die glänzendsten Versprechungen zu machen. Sie begnügten sich aber mit Worten. Sie wagten niemals, entschieden für den vertriebenen König zu handeln. Doch auch die Worte, welche sie den Feinden Englands schickten, bedrohten das Reich. Jakob II. war immer auf's genaueste von dem Stande der englischen Flotte und des englischen Heeres unterrichtet. Er kannte die Namen der Offiziere, welche bereit waren, bei guter Gelegenheit zu ihm überzugehen. Diese fand sich nicht. Wilhelm's III. Wachsamkeit wußte, sie zu vereiteln. Die meisten Verräther hatten wohl auch mehr versprochen, als sie zu halten geneigt waren.

Wie keine mächtige Volksbewegung jemals so viel Lug und Trug zu ihrer Grundlage, so hatte auch keine so viele Verräthereien in ihrem Gefolge, als die von den englischen Geschichtschreibern so hoch gepriesene „Revolution."

Zu allen den Verlegenheiten, welche seine falschen Freunde und Rathgeber dem Könige bereiteten, trat ein Unglück hinzu, welches zugleich das Privat- und das öffentliche Leben Wilhelm's III. auf's tiefste erschütterte. Die Königin Maria, seine Gemahlin, starb (1694).

Sie wird uns von allen ihren Zeitgenossen als ein Muster weiblicher Tugend geschildert. Maria hatte eine ungemein schwierige Stellung inmitten der verschiedenartigsten Pflichten, welche nur zu leicht schwache Gemüther in Verwirrung bringen. Sie hielt unter allen Verhältnissen fest an ihrem Gatten, ihrem Vaterlande und der Sache der Freiheit im Kampfe mit ihrem Vater, dessen Anhängern und zahlreichen Verräthern, in deren Mitte sie oft während der Abwesenheit ihres Gatten die schwierigsten Geschäfte zu leiten hatte. Sie bewahrte ihrem Gemahle die Treue, obgleich er sie ihr brach. Sie war frei von kleinlichem Ehrgeize, und entfernte durch ihre Selbstverleugnung viele Schwierigkeiten, welche der starre Sinn Wilhelm's bereitete, als es galt, festzusetzen, wer dem vertriebenen Jakob nachfolgen solle.

Wilhelm empfand tief, was er an seiner Gattin verlor und mußte die ganze Kraft seiner Seele aufbieten, um nicht dem Schmerze zu erliegen. Noch wüthete der Krieg gegen Frankreich. Wilhelm's Thron stand nicht fest, so lange der Kampf mit Ludwig XIV. fortdauerte. Der Tod Marien's eröffnete dem vertriebenen Könige, wie er meinte, für den Fall, daß Wilhelm beseitigt werden konnte, die günstigsten Aussichten. Neue Mordpläne wurden daher geschmiedet. Charnock, Porter, Goodman, Perkyns und Fenwick bildeten ein Complott gegen Wilhelm's Leben und gaben Jakob davon Kenntniß. Der schlaue Mann antwortete nicht. Der Mordplan mußte verschoben werden, weil Wilhelm nach den Niederlanden reiste. Die Verschworenen gaben aber ihre Absicht nicht auf. Wilhelm kam gegen Ende des Jahres 1695 aus den Niederlanden nach England zurück. Die Verschworenen hatten sich mittlerweile mit Jakob II. in Verbindung gesetzt. Der Mordplan wurde mit neuem Ernste aufgenommen. Ein allgemeiner Aufstand der englischen Jakobiten sollte Hand in Hand mit demselben gehen. Den Banditen schickte Jakob einen gewissen Barclay zu Hülfe. Den Aufstand sollte Jakob's unehelicher Sohn, Berwick, in Gang bringen. Umsonst bemühte sich dieser aber. Die Jakobiten waren wohl bereit, für ihren vertriebenen König zu singen und zu trinken, nicht aber ihr Leben auf das Spiel zu setzen. Berwick kehrte unverrichteter Dinge nach St. Germain zurück. Um so eifriger wurde der Mordplan betrieben. Barclay hielt zu diesem Zwecke vierzig Männer bereit. Am 15. Februar 1696 sollte Wilhelm auf der Jagd überfallen und ermordet werden. Portland, Wilhelm's treuester Freund, erhielt Kenntniß von dem Anschlage, und verhütete mit großer Mühe, daß der König an jenem Tage ausfuhr. Die Mörder verschoben ihren Anschlag auf den 22. Februar. Auch an diesem Tage waren sie in Bereitschaft. Doch der König fuhr wieder nicht auf die Jagd. Er hatte mittlerweile genaue Kenntniß von dem

Mordplane erhalten. Die meisten der Schuldigen wurden ergriffen, mehrere derselben verurtheilt und hingerichtet. Jakob hatte sich nach Calais begeben, um für den Fall des Gelingens des Anschlages England so nahe als möglich zu sein. Als er die Nachricht von der Verhaftung der Banditen erhielt, kehrte er in übelster Stimmung nach St. Germain zurück.

Auch nachher hörten die Verschwörungen nicht auf. Einer der gefährlichsten Jakobiten war Sir John Fenwick. Er kannte die geheimen Umtriebe seiner Partei. Wilhelm ließ ihm das Leben zusichern, falls er mittheilen wollte, was er von den Anschlägen Jakob's wüßte. Statt dieses zu thun, machte Fenwick ausführliche Aussagen, wodurch die angesehensten Staatsmänner Wilhelm's, aber kein einziger der bekannten Jakobiten, verdächtigt wurden. Der Prozeß Fenwicks machte unermeßliches Aufsehen in England. Er zog sich vom 11. Juni 1696 bis zum 28. Januar 1697 hinaus. Am Ende büßte Fenwick seine Verrätherereien mit dem Leben.

Neun Jahre waren seit der Vertreibung Jakob's II. vergangen. Die Nation sehnte sich nach Ruhe. Der Krieg in den Niederlanden wurde, in Folge der Erschlaffung beider Theile nicht mehr mit der früheren Heftigkeit geführt. Endlich kam der Frieden von Ryswick zu Stande (20. September 1697), in welchem Ludwig XIV. Wilhelm III. als König von England feierlich anerkannte. In der That war er aber nichts mehr, als ein Waffenstillstand. Während der Dauer des Krieges war zu den alten Streitigkeiten ein neuer, bedeutenderer, als alle früheren, hinzugekommen. Der Friedensschluß war nur dadurch möglich geworden, daß dieser gänzlich umgangen wurde. Karl II. von Spanien näherte sich mehr und mehr dem Tode, und es fragte sich, wer ihm nachfolgen sollte. Ludwig XIV. hoffte, die spanische Monarchie für sich oder doch sein Haus zu gewinnen. Wilhelm sah voraus, daß dieser Wunsch einen blutigen Krieg in seinem Gefolge haben müsse, und wünschte, für diesen Fall gerüstet zu sein. Das englische Parlament, welches von jeher den stehenden Heeren abhold gewesen war, verlangte, Wilhelm solle alle seine Truppen mit Ausnahme von sieben tausend Mann entlassen. Der König schwankte, ob er nicht lieber die Krone niederlegen wolle. Endlich (1. Februar 1699) gab er nach und entließ die Truppen, welche ihm den Sieg an der Boyne erfechten geholfen, und welche bis zu jener Stunde seinen wankenden Thron befestigt hatten.

Das Parlament schlug die innere Freiheit höher an, als die Machtentwickelung nach außen hin. Die bitteren Erfahrungen, welche England unter dem Hause Stuart gemacht hatte, und der schwere Druck, welchen die stehenden Heere des Festlandes auf die Völker ausübten, entschuldigen das Parlament, obgleich schwerlich jemals die äußeren Verhältnisse des Landes dringender die Beibehaltung eines tapfern und kriegsgeübten Heeres geboten hatten, als zur Zeit, da Ludwig XIV. mit dem Plane umging, die ganze spanische Monarchie zu verschlingen und dadurch das europäische Gleichgewicht vollständig zu erschüttern.

Wilhelm III. war unausgesetzt leidend. Die Prinzessin Anna hatte ihre Kinder, eines nach dem andern verloren. Es war daher nothwendig, weitere Fürsorge für die Thronfolge zu treffen. Die nächste Erbin der Krone war die Herzogin von Savoyen, die Tochter der Prinzessin Henriette von Orleans, und Enkelins Karl's I. Vier und fünfzig Köpfe hatten ein näheres Erbrecht auf die englische Krone, als das Haus Hannover, namentlich die Häuser Lothringen, Orleans, Condé, Este in Modena und Salm. Doch da sie alle katholisch waren, wurden sie ausgeschlossen. Nach diesen vier und fünfzig Köpfen hatte die Kurfürstin Sophia von Hannover, Tochter der unglücklichen Königin von Böhmen (oder Kurfürstin von der Pfalz), der Schwester Karl's I. die nächsten Ansprüche auf die englische Krone. Durch Parlamentsbeschluß wurden sie und ihre Leibeserben protestantischer Religion auf den englischen Thron berufen (1701).

Dabei wurden aber mehrere die Könige beschränkende Bestimmungen getroffen, namentlich, daß kein Fremder irgend ein verantwortliches Amt bekleiden oder von der Krone Ländereien geschenkt erhalten, und daß die Nation nicht verpflichtet sein solle, zur Vertheidigung von Ländern, welche nicht zur englischen Krone gehörten, an irgend einem Kriege Theil zu nehmen.

Die Stimmung des englischen Volkes war überhaupt allen Kriegen mit den Staaten des europäischen Festlandes sehr abgeneigt. Das Parlament sprach sich in den stärksten Ausdrücken gegen die zwei Verträge aus, welche Wilhelm für England und die Generalstaaten mit Ludwig XIV. abgeschlossen hatte und deren Zweck war, die spanische Monarchie zu zerstückeln*). Wilhelm ließ sich dadurch nicht abhalten, einen neuen großen Bund gegen den französischen Despoten zu schließen (7. September 1701). Schnell wandte sich die Stimmung in England, als Ludwig XIV. in unsinniger Verblendung nach Jakob's II. Tode (16. September 1701) dessen Sohn Jakob als König von England anerkannte.

Wilhelm löste das Parlament, welches, ohne Zweifel durch französisches Geld bestochen, eine der Regierung sehr feindliche Stellung angenommen hatte, auf. Das neue Parlament, das er am 30. December um sich versammelte, stellte neunzig tausend Mann zu seiner Verfügung und ergriff die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger des Prätendenten.

Wilhelm sollte aber nicht länger Krieg führen. Gegen Ende Februar's 1702 stürzte ein Pferd mit ihm auf ebenem Boden. Der König brach sich das Schlüsselbein. Die Aerzte hielten den Fall nicht für gefährlich. Den 7. März war Wilhelm eine Leiche. Ludwig XIV. mochte sich freuen. Sein gefährlichster Feind war nicht mehr. Doch die Anregung, welche er kurz vor seinem Tode der englischen Nation gegeben hatte, dauerte fort. Der Krieg war begonnen. Der Bund gegen den französischen Eroberer war geschlossen. Im Grabe bekämpfte Wilhelm III. noch seinen Todfeind. Die Beschlüsse, welche er in den letzten Tagen seines Lebens herbeigeführt und gefaßt hatte, entwickelten sich in ihrer vollen Bedeutung erst nach seinem Tode.

Wilhelm III. war der letzte König von England, welcher einen persönlichen, tief eingreifenden Theil an den Staatsgeschäften nahm, der letzte, welcher einen festen Charakter mit großen Talenten verband. In Vergleich mit ihm erscheinen alle seine Nachfolger sehr klein, armselig nnd nichtig. Nach ihm nahm die Verfassung Englands einen mehr und mehr aristokratischen Charakter an, obgleich die alten monarchischen Formen beibehalten wurden.

Wilhelm III. war weder ein Tugendheld, noch ein Reformator. Er errang seine großen Erfolge mit einem möglichst geringen Aufwande an Begeisterung. Der Lillibuller†), ein Spottlied auf die Papisten und Irländer, welches seine Anhänger zu singen pflegten, war fast das einzige geistige Erzeugniß der Revolution, welches tief in das Volksleben eindrang. Es war zwar sehr derb, allein sehr wenig poetisch. Die Treue, die Wilhelm seiner Gattin bewahrte, war nicht fleckenlos, die Mittel, deren er sich in Staatsangelegenheiten bediente, waren nicht immer rein. Er schwärmte für keine Ueberzeugung und war begeistert für keinen Glauben und kein System. Er drückte die Augen bei manchen Verbrechen zu, welche in seiner nächsten Nähe zum Schaden des Staats, den er beherrschte, begangen wurden, ja er duldete und veranlaßte selbst, daß der Krebsschaden der englischen Verwaltung, die Bestechung mehr und mehr um sich griff.

*) S. oben §. 5 S. 33.

†) Wharton, welcher für den Verfasser dieses Gassenhauers galt, rühmte sich zwar, er habe durch denselben Jakob II. zum Lande hinausgesungen. Allein es ist wahrscheinlicher, daß er sich selbst dieses Schicksal bereitet hätte, wäre ihm nicht Wilhelm mit einem Kriegsheere zu Hülfe gezogen.

Er gab dem Volke, das er von dessen Tyrannen befreite, keine gewaltige Anregung zum Bessern, er entzündete kein glühendes Gefühl für Freiheit und Recht, er stachelte keinen Widerwillen gegen Aberglauben, den er nicht theilte, auf. Er suchte nur diejenigen Kräfte, welche er in England vorfand, innerhalb der bestehenden Verfassung des Landes, die er nicht änderte, in geordnete Thätigkeit zu versetzen. Nicht die inneren, sondern die auswärtigen Angelegenheiten Englands bildeten das eigentliche Feld seiner persönlichen Anstrengungen. Der Krieg gegen den übermüthigen König von Frankreich war das Ziel seines Strebens, dazu sollte ihm England den größern Theil der Mittel liefern. Dieser Kampf umfaßte aber fast ganz Europa und betraf zwar nicht die Freiheit und Gleichheit der einzelnen Menschen, wohl aber die Freiheit und die Gleichheit sämmtlicher Staaten Europa's, welche durch die Herrschsucht und den Ehrgeiz Ludwig's XIV. in ihrer Selbstständigkeit auf's äußerste bedroht waren.

Wilhelm III. wollte seine unmittelbar praktischen Pläne nicht dadurch gefährden, daß er an einer Rechtlichkeit festhielt, die er zwar liebte, allein nicht in dem Maße, daß er derselben jede andere Rücksicht untergeordnet hätte. Er war Staatsmann. Wer als solcher etwas leisten will, kann sich nicht von allem Schmutze rein halten. Wer entschlossen ist, unter keiner Bedingung von dem Wege des strengen Rechtes abzuweichen, muß auf die Laufbahn eines Staatsmannes verzichten. Zu keiner Zeit stand irgend ein Staat hoch genug, um dem reinen Charakter einen Platz im Rathe der Herrscher einzuräumen. In früheren Zeiten bot der Aberglaube, in neueren die Bestechung den Staatsmännern ein sicheres Mittel, widerstrebende Geister zu bändigen. Die Herrschaft der Tugend hat noch nicht begonnen. Wir können Wilhelm III. nur bedauern, daß er zu dem ihm selbst am meisten verhaßten Mittel der Bestechung greifen mußte. Die Zeit reiner Begeisterung welche gleichmäßig über den Aberglauben und die Habgier erhaben, ist heute noch nicht erschienen. Wer könnte sie im siebenzehnten Jahrhundert erwarten?

§. 22. Anna (1702—1714).

Unter der Regierung kräftiger und einsichtiger Fürsten bestimmen Gründe des Staatswohls die zu ergreifenden Maßregeln, und die persönlichen Verdienste den Grad des Einflusses, welchen deren Umgebungen auf die Geschäfte üben. Selbst die entschlossensten und scharfsichtigsten Herrscher haben aber gewöhnlich einige Schwächen, welche sich bei Vertheilung ihrer Gunstbezeugungen kund thun. Wilhelm III. war von solchen nicht frei. Mit Unrecht machten ihm die Engländer einen Vorwurf aus dem Vertrauen, das er seinem Freunde Bentink, den er zum Herzoge von Portland erhob, und einigen anderen Holländern schenkte. Denn diese Männer machten sich ihrem Fürsten und der Sache, welcher sie dienten, sehr nützlich. Wilhelm ist nur insofern zu tadeln, als er diese seine Günstlinge auf Kosten des Reiches, das er beherrschte, und auf eine Weise belohnte, welche den Neid und die Eifersucht der englischen Nation rege machte.

Die Königin Anna, welche ihrem Schwager Wilhelm auf dem englischen Throne folgte, war durchaus unfähig, sich auf einen staatsmännischen Standpunkt empor zu schwingen und sich durch Gründe bestimmen zu lassen, welche aus den Bedürfnissen des Volkes, dem Zwecke und den besonderen Verhältnissen des Staates hervorgingen. Ihre persönlichen Neigungen waren streng kirchlich, und obgleich sie die Krone einer Revolution verdankte, zu welcher die Whigs die Anregung gegeben hatten, zog sie diesen doch die Tories vor. Die innigen Beziehungen, in welchen sie seit langer Zeit zu Marlborough und dessen Gattin stand, übten jedoch größern Einfluß auf sie, als jede andere Vorliebe, welche sie hegen mochte.

Was für Wilhelm III. eine glückliche Revolution gewesen, war für Marlborough die Gunst der Königin Anna. Sie verschaffte ihm eine Stellung, welche nicht minder wichtig, als diejenige Wilhelm's war. Die Art, wie er sie ausfüllte, war sein eigenes Verdienst.

John Churchill zeichnete sich schon im Jahre 1672 unter den Augen Türenne's und Ludwig's XIV. durch seine kriegerischen Talente aus. Schwerlich würde er sich aber durch diese allein hoch empor geschwungen haben. Zwei Frauen: seine Schwester Arabella, welche eine der Maitressen des Herzogs von York war und diesem einen Sohn, den nachmaligen Herzog von Berwick, gebar, und seine Gattin Sara Jennings, welche die Prinzessin Anna beherrschte, bauten ihm die Stufen, auf welchen er zu Macht und Ansehen gelangte. Im entscheidenden Augenblicke, als die Heere Jakob's II. und Oranien's sich gegenüberstanden, ging Churchill zu Wilhelm über und trug dadurch viel zum Siege desselben bei. An dem Kriege in Irland nahm Churchill, den Wilhelm zum Grafen von Marlborough ernannte, einen hervorragenden Theil. In den Feldzügen der Jahre 1690 und 1691 bewährte er von neuem seine Feldherrntalente. Gleich vielen anderen Staatsmännern und Offizieren pflog er aber mehr als zweideutige Beziehungen mit Jakob II. Wilhelm erhielt davon Kenntniß, entzog ihm alle seine Aemter und verwies ihn des Hofes. Die Prinzessin Anna ließ ihn aber nicht fallen. Sie schloß sich Marlborough und seiner Frau nur um so inniger an. Im vertrauten Kreise führte das Marlborough'sche Ehepaar den Namen Herr und Frau Freeman, und die Prinzessin hieß Frau Morley.

Der Tod Wilhelm's eröffnete Marlborough eine glänzende Laufbahn. Als Feldherr und Staatsmann besaß der Günstling der Königin Anna Talente, welche denjenigen Wilhelm's mehr als gleich kamen. Marlborough war der größte Feldherr und der gewandteste Diplomat seiner Zeit. Er war höchst liebenswürdig im Verkehre mit hohen und niederen Personen. Die Soldaten, die er immer zum Siege führte, vergötterten ihn. Er allein war fähig, die Lücke, welche Wilhelm's III. Tod in der englischen Regierung ließ, würdig auszufüllen. Schwerlich hätte der König größere Siege errungen und England auf eine höhere Stufe des Ruhms und der Macht dem Auslande gegenüber erheben können, als Marlborough es that, während er an der Spitze der englischen Verwaltung und der verbündeten Heere stand.

Wilhelm kannte die Fähigkeiten Marlborough's und wußte sie zu schätzen. Er vergab kurz vor seinem Tode dem wankelmüthigen Feldherrn und bediente sich dessen, um die große Allianz gegen Ludwig XIV. zu Stande zu bringen. Die Königin Anna, welche bei ihrer Thronbesteigung erklärte, in die Fußtapfen Wilhelm's III. treten zu wollen, führte dessen Absichten nur aus, indem sie Marlborough zum Oberfeldherrn der englischen Truppen und zu ihrem Botschafter im Haag ernannte.

In dem ersten Ministerium der Königin bildeten zwar die Tories die Mehrzahl. Dennoch war der Einfluß Marlborough's und der Gattin desselben am Hofe entscheidend. Am 15. Mai 1702 erklärte England in Uebereinstimmung mit den Generalstaaten und dem österreichischen Hause den Krieg an Frankreich. Marlborough wurde durch die holländischen Deputirten in seinen Operationen sehr gehemmt, eroberte aber doch in rascher Folge Venlo, mehrere andere Plätze an der Maas und Lüttich.

Die Unternehmung der Engländer gegen Cadix scheiterte in Folge der mangelhaften Führung. Indeß gelang es denselben, auf der Rückkehr, die spanische Silberflotte in der Vigo-Bay theils zu nehmen, theils zu zerstören. Die Spanier erlitten dabei einen ansehnlichen Verlust.

Ueber die ferneren Ereignisse des spanischen Erbfolgekrieges, welche wir in ihren

Grundzügen schon oben*) mitgetheilt haben, und auf welche wir weiter unten†) zurückkommen werden, gehen wir hinweg. Hier genüge die Bemerkung, daß Marlborough (seit Ende 1702 Herzog) der glänzende Stern desselben war, welchem von österreichischer Seite der Prinz Eugen von Savoyen würdig zur Seite stand.

Zur See und in Spanien leisteten die Engländer im Verhältniß zu den Mitteln welche ihnen zu Gebote standen, nur wenig. Um so großartiger waren die Siege, welche sie unter Marlborough in Deutschland und in den Niederlanden erfochten. Gegen Ende des Jahres 1711 waren die Franzosen so sehr erschöpft und das verbündete Heer so stark, daß es diesem nicht schwer gefallen wäre, auf Paris vorzudringen, und dem übermüthigen Ludwig unter den Mauern seiner Hauptstadt den Frieden vorzuschreiben. Doch diesen Aussichten machten die Ränke gehässiger Parteiführer in Verbindung mit dem kleinlichen Charakter der Königin Anna ein Ende. Die englischen Staatsmänner beider Farben, insbesondere aber die Tories ließen sich durch die schwache Königin nicht in den Schranken halten. Sie stritten sich um Macht und Einfluß und waren jederzeit bereit, ihrem Ehrgeize und ihrer Habgier jede andere Rücksicht unterzuordnen. Im Kampfe der Parteien hatte früher lange Zeit die Herzogin von Marlborough den Ausschlag gegeben. Seit dem Jahre 1708 wußte aber eine Verwandte derselben, Fräulein Abigail Hill, später verehelichte Masham, welcher die Herzogin eine Stelle im Hofhalte der Königin verschafft hatte, Einfluß zu gewinnen, und benützte denselben, ihre Wohlthäterin, deren Gatten und die ganze Whigpartei zu stürzen. Ein tückischer Pfaffe, Namens Sacheverell, welcher mit grenzenloser Wuth die Lehre vom blinden Gehorsam predigte und alle Gegner derselben auf's heftigste angriff, und Harley, ein ränkesüchtiger Minister der Königin brachten die Auflösung des Parlaments und die Einsetzung eines Tory-Ministeriums zu Stande (1710), welches den Herzog von Marlborough auf's unwürdigste behandelte, insgeheim Friedens-Unterhandlungen mit Ludwig XIV. einleitete, und die wichtigsten Bestimmungen des mit den Generalstaaten und dem Hause Oesterreich geschlossenen Bundesvertrags verletzte. Am Neujahrstage 1712 entließ die Königin den sieggekrönten Herzog von Marlborough aller seiner Aemter. Der Graf von Ormond trat an dessen Stelle im Heere. Die Tories verfolgten mit den gehässigsten Anklagen den gestürzten Feldherrn. So grundlos diese auch waren, faßte das Haus der Gemeinen doch den Beschluß, die Königin zu bitten, eine Untersuchung gegen den Herzog einzuleiten. Die Regierung hütete sich wohl, dieses zu thun, allein die Ehre des Herzogs litt doch sehr in Folge dieser Angriffe. Bis auf den heutigen Tag lassen sich viele Geschichtschreiber durch die Partei-Manöver der Tories irre führen, ohne die geringste Rücksicht auf die glänzende Vertheidigungsschrift des Herzogs zu nehmen, wodurch er die Richtigkeit der gegen ihn gerichteten Anklagen nachwies.

Der Herzog von Marlborough war allerdings kein uneigennütziger, kein reiner Charakter. Seine Gegner konnten sich eines solchen aber noch viel weniger rühmen. Der Vorwurf der Unterschleife, den sie ihm machten, war durchaus haltungslos. Nach unseren Begriffen mag es allerdings sehr sonderbar scheinen, daß sich der Oberfeldherr von den Brodlieferanten eine jährliche Summe bezahlen ließ. Allein in den Niederlanden war es eine althergebrachte Gewohnheit, welche schon im Jahre 1689 unter dem Prinzen von Waldeck bestand. In ähnlicher Weise verhielt es sich mit den Prozenten, welche Marlborough von dem Solde der verbündeten Truppen bezogen hatte. Sie waren ihm und vor ihm dem Könige Wilhelm III. bewilligt worden. Die Königin Anna hatte davon Kenntniß gehabt und ihre Zustimmung schriftlich ertheilt. Hätte sich Marlborough, wie ihm schlecht unterrichtete Geschichtschreiber heute noch vorwerfen, auf Kosten der armen

*) Geschichte der Neuzeit Bd. I. § 5 S. 34 ff.

†) S. §§ 37, 38, 51.

Soldaten bereichert, so hätten diese ihn nicht so sehr geliebt und verehrt. Im Gegentheile war die große Fürsorge, die er seinen Truppen schenkte, einer der Gründe der Anhänglichkeit, die sie ihm widmeten.

Vergeblich kam Prinz Eugen von Savoyen nach London, um den Ränken der Tories entgegen zu arbeiten. Diese hatten sich des schwachen Gemüthes der Königin Anna bemächtigt und herrschten mit dessen Hülfe unumschränkt in England. Sie setzten, während der Congreß von Utrecht über den Frieden berieth, ihre geheimen Unterhandlungen mit Ludwig XIV. fort, zogen die englischen Truppen vom verbündeten Heere zurück, lähmten dadurch dessen Unternehmungen und ermuthigten die Franzosen zu dem Ueberfalle von Denain, bei welchem die Verbündeten ansehnliche Verluste erlitten.

Die Engländer gewannen zwar durch den auf solche Weise zu Stande gebrachten Utrechter Frieden Gibraltar, Minorca, einige Besitzungen in Amerika und den übel berüchtigten Asiento-Vertrag, welcher sie ermächtigte, in die spanischen Kolonien dreißig Jahre hindurch Negersklaven einzuführen. Allein diese Vortheile wurden schwer erkauft durch den Bruch feierlich abgeschlossener Verträge und durch die böswillige Verzichtleistung auf alle Vortheile, welche Marlborough im Laufe vieler blutiger Jahre errungen hatte. Der Utrechter Frieden ist der schimpflichste, welchen England im achtzehnten Jahrhunderte abschloß, weit schimpflicher, als der Vertrag von Versailles, durch welchen es die vereinigten Staaten Nordamerika's als unabhängig anerkennen mußte. Eine Regierung mag im Kriege besiegt werden und Zugeständnisse machen, welche den Verhältnissen entsprechen, ohne an ihrer Ehre zu leiden. Allein wenn sie zugleich die Verpflichtungen, welche sie gegen ihre Verbündeten und ihr eigenes Volk hat, aus kleinlichem Neide und niedriger Gehässigkeit verletzt, dann beschimpft sie sich selbst. Ein Theil des Schimpfes geht immer auf die Nation über, welche eine Regierung in solcher Weise ausarten läßt, ohne ihr Schranken zu ziehen. Die Tories hätten den Utrechter Vertrag nicht abschließen können, hätte das Volk sie minder zahlreich in das Unterhaus geschickt.

Als der Frieden von Utrecht unterzeichnet wurde, war alle Wahrscheinlichkeit, anzunehmen, daß in kurzer Zeit die französische und die spanische Monarchie entweder unter einem Haupte vereinigt oder ein neuer Krieg begonnen werden müßte, um dieses zu verhindern. Ludwig XIV. war sehr alt und schwach. Starb das Kind, welches später als Ludwig XV. den Thron bestieg, so war, nach den Erklärungen Ludwig's XIV. selbst der König Philipp V. von Spanien der nächste Thronfolger in Frankreich trotz allen Verzichtleistungen, welche zur Beruhigung der Verbündeten abgegeben wurden. Philipp V. theilte diese Ansicht und war entschlossen, sie geltend zu machen. Wenn daher nicht alle die Folgen eintraten, welche sich von dem Frieden von Utrecht erwarten ließen, so ist dieses nicht dem Verdienste der englischen Staatsmänner, sondern einem günstigen Geschicke beizumessen, welches das Leben Ludwig's XV. erhielt, ihm Kinder und Kindeskinder verlieh, und dadurch einen zweiten Erbfolgekrieg verhütete. Die englischen Tories hatten nichts gethan, um Europa vor den Gefahren eines neuen Krieges oder einer Vereinigung der beiden großen Monarchien des westlichen Europa's zu verhindern, und doch hatte England nur aus diesem Grunde einen zwölfjährigen blutigen Krieg geführt.

Bei den Verhandlungen, welche den Frieden von Utrecht in ihrem Gefolge hatten, that sich besonders St. John, später Graf von Bolingbroke hervor. Er wurde neben dem Grafen von Oxford bald das einflußreichste Mitglied des englischen Ministeriums. Seine Macht war aber nicht von langer Dauer. Die Königin Anna starb am 1. August 1714. Eine neue Dynastie kam auf den englischen Thron, welche in dem Grafen Bolingbroke mit Recht einen Feind und einen Verräther erkannte.

Die Königin Anna war das letzte Glied der Familie Stuart, welches auf dem englischen Throne saß. Besondere Vorzüge des Geistes und Herzens waren ihr nicht eigen; allein eben so wenig besondere Laster, und das genügt in diesem Leben gewöhnlich, einem Regenten die Liebe des Volkes zu sichern. Anna wurde die gute Königin genannt, obgleich sie ein schwaches und beschränktes Weib war. So lange sie Marlborough gewähren ließ, folgte Ruhm und Sieg den englischen Fahnen. Als sie diesen hoch begabten Mann von sich stieß, wandte sich das Blatt. Der spanische Erbfolgekrieg war das große Ereigniß der Zeit der Königin Anna. Ein zweites, auf die Dauer nicht minder bedeutungsvolles war die Vereinigung Englands und Schottlands zu einem einzigen Reiche: Großbritannien (1. März 1707). So wohlthätig diese auch war, so ist doch zu bedauern, daß sie durch sehr schmutzige Mittel herbei geführt, und daß Schottland um den größern Theil des ihm gebührenden Antheils an dem gemeinschaftlichen Parlamente geprellt wurde. Ungeachtet Schottland ein Sechstheil der Bevölkerung Englands zählte, wurde diesem Reiche nur der zwölfte Theil der Mitglieder im gemeinschaftlichen Parlamente bewilligt. Die 398,000 Pfund Sterling, welche den Großen Schottlands unter dem Vorwande einer Ausgleichung bewilligt wurden, bildeten den Beweggrund, welcher das schottische Parlament so nachgiebig machte. Vergebens that die Mehrheit des schottischen Volkes Einsprache. Seine Stimme wurde nicht gehört. Seine Vertreter hatten den Handel geschlossen. Es ließ sich nicht mehr ändern.

§ 23. Georg I. (1714—1727).

Bolingbroke war ein heimlicher Jakobite und bildete sich ein, den Sohn Jakob's II. auf den englischen Thron heben zu können. Er hatte den Frieden von Utrecht zu Stande gebracht. Doch die Umstoßung der Parlaments-Akte, welche das Haus Hannover auf den englischen Thron berief, bot ihm größere Schwierigkeiten dar. Als die Königin Anna gefährlich erkrankte, traten ihm die Herzoge von Argyle, Somerset und Shrewsbury mit solchem Nachdruck entgegen, daß er nicht wagte, mit seinen Plänen hervorzutreten. Die Kurfürstin Sophia von Hannover war kurz vor der Königin Anna gestorben. Ihr Sohn Georg I. wurde nach der letzteren Tode sofort als König von England ausgerufen. Er war 1660 geboren, zählte also damals vier und fünfzig Jahre. Obgleich er seit 1701 muthmaßlicher Erbe der englischen Krone war, hatte er die englische Sprache nicht gelernt!

Georg's I. Leben als Gatte und Vater war mehr als anstößig. Als Regent leistete er wenig. Bevor er noch Aussichten auf den englischen Thron besaß, hatte die Art und Weise, wie er sich von seiner Gattin Sophia Dorothea lossagte, allgemeines Aufsehen erregt.

Seine Ehe, wie die meisten Verbindungen fürstlicher Personen, war weder durch Beschluß des Himmels, noch durch freie Wahl auf Erden, sondern durch die Bemühungen des Vaters abgeschlossen worden. Georg und Sophia Dorothea von Celle paßten sehr wenig zusammen. Er war ihr untreu, und als sie ihm darüber Vorwürfe machte, vergaß er sich so weit, sie zu schlagen. Das Verhältniß der jungen Eheleute, welches niemals herzlich gewesen war, wurde kalt und gespannt und die Kurprinzessin überließ sich ungezügelt einer Leidenschaft, welche sie längst für den Grafen Philipp von Königsmark gehegt hatte. Ihr Gatte schien keinen Anstoß daran zu nehmen. Allein die Maitresse seines Vaters, die Gräfin von Platen, welche Königsmark, der sie verschmäht hatte, tödtlich haßte, bewog den Kurfürsten Ernst August, dem Grafen auflauern und ihn ermorden zu lassen. Nachdem dieses geschehen war, ließ sich Georg unter dem Vorgeben, daß Sophia Dorothea im Be-

griffe gestanden wäre, ihn zu verlassen, nicht bloß von ihr scheiden (1694), sondern sie auch bis zu ihrem Tode (1726) gefangen halten.

Diese Thatsachen, welche längere Zeit hindurch sehr nebelhaft gewesen waren, sind in neuerer Zeit über allen Zweifel erhoben worden. Sie sind aus zwei Gründen von hoher Wichtigkeit. Denn sie werfen ein grelles Licht auf den Charakter Georg's I. und seines Vaters und umgeben zugleich die gesetzliche Abstammung des Hauses Hannover mit mancherlei Zweifeln.

Daß Sophia Dorothea seit ihren Kinderjahren in einem Liebesverhältnisse mit dem Grafen von Königsmark stand, und daß dieses jedenfalls in den Jahren 1684 bis 1694 durchaus fleischlicher Natur war, ist vollständig erwiesen*). Unter diesen Umständen werden sehr natürlich auch Zweifel in Betreff der früheren Zeit, namentlich der Jahre 1682 und 1683 rege. Die Herzogin von Orleans schrieb schon im Jahre 1718: „ich glaube, der König von England glaubt nicht, daß der Prinz von Wallis sein Sohn sei." In der That läßt sich der Haß, welchen Georg I. gegen den Prinzen von Wallis zur Schau trug, kaum anders als durch einen finstern Argwohn erklären, welchen die angeführten Thatsachen nur zu sehr begründeten.

Der Gemahl Sophien's spielte bei der Tragödie des Jahres 1694 die traurigste Rolle. Weder er, noch sein Vater, sondern die Maitresse des letztern zog die Drähte. Nicht die durch die Gunstbezeugungen Sophiens rege gemachte Eifersucht des Gatten, sondern die durch Verschmähung aufgestachelte Wuth der Maitresse seines Vaters bildete den Knotenpunkt der Katastrophe. Sophia Dorothea wurde gefangen gehalten, der Graf von Königsmark wurde ermordet, nicht weil sie sich gegenseitig liebten, sondern weil der letztere die Anträge der Gräfin von Platen zurückgewiesen hatte!

Ehebruch und Gewaltthat sind natürlich keine Verbrechen welche Fürsten einer Krone unfähig machen. Die Engländer nahmen daher keinen Anstoß an den blutigen und schmutzigen Vorgängen im Hause Hannover. Zwei Kebsweiber, Fräulein von Schulenburg und Freifrau Kielmannsegge begleiteten den alternden König nach England und wußten ihre einflußreiche Stellung am Hofe auszubeuten.

Außer diesen zwei Maitressen hatte Georg noch eine dritte gehabt, die jüngere Gräfin von Platen. Sie folgte aber dem Könige nicht nach England.

Besonders anstößig war Georg's Verhältniß zu der Kielmannsegge. Diese war nämlich eine verheirathete Frau und brach daher die Ehe. Sie war die Tochter der Gräfin von Platen, der Mörderin Königsmark's, und des Kurfürsten Ernst August, also Georg's I. Halbschwester!!

Doch Georg I. war Urenkel Jakob's I., des ersten englischen Königs aus dem Hause Stuart und bekannte sich zur protestantischen Religion. Seine Geburt und sein Glaubensbekenntniß deckten einen Schleier über seine Schwächen und seine Verbrechen.

Die Monarchie bedarf zu ihrem Bestehen nur eines sehr kleinen Maßes von Tugend. In despotischen Staaten muß die Gottheit, in constitutionellen das Ministerium die Verantwortlichkeit für den Herrscher übernehmen. Der unverantwortliche König mag sich jede Erpressung, jede Schandthat erlauben, falls er nur sein Volk nicht zum Aeußersten treibt. Der Despot kann nur durch die Furcht vor Verschwörungen, der constitutionelle Monarch durch die Angst vor einer Revolution in Schranken gehalten werden. Das Haus Hannover gedachte des Schicksals der Stuarte, ließ seine Minister regieren, griff nur sehr wenig in den Gang der Verwaltung ein und begnügte sich mit den äußeren Ehrenbezeugungen des Königthums und den reichlichen Einnahmen, welche dieses abwarf. Von allen Kö-

*) S. Vehse, Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig. Erster Theil S. 87. ff.

nigsgeschlechtern der Erde hat wohl keines so gute Bezahlung für so schlechte Dienste, die es leistete, empfangen.

Als Georg I. im September 1714 nach England kam, warf er sich den Whigs, die er selbst Königsmörder nannte, in die Arme. Walpole wurde der leitende Geist seiner Regierung. Das neue Parlament, welches im März 1715 zusammen trat, versetzte die Grafen von Bolingbroke, Ormond und Oxford in Anklagezustand. Die beiden ersteren flohen an den Hof des Prätendenten und bekräftigten dadurch selbst die gegen sie gerichteten Anklagen. Oxford wurde in den Tower gebracht. Im Jahre 1723 gelang es Bolingbroke, die Umstoßung des gegen ihn erlassenen Urtheils zu bewirken. Er kehrte nach England zurück, blieb aber bis zum Ende seines Lebens (1751) ein bitterer Feind der Whigs. Oxford wurde nach zwei Jahren seiner Haft entlassen. Ormond starb in der Verbannung am trübseligen Hofe des Prätendenten, zu Commercy in Lothringen.

Die Jakobiten ließen den Thronwechsel nicht vorübergehen, ohne einen Versuch zu machen, dem Hause Stuart wieder die brittische Krone zu verschaffen. Im Mittelpunkte des Reiches, zu London konnten sie seit der Flucht Bolingbroke's und Ormond's und seit der Verhaftung Oxford's nicht mehr erwarten, etwas auszurichten. Um so stärkere Hoffnungen setzten sie auf den nördlichen Theil der brittischen Insel, zumal auf Schottland.

Unter den drei brittischen Reichen war keines von dem Hause Stuart so furchtbar mißhandelt worden, als Schottland. Karl I. trieb die Schotten noch früher, als die Engländer zum Aufstande. Karl II. führte einen fünf und zwanzigjährigen Vertilgungskrieg gegen die Covenanter, und Jakob II. machte sich ein Vergnügen daraus, an Grausamkeit selbst den Henker zu überbieten, wenn dieser die Tortur vollzog. Das alles hielt aber die Schotten nicht ab, für das Haus Stuart zu schwärmen. Bis auf den heutigen Tag ist die große Masse des Volkes durchaus unzugänglich für geschichtliche Wahrheit, insofern der innere Werth und die Handlungen der verschiedenen Mitglieder dieses Hauses von der Maria Stuart herab bis zum Prätendenten in Rede stehen.

Am 6. September 1715 erhob der Graf von Mar die Fahne Jakob's III. in den Hochlanden. Kurz vor seinem Tode hatte Ludwig XIV. den Jakobiten noch Waffen und Munition zur Verfügung gestellt. Doch vertrocknete schon bald diese Quelle. Denn der Regent hatte keine Lust, sich zu Gunsten des Hauses Stuart in einen Krieg mit England zu verwickeln. Ein Theil der Jakobiten drang bis Preston in Lancashire vor, mußte sich aber dort (13. November 1715) auf Gnade oder Ungnade ergeben. An demselben Tage erlitt der Graf von Mar eine Niederlage in der Nähe von Stirling, welche ihn zwang, sich auf Perth zurückzuziehen. Am 22. December landete der Prätendent zu Peterhead, nördlich von Aberdeen. Auf den 23. Januar 1716 wurde seine Krönung angesetzt. Allein er wartete diesen Tag nicht ab. Auf die Nachricht, daß Argyle mit bedeutenden Verstärkungen vorrückte, schiffte er sich mit den hervorragendsten seiner Anhänger ein. Sein Heer zerstreute sich. Es blieb nur das traurige Geschäft der Züchtigung übrig. Jakobitische Geschichtschreiber beschweren sich bitter über die Grausamkeit der verhängten Strafen. Wenn wir dieselben aber mit denjenigen vergleichen, welche in unseren Tagen zur Erdrückung freiheitlicher Bewegungen an der Tagesordnung sind, so müssen wir sie sehr gelind nennen. Die gerichtlichen Verfolgungen schleppten sich nicht ein Jahrzehent hindurch. Sie erreichten vielmehr in wenigen Wochen ihr Ziel. Sie umfaßten nicht große Massen, hatten keinen Umsturz der Vermögensverhältnisse in ihrem Gefolge. Neun und zwanzig Menschen verloren ihr Leben durch Henkers Hand. Ein Napoleon oder Franz Joseph hätte in unseren Tagen so viele hunderte, sei es langsam in Kerker und Verbannung, sei es rasch auf dem Schaffotte abgeschlachtet.

Neun Jahre vergingen, bevor die Jakobiten einen neuen Versuch wagten Dieser

wurde im Keime erstickt. Nur einer der Verschworenen, ein Advokat Namens Sayer büßte seine Umtriebe mit dem Leben. Der Bischof Atterbury von Rochester wurde seines Amtes entsetzt und verbannt. Von dem Komplott hatte die englische Regierung durch die französische die erste Kenntniß erhalten. Von Jahr zu Jahr nahm die Bedeutung der Jakobiten in England ab, obgleich es dem Volke an Gründen zur Unzufriedenheit nicht fehlte.

Die beiden Kebsweiber des Königs, die Baronin von Schulenburg, welche er zur Herzogin von Münster in Irland und zur Herzogin von Randal in England ernannte, und die Baronin von Kielmannsegge, welche er zur Gräfin von Leicester in Irland und von Derlington in England erhob, insbesondere aber die erstere, welche am meisten galt, waren raubsüchtig, wie die Harpyen. Sie verkauften Stellen und Aemter und besaßen Einfluß genug (1717) die Minister Walpole und Townsend, die sich ihnen widersetzten, zu stürzen.

Ein ähnlicher Schwindel, wie er um dieselbe Zeit durch Law in Frankreich hervorgerufen wurde, bemächtigte sich des englischen Volkes. Die Südsee-Compagnie trieb ihre Actien im Laufe von acht Monaten (vom December 1719 bis August 1720) durch alle erdenklichen Kunstgriffe von 126 auf 1000 Procent. Nahezu zweihundert ähnliche Gesellschaften schossen wie Pilze aus der Erde. Doch da im September die Aktien der Südsee-Gesellschaft auf 150 sanken, fielen den verblendeten Glücksjägern die Schuppen von den Augen. Tausende hatten mittlerweile ihr Vermögen an Gauner hohen und niederen Standes verloren. Einige der Schuldigen wurden bestraft, und unter ihnen Sir John Blount, der Erfinder der Südsee-Gesellschaft, die meisten konnten sich in's Fäustchen lachen.

Die Folge des Platzens dieser Seifenblasen war, daß die von den königlichen Kebsweibern begünstigten Minister Sunderland, Stanhope und Aislabie sich nicht mehr behaupten konnten. Walpole und Townsend traten wieder an die Spitze des Ministeriums zum großen Verdrusse der königlichen Maitressen und ihres Anhangs, der sogenannten hannoverschen Junto.

Die für das englische Verfassungsleben richtigste Maßregel der Regierung Georg's I. war ein Gesetz, durch welches die Dauer der Parlamente auf sieben Jahre festgestellt wurde (1717). In früheren Zeiten bestand deßfalls gar keine gesetzliche Bestimmung. Unter Wilhelm III wurde die Dauer der Parlamente auf drei Jahre bestimmt. Da aber Georg I. nicht hoffen konnte, ein gefügigeres Unterhaus zu finden, als dasjenige des Jahres 1715, ließ er die siebenjährige Dauer der Parlamente decretiren, welche bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat, obgleich es Sitte ist, ein Parlament nicht länger, als sechs Jahre sitzen zu lassen.

Nichtssagend, wie die innere, war auch die äußere Politik Georg's I. Er benützte seine Stellung als König von England, um Bremen und Verden Karl XII. von Schweden abzunehmen und dem Kurfürstenthume von Hannover zu vereinigen. Mit Frankreich lebte er in gutem Einvernehmen. Zur Aufrechthaltung des Friedens von Utrecht schloß er (1716) die Triple-Allianz mit Frankreich und den Generalstaaten ab, welche sich (1718) durch den Beitritt des deutschen Reiches zu einer Quadrupel-Allianz erweiterte. Beide Bünde waren gegen die Uebergriffe des spanischen Ministers Albaerni gerichtet*). Der englische General Sir Georg Byng zerstörte an der Küste von Sicilien eine spanische Flotte. Im übrigen hatte der Krieg mit Spanien keine erheblichen Wechselfälle in seinem Gefolge.

Georg I. starb am 11. Juni 1727 zu Osnabrück. Vor ihm war seine Gattin durch den Tod aus der Gefangenschaft, in der er sie gehalten hatte, befreit worden. Während

*) S. oben § 6. S. 47

ihrer letzten Krankheit hatte sie ihm einen Brief geschrieben, worin sie ihn innerhalb Jahres und Tages vor Gottes Gericht zu erscheinen lud. Dieser Brief wurde dem Könige auf seiner Reise in Deutschland übergeben, und jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er in Krämpfe fiel und bald darauf starb. Menschen, welche keiner Regung des Gewissens fähig sind, empfinden nicht selten noch herbere Qualen, welche ihnen der Aberglaube bereitet.

Die ewigen Gesetze, unter welchen alle Menschen stehen, wirken auch auf den verhärtetsten Bösewicht, wenn nicht auf dem geraden Wege der Erkenntniß und des richtigen Gefühls, so doch auf dem Umwege unbestimmter Sorge und sinnloser Wahnbilder.

§ 24. Georg II. (1727—1760).

Georg II. begann seine Regierung damit, daß er das Testament des Vaters, in Gegenwart sämmtlicher Minister uneröffnet von dem Kabinetts-Tische nahm, in die Tasche steckte und nachher in das Feuer warf. Georg I., welcher seinem Sohne nicht traute, hatte aber ein zweites Exemplar seines letzten Willens beim Herzoge von Braunschweig hinterlegt. Diesem kaufte Georg II. die anvertraute Urkunde für baares Geld ab.

Georg I. hatte unter andern der Mutter Friedrich's, des sogenannten Großen, ein ansehnliches Vermächtniß ausgesetzt, welches auf solche Weise beseitigt wurde. Friedrich schrieb seinem Bruder, daß dieser die Galeere verdiene, was Georg II. sehr übel nahm. Die beiden Könige wollten sich duelliren, doch kam es nicht dazu.

Georg I. hatte früher zwei Testamente verbrannt, welche ihm unbequem gewesen waren: dasjenige seiner Gemahlin und das ihres Vaters, des Herzogs von Celle. Der Sohn folgte diesem Beispiele. Drei Testamente legten den Grund zu dem Reichthume des Hauses Hannover. Hätte die Gerechtigkeit die Verbrecher ereilt, so wären sie Galeeren-Sträflinge geworden. Statt dessen wurden sie Könige und Stifter des reichsten Königsgeschlechtes der Erde, nach dem wohlbekannten Sprüchworte: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen.

Die Nationen wechseln mit ihren Königen gewöhnlich nur die Fehler und Schwächen, unter denen sie zu leiden haben. Der Uebergang der Krone vom Vater auf den Sohn machte sich um so weniger fühlbar, als Walpole, des Vaters Rathgeber, auch derjenige des Sohnes wurde. So feindlich die beiden George sich auch gegenüber gestanden, so ähnlich waren sie sich in Charakteren, Neigungen und Schwächen. Nur war der Sohn weniger leidenschaftlich, als der Vater. Er gestattete daher seinen Kebsweibern, der Frau Howard, welche er zur Gräfin von Suffolk und der Frau von Walmoden, welche er zur Lady Yarmouth ernannte, nur geringen Einfluß auf die Regierung. Walpole und die Königin Karoline, Tochter des Markgrafen Johann Friedrich von Anspach, machten zusammen die Geschäfte im Großen. Georg II. verkannte noch mehr, als sein Vater, seine Stellung, indem er England wegen des Kurfürstenthums Hannover in zwei blutige Kriege, den sogenannten österreichischen Erbfolge- und den siebenjährigen Krieg verwickelte. Die Minister, welche Verstand genug hatten, einzusehen, daß diese Kriege dem englischen Interesse nicht entsprachen, wußten sich nicht anders, als durch Bestechung die zur Fortführung des hannover'schen Regierungssystems erforderliche Stimmenmehrheit im Parlamente zu verschaffen.

Sir Robert Walpole, welcher kurz vor seinem Tode unter dem Namen Orford in den Grafenstand erhoben wurde, war ein höchst talentvoller, friedliebender und mit dem Finanzwesen sehr vertrauter Staatsmann. Gewissenhaftigkeit, Reinheit der Gesinnung und Uneigennützigkeit besaß er so wenig, als irgend ein anderer Minister seiner Zeit. Die Bestechung bildete damals, wie in unseren Tagen eines der hergebrachten Mittel der

englischen Staatsregierung. Sie wurde noch viel offener, als jetzt betrieben, verschlang aber darum doch nicht so große Summen. Schon unter Georg I. hatte Walpole eine Verringerung des Zinsfußes der Staatsschuld bewirkt. Unter Georg II. beabsichtigte er noch großartigere Reformen in den Staatshaushalt einzuführen (1733), indem er vorschlug, den Zoll erst zu erheben, wenn die Kaufleute von den eingeführten Waaren Gebrauch machen wollten, bis dahin aber diese in Lagerhäusern unter Verschluß zu halten. Da er aber von Seiten unverständiger und gehässiger Gegner, welche bei den herrschenden Mißbräuchen ihren Vortheil fanden, auf heftigen Widerstand stieß, gab er seine weit aussehenden Verbesserungsanträge auf. Er wollte lieber eine sichere Majorität in dem Parlamente haben, ohne seine Reformen einzuführen, als diese durchsetzen mit der Gefahr, früher oder später die Stimmenmehrheit und mit dieser seine Ministerstelle zu verlieren.

Man hat Walpole zum Vorwurfe gemacht, daß er geäußert habe, jeder Mensch habe seinen Preis. Dieses war in Betreff derjenigen, mit welchen er es zu thun hatte, eine traurige Wahrheit. Wenn er den Preis der Parlamentsglieder nicht gekannt und bezahlt, so hätte er sich nicht so lange in seiner gebietenden Stelle behaupten können. Republikanische Tugend dürfen wir in Monarchien nicht erwarten, so wenig als wir hoffen können, vom Dornbusch Feigen und von der Distel Orangen zu pflücken. Wer nach solchen Früchten lechzt, muß die Dornbüsche umhauen, die Disteln ausrotten und an deren Stelle Feigen- und Orangenbäume pflanzen. Allerdings gedeihen diese nicht aller Orten, wo Dornen und Disteln üppig emporschießen.

Wider besseres Wissen ließ sich Walpole (1737) durch die öffentliche Meinung drängen, Krieg mit Spanien zu beginnen. Die Veranlassung dazu gaben englische Schmuggler, welche sich darüber beschwerten, daß die spanischen Zollschiffe sie ihr Handwerk nicht ungestraft treiben ließen. Walpole führte den Krieg nicht mit Nachdruck. Die Engländer erlitten Verluste und machten den Minister dafür verantwortlich. Walpole legte seine Stelle nieder (1742). Mit äußerstem Widerstreben gewährte ihm der König die verlangte Entlassung.

Nachdem Walpole von der Bühne abgetreten war, standen eine Zeit lang der Graf von Granville (Lord Carteret), der Herzog von Newcastle und dessen Bruder Heinrich Helham an der Spitze der Verwaltung. Doch bald schon wurde William Pitt für Georg II. und später auch für Georg III., was Walpole für die beiden ersten George gewesen war: der leitende Geist ihrer Verwaltung, welcher zwar auf kurze Zeit verdrängt werden konnte, aber durch die Größe seiner Talente und die Macht der Verhältnisse, sei es auf Seiten der Opposition, oder an der Spitze des Ministeriums immer entscheidenden Einfluß gewann.

Durch die persönlichen Neigungen des Königs wurde England in den österreichischen Erbfolgekrieg verwickelt, an welchem es zu Gunsten des Hauses Habsburg gegen Frankreich und Preußen Theil nahm.

Während die englischen Streitkräfte in Deutschland und auf der See beschäftigt waren, machten die Jakobiten einen neuen Versuch, die Herrschaft über Großbritannien und Irland wieder zu erobern. Jakob's II. Sohn war in der Verbannung alt und schwach geworden. Allein der Prinz Karl Eduard, des sogenannten Jakob's III. Sohn, war jung und frisch. Er landete mit wenigen Anhängern (19. August 1745) in Schottland, hielt seinen Einzug in Edinburg und schlug die Engländer bei Preston Pans (21. September). Allein nur wenige Männer von Ansehen und Bedeutung schlossen sich ihm an. Er rückte bis Manchester in England vor. Auch dort erhob sich das Volk nicht in Masse für ihn. Er mußte, nachdem er bis Derby gedrungen war, umkehren. Zwar brachten die Jakobiten dem englischen Generale Hamley bei Falkirk Verluste bei. Als aber die Hauptmacht

der Engländer unter dem Herzoge von Cumberland heranrückte, erlitt das Haus Stuart die entscheidende Niederlage bei Culloden (16. April 1746), von welcher es sich nicht wieder erholte. Mit Mühe rettete sich der Prinz Karl Eduard. Die Sieger befleckten sich und ihre Sache durch schändliche Grausamkeiten, welche sie begingen. Richter, Soldaten und Henker wütheten um die Wette zu Gunsten des Hauses Hannover. Angst und Schrecken gingen vor ihnen her, Blut und Verwüstung bezeichnete ihre Bahn.

Der Sohn Jakob's II., welcher sich Jakob III. nannte, überlebte die letzte Hoffnung seines Hauses bis zum Jahre 1766. Er hinterließ zwei Söhne, von welchem Karl Eduard (1788), Heinrich Benedict als Kardinal (1807) in Italien starben. Mit letzterem erlosch der Hauptstamm des Hauses Stuart. Von Nebenzweigen sind aber noch viele Sprossen übrig.

Der Aufstand der Jakobiten in den Jahren 1745 und 1746 war das bedeutendste Ereigniß der Regierung Georg's II. Es hätte ihm Gelegenheit bieten können, Menschenfreundlichkeit und Milde an den Tag zu legen. Kein trauriger Staatsgrund hielt ihn ab, Verzeihung in großem Maßstabe zu gewähren. Die Jakobiten waren nicht mehr gefährlich. Sie brauchten nicht durch den Schrecken niedergehalten zu werden. Doch die englischen George hatten kein menschliches Gefühl: Der zweite noch weniger als der erste. Er ließ seine Banden nutzlos würgen und gebot dem Morden keinen Einhalt.

Nachdem der Aufstand der Jakobiten niedergeworfen war, dauerte der österreichische Erbfolgekrieg noch zwei Jahre fort.

Im Frieden zu Aachen (1748) gewann und verlor England nichts. Für die Millionen an Geld und die Tausende von Menschen, welche der Krieg gekostet hatte, erhielt England keinen Ersatz.

Größere Opfer, als der österreichische Erbfolgekrieg, verschlang der sogenannte siebenjährige Krieg, welcher aber für England schon vor 1756 in Amerika ausbrach*). Die Holländer und Schweden, welche sich in der Nähe der Engländer an den Küsten Nord-Amerika's niedergelassen hatten, konnten sich auf die Dauer gegen die Uebermacht nicht behaupten. Allein die Franzosen ließen sich so leichten Kaufes nicht verdrängen. Sie hatten Kolonien am St. Lawrence- und am Mississippi-Flusse und suchten, dieselbe durch eine Kette von Befestigungen, welche Canada mit Louisiana verbanden, zu sichern und auszudehnen. Die englische Regierung wollte dieses nicht zugeben und sandte in den Jahren 1754 und 1755 zwei Truppen-Abtheilungen, die erste unter Washington, dem später so hoch gefeierten Revolutionshelden, die zweite unter General Braddock gegen die Franzosen. Diese waren aber in der Ueberzahl. Major Washington mußte sich, nachdem er einige Verluste erlitten hatte, zurück ziehen. Braddock verlor in der Schlacht sein Leben. Seine Truppen flohen und Washington, welcher unter ihm die Provinzial-Milizen befehligte, hatte Mühe, die Ueberreste der Truppen-Abtheilung vor gänzlichem Untergange zu bewahren. Im Sommer desselben Jahres 1755 errang zwar der Provinzial-General Johnson einen Sieg über die Franzosen an den Ufern des Georg-See's, welcher übrigens durch den Verlust des Forts Oswego, den die Engländer am See Ontario (1756) erlitten, mehr als ausgeglichen wurde.

Diese kleinen Scharmützel in Amerika hätten schwerlich zu einem europäischen Kriege geführt, wenn nicht um jene Zeit die Kaiserin Maria Theresia mit dem Plane umgegangen wäre, dem Könige von Preußen das während des österreichischen Erbfolgekriegs verlorene Schlesien wieder abzunehmen und sich zu diesem Behufe der Beihülfe der Franzosen versichert hätte. Noch immer mochte der Krieg auf die See oder auf Amerika beschränkt werden. Allein dem Könige Georg II. lag mehr an Hannover, als an allen englischen

*) S. oben § 8 S. 57.

Besitzungen in Amerika. Um sein Kurfürstenthum zu schützen, verband er sich mit dem Könige von Preußen und wurde so in den siebenjährigen Krieg verflochten, ungeachtet eines sehr heftigen Widerstands, den ihm das Parlament entgegen setzte.

Im Monate Mai 1756 erklärte England den Krieg an Frankreich. Es verlor aber schon am 18. Juni desselben Jahres die Insel Minorca, welche die Franzosen eroberten. Das ganze Land gerieth darüber in große Aufregung. Der unglückliche Admiral Byng, welchem der Vorwurf gemacht wurde, er hätte die französische Flotte aufreiben und dadurch die Insel retten können, wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet, weil weder der König, noch dessen Minister in der allgemeinen Bestürzung Umsicht und Rechtsgefühl genug hatten, der irre geführten öffentlichen Meinung einen Damm entgegen zu setzen. Dieser gerichtliche Mord gereicht dem Könige Georg II., den Lords der Admiralität und dem gesammten Ministerium zur dauernden Schande, an welcher auch William Pitt seinen Antheil hat, welcher am Todestage Byng's (14. März 1757) erster Staatssecretär war.

Längere Zeit hindurch war es nicht möglich, ein festes Ministerium zusammen zu setzen. Bald gehörte Pitt zur Opposition, bald zur Regierungs-Partei. Endlich im Juni 1757 trat jenes Ministerium zusammen, dessen Haupt zwar dem Namen nach der Herzog von Newcastle, in der That aber Pitt war, und in welchem Fox die Stelle eines Zahlmeisters des Heeres und Legge Sitz und Stimme hatten.

Pitt brachte neue Kraft in die englische Verwaltung. Er konnte zwar nicht verhindern, daß England an dem Kriege in Deutschland Theil nahm und dort durch die Kapitulation von Kloster Severn empfindlichen Schaden litt; allein zur See und in Amerika errangen die englischen Waffen glänzende Vortheile. Admiral Boscawen und General Amhorst nahmen den Franzosen die Insel Cap Breton in Amerika und deren Niederlassungen am Senegal und Goree in Afrika ab (1758). Im folgenden Jahre (1759) erlitten die Franzosen zwei Niederlagen zur See in der Nähe der Bay von Lagos und der Bay von Quiberon, und verloren in Amerika die Forts Ticonderoga, Crown-Point und Niagara. General Wolf schlug sie bei Quebeck (12. September).

Mitten unter diesen Kriegs-Ereignissen starb Georg II. im Alter von sechs und siebenzig Jahren, ohne daß sein Tod einen merklichen Einfluß auf die Weltbegebenheiten geübt hätte. Walpole's und Pitt's Eintritt in ein Ministerium war unmittelbar bedeutungsvoller für England, als Georg's I. und Georg's II. Thronbesteigung, der Austritt jener Staatsmänner aus der Verwaltung wichtiger, als der Tod dieser Könige. Mittelbar ist darum aber doch das Gewicht, welches ein englischer König in die Wagschale der Geschichte legt, schwerer, als dasjenige des begabtesten Ministers. Denn von ihm hängt am Ende die Auswahl der Minister ab. So wenig Geist die beiden ersten George besaßen, so gaben sie doch die allgemeinen Umrisse der inneren und äußeren Politik Englands an, und machten, trotz des Gesetzes, welches sie auf den englischen Thron berief, ihre deutschen Liebhabereien mit großem Nachdrucke geltend.

§ 25. Georg III. (1760 1789).

Friedrich, der älteste Sohn Georg's II. war im Jahre 1751 gestorben. Sein Sohn bestieg beim Tode des Großvaters den englischen Thron im Alter von zwei und zwanzig Jahren. Friedrich hatte mit seinem Vater, wie Georg II. mit dem seinigen in bitterer Feindschaft gelebt. Gehässige Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn gehören zu den Eigenthümlichkeiten der hannover'schen Familie. Diese wurden durch die Verfassung Englands, welche wesentlich auf einem Gegensatze zwischen Regierung und Opposition beruht, genährt und gehegt.

Georg III. war noch beschränkter und eigensinniger, als die beiden ersten George. Allein diejenige Verstimmung des Gemüths, welche sich bei den Ahnen in Lasterhaftigkeit Bahn gebrochen hatte, trat bei dem Enkel in Blödsinn zu Tage. Es vergingen übrigens fast drei Jahrzehnte, bevor die Geisteskrankheit Georg's III. die Minister bestimmte, diese zum Gegenstande ernstlicher Maßnahmen zu machen.

Der junge König neigte sich entschieden der Torypartei zu, wagte jedoch nicht, seine Regierung mit einem Ministerwechsel zu beginnen. Er bereitete diesen allmälig vor und traf seine Maßregeln so, daß Pitt schon im Jahre 1761 seine Entlassung nahm. Zuerst trat der Herzog von Newcastle, im Mai 1762 Lord Bute an die Spitze der Verwaltung.

Noch immer wüthete der siebenjährige Krieg. Im Jahre 1761 wurde Spanien auf französischer, 1762 Portugal auf englischer Seite in denselben verflochten. Die Engländer schlugen die fremden Truppen schnell über die portugiesische Grenze zurück. Die Spanier mußten den von ihrer Regierung abgeschlossenen bourbonischen Familienvertrag theuer bezahlen. Die Engländer nahmen ihnen (14. August 1762) Havanna ab. Vierzehn Linienschiffe und vier Fregatten, welche im Hafen lagen, Geld im Betrage von drei Millionen Pfund Sterling wurden die Beute der Sieger oder zerstört. Manilla, die Hauptstadt der Philippinen fiel gleichfalls in die Hände der Engländer. Mehrere reich beladene Schiffe im Werthe von vielen Millionen Pfund Sterling gingen den Spaniern rasch hinter einander verloren. Den Franzosen nahmen die Engländer mehrere westindische Inseln. Der Zweck des Krieges: dem Könige von Preußen Schlesien zu erhalten und Frankreich zu demüthigen, war vollkommen erreicht. Der Pariser Friedensvertrag (10. Februar 1763) war einer der vortheilhaftesten, welchen England jemals abschloß*).

Im Lande waltete der Frieden. Allein im Schooße der königlichen Familie tobten Stürme, welche auch auf das Staatsleben zurückwirkten.

Die Mutter Georg's III. erfreute sich keines guten Rufes. Das Verhältniß, in welchem sie zu Lord Bute stand, war so anstößig, daß der junge König sich veranlaßt sah, es zu lösen, indem er den Minister entließ, welcher zu gleicher Zeit die Rolle seines Vaters spielte.

Auf das Ministerium des Lord Bute folgte dasjenige des Herrn Georg Grenville (1765), das jedoch nur zwei Jahre bestand. Nach diesem kam der Herzog von Grafton an die Spitze des Ministeriums, in welchem auch Pitt saß. Im Jahre 1768 schied dieser aus demselben und wurde unter dem Titel eines Grafen von Chatham in den Pairestand erhoben. Länger, als alle diese Ministerien behauptete sich dasjenige des Lord North (1770—1782).

Den Ministerien Grafton und North setzten die Briefe Junius, welche vom 21. Januar 1769 bis 21. Januar 1771 in dem "public advertiser" erschienen, eine unvergängliche Schandsäule.

Die inneren und auswärtigen Angelegenheiten Englands kamen nach dem Pariser Frieden in sichtlichen Verfall. Die Streitigkeiten, welche die Regierung mit Wilkes führte, waren ein Beweis ihrer Schwäche in der Verwaltung der innern, der Krieg, in welchen sie sich mit ihren nordamerikanischen Kolonien stürzte, bekundete ihre Kurzsichtigkeit und Schwäche in Betreff der äußeren Angelegenheiten.

Wenn wir lesen, daß ein einziger, nicht einmal sehr begabter Schriftsteller, wie John Wilkes, im Stande war, Unter- und Oberhaus, König und Ministerium durch einige Artikel in dem Zeitungsblatte "North Briton" und einen Aufsatz: „Ueber das Weib" außer Fassung zu bringen, so kann uns dieß keine hohe Achtung vor Parlament und Regierung einflößen. Man mag über Wilkes denken, wie man will, soviel ist gewiß, die

*) S. oben § 8 S. 57.

Gesetze Englands reichten vollkommen hin, Schutz gegen alle wirklichen Rechtsverletzungen zu gewähren, deren sich dieser Agitator schuldig gemacht haben mochte. Wenn dessen ungeachtet das Parlament und der König selbst zu Gewaltmaßregeln schritten, welche die Gerichte für ungesetzlich erklären mußten, so bekundeten sie zu gleicher Zeit ihre Unfähigkeit und ihre Schwäche.

Eine Regierung, welche im Kampfe mit John Wilkes den kürzeren zog und erleben mußte, daß derselbe, den sie durch ihre Anhänger seines Sitzes im Unterhause beraubt hatte, zum Lordmajor von London erwählt wurde, konnte unmöglich aus einem Kampfe mit den jugendlich frischen Kolonien in Nord-Amerika siegreich hervorgehen.

Der Streit mit Wilkes dauerte, mit einigen Unterbrechungen, sieben Jahre (1763—1770). Ungefähr eben so lange wüthete der Krieg mit Nordamerika. Die Veranlassung zu demselben gab Georg III. persönlich. Er verlangte (1764) von seinem Minister Grenville, daß dieser den amerikanischen Kolonien eine Abgabe auferlegen sollte und ließ ihm keine andere Wahl, als entweder diese Maßregel in das Parlament zu bringen, oder abzudanken. Grenville war schwach genug, seine bessere Meinung aufzugeben, um seine Stelle zu behaupten. Er schlug die sogenannte Stempel-Akte vor, welche verordnete, daß alle Urkunden, um gültig zu sein, auf Stempelpapier geschrieben werden müßten. Die Kolonien verwahrten sich in den kräftigsten Ausdrücken gegen jedwede Besteuerung durch das englische Parlament. Dessen ungeachtet ging die Stempel-Akte, den 22. März 1765 in beiden Häusern des Parlamentes durch. Der Widerstand, auf welchen sie in den Kolonien stieß, bestimmte die Regierung, das anstößige Gesetz 1766 zurück zu nehmen. Die englischen Minister waren jedoch schwach genug, diesem Akte der Nachgiebigkeit Worte beizufügen, welche die Kolonien erbittern mußten. Sie stellten nämlich bei dieser Gelegenheit die Behauptung auf, „die gesetzgebende Gewalt von Großbritannien habe das Recht, Gesetze zu erlassen, welche die Kolonien *in allen Fällen* bänden." Schon im folgenden Jahre (1767) mußten die Kolonien erfahren, daß das englische Parlament es mit dem auch die Besteuerung umfassenden Rechte der Gesetzgebung ernstlich meine. Es legte eine Abgabe auf Glas, Thee, Papier und Malerfarben, welche nach Amerika eingeführt würden, nahm zwar später wieder die auf die übrigen Artikel gelegte Steuer zurück, hielt aber die Thee-Abgabe aufrecht.

Bis zum Jahre 1763 waren die Beziehungen zwischen England und seinen amerikanischen Kolonien durchaus freundlich gewesen. Diese unterwarfen sich willig der englischen Regierung und die Gerichtshöfe derselben erkannten die Akte des Parlamentes als bindend an. Keine Truppen und Festungen waren erforderlich, sie im Gehorsam zu halten. Die Kolonien hatten während des Krieges mit Frankreich 25,000 Mann auf eigene Kosten in's Feld gestellt, und im Kriege wie im Frieden ihre Anhänglichkeit an das Mutterland über jeden Zweifel erhoben.

Nach dem Pariser Frieden von 1763 erlaubte sich aber die englische Regierung in sinnloser Verblendung eine Reihe von Eingriffen in die althergebrachten Rechte der Kolonien, welche diese auf's äußerste erbitterten. Bis zu jener Zeit hatten die englischen Minister nie störend in die inneren Verhältnisse der Ansiedelungen eingegriffen. Die Kolonien waren an Selbstregierung gewöhnt und hatten von England den Grundsatz mit über den Ocean genommen: keine Besteuerung ohne Bewilligung durch die Vertreter des Volkes. Von dem Jahre 1764 an veränderten die englischen Minister das Verhältniß, in welchem sie bisher zu den amerikanischen Kolonien gestanden waren, von Grund aus. Die Stempel-Akte und die Thee-Besteuerung bildeten nur einzelne Glieder der großen Kette, welche die englischen Minister für die Kolonien schmiedeten. Die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten zählt alle Beschwerden auf, welche den Krieg mit Eng-

land und die endliche Losreißung der nordamerikanischen Kolonien in ihrem Gefolge hatten.

Hier, in der Geschichte Englands, genüge die Bemerkung, daß die Amerikaner sich die jenseits des Oceans beschlossenen Gewaltmaßregeln nicht ruhig gefallen ließen, daß sie zu den Waffen griffen, Verbündete fanden und siegreich aus dem Kampfe mit dem Mutterlande hervorgingen*).

Es ist zur Mode geworden, namentlich in England, an den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg Betrachtungen zu knüpfen, deren Inhalt nichts anderes ist, als Complimente für beide Nationen. Das scheint mir eine außerordentlich flache Auffassung der Geschichte zu bekunden. Wenn wir aus den Ereignissen der Vergangenheit etwas lernen wollen (und wer nichts lernen will, thäte besser, nicht Geschichte zu lesen), dürfen wir uns nicht mit einem Wortschwalle abfüttern lassen, welcher bei einem internationalen Banquett ganz am Platze sein mag, dem Ernste der Geschichte aber nicht entspricht.

Ein freundliches Einvernehmen zwischen England und den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu hegen, ist ganz gut. Allein der Geschichtschreiber steht auf einer höheren Warte, als derjenigen allgemeiner Freundlichkeit. Ihm liegt es ob, zu untersuchen, wo Recht und Unrecht ihren Sitz haben, auf welchen Menschen die Schuld des vergossenen Blutes lastet, welche Beweggründe die Schuldigen leiteten und welches die tiefer liegenden Gründe des siebenjährigen Kampfes auf Tod und Leben waren? Die Rechtsfrage selbst ist in der nordamerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung†) in so meisterhafter Weise gelöst, daß wir uns begnügen können, auf dieselbe zu verweisen.

Die Schuldigen waren: vor allen anderen 1) der König Georg III., welcher persönlich die Besteuerung der amerikanischen Kolonien durch das englische Parlament verlangte, 2) das ganze Ministerium Grenville, welches die Stempel-Akte durchsetzte, 3) der von seiner Nation so hoch gefeierte Lord Chatham, welcher mit seinem letzten Athemzuge noch die Freilassung der Vereinigten Staaten bekämpfte, 4) das Ministerium Grafton, welches von 1766—1770, 5) das Ministerium des Lord North, welches von 1770—1782 am Ruder war, 6) alle Statthalter, Admirale und Generale, welche sich zur Unterdrückung der Kolonien und zur Unterwerfung der Staaten, nachdem sie ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, gebrauchen ließen, endlich 7) die gesammte englische Nation, welcher die Verfassung Antheil an der Verwaltung des Staats einräumt, und welche daher, falls sie Einsicht und Kraft besessen, den Gewaltthätigkeiten der Regierung schnell ein Ende hätte bereiten können.

Die Beweggründe, welche alle diese Schuldigen in den Kampf gegen ein für die Freiheit begeistertes Volk führten, waren die niedrigsten, welche sich denken lassen.

Es war die Herrschsucht und die Habgier, welche den König leiteten, theils dieselben Leidenschaften, theils verbrecherische Willfährigkeit und Schwäche, welche dessen Minister in den Kampf mit den Kolonien führten. Der Krieg, welchen sie, ohne dessen Folgen zu ahnen, hervorgerufen hatten, setzten sie nachher aus Hartnäckigkeit, Eigensinn und falscher Schaam fort, und vermehrten dadurch noch die Größe der auf ihnen ruhenden Schuld.

Im Schooße des englischen Volkes fanden sich wohl einige Staatsmänner, welche tiefer blickten, als die Regierung und bereit waren, den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Edmund Burke stellte am 22. März 1775 im Unterhause, der Herzog von Richmond am 7. April 1775 im Oberhause einen Antrag zum Zwecke der Wiederherstellung der Ruhe in Amerika. Der freisinnigste praktische Staatsmann Englands war damals Fox. In allen großen Fragen der Zeit kämpfte er für die Menschenrechte. Er vertheidigte mit hinreißender Beredsamkeit das Selbstbe-

*) S. oben § 11 S. 73 und unten im achten Abschnitt.

†) S. den achten Abschnitt.

steuerungsrecht der Kolonien und drang später auf den raschen Abschluß eines versöhnlichen Friedens. Seine und seiner Freunde Worte verhallten im Parlamente. Die Männer der Freiheit hatten die Regierung und deren feile oder verknöcherte Anhänger gegen sich und vermochten daher nicht durchzudringen.

Die Verblendung, in welcher die Mehrzahl der englischen Nation befangen war, thut sich am bestimmtesten durch die Rede kund, welche William Pitt, der berühmte englische Staatsmann noch kurz vor seinem Tode im Oberhause hielt. Er faßte den Kern seiner Rede in den Worten zusammen: „So lange ich Verstand und Gedächtniß habe, werde ich nicht dafür stimmen, die königlichen Sprossen des Hauses Braunschweig, die Erben der Prinzessin Sophia ihres schönsten Erbtheils zu berauben, oder den Glanz der Nation durch ein schimpfliches Aufgeben ihrer Rechte und Besitzungen zu beflecken. Soll dieses große Königreich, welches ganz und unvermindert die dänischen Räubereien, die schottischen Einfälle, die normännische Eroberung und den angedrohten Angriff der spanischen Armada überlebt hat, nun vor dem Hause Bourbon niederfallen? Soll ein Volk, welches vor siebenzehn Jahren der Schrecken der Welt war, nun sich so tief erniedrigen, seinem alten und hartnäckigen Feinde zu sagen: nimm alles, was wir haben, nur gieb uns Frieden? Es ist unmöglich! — — In Gottes Namen, wenn es durchaus nothwendig ist, sich für den Krieg oder den Frieden zu erklären, und wenn der Frieden nicht mit Ehre bewahrt werden kann, warum fängt man den Krieg nicht ohne Zaudern an? Ich gestehe, ich bin nicht gut unterrichtet von den Hülfsquellen des Königreichs, aber ich glaube, sie reichen hin, seine guten Rechte zu erhalten, obgleich ich sie nicht kenne. Uebrigens ist jeder Zustand besser, als die Verzweiflung; laßt uns wenigstens eine Anstrengung machen, und wenn wir fallen müssen, gleich Männern fallen."

Diese Rede Lord Chatham's zeugt von Entschlossenheit, aber durchaus nicht von einer gründlichen und vorurtheilsfreien Erwägung der in Rede stehenden thatsächlichen Verhältnisse, keineswegs von einer Geneigtheit, diese von einem höhern Standpunkte aus, von demjenigen unveräußerlicher Menschenrechte, der Staatsklugheit oder auch nur der den Kolonien eingeräumten verfassungsmäßigen Rechte zu prüfen.

Wenn wir von dem leeren Wortgeklingel dieser Rede absehen, so wird uns klar, daß der gefeierte Staatsmann die erste und wichtigste Frage, diejenige des Rechtes gar nicht beantwortete und in Betreff der zweiten, der Frage der Macht nicht im Stande war, eine befriedigende Antwort zu geben. Lord Chatham's persönliche Anhänglichkeit für das Haus Braunschweig-Lüneburg, seine Erinnerung an die früheren Siege der englischen Nation, seine Aufforderung den Krieg ohne Zaudern zu beginnen, und sein Vertrauen auf die Macht des englischen Reiches — sind durchaus keine eines Staatsmannes würdige Gründe für die Entscheidung der Frage: ob die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt werden solle oder nicht, sondern nur Appellationen an die niederen Leidenschaften, den Knechtssinn, die National-Eitelkeit und das Selbstgefühl der Engländer.

Wir treten der englischen Nation gewiß nicht zu nahe, wenn wir annehmen, daß die Schlußworte der berühmten Rede Pitt's, welche mit so großem Beifalle aufgenommen wurden, die Beweggründe bezeichnen, welche sie in den Kampf mit den Vereinigten Staaten führten.

Alle diese Beweggründe lassen sich auf die monarchisch-aristokratische Verfassung und die in den Zuständen der Nation vorwaltende Rechtsungleichheit zurückführen. Hätte die große Masse des Volkes einen ihrer Bedeutung entsprechenden Antheil an der Staatsgewalt gehabt, so hätten sich die Sympathien, welche im Schooße der Nation sehr mächtig für die Kolonien waren, mit mehr Nachdruck geltend gemacht, den Krieg entweder verhütet, oder doch schnell beendigt. Ein beschränkter König, ein im Verknöcherungsprozesse

begriffenes Oberhaus und ein Unterhaus, in welchem nur reiche Leute sitzen und auf dessen Wahl nur reiche Leute einen entscheidenden Einfluß ausüben können — waren sehr wenig geeignet, Fragen, welche die Urrechte der Menschheit betreffen und welche die Kolonien praktisch zur Sprache brachten, zu verstehen, geschweige denn ruhig und unparteiisch zu beantworten.

Die Haltung des englischen Volkes während der Zeit, da seine Söhne jenseits des Oceans für die heiligsten Rechte der Menschheit in die Schranken traten, verdient sehr wenig Lob. Ein Wilkes hatte vermocht, mehrere Jahre hindurch ganz England durch Zeitungsartikel in Flammen zu setzen. Im Jahre 1780 erregte eine Bill, durch welche einige veraltete Strafgesetze gegen die Katholiken abgeschafft worden waren, ernstliche Unruhen in London, welchen nur durch kräftiges Einschreiten der Truppen ein Ziel gesetzt werden konnte. Im Augenblicke, da in Amerika die höchsten Grundsätze religiöser und politischer Freiheit praktisch ausgeführt wurden, stritt man sich in England um die Frage, ob die Katholiken, welche aufgehört hatten, dem Staate irgend eine Gefahr zu bereiten, unter dem Drucke von Gesetzen gehalten werden sollten, welche sich nur durch die besonderen Verhältnisse einer überwundenen Vergangenheit entschuldigen ließen; und die Massen des Volkes standen nicht auf Seiten der Freiheit, sondern einer veralteten Tyrannei und Unduldsamkeit.

Die Scenen, welche der Londoner Pöbel unter Anführung des Sir George Gordon im Jahre 1780 in den Straßen der Hauptstadt aufführte, gereichen demselben um so mehr zur Schande, als damals Gründe genug vorlagen, statt „kein Papstthum" etwas anderes, z. B. „keinen Bruderkrieg" zu rufen.

Seit dem Pariser Frieden des Jahres 1763 hatte die englische Regierung und das Volk sehr wenig politischen Verstand kund gethan. Beide Theile wurden durch furchtbare Niederlagen und fast unerschwingliche Opfer zur Erkenntniß gebracht, daß eine Aenderung unvermeidlich sei. Im März 1782 fiel endlich das Ministerium North. Der Frieden von Versailles wurde geschlossen (1783). Zwei Jahre vergingen aber, bevor sich unter dem jüngern Pitt ein neues Ministerium bildete, welches durch Auflösung des Parlaments und Anordnung neuer Wahlen eine feste Majorität gewann. Ihm stand Fox als Führer der Opposition gegenüber. Bis zu jener Zeit stand Georg III. immer noch an der Spitze der englischen Regierung, obgleich er wiederholte Beweise von Geisteskrankheit gegeben hatte. Gegen Ende des Jahres 1788 that sich diese aber in so unverkennbarer Weise kund, daß die Minister die Regentschaftsfrage an das Parlament brachten. Bevor sich dasselbe aber über die einschlägigen Rechtsfragen einigen konnte, erholte sich Georg III wieder ein wenig. Pitt wollte lieber unter des kranken Königs Namen die Verwaltung fortführen, als den dornenreichen Streit mit dem Prinzen von Wales und dessen Anhängern zu einer Entscheidung bringen. Erst im Laufe des folgenden Zeitabschnitts gingen daher die Zügel der Regierung aus den Händen des geisteskranken Vaters in diejenigen seines lasterhaften und ausschweifenden Sohnes über.

Die Zeit war vorbei gegangen, da die Entwickelung der unermeßlichen Kräfte der englischen Nation durch die Persönlichkeit ihres Königs wesentlich gehemmt oder gefördert werden konnte. Die Staatsmaschine ging, auch wenn die Hand, welche sie aufwinden sollte, noch so ungeschickt war. Im Westen verlor England blühende Kolonien, im Osten erwarb es andere, reichere und dichter bevölkerte, welche sich gefügiger seine Herrschaft gefallen ließen*).

*) S. unten im siebenten Abschnitt den Paragraphen „Indien."

§ 26. Hof, Staat und Kirche*).

So lange Hof und Kirche im Staate eine so bedeutende Rolle spielen, als bisher, ist ein großartiger Aufschwung der Menschheit unmöglich. Jeder Fortschritt auf dem Gebiete menschlicher Entwickelung war bezeichnet durch die Schwächung höfischer und kirchlicher Einflüsse. Die Republik kannte keinen Hof. Cromwel, so mächtig er auch war, umgab sich nicht mit jener Sippschaft von Schmarotzern, welche nur durch die Leidenschaften und Launen der Könige Ansehen und Bedeutung gewinnen.

Unter Karl II. nahmen Hof und Kirche die Stellen im Staate wieder ein, aus welchen sie durch die Revolution der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts verdrängt worden waren. Allein da Karl II. insgeheim römisch-katholisch, die vom Staate anerkannte Kirche dagegen anglikanisch-protestantisch war, so konnte sich nie ein vollkommenes Einverständniß zwischen Höflingen, Staatsmännern und Pfaffen bilden. Die Höflinge und bevorzugten Maitressen waren römisch-katholisch, die meisten Staatsmänner hatten keine Religion, die einflußreichen Pfaffen waren anglikanisch-protestantisch. Daher die Unruhe, der Streit und der Kampf, welche kein Ende nahmen. Jakob II., welcher mit aller Gewalt England römisch-katholisch machen wollte, hatte eine protestantische Maitresse, welche sich aber mit den am Hofe commandirenden Pfaffen bald verständigte, unangefochten Maitresse blieb und dafür die Pfaffen unangefochten ließ.

Unter Wilhelm III. und Anna dauerten zwar die Zänkereien und Händel zwischen Whigs und Tories fort, allein der Streit hörte auf, jenen ernsten Charakter zu haben, wie unter Karl II. und Jakob II. Es galt nur der Vertheilung der Beute, über welche Hof, Staat und Kirche zu verfügen hatten, und nicht dem Umsturze dieser drei Anstalten, welchen so reiche Mittel der Versorgung für Kinder, Vettern, Basen und Anhänger der Herrscher zu Gebote standen.

Unter dem Hause Hannover trat endlich jener behagliche Zustand des Friedens ein, in welchem Hof, Staat und Kirche von denselben Interessen geleitet, und die Prinzipien immer mehr in den Hintergrund geschoben wurden. König, Maitressen, Minister, Bischöfe zogen aus dem Volke soviel sie irgend vermochten, kauften die Parlamente und vertheilten unter ihren Familien und Freunden alle zu ihrer Verfügung stehenden Aemter und Gelder.

Während der größeren Hälfte dieses Zeitabschnitts, unter den beiden letzten Stuarten und den beiden ersten Georgen spielten die Maitressen eine nicht minder bedeutende Rolle an dem englischen, als an irgend einem andern Hofe Europa's. Allein zwischen Hof und Staat war in England ein weit größerer Unterschied, als in allen übrigen Reichen der Erde. Die Maitressen konnten von den Königen Millionen erpressen, auch Staatsämter verkaufen, allein die Bildung der Ministerien hing, wenn nicht von dem Willen des Volkes, so doch von dem Talente ab, das Parlament zu führen. Kein Ministerium konnte sich behaupten, welches nicht die Stimmenmehrheit im Unterhause für sich hatte. Die Maitressen spielten daher in England niemals die ersten Rollen, wie in Frankreich, sondern nur die zweiten oder dritten, je nach den Umständen und ihren Fähigkeiten.

Eines Tages trafen in dem Vorzimmer Georg's I. die Herzogin von Portsmouth, Lady Dorchester und Lady Orkney, die bevorzugten Maitressen Karl's II., Jakob's II. und Wilhelm's III. zusammen. Lady Dorchester, die derbste von ihnen konnte sich des Ausrufs nicht enthalten: „Guter Gott, wer hätte gedacht, daß wir drei H . . . n einander hier treffen sollten!"

*) Geschichte der deutschen Höfe von Vehse. Bd. 18.

Die Maitressen Georg's I. thaten sich weder durch ihre Schönheit, noch ihre Jugend hervor. Der König hatte sie aus Hannover mitgebracht und behielt sie aus alter Gewohnheit bei. Die Kielmannsegge wurde wegen ihrer plumpen Beleibtheit der Elephant, die Schulenburg wegen ihrer mageren Höhe die Kletterstange genannt. Alt und häßlich, wie sie waren, machten sie sich doch geltend und erregten den gerechten Zorn aller unverdorbenen Menschen. „Wir werden durch Trullen ruinirt und was noch das Schlimmste ist, durch alte, häßliche Trullen." Diese Worte wurden in London öffentlich gedruckt. Dem Drucker wurden zwar zur Strafe beide Ohren abgeschnitten. Doch ließ sich das Volk dadurch nicht einschüchtern, in diesem Tone die Maitressenwirthschaft anzugreifen.

Der König und seine alten Trullen verstanden sich gegenseitig sehr wohl, nicht so er und seine Minister. Sir Robert Walpole sprach weder französisch, noch deutsch, Georg I. nicht englisch. Beide wärmten ihr Latein auf und „regierten," wie Walpole sich ausdrückte, „zusammen England mit Küchenlatein." Georg I. fühlte sich inmitten seiner deutschen Maitressen und Höflinge ganz behaglich, die englischen Minister, Parlamente und das ganze Volk waren ihm aber sehr unbequem. Er betrachtete England, wenn nicht als ein erobertes, so doch als ein in der Lotterie gewonnenes Land, aus welchem man so viel Vortheil als möglich ziehen müsse, bevor es wieder verloren ginge. Er gestattete daher allen seinen deutschen Höflingen, zu stehlen und zu betrügen und lachte, als Walpole einem dieser Gauner in seiner Gegenwart auf lateinisch zurief: „Du lügst auf das unverschämteste." Walpole beklagte sich vergeblich bei Georg über den schamlosen Handel, den die Deutschen mit Aemtern und Pfründen trieben. Der König erwiederte ihm: „ich hoffe, Ihr werdet Euch für Eure Empfehlungen gleichfalls bezahlen lassen!" Ein ehrlicher deutscher Haushofmeister konnte die betrügerische Wirthschaft nicht länger mit ansehen und verlangte seinen Abschied. Auf die Frage des Königs nach dem Grunde seines Entschlusses, antwortete der redliche Mann: „Sir, man stiehlt hier zu sehr! In Hannover waren wir so sparsam!" — „Bah, bah!" entgegnete der König, „es ist englisches Geld, jetzt sind wir reich, jetzt können wir aufgehen lassen. Stiehl wie die Anderen!"

Allerdings trieben die Deutschen nur im kleinen Maßstab die Geschäfte, welche die englischen Machthaber: Minister, Parlamentsglieder u. s. w. im großen machten. An die Bestechungen und Betrügereien englischer Staatsmänner war das Volk gewöhnt. Daß deutsche Höflinge an dem Raube Theil haben sollten, fiel unangenehm auf und verletzte das Nationalgefühl der Engländer, welches weit stärker war, als ihr Rechtsgefühl.

Georg II. war nicht besser, als sein Vater, allein er hatte eine kluge Frau, welche ihn zu behandeln verstand, und ihn in Uebereinstimmung mit dem Minister Walpole führte, indem beide den Marotten und kleinen Leidenschaften des Königs nachgaben und fröhnten. Georg I. hatte keinen Anspruch darauf gemacht, England selbst zu beherrschen. Er begnügte sich mit den Emolumenten des Thrones. Georg II. war aber eitel. Er bildete sich ein, selbst zu regieren. Am Abende vor jeder Berathung mit dem Könige, an welcher die schlaue Caroline Theil nahm, hatte Walpole eine Unterredung mit der Königin, in welcher alles abgemacht wurde. Die Berathung mit Georg II. war dann nur noch ein Scheingefecht. Der vereinten Macht des Ministers und der Ehefrau vermochte Georg II. nicht zu widerstehen. Von dem geheimen Komplotte Walpole's und Carolinen's hatte Niemand eine Ahnung. Jedermann glaubte, die Maitresse gäbe den Ton an, und machte dieser den Hof. Allein die Maitresse war selbst eine Kreatur der Königin. Erst nach seiner Thronbesteigung nahm Georg II. eine Maitresse an. Die Königin schloß mit Herrn Howard einen förmlichen Vertrag ab, demzufolge dieser seine Frau für 1200 Pfund jährlich verkaufte. Frau Howard wurde zwar zur Lady Suffolk erhoben, fand aber bald ihr Loos unerträglich und schrieb dem Könige einen Absagebrief. Die Gräfin Amalie

Sophie Walmoden, die Gattin des hannoverschen Oberhauptmanns dieses Namens, eine geborene Meisenbuch trat an deren Stelle (1735). Die Königin schlug selbst ihrem Gemahle vor, die Maitresse nach London kommen zu lassen, sie starb aber, bevor dieses geschehen war. Die Worte, welche sie mit ihrem Gemahle kurz vor ihrem Tode wechselte, sind charakteristisch für das gegenseitige Verhältniß der Eheleute. Die Königin drang in ihren Gatten, sich nach ihrem Tode wieder zu verheirathen. Schluchzend antwortete Georg II.: "non, j'aurai des Maitresses," (nein, ich werde Maitressen haben). Mit Mühe entgegnete die sterbende Königin: Ah! mon Dieu, cela n'empêche pas." (Ach! mein Gott, das steht nicht im Wege).

Nach Carolinen's Tode 1737 kam die Gräfin Walmoden-Yarmouth nach London und blieb die Maitresse Georg's II. so lange dieser lebte. Sie machte nur kleine Geschäfte in Staatsangelegenheiten. Georg III. hatte keine Maitressen, dagegen führte er in die Kreise des Hofes eine Bigotterie ein, welche früher, namentlich unter Georg II., daselbst ungekannt gewesen war. Statt der Maitressen des Königs machten sich diejenigen der Prinzen, Minister und Pairs geltend. Noch mehr und noch vergeblicher als sein Großvater trachtete Georg III. darnach, selbst zu regieren und „die Prärogative der Krone" auszudehnen." „Die Frömmigkeit des Königs war," wie uns Walpole berichtet, „sehr zweideutig. Sie war großentheils darauf berechnet, den Einfluß der Geistlichen auszubeuten und die despotischen Absichten des Königs zu beschönigen. Heimlichkeit, Falschheit und Doppelzüngigkeit waren die Merkmale seiner Meinung.." „Es verband sich bei ihm mit dem heißen, angeborenen Verlangen nach unbegrenzter Herrschaft, Haß gegen die Freiheit seiner Unterthanen. Seine Maßregeln zielten nur darauf ab, seinen eigenen Willen geltend zu machen."

Er konnte wohl den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg herbeiführen, allein ihn nicht siegreich beendigen. Ebenso unwirksam als Georg's III. Kampf gegen die Freiheit der Nordamerikaner war sein Streben, die Prärogative der Krone in England auszudehnen. Der Adel der Geburt, im Bunde mit dem Geldadel und der hohen Geistlichkeit war stark genug, alle Uebergriffe des Königthums zurückzuschlagen, natürlich nicht zum Besten der Nation, sondern nur der bevorzugten Kasten.

Der englische Adel unterschied sich übrigens wesentlich von dem Adel des europäischen Festlandes dadurch, daß er regelmäßig im Oberhause Theil an der Gesetzgebung des Staates nahm, daß seine Vorrechte sich nur auf den ältesten Sohn vererbten, die jüngeren daher in die Reihen des Volkes eintraten und daß ohne gewisse Talente nicht leicht ein Mitglied desselben eine Rolle spielen konnte, wenigstens nicht ohne Gefahr zur Rechenschaft gezogen zu werden. In Folge seines außerordentlichen Reichthums, der großen Vorrechte und des Einflusses seines Standes entwickelten sich in seinem Schooße große Laster, allein er sank doch nicht in diejenige Erschlaffung, welcher seine Standesgenossen auf dem europäischen Festlande so oft erlagen. Eine gewisse Keckheit begleitete den englischen Edelmann auch in das Ausland und zeichnete denselben vor allen übrigen Nationen aus. Von tausend Beispielen hier nur eines! Als Sir Francis Dashwood, welcher später Lord Despenser und Kanzler der Schatzkammer wurde, in Italien reiste, verschaffte er sich am Charfreitage Eingang in die sixtinische Kapelle zu einer Zeit, da dort die Frommen Gott zu dienen glauben, wenn sie sich selbst geißeln. Sir Francis hatte eine gute Reitpeitsche unter dem Mantel mitgebracht. Sobald die Lampen ausgelöscht waren, hieb er auf die entblößten Rücken so kräftig ein, daß die andächtige Versammlung glaubte, der Teufel sei in ihre Mitte getreten. Bevor sie noch enttäuscht war, brach sich der Ungläubige Bahn zur Thür und freute sich Zeitlebens des gelungenen Schwankes. Der Adel Englands behauptete seine Bedeutung zu einer Zeit, da fast in ganz Europa seine Standesgenossen nicht vielmehr

Rechte hatten, als die Könige geneigt waren, ihnen einzuräumen. Der englische Adel war reich und besaß einen großen Einfluß im Staate. Es erforderte einiger Gewandtheit, denselben bei guter Stimmung zu erhalten. Die meisten Könige, welche den englischen Adel verletzten, mußten früher oder später bitter dafür büßen. Die beiden Revolutionen des siebenzehnten Jahrhunderts hätten dem Hause Stuart nicht so verderblich werden können, falls nicht ein ansehnlicher Theil des Adels Partei gegen Karl I. und Jakob II. ergriffen hätte.

Von allen Königsgeschlechtern Englands verstand das Haus Stuart die Kunst des Herrschens am wenigsten; nicht als ob es demselben an Talenten und Entschlossenheit gefehlt habe, Karl I. und Karl II. waren nicht arm an Fähigkeiten, Maria Stuart hatte sogar ganz ungewöhnliche Geistesgaben; allein sie ermangelten allesammt, besonders aber Karl I. und Jakob II. der Kunst, die richtige Ausgleichung zwischen ihren persönlichen Neigungen und denjenigen der Nation zu finden. In Folge dieses Mangels verlor Maria Stuart Thron und Leben, fiel Karl's I. Haupt auf dem Schaffotte und mußte Jakob II. aus dem Reiche seiner Väter fliehen.

Maria, Wilhelm's Gattin und Anna gehörten zwar auch zum Hause Stuart. Die edlere Natur der älteren Schwester, die Verbindung, in welcher beide zu Wilhelm von Oranien standen und die Religion, in welcher sie auferzogen wurden, bildeten aber die Brücken des Ueberganges von dem einen zum andern Königsgeschlechte. Maria war eine Frau von seltener Reinheit des Charakters. Sie ebnete zunächst den Pfad von der Willkürherrschaft zur verfassungsmäßigen Monarchie. Die schwache Anna konnte nicht umstoßen, was ihre Schwester in Verbindung mit Wilhelm von Oranien begründet hatte.

Mit dem Hause Hannover stieg die Mittelmäßigkeit auf den englischen Thron. Die George waren keine Tyrannen, wie Heinrich VIII., die blutige Maria, Karl I. und Jakob II. Allein es and sich unter ihnen auch nicht ein Geist, der sich mit demjenigen der Elisabeth oder Wilhelm's III. vergleichen ließe. Die Zwingherrschaft der schlimmsten englischen Despoten wirkte insofern wohlthätig auf die Nation, als sie deren schlummernden Kräfte weckte und sie zu den großartigsten Anstrengungen spornte. Die Glanzperioden der englischen Geschichte sind diejenigen Zeiten, welche unmittelbar nach den Tagen des herbsten Druckes kamen: die Herrschaft der Elisabeth, welche auf die blutige Maria, die Republik, welche auf Karl I., die Regierung Wilhelm's III., welche auf Jakob II. folgte. Die Könige aus dem Hause Hannover hemmten nicht den Entwickelungsgang der Nation, allein sie förderten ihn auch nicht. Sie zogen unermeßliche Summen aus dem Volke, gaben diesem das Beispiel schlechter Sitten, eines ganzen Lebens voll Gemeinheit der Gesinnung. Unter ihrer Herrschaft nahm zwar der Wohlstand des Volkes zu, allein auch das Mißverhältniß zwischen dem Reichthum des einen und der Armuth des andern Theiles der Gesellschaft. Keine großen Geister erhoben sich aus dem Schooße der Nation, wenn auch schlaue Minister das Reich beherrschten, gierige Adelige ihre Güter, reiche Kaufleute und Fabrikanten ihre Schätze mehrten.

Die Geschichte Englands unter dem Hause Hannover ist die langweiligste, die sich denken läßt, weil nicht die Masse der hervorgebrachten Kaufmannswaaren, sondern die Mannigfaltigkeit der hochbegabten Menschen, nicht der Austausch von Fabrikaten und Naturprodukten, sondern das Ringen nach den höheren Gütern der Menschheit: nach Freiheit, Recht und Wahrheit der Geschichte Werth und Bedeutung verleiht.

Auf diesem Felde hat England unter dem Hause Hannover sehr wenig geleistet.

Die einzigen Abwechslungen in der großen Leere der englischen Geschichte unter dem Hause Hannover bieten die Fehden desselben gegen die Freiheit in der neuen

Welt gegen die Amerikaner in deren Unabhängigkeitskriege, in der alten gegen die Franzosen in deren Revolutionskämpfen.

Staat und Kirche in innigem Bunde entwickelten sich zu einer Macht, welche den begünstigten Mitgliedern Gelegenheit zur Sammlung unermeßlicher Reichthümer bot, allein die große Masse des Volkes von den Vortheilen beider Anstalten mehr und mehr ausschloß. Wie einst Karthago, nachdem es aufgehört hatte, ein vorzugsweise Ackerbautreibender Staat zu sein und auf den Handel und die Kolonien seine Macht gründete, und als seine Kriegsheere aus Söldnern oft fremden Ursprungs bestanden, noch immer seine Besitzungen ausdehnte, so wurde auch England seit den Zeiten des Hauses Hannover scheinbar immer mächtiger. Allein es ging der unter der brittischen Krone vereinigten Ländermasse der belebende Hauch der Freiheit, die frische Kraft der Begeisterung mehr und mehr verloren. Der Schwerpunkt des Reiches wurde immer schwächer, je mehr sich dieses ausdehnte, und die Schätze, welche die Engländer aus allen Theilen der Welt zusammenbrachten, wuchsen immer schneller, als die Fähigkeit, sie zum Besten der Nation oder der Menschheit zu verwenden.

Wenn wir diese Mängel der englischen Zustände rügen, so wollen wir Albion dadurch nicht unter andere Reiche herabsetzen. Britannien war der erste große europäische Staat, welcher eine politische Revolution machte. Es war vielleicht natürlich, daß die Früchte, welche es zog, schon aus diesem Grunde verhältnißmäßig dürftig waren. Wir hoffen, daß wenn Frankreich, Deutschland und Italien ihre Revolutionen durchgeführt haben, ihre Zustände eine festere Grundlage der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit besitzen werden, als sie sich in England nach dessen Freiheitskämpfen des siebenzehnten Jahrhunderts feststellte.

Diese Auffassung der englischen Geschichte stimmt mit derjenigen der Lobredner der constitutionellen Monarchie nicht überein. Sie wird aber immer allgemeiner werden, je mehr sich die republikanische Anschauung Bahn bricht, je mehr sich die Staatsmänner und Geschichtschreiber daran gewöhnen, nicht bloß die großen Staatsaktionen: Kriege und Friedensschlüsse, nicht bloß die stolzen Machthaber: Könige, Minister und Generale, sondern auch die niederen Volksklassen, den arbeitenden Theil der Nation, deren Mühen und Ansprüche in das Bereich ihrer Forschungen zu ziehen.

Ungeachtet der beiden Revolutionen des siebenzehnten Jahrhunderts blieben alle politischen Rechte und die ganze kirchliche Regierung des Landes einer geringen Minderzahl der Nation vorbehalten. Nicht bloß die hohen Staats- und Kirchen-Aemter, sondern auch die Schulen der Vorbereitung auf dieselben waren den bevorzugten Geschlechtern allein zugänglich.

Die Parlamente, die Habeas-Corpus-Akte von 1679 und die Preßfreiheit, welche das Volk im Laufe dieses Zeitabschnittes errang (1693), sind allerdings unschätzbare Güter. Allein sie umfassen doch nur einen kleinen Theil des menschlichen Strebens. Armuth, Jammer und Elend, Zurücksetzung, Unterdrückung und Unrecht werden durch jene Errungenschaften nicht ausgeschlossen.

Nach den Stürmen des siebenzehnten Jahrhunderts hatten England, Schottland und Irland, wenn wir die in kriegerischer Beziehung sehr unbedeutenden Bewegungen der Jahre 1715 und 1745 ausnehmen, von Krieges Noth auf eigenem Boden nicht zu leiden. Kein Land der Erde bietet uns daher ein so ungetrübtes Bild friedlicher Entwickelung, als England seit der Vertreibung des Hauses Stuart im Jahre 1688.

Die Vermehrung des Reichthums, wie sie in England seit dieser Zeit stattfand, ist eine Erscheinung, welche nur von derjenigen der nordamerikanischen Freistaaten übertroffen wird. Die vereinigten Niederlande hatten zwar vielleicht einen im Verhältniß zu ihrer

Volkszahl und ihrer Bodenfläche größern Aufschwung genommen. Allein die furchtbaren Kriege, welche sie zu führen hatten, um ihre Selbstständigkeit zuerst zu erringen, und später zu behaupten, nahmen zu große Kräfte in Anspruch, als daß sie uns den Frieden in seiner segensreichen Wirkung klar vor Augen treten lassen könnten.

England war durch seine geographische Lage geschützt gegen Angriffe von Außen. Der Krieg erreichte seine Küsten nicht, wenn er auch auf der See oder in den benachbarten Staaten wüthete. Zu bedauern ist, daß der großen Masse des Volkes der Antheil an der Staatsverwaltung sehr spärlich zugemessen blieb, daß die Schätze, welche durch Arbeit erzeugt wurden, nur in sehr geringem Maße denjenigen zu Theil wurden, denen sie gebührten, d. h. den Arbeitern, vielmehr theils den Erben der Eroberer Englands, welche 1066 den größern Theil des Grundbesitzes an sich gerissen hatten, theils den großen Kapitalisten zufiel, welche mit ihrem Gelde Wucher trieben, und den fleißigen Händen, mit deren Hülfe sie Millionen erwarben, nur einen kümmerlichen Lohn entrichteten.

Die Gleichheit der Vertheilung der Lebenssäfte bildet eine der wichtigsten Bedingungen der Gesundheit eines Körpers. Sie fehlt dem englischen Staate. Früher oder später wird er die Folgen davon bitter empfinden.

Ganz ähnliche Erscheinungen, wie im englischen Staatsleben entwickelten sich mehr und mehr in der englischen Kirche. In politischer Beziehung drängten die reichen Leute die armen zum Staate, in religiöser die Bischöflichen die Nicht-Conformisten zur Kirche hinaus. In Kirche und Staat bildeten die Ausgeschlossenen die Mehrzahl.

Da die höchsten Kirchenämter alle vom Könige vergeben wurden, war die Verbindung zwischen Kirche, Ho und Staat in England sehr innig. Niemand konnte hoffen, Bischof zu werden, der sich nicht dem Könige, den Ministern oder den Maitressen angenehm zu machen verstand. Wie fein die Schnur gewoben war, durch welche diese drei Anstalten zusammen hingen, macht uns z. B. die Gräfin Yarmouth-Walmoden anschaulich. Sie saß bei einem großen Mittagessen nicht weit von einem reichen Geistlichen, welcher ihr den Wunsch ausdrückte, einen Bischofssitz, der gerade erledigt war, zu erlangen. Die Maitresse schlug eine Wette von 5000 Pfund vor. Der Pfaffe nahm diese an, erhielt die Pfründe, die Gräfin gewann 5000 Pfund Sterling.

Als einst der Minister Pitt, der ältere, die Stimmen der Bischöfe brauchte, und deren nicht gewiß war, bewog er den Erzbischof von Canterbury sich krank zu stellen. Die List gelang. Die Bischöfe, welche sich alle nach dem Erzbisthume sehnten, stimmten, wie der Minister wollte, in der Hoffnung, sich ihm angenehm zu machen. Sie wurden aber sehr ärgerlich, als der Erzbischof seinen Palast wieder verließ. Die würdigen Nachfolger Christi!

Nichts giebt einen richtigern Begriff von dem Verhältniß zwischen Hof, Staat und Kirche, wie es zur Zeit Georg's II. bestand, als die Scenen, welche am Todtenbette der Königin Karoline stattfanden. Einige Heuchler oder Pfaffenknechte, welche sich wichtig machen wollten, drangen im Vorzimmer darauf, daß ein Geistlicher herbeigerufen werden sollte. Die Prinzessin Emilie, welche die Gesinnungen ihres Vaters und ihrer Mutter kannte, ging auf den Vorschlag nicht ein. Sir Robert Walpole bemerkte aber ganz laut: „Ich bitte, Madam, lassen Sie die Farce spielen: der Erzbischof wird sie sehr gut ausführen. Sie können ihn bitten, er solle sich so kurz fassen, als Sie wollen. Es wird der Königin keinen Schaden thun, so wenig als ihr nützen; und es wird alle die weisen und guten Thoren zufrieden stellen, die uns alle Atheisten nennen werden, wenn wir uns nicht einbilden, auch so große Thoren zu sein, als sie sind." Der Erzbischof Potter wurde gerufen. Der König, welcher kein Wort von der Bibel glaubte, entfernte sich. Die Königin war aufrichtig genug, das Abendmahl, das der Pfaffe ihr anbot, auszuschlagen. Der Prälat zog

sich bald wieder zurück. Als die neugierigen Höflinge ihn im Vorzimmer mit der Frage bestürmten: „hat's die Königin empfangen?" antwortete der schlaue Geistliche: „Ihre Majestät waren in einer himmlischen Verfassung."

So wenig Mühe gaben sich damals König, Königin und Minister ihre wirklichen Gesinnungen zu verstecken, und so geringen Anstoß nahm die Geistlichkeit an denselben. Unter Georg III. änderte sich dieses sehr. Kein verständiger wird denken, daß der englische Hof später religiöser wurde. Allein er wurde heuchlerischer. Die gottesdienstlichen Handlungen, welche die Minister mit Walpole für Farcen hielten, übten sie später mit Salbung, d. h. sie spielten nicht bloß im Staate und am Hofe, sondern auch in der Kirche falsch. Sie schlossen sich dem wohlbekannten Grundsatze der römischen Geistlichen an: vulgus vult decipi, ergo decipiatur (das Volk will betrogen sein, so werde es denn betrogen)! Minister und Bischöfe standen sich dabei ganz gut. Sie bezogen ihre Tausende und lachten heimlich über die Dummheit des Volkes, welche sie selbst nährten und förderten. Die Quelle, aus welcher König, Minister und Bischöfe einen großen Theil ihrer Macht und ihrer Einkünfte schöpften, d. h. den blinden Glauben der Massen, nannte man Christenthum bis auf den heutigen Tag!

Die englische Geistlichkeit predigte weniger, als irgend eine andere der Welt das Evangelium den Armen. Die Bischöfe nahmen Platz im Oberhause und mischten sich in alle politischen Streitfragen des Tages. Sie und ein kleiner Theil der übrigen Häupter der Kirche rissen unermeßliche Reichthümer an sich, überließen dem arbeitenden Theile ihres Standes nur einen sehr spärlichen Theil davon und wichen in allen Beziehungen mehr und mehr von dem Beispiele ab, welches der Meister, den sie stets im Munde führten, ihnen gab.

Wenn wir in der Geschichte Rom's lesen, daß die Augurn, die Pontifices, die Haruspices und andere Priester großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte besaßen so kann uns dieses nicht wundern, denn ihre Götter, obgleich sie im Olympe wohnten, nahmen sehr ernstlichen Theil an den menschlichen Bestrebungen. Aber der Gott der Christen hat ausdrücklich erklärt: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Das Reich der englischen Geistlichkeit wurde aber unter dem Hause Hannover immer irdischer und weniger himmlisch.

Je inniger die Verbindung zwischen Kirche und Staat in England wurde, desto mehr verrotteten alle von denselben abhängigen Zustände und Verhältnisse. Wir werden davon im nächsten Abschnitte ein mehreres mitzutheilen haben.

§ 27. Das Volksleben.

Welchen Gewinn hat das Volk aus den beiden englischen Revolutionen gezogen? Wie haben sich seine Verhältnisse in Folge derselben gestaltet? Ist die große Masse der Nation freier von Abgaben und drückenden Verhältnissen, wohlhabender, glücklicher und gebildeter geworden?

Die Pairs, die Unterhausmitglieder, die Minister und Beamten, die Bischöfe und Inhaber reicher Pfründen zogen unstreitig großen Gewinn aus der Vertreibung der Stuarts. Ihre Einnahmen, sowohl die rechtmäßigen als die unrechtmäßigen, sowohl die frei gewährten, als die erschlichenen mehrten sich ansehnlich. Auch die Zahl der Beamten vergrößerte sich. Allein ich gestehe, daß ich mehr Gefühl für die wirklichen Leiden der arbeitenden Klassen, als für die eingebildeten der bevorzugten Stände hege. Ich halte die Freiheit und den Wohlstand des Volkes für unvereinbarlich mit den großen Einkünften der Geistlichen und Beamten und den unermeßlichen Landgütern erblicher Grundbesitzer und Pfründner.

Im allgemeinen verbesserten sich die Zustände auch der unteren Klassen. Ihre Nahrung, Kleidung und Wohnung wurde der Gesundheit zuträglicher. Die ansehnliche Zunahme der Bevölkerung ist dafür ein sprechender Beweis. Allein die Fortschritte, welche der Wohlstand der arbeitenden Klassen machte, hielt nicht gleichen Schritt mit denjenigen der bevorzugten Stände. Wo die Einen sich um zehn oder zwanzig Procente verbesserten, vermehrten sich die Einnahmen und das Vermögen der Anderen um einhundert oder zweihundert Procente. Der Kontrast zwischen den Vermögensverhältnissen der Armen und der Reichen wurde größer, als er früher gewesen war, und folglich gestalteten sich alle von Hab' und Gut abhängigen Zustände in entsprechender Weise. Auch die Bildung, das Recht und die Behauptung der Freiheit sind mehr oder weniger durch Geldmittel bedingt. Bis auf die Zeiten der ersten Stuarte freuten sich die Engländer in heiterer Laune ihres Lebens. Das alte lustige England (merry old England) wurde aber sehr ernst, als der Freiheitskampf unter Karl I. begann, und sehr mürrisch, als die fanatischen Puritaner den Ton angaben. Die beliebtesten Volksvergnügungen: Pferderennen, Hahnenkämpfe und Bärenhetzen galten in den Augen der frömmelnden Fanatiker nicht für unmenschlich, was sie in der That waren, sondern für ungöttlich, und wurden daher auf's strengste verboten. Wie wenig Menschlichkeit bei dem Hasse der Puritaner gegen die Volksvergnügungen im Spiele war, erhellt aus der Grausamkeit, mit welcher alle Freunde derselben verfolgt wurden, und aus der Art, wie denselben ein Ende bereitet wurde. Um die Bärenhetzen unmöglich zu machen, ließ z. B. der Oberst Hewson alle Bären in London tödten. Die Schauspielhäuser wurden geschlossen, und die Schauspieler an den Pranger gestellt.

Den Fanatikern, welche bereit waren, mit dem „Schwerte Gideon's" alle ihre Gegner als Amalekiter nieder zu machen, standen gegenüber die Frömmler der Geduld, die Quäker, welche lehrten, man solle den Feinden keinen thätlichen Widerstand entgegen setzen, sondern sich ruhig von denselben abschlachten lassen. In ihrem Hasse gegen allen Schmuck des Lebens: in Kirche, Staat und Gesellschaft, traten beide Arten von Puritanern zusammen. Das ganze Leben: Kleidung und Wohnung, Wort und That nahm einen finstern und höchst unschönen Charakter an. Künste und Wissenschaften konnten unter der Herrschaft von Frömmlern nicht gedeihen.

Als später die Cavaliere den Ton angaben, schlug das Leben der Engländer in das entgegengesetzte Extrem um. Die Herren vom Hofe überließen sich schrankenlos den wildesten Ausschweifungen und behandelten alle nüchternen und verständigen Menschen nicht minder roh, als die Heuchler, welche unter dem Deckmantel der Frömmigkeit mit bittersauerer Miene, die gehässigsten Laster getrieben hatten.

Inmitten aller Bürgerkriege des siebenzehnten Jahrhunderts, trotz der großen Feuersbrunst und der Pest, welche in London wütheten, ungeachtet aller Fehler der Regierung und aller Laster des Hofes nahm der Wohlstand Englands unausgesetzt zu. In den Tagen Jakob's II. betrug die Bevölkerung England's schwerlich weniger als fünf, oder mehr als 5½ Millionen. Sie mehrte sich seit dieser Zeit unausgesetzt rascher, als jemals früher. In gleichem Maße vergrößerte sich die Fläche des angebauten Landes, der Handel, die Fabriken, die Einnahmen und die Ausgaben des Staates.

Noch augenfälliger, als auf dem Lande, waren die Fortschritte in den Städten. Zur Zeit Karl's I. zählte außer London keine Stadt in England dreißig tausend Einwohner. Bristol und Norwich waren damals nach London die größten Städte. Bristol hatte aber nur 29,000, Norwich nicht ganz so viele Einwohner. Exeter, die Hauptstadt des Westens, die viertgrößte Stadt des Landes hatte nur zehntausend Bewohner. Manchester, Leeds, Sheffield, Birmingham und Liverpool waren kleine Städtchen von vier bis siebentausend

Seelen. Manchester konnte sich nur einer einzigen Kutsche rühmen. Es hatte keine Druckerpresse. Das Bedürfniß an Büchern der Stadt Birmingham wurde befriedigt durch Michael Johnson, den Vater des Schriftstellers Samuel Johnson, welcher an Markttagen von Lichfield kam und auf einige Stunden dort eine Bude eröffnete. London zählte um das Jahr 1685 wohl eine halbe Million Einwohner. Es war damals schon die bevölkertste Stadt Europa's.

Der modische Theil der Stadt, in welchem der reiche Adel seine Paläste hatte, war im Süden und Westen von Lincoln's Inn-Fields, auf der Piazza von Coventgarden, Southampton Square (jetzt Bloomsbury Square) und Kings Square in Soho Fields (nun Soho Square). Der belebteste Theil der heutigen Regentstreet war eine Einöde. Auf beiden Seiten der Oxfordstraße standen Hecken, welche Gemüsegärten, Kornfelder und Wiesen umschlossen. Erst gegen Ende der Regierung Karl's II. fing man an, die Stadt mit Oel-Lampen zu erleuchten. Zur Zeit der Republik wurde das erste Kaffeehaus in London errichtet. Schnell mehrte sich die Zahl und Bedeutung dieser Orte geselligen Vergnügens. Sie wurden die Sammelplätze aller Leute, welche Neuigkeiten hören oder verbreiten wollten.

Zur Zeit Karl's II. betrug der Arbeitslohn auf dem Lande nicht mehr, als vier Schillinge die Woche. In Städten galt ein Shilling des Tages schon für einen guten Verdienst. Das Leben war nicht wohlfeiler, als in unseren Tagen. Der Arbeiter mußte vieles entbehren, was er sich jetzt nicht versagt.

Während des ganzen siebenzehnten Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des achtzehnten hinein herrschte eine große Verwirrung in der Zeitrechnung, weil die protestantischen Engländer den Gregorianischen Kalender nicht annehmen wollten. Erst im Jahre 1752 wurde derselben ein Ende gemacht, indem das Parlament beschloß, das Jahr ins künftige statt mit dem 25. März, mit dem 4. Januar zu beginnen, und den Tag nach dem 2. September 1752 den 14. des Monats zu nennen.

Unter den Königen des Hauses Hannover veränderten sich die Zustände und der Charakter des englischen Volkes zusehends. Ein guter Theil früherer Roheit verschwand allmälig, allein eben soviel von der ungestümen Kraft, dem Freiheits- und Rechtsgefühle des Volkes.

Die nationalen Vorurtheile wurden unangenehm berührt durch den Gedanken, daß Georg I. und Georg II. nicht bloß nach ihrer Abkunft, sondern auch nach ihrer Lebens- und Anschauungsweise, ihren Lieblingsvergnügungen und Gewohnheiten keine Engländer waren. Die niederen Klassen der Gesellschaft überzeugten sich bald, daß ihnen nur sehr wenig von den Früchten der Kämpfe, an welchen sie einen so lebhaften Theil genommen hatten, zugekommen sei. Die höheren Stände, insofern sie sich in den Strudel des politischen Lebens warfen, stritten sich fast nur um die Beute, welche die immer ansehnlicher werdenden Staatsämter abwarfen. Die Fabrikanten und Handelsleute erfreuten sich jener Ruhe und Sicherheit, welche für den Gelderwerb so sehr zuträglich ist. Die ärmeren Klassen mußten angestrengt arbeiten, und hatten keinen Theil an Staat und Kirche, außer dem sehr wenig angenehmen, zu den Abgaben, welche diese erhoben, beitragen zu müssen. Die auf ihnen ruhende Arbeitslast minderte sich nicht. Sie blieben von Grundeigenthum, politischen Rechten und den meisten Genüssen des civilisirten Lebens ausgeschlossen.

In England und Irland lebten die bischöflichen, in Schottland die presbyterianischen Pfaffen auf Kosten des Volkes. Die einen und die anderen trachteten nur darnach, ihre Einkünfte und ihre Macht zu vergrößern, und wenn sie sich um etwas anderes, als Glaubenssätze und kirchliche Ceremonien bekümmerten, so geschah es größtentheils im Kampfe

mit der natürlichen Entwickelung, dem Freiheitsstreben und dem Fortschrittsgeiste des Volkes.

Mit dem Glauben an Hexen und selbst der Verbrennung derselben vertrug sich ganz gut dasjenige Christenthum, welches die anglikanischen und presbyterianischen Geistlichen lehrten, dagegen aber durchaus nicht mit den Schriften der größten Geister Britanniens, welche von den Pfaffen auf's bitterste angefeindet wurden*).

Die englische Nation überwand weder die Ausschweifungen der Cavaliere, noch die Frömmelei der Rundköpfe. Wie im Staate beide ein Compromiß schlossen, welches in der durch Parlamente beschränkten Monarchie ihren Ausdruck fand, so theilten sich auch beide in den Charakter der Nation, welcher dadurch eine Beimischung von puritanischer Frömmelei und cavaliermäßigem Uebermuthe erhielt.

Der fortschreitende Geist der Zeit: der rührige Handel, die Gewerbsthätigkeit, die großartige Entwickelung der Schifffahrt, der Wissenschaften, Künste und Literatur hoben die Nation, während Pfaffenthum und Adel einen schweren Druck auf sie übten.

Sechs Tage in der Woche hatte der englische Arbeiter sich anzustrengen, um die schweren Abgaben, welche auf ihm lasteten, und seine persönlichen Bedürfnisse befriedigen zu können. Am siebenten sollte er sich nicht mehr, wie in den Zeiten des lustigen alten Englands seines Lebens freuen, sondern den Pfaffen dienen. Die reichen Leute, welche im Laufe der Woche wenig oder nicht arbeiteten, konnten sich den sabbathlichen Frohndienst gefallen lassen, sie hatten Geld und Zeit, sich auch an den Werktagen zu vergnügen. Auf dem Arbeiterstande lastete dagegen der jüdische Sabbath, welchen die englischen Pfaffen an die Stelle des christlichen Sonntags setzten, so schwer, daß er eine der Hauptursachen wurde, welche das lustige England in ein langweiliges verwandelten.

Mit gleich guten Gründen, als den jüdischen Sabbath hätten die englischen Pfaffen dem Volke auch die jüdische Beschneidung, das jüdische Enthalten vom Schweinefleische und das ganze jüdische Ceremonialgesetz aufzwingen können, vielleicht wäre aber dann das Maß englischer Volksgeduld übergelaufen. Darauf wollten es die Pfaffen nicht ankommen lassen. Sie begnügten sich mit dem jüdischen Sabbath, jüdischen Zehnten und einem Theile des altjüdischen Levitenthums, in Erwartung gläubigerer Zeiten, welche ihnen erlauben möchten, die Schraube noch etwas weiter in der Richtung Palästina's und der vorchristlichen Zeiten drehen zu können.

Dem jüdischen Sabbath, welchen die Pfaffen in England einführten, standen würdig die sogenannten Wiederbelebungen (revivals) zur Seite, welche sie in Mode brachten. Was im Sinne der Pfaffen Wiederbelebung, war im Sinne des unbefangenen Menschen ein Absterben des Verstandes und ein Verleugnen der natürlichen Pflichten, welches gleichen Schritt hielt mit einer an Naserei grenzenden Aufregung des Aberglaubens, der Heuchelei oder religiöser Schwärmerei.

Das englische Volk verlor im Laufe dieses Zeitabschnittes seine alten rohen Belustigungen. An deren Stelle traten aber nicht neue mehr bildende, erhebende und kräftigende Vergnügungen, sondern die geisttödtendste Langeweile oder aber eine geistliche Bearbeitung, welche nicht selten verderblicher wirkte, als geistige Getränke, indem sie die unglücklichen Opfer des Pfaffenthums in einem rauschähnlichen Zustand versetzte, der sie unfähig machte, die Dinge dieser Erde in ihrem wirklichen Lichte zu erkennen. Dem Fanatiker, welcher in der Mitte zwischen Himmel und Hölle schwebt, bietet die Erde keinen festen Stützpunkt mehr. Der Pfaffe gewinnt an einem solchen Menschen wohl einen Knecht, die Erde verliert aber an ihm einen Arbeiter.

*) S. den folgenden §.

§ 28. Englische Literatur.

Die Presse eines Landes steht in der innigsten Beziehung mit dem Volksleben. Ungeachtet der despotischen Form des französischen Staats und des überwiegenden Theiles der französischen Kirche nahm doch die französische Presse im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts einen immer freieren Charakter an, weil im Schooße der Nation das Freiheitsgefühl erstarkte, an Kraft und Ausdehnung gewann. Die englische Presse verhielt sich zum englischen Volksleben gerade so wie die französische Literatur zu dem Drängen und Treiben der französischen Nation.

Das englische Volk hatte sich zwar mit großem Nachdrucke gegen den Despotismus Karl's I. erhoben; es trug aber mit Geduld das Joch, welches Königthum und Pfaffenthum, Geburts- und Geld-Adel in ihrer Vereinigung ihm auferlegten, nachdem Jakob II. vertrieben worden war. Weit entfernt, die Mängel ihrer Staatsverfassung und Kirchenform schmerzlich zu empfinden, waren die Engländer stolz auf dieselben und blickten mit großer Selbstgefälligkeit auf die anderen Völker Europa's, welche keine Parlamente, keinen mächtigen Erbadel und keine auf den Staat gepfropfte Kirche hatten.

Bevor das Haus Hannover in England heimisch wurde, finden sich in der englischen Presse, wie in dem englischen Volksleben deutliche Spuren der Unzufriedenheit mit den herrschenden Mißständen in Kirche und Staat. Je mehr sich diese beiden Anstalten unter dem Schutze der drei George befestigten, desto mehr verknöcherte sich auch Volksleben und Presse.

Der Kampf, welchen die französische Nation auf geistigem Gebiete gegen die Mängel in Kirche, Staat und Gesellschaft führte, verleiht der französischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ihren Werth und ihre Bedeutung. Alle diejenigen Schriftsteller, welche auf ähnliche Weise in England wirkten, wie z. B. Bolingbroke, Hume, Gibbon u. s. w. hatten aus französischen Quellen geschöpft, in Frankreich und im Umgange mit Franzosen sich gebildet.

Je mehr die Engländer im praktisch-politischen Leben vor der benachbarten Nation im Süden des Kanals voraus hatten, desto weiter blieben sie in den idealen Bestrebungen hinter derselben zurück. Je zufriedener sie mit sich selbst und ihren Einrichtungen, desto schwächer waren die Gedanken und die Gefühle, welche ihrer Literatur Leben gaben.

Der Fanatismus der Puritaner, welcher die Theater schloß, allen Freuden des Lebens den Krieg erklärte und an biblischen Redensarten das größte Gefallen fand, schlug den freien Gedanken in Bande, bevor er noch Ausdruck gefunden hatte. Milton*) mochte zwar sein verlorenes Paradies schreiben, allein es wurde erst bewundert, nachdem die Herrschaft der Puritaner gebrochen war, denn obgleich dasselbe vollständig auf kirchlich-christlichem Boden steht, schwang sich der Dichter auf den Fittigen seiner Phantasie zu hoch, als daß seine mit den trockensten Bibelsprüchen abgefütterten Zeitgenossen großen Geschmack an diesen Werke finden konnten.

Seine politischen Schriften regten die Leidenschaften der Royalisten zu heftig auf, als daß diese dem blinden Republikaner hätten Gerechtigkeit wiederfahren lassen können. Jahrzehnte vergingen, bevor Milton's verlorenes Paradies einige Anerkennung fand.

Die Dichter Waller†), Denham‡), Cowley§), Dryden‖), Otway¶) und Buttler**)

*) Geboren 1608, gestorben 1674. †) Er starb 1687 im Alter von 82 Jahren. ‡) Er starb 1679 im Alter von 91 Jahren. §) Er starb 1687 im Alter von 82 Jahren. ‖) Er starb 1701 im Alter von 69 Jahren. ¶) Geboren 1651, gestorben 1685. **) Geboren 1612, gestorben 1680.

konnten sich mit ihren französischen Zeitgenossen: Corneille, Racine, Moliere, Boileau, Scarron, Lesage und anderen an schöpferischer Kraft und Frische durchaus nicht messen. Dagegen standen Harvey*), der Entdecker des Blutlaufes und Isaak Newton†), der große Mathematiker und Astronom an der Spitze der wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Zeit.

Auf die gesammte Literatur Englands übte Niemand einen mächtigern Einfluß, als John Locke‡). Denn er war gewissermaßen die Personification des Compromisses, welches in England nicht bloß zwischen den Häusern Stuart, Oranien und Hannover, sondern überhaupt zwischen Despotismus und Freiheit, Aberglauben und Vernunft abgeschlossen wurde. Er gab diesem Compromisse diejenige wissenschaftliche Grundlage, deren es fähig war, und welche um so allgemeinern Beifall fand, je mehr sich die Engländer selbst von der Nothwendigkeit überzeugt hatten, der ganzen Richtung der Nation den Schein philosophischer Begründung zu geben.

Mit Wilhelm III. war England in das Stadium der Nothbehelfe getreten. Die alte Monarchie mit ihren starren Formen war gestürzt und die Republik, die einzige Verfassung, welche außer ihr auf einem klaren und bestimmten Prinzipe ruht, lag jenseits des Bereiches englischer Freiheitsliebe. In ähnlicher Weise hatte das Papstthum eine Niederlage erlitten, ohne daß darum die Vernunft an dessen Stelle auf den Thron des Glaubens gesetzt worden wäre. England war in dem Zustande, welcher mit dem Fegefeuer der Katholiken verglichen werden kann. Diesen wollte Locke philosophisch begründen.

Statt auszuführen, daß die Einsichten und Tugenden der Engländer zu schwach gewesen seien, sie einer wahrhaft freien Staats- und Kirchen-Verfassung fähig zu machen und nachzuweisen, daß troß ihrer Mängel die englischen Einrichtungen die bestmöglichen gewesen seien, suchte Locke ohne Unterschied die guten und die schlimmen Seiten der englischen Gesetze zu recht ertigen.

Die schwächste Seite der englischen Zustände bildete die Kirche. Sie hatte mehr, als die meisten übrigen calvinistischen Secten von dem katholischen Unsinn, den römischen Ceremonien und dem päpstlichen Despotismus beibehalten.

Locke behandelte sie zwar mit äußerster Schonung, und that sich dabei große Gewalt an; ohne jedoch die englischen Zionswächter zufrieden stellen zu können. Er verlangte unbedingte Religionsfreiheit, welche den englischen Bischöfen nicht zusagte. Diese wußten wohl, daß ohne die ihrer Kirche eingeräumten Vorrechte die Zahl ihrer Anhänger sich schnell vermindern würde.

Die Gründe, welche Locke für die Vernunftmäßigkeit des Christenthums beibrachte, bedürfen in unseren Tagen keiner Widerlegung mehr. Was am Christenthum gut ist, verdient Anerkennung, ob es in der Bibel eine Begründung findet, oder nicht; und was davon unhaltbar, läßt sich durch keine Bibelstellen rechtfertigen. Die künstlichen Unterscheidungen zwischen den Evangelien und apostolischen Briefen, zwischen Lehren von nur augenblicklicher oder dauernder Wahrheit sind Nothbehelfe, welche zwar im siebenzehnten Jahrhundert befriedigen konnten, nicht aber in der zweiten Hälfte des neunzehnten.

Eine leichtere Aufgabe hatte Locke auf staatlichem, als auf kirchlichem Gebiete. Troß ihrer Mängel war die englische Staatsverfassung unstreitig besser, als diejenige aller unumschränkten Monarchien. Im siebenzehnten Jahrhundert bestand noch keine Republik, welche den Menschen anschaulich gemacht hätte, daß auch eine mächtige Nation Freiheit mit Ordnung verbinden könne. Was aber die Menschen nicht sehen, nicht gewissermaßen handgreiflich vor sich haben, übt nur wenig Einfluß auf ihre philosophischen Systeme. Einer späteren Zeit blieb daher vorbehalten, die Gebrechen der englischen Verfassung an's

*) Er starb 1657 im Alter von 79 Jahren. †) Er starb 1727 im Alter von 85 Jahren.
‡) Geboren 1632, gestorben 1704.

Tageslicht zu ziehen und nur die freieren Ansichten Locke's über die ursprünglichen Rechte der Menschen und namentlich das Recht des Widerstandes gegen tyrannische Fürsten behielten dauernden Werth.

Locke hatte, abgesehen von dem milden und leutseligen Charakter seiner Werke, das große Verdienst, zu neuen Forschungen und Besprechungen in großartigem Maßstabe Anregungen gegeben zu haben. Die meisten denkenden Köpfe Englands, welche nach ihm schrieben und sprachen, schöpften aus dem reichen Schatze von Gedanken, welchen er hinterließ.

Shaftesbury*), welcher in feiner und witziger, Toland, der in derber und offener Weise, Collins, der mit der ganzen Kraft aufrichtiger Wahrheitsliebe das englische Pfaffenthum bekämpfte, brachten den Feinden rein menschlicher Entwickelung gefährlichere Wunden bei, als Tindal†), welcher in zu große Leichtfertigkeit versunken war, um Vertrauen in den Ernst und die Tiefe seiner Gesinnung erwecken zu können.

Wollaston‡), Morgan, Mandeville und andere, welche das herrschende Christenthum angriffen, wurden niemals in dem Sinne, wie Voltaire, Jean Jacques Reousseau, Montesquieu und deren Gesinnungsgenossen volksthümlich.

Während die gebildeten Franzosen über die Abgeschmacktheiten ihrer Kirche einig waren, und darüber lachten, blickten die meisten Engländer, welche sich selbst für gebildet hielten, mit großer Verachtung auf die verblendeten Papisten herab, ohne entfernt dem Gedanken Raum zu geben, daß auch sie mit der Muttermilch einen guten Theil Unsinns eingeschlürft haben könnten.

Die freiere Denkungsart, deren kräftigste Vertheidiger Franzosen und Katholiken waren, machte mannigfaltige nationale und confessionelle Vorurtheile rege.

Bolingbroke, welcher abwechselungsweise die protestantische und die katholische Larve trug, dem Hause Stuart und dessen Feinden diente, in Frankreich und in England wohnte, Pope, der sich rühmte, sein ganzes Leben lang ein guter Katholik gewesen zu sein und andere Schriftsteller ähnlicher Richtung konnten zwar einige Zweifel rege machen, den durch die Verfassung und die Gewohnheiten des Landes gesicherten Besitzstand der englischen Kirche, was Güter und Gemüther betrifft, nicht erschüttern. An Bolingbroke konnte sich die Pfaffenpartei rächen, indem sie dessen Werke als der Religion, den Sitten, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gefährlich durch die große Jury von Westminster verdammen ließ. Doch derartige Urtheile deuten mehr die Schwäche, als die Stärke der Partei, welche sie durchsetzt, an.

Allen den bisher genannten Schriftstellern kann, ungeachtet vieler augenfälliger Verkehrtheiten, an welchen sie litten, eine gewisse Kraft und Entschiedenheit in der Bekämpfung herrschender Mißstände und gewohnheitsmäßiger Irrthümer nicht abgesprochen werden. Darum wurden sie bis auf den heutigen Tag von den steifen Anhängern von Staat und Kirche in England auf's bitterste angefeindet. Auf sie folgte eine Reihe von Männern, welche,wie z. B. Addison, Steele und Andere sich nur durch glatte Formen, saft- und kraftlose Schreibereien hervorthaten, so groß ihr Leserkreis und die Zahl der von ihnen geleiteten Tageblätter und herausgegebenen Werke auch war.

Lord Chesterfield gehört wieder zu einer anderen Klasse von Schriftstellern, welche insofern von Bedeutung ist, als sie zu Tage brachte, daß mit dem blendendsten Scheine des äußern Anstandes, kirchlicher Frömmigkeit und höfischer Feinheit eine Verderbtheit des Charakters, eine Gewissenlosigkeit und eine Schamlosigkeit vereinbar ist, wie sie nur im Schooße der höheren Klassen der Gesellschaft ausgebrütet werden kann.

*) Geboren 1671, gestorben 1713. †) Geboren 1657, gestorben 1733.
‡) Geboren 1659, gestorben 1724.

Für die Entwickelung des Geschmacks und der Lebensanschauung der Engländer wurden die Romanschreiber sehr wichtig. Aus der großen Zahl derselben hebe ich hier nur Richardson, Goldsmith, Smollet, Fielding und Sterne hervor. Richardson ist etwas breit, Smollet fällt bisweilen in's gemeine, Fielding's und Goldsmith's Moral entspricht selbst den mäßigsten Ansprüchen nicht, Sterne übertreibt die Sentimentalität. Ungeachtet dieser Mängel bieten ihre Werke doch einen reichen Stoff der Unterhaltung und eine Schilderung englischer Zustände und Sitten, welche denselben länger als ein Jahrhundert hindurch zahllose Leser sicherte und erhalten wird, so lange Kirche und Staat in engem Bunde dem englischen Leben, wie bisher, seinen Charakter verleihen. Erst wenn sich die Nation aus dem Zwitterzustande zwischen Freiheit und Unfreiheit emporgerungen haben, wird die Hohlheit und Leere jener Romane klar zu Tage treten.

Auch an Geschichtschreibern war England im Laufe dieses Abschnitts nicht arm. Gibbon*) und Hume†) waren zu klug, als daß sie ihre Ansichten unverhüllt ausgesprochen hätten. Beide strebten mehr darnach, Anerkennung zu finden, als rücksichtslos für ihre Ueberzeugung in die Schranken zu treten. Die englische Lesewelt machte andere Ansprüche, als die französische. Sie verlangte vor allem andern, zarte Schonung der herrschenden Verkehrtheiten, namentlich derjenigen der Kirche, während umgekehrt die französische ungeschminkte Wahrheit und einen ernstlichen Krieg gegen kirchliche und weltliche Tyrannen zur ersten Voraussetzung ihres Beifalls machte.

Tief unter diesen beiden talentvollen Geschichtschreibern stand Robertson‡), welchem schwerlich viel mehr, als einiger Fleiß und mäßige Darstellungsgabe nachgerühmt werden kann. Robertson hatte von den Franzosen nichts gelernt. Er war ein ächter Schotte mit allen Vorurtheilen und der ganzen Beschränktheit des Gesichtskeises, wie sie sich in jenem fernen Grenzlande nur zu häufig findet.

Als Kritiker spielte lange Zeit Samuel Johnson§) und als Satyriker Jonathan Swift‖) die erste Rolle in England. Sie waren, jeder in seinem Fache, sehr begabt. Doch es fehlte ihnen das Rechtsgefühl, alle Milde des Charakters und der Sinn für die Fortschritte der Zeit. Die Frechheit, mit welcher beide über ihre Gegner herfielen, war empörend, um so mehr, als ihre Bitterkeit augenscheinlich aus schmutzigen Beweggründen hervorging. Johnson behandelte alle vorwärts strebenden Geister, Männer, welche so hoch über ihm standen, wie ein edles Roß über einem stettischen Karrengaul, als Schurken. Swift gehörte zu der zahlreichen Klasse von Menschen, welche den Unsinn ihrer Kirche erkennen, aber darum doch die Pfründen derselben sehr angenehm finden. Er besaß nicht Schicklichkeitsgefühl genug, das kirchliche Amt, welches im Widerspruch mit seiner Ueberzeugung stand, aufzugeben. Er ließ seiner Laune auf Kosten der Kirche, die ihn nährte, den Zügel schießen, ohne aber nur entfernt einen ernstlichen Kampf gegen dieselbe zu beabsichtigen.

Swift und Johnson waren beide ohne Phantasie, ohne Schwung, ohne irgend eine edlere Regung. Jede Begeisterung schien ihnen lächerlich und abgeschmackt, weil sie derselben unfähig waren. Daß sie dessen ungeachtet so lange in England gefeiert und gepriesen wurden, gereicht der englischen Presse sehr wenig zur Ehre.

England war im achtzehnten Jahrhundert das einzige größere Reich, in welchem praktisch-politische Fragen mit einiger Freimüthigkeit öffentlich besprochen werden konnten. Es bildeten sich also dort auch Schriftsteller in diesem Fache aus, unter welchen Wilkes, Price, Burke und andere sich besonders hervorthaten. Thomas Paine, der ausgezeichnetste

*) Geboren 1737, gestorben 1794. †) Geboren 1711, gestorben 1776.
‡) Geboren 1721, gestorben 1793. §) Geboren 1709, gestorben 1784.
‖) Geboren 1667, gestorben 1745.

derselben gehört mehr den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, seinem Adoptiv-Vaterlande, als England, Fox mehr den Staatsmännern, als den Schriftstellern Englands an.

John Wilkes spielte zwar eine Zeitlang eine bedeutende Rolle in London. Allein schwerlich wird man behaupten können, daß er zu Kräftigung des Freiheitsmuthes, zur Verbreitung bedeutungsvoller Wahrheiten, zur Anregung des Rechtsgefühls oder irgend einer anderen Tugend beigetragen habe. Price war Menschenfreund und Mann von Talent. Er wirkte für die Freiheit, nachdem sein früherer Gesinnungsgenosse Burke längst in das Lager der verbündeten Pfründner und Aristokraten übergegangen war.

Fassen wir die Leistungen der englischen Presse dieses Zeitraums zusammen! Auf allen Gebieten der Literatur finden wir die Engländer thätig. Sie schrieben Werke, welche viel gelesen und in die meisten europäischen Sprachen übertragen wurden. Sie entwickelten Fleiß, Talent und Ausdauer. Allein es fehlte ihnen die Begeisterung, der Schwung, die Kühnheit, die Hingebung. Die unmittelbar praktischen Bestrebungen haben wohl auch ihren Werth, allein weit größern jene idealen Schöpfungen, welche die erhabensten Tugenden, die Mütter alles wahrhaft Großen erzeugen und nähren. Das Brod, welches den Magen sättigt, ist unumgänglich nothwendig. Allein man kauft es wohlfeil. Das Götterbrod, das den Geist stählt, und erhebt, befriedigt ein höheres Bedürfniß. Es ist unbezahlbar

---

Dritter Abschnitt.

Die freien Staaten Europas.

Erste Abtheilung. Die Niederlande.

§ 29. Einleitung.

Durch den westphälischen Frieden wurden zwei Länder, welche früher zum deutschen Reiche gehört hatten, die Niederlande und die Schweiz als selbständige Freie Staaten anerkannt. Zur Zeit des Abschlusses jenes berühmten Völkervertrages war England thatsächlich auch eine Republik, obgleich es dem Namen nach die alte monarchische Verfassung noch nicht abgeschafft hatte. In Italien hatten sich Venedig und Genua ihre republikanische Staatsform erhalten und die freien Städte Deutschlands waren so viele kleine Republiken. Doch der englische Freistaat war nicht von langer Dauer. Die italienischen und deutschen Republiken konnten sich inmitten der monarchischen Staaten, die sie umschlossen, um so weniger frei bewegen, als dieselben nicht auf der Grundlage gleicher Berechtigung ruhten, vielmehr unter dem Einflusse bevorzugter Familien und unter dem Joche mittelalterlicher Vorurtheile und Einrichtungen standen.

Nur die Niederlande und die Schweiz, welche ihre Freiheit im Kampfe mit dem Hause Habsburg deutscher und spanischer Linie behauptet, und welche an den Kämpfen der Reformation einen mehr oder minder siegreichen Antheil genommen hatten, konnten einiger-

maßen als die Bannerträger europäischer Freiheit betrachtet werden. Doch die Schweiz schloß sich im Laufe dieses Zeitabschnittes mehr und mehr ab. Sie hielt sich von allen Bewegungen, welche die Nachbarländer erschütterten, möglichst ferne, und konnte schon aus diesem Grunde auf dieselben keinen mächtigen Einfluß üben. Die Niederlande mußten sich über ihre Kräfte anstrengen, um ihre Unabhängigkeit gegen die sie bedrohenden Feinde zu bewahren. Den Ton in Europa gaben daher noch immer nicht die Republiken, sondern die Monarchien, nicht freie, selbstbewußte Bürger, sondern Könige, Pfaffen und Ritter an.

Die Republiken bildeten aber insofern bedeutungsvolle Mitglieder der europäischen Staatenfamilie, als sie allen verfolgten Freunden der Freiheit Zufluchtsstätten eröffneten und Haltpunkte gewährten, von welchen aus sie wenigstens auf geistigem, wenn nicht auf dem Gebiete des blutigen Krieges ihren Kampf mit dem herrschenden Despotismus fortsetzen konnten.

Das bloße Dasein zweier blühender Republiken, von welchen die eine, an der Meeresküste belegene, Schifffahrt und Handel trieb, die andere von Bergen umschlossen, sich mit Ackerbau und Viehzucht nährte, machte allen beobachtenden und denkenden Menschen anschaulich, daß die Freiheit das größte Gut der Menschen sei. Nur die Freiheit hatten die Niederländer und Schweizer vor anderen Völkern voraus. Nur durch sie erhielten beide dem Auslande gegenüber eine Bedeutung, welche ihre geringe Volkszahl und ihr kleines Gebiet ihnen nimmermehr verliehen haben würden. Die Freiheit sicherte den Niederländern und Schweizern in ihren inneren Verhältnissen ein Glück, welches ihre Nachbarn unter der Herrschaft von Kaisern und Königen vergeblich suchten.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg brachte zu Tage, daß das Beispiel der Niederländer und Schweizer nicht ohne großartige Folgen blieb. Auf den Schultern der Schweizer und Niederländer schwangen sich die Nord-Amerikaner empor. Die Republiken Europas waren die Muster, nach welchen die große Republik Amerika's ihre Verfassung modelte.

Die vereinigten Niederlande hatten den Kampf mit Spanien siegreich beendigt. Allein schon vor dem Abschlusse des westphälischen Friedens waren sie wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Spanien nicht der einzige Feind sei, welcher ihre Selbstständigkeit bedrohe. Mehr als einmal hatten die Franzosen den Versuch gemacht, ungebührlichen Einfluß in den Niederlanden zu gewinnen, und während dieses ganzen Abschnittes bestimmten die Könige Frankreichs mehr als die Statthalter und Groß-Pensionaire des eigenen Landes die Geschicke der Vereinigten Staaten. Zur Zeit des Abschlusses des westphälischen Friedens war Wilhelm II., der Sohn Friedrich Heinrich's, Statthalter in den Niederlanden*). Er zählte damals zwei und zwanzig Jahre. Als Schwiegersohn Karl's I. von England nahm er lebhaften Theil an dem Kampfe, welcher im Reiche dieses Monarchen geführt wurde. Die Verwandtschaft warf ein schwereres Gewicht in die Wagschale seines Strebens, als die Freiheit. Er wäre lieber König, als erster Beamter gewesen. So weit seine Kräfte reichten, unterstützte er die königliche Partei in England und suchte er in den Niederlanden seine Gewalt der königlichen anzunähern. Doch Amsterdam setzte dem ehrgeizigen Statthalter eine Schranke, die er vergebens zu brechen suchte. Der Anschlag, den Wilhelm II. mit Hülfe des Grafen Wilhelm Friedrich von Nassau, Statthalters von Friesland, auf diese Stadt machte (1650), mißlang. Die Bürger wurden durch den Hamburger Courier in Kenntniß gesetzt, daß eine Truppenabtheilung im Anzuge begriffen sei. Sie waffneten sich. Der Graf von Nassau zog sich zurück, als er die Vertheidi-

*) S. Geschichte der Neu-Zeit Buch I. § 51 S. 357.

gungs-Anstalten der Stadt wahrnahm. Noch in demselben Jahre am 6. November starb der verrätherische Statthalter der Niederlande.

Eine Woche nach dem Tode Wilhelm's II. gebar seine Gattin einen Sohn, den nachmals so berühmt gewordenen Wilhelm III.

Während der Minderjährigkeit des Prinzen waren die beiden Brüder De Witt die einflußreichsten Männer in den Niederlanden. Sie standen an der Spitze derjenigen Partei, welche die Freiheit nur durch Schwächung des Hauses Oranien sichern zu können glaubte.

Aus Furcht vor der oranischen Partei, welche sich stets auf das Heer gestützt hatte, vernachlässigten die Gebrüder De Witt die Kriegsmacht des Landes. Der Kampf, welchen die Niederländer mit Cromwel führen mußten*), brachte ihnen großen Schaden und endigte mit einem Friedensschlusse, welcher zwar der Sachlage entsprach, allein das Nationalgefühl der Niederländer empfindlich verletzte. Eine der Bedingungen des Friedensschlusses war, daß weder der Prinz Wilhelm III. von Oranien, noch irgend ein anderes Glied seiner Familie mit der Würde eines Statthalters bekleidet werden sollte. Die oranische Partei erhielt dadurch einen mächtigen Hebel zur Aufregung der Massen. Zwar gelang es den Niederländern (1656), Kopenhagen nach einer siegreichen Seeschlacht gegen die Schweden zu entsetzen und einen ehrenvollen Frieden mit Karl Gustav abzuschließen, die Algier'schen und andere Seeräuber zu züchtigen, und den (1665) gegen England begonnenen Krieg durch den Frieden zu Breda zu beendigen, allein die Gebrüder De Witt ahnten nicht die Gefahren, womit Ludwig XIV. ihr Vaterland bedrohte. Als dieser Despot im Jahre 1672 seine längst gefaßten Pläne ausführte, und mit einem Heere von 120,000 Mann die kleine Republik überfiel, fand er diese vollständig unvorbereitet, sich zu vertheidigen.

§ 30. Die Zeiten Wilhelm's III. (1672—1702).

Seit dem Vertrage von Münster hatten die Niederländer mehr daran gedacht, Handel zu treiben, als sich zum Kriege zu rüsten Sie bildeten sich ein, ihre Unabhängigkeit stehe fest, und könne durch die Künste des Friedens oder doch mit Hülfe ihrer Flotten behauptet werden. Selbst der Krieg, welchen Ludwig gegen die spanischen Niederlande begonnen hatte, und welchem die Triple-Allianz ein Ende bereitete†), weckte sie nicht aus ihrer Sorglosigkeit auf. Der englische Gesandte Temple hatte den Bund fast wider den Willen seines Königs zu Stande gebracht. Weit entfernt, Kriegsvorräthe zu sammeln, hatten die Niederländer die vorhandenen verkauft, zum Theile selbst an den Monarchen, welcher darauf ausging, sie zu unterjochen. Als die Franzosen zu Lande und die Engländer zur See gegen die Generalstaaten zu Felde zogen, wußten diese sich nicht anders zu helfen, als daß sie demüthig um Frieden baten. Bis zu dieser Zeit hatte Ludwig XIV. seine Absichten verhüllt. Jetzt kamen diese zu Tage. Der französische Despot wollte den Frieden nur bewilligen, falls die Holländer ihren Handel, ihre Religion, ihr Gebiet und ihre Würde ihm zum Opfer brächten. Er verlangte, daß alle französischen Waaren zollfrei in die Niederlande sollten eingeführt werden dürfen; nicht bloß daß die Katholiken freie Religionsübung in den Niederlanden, sondern auch daß dieselben, welche dort nur sehr wenig zahlreich waren, Theil an den protestantischen Kirchen haben und daß deren Priester von den Protestanten Bezahlung erhalten sollten; daß die Generalstaaten alle Grenzplätze und überdieß mehrere Städte im Herzen der Republik abtreten, zwanzig Millio-

*) S. oben § 18 S. 118.
†) S. oben § 3 S. 17.

nen Livres bezahlen und jedes Jahr eine Gesandtschaft nach Paris schicken sollten zum Anerkenntniß, daß sie ihre Freiheit dem Könige der Franzosen verdankten.

Aehnliche schimpfliche Bedingungen stellte Karl I. von England. Die Niederländer bedurften dieser Lehren, welche die verbündeten Könige ihnen gaben, um wahrzunehmen, daß ihnen keine Wahl gelassen sei, als Kampf auf Tod und Leben, oder schmählicher Untergang. Sie erkannten den Abgrund, an dessen Rande sie standen, und eine grenzenlose Wuth bemächtigte sich des Volkes. Die oranische Partei ergriff diese Gelegenheit, ihren Groll an ihren Gegnern auszulassen. Cornelius de Witt wurde angeklagt, dem Prinzen Wilhelm nach dem Leben gestrebt zu haben und in den Kerker geworfen. Als ihn dort sein Bruder Johann, der Groß-Pensionair von Holland besuchte, stürmte der zügellose Pöbel das Gefängniß und ermordete beide de Witte (20. August 1672).

Wilhelm III. wurde durch diesen Volksaufstand an die Spitze des Staates gehoben. In wiefern er bei demselben betheiligt war, läßt sich nicht mehr ermitteln. Soviel ist gewiß, daß er die Mörder seiner Gegner nicht bestrafen ließ, ungeachtet die Generalstaaten wiederholt darauf drangen. Die Gefahr, in welcher die Niederlande schwebten, drängte schnell jeden andern Gedanken, als denjenigen der Vertheidigung gegen feindliche Uebermacht in den Hintergrund. Trotz seiner Jugend bekundete Wilhelm III. im Augenblicke der Entscheidung die Reife des Alters. Inmitten der allgemeinen Verwirrung that er eine Seelenstärke, eine Entschlossenheit und einen Muth kund, an welchem sich die Niederländer wieder aufrichteten. Von Wilhelm III. gingen alle nachdrücklichen Maßregeln der Vertheidigung, welchen die Niederlande ihre Rettung verdankten, aus. Die Anerbietungen, welche ihm die Könige von England und von Frankreich machen ließen, um ihn für sich zu gewinnen, wies der Prinz mit Verachtung zurück, und als der englische Gesandte Buckingham ihn fragte: „ob er nicht sehe, daß die Republik zu Grunde gerichtet sei?" antwortete er: „es giebt ein Mittel, welches mir den Anblick des Ruins meines Vaterlandes ersparen wird — ich werde in dem letzten Graben sterben."

Dieses waren keine leeren Worte. Im Geiste derselben wurden alle Anstalten getroffen. Wilhelm ließ die Deiche durchstechen und brachte das französische Heer, welches auf Amsterdam losrückte, in große Gefahr. Er machte sich darauf gefaßt, im äußersten Falle 200,000 Holländer nach den ostindischen Kolonien verbringen zu lassen. Auswanderung, Tod im letzten Graben, alles lieber, als Annahme des von dem französischen Despoten gebotenen Joches — wurde die Losung aller Niederländer. Die Republik ging nicht zu Grunde, weil sie einen entschlossenen Führer und noch so viel Tugend besaß, um den Kampf gegen die Uebermacht allein fortzusetzen, bis fremde Hülfe kam. Wilhelm rettete nicht bloß die Niederlande, sondern ganz Europa, welches Ludwig XIV. damals unterjochen zu können vermeinte. Seit dem Jahre 1672 war er der einzige Mann, welcher dem Despoten kühn entgegen trat, und welcher allmälig dessen Uebermacht brach*).

Klarer, als irgend ein Staatsmann seiner Zeit erkannte Wilhelm von Oranien die Gefahren, mit welchen Ludwig XIV. ganz Europa bedrohte. Er wollte nicht bloß auf einige wenige Jahre, er wollte einen dauernden Frieden erkämpfen. Doch die Generalstaaten, welche im Anfange des Krieges demüthig um Frieden gebeten hatten, sahen nicht so weit, als Oranien. Sie schlossen den Frieden zu Nimwegen ab†), ohne zu bedenken, daß durch denselben nur ein neuer Krieg vorbereitet werde. Wilhelm gab seinen Unwillen darüber deutlich zu erkennen, indem er am Tage nach dessen Unterzeichnung die Franzosen bei Mons angriff. Doch konnte er dadurch den Entschluß seiner für den Frieden schwärmenden Landsleute nicht ändern. Nur zu bald zeigte es sich, daß die wiederholten Zugeständnisse die Eroberungslust des französischen Despoten mehr und mehr genährt hatten.

*) S. oben §. 3 S. 18 ff. †) S. oben § 3 S. 19.

Die Reunionen begannen. Der Kampf entbrannte von neuem. Als Ludwig die Pfalz verwüstete und das deutsche Reich und die deutschen Fürsten sich selbst nicht zu helfen wußten, trieb Oranien sie an, den großen Augsburger Bund zu schließen, welcher zuerst den Franzosen einen Damm setzte*).

Kurz nach dem Abschlusse des Friedens von Nimwegen hatte Wilhelm von Oranien die älteste Tochter Jakob's, damals noch Herzogs von York, geehelicht. In der Geschichte Englands haben wir gesehen, wie diese Verbindung die erste Stufe der Treppe wurde, welche ihn auf den englischen Thron führte. Niemals wäre es ihm gelungen, die Streitkräfte Englands zu seiner Verfügung zu erhalten, wenn er nicht das vollste Vertrauen der Niederländer besessen hätte. Diese lieferten ihm das Heer und die Flotte, ohne welche er sich nicht nach England hätte wagen können.

Wie Wilhelm von Oranien den englischen, so war er auch den französischen Opfern despotischer Verfolgungswuth, eine zuverlässige Stütze. Ludwig XIV. vom Throne zu stoßen, wie Jakob II. konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Allein er setzte dessen Eroberungssucht Schranken, er nahm die von ihm verfolgten Hugenotten gastfreundschaftlich in den Niederlanden auf, und gestattete diesen von da aus einen geistigen Kampf mit dem französischen Despoten zu führen, welcher viel dazu beitrug, den Zauber zu lösen, in welchem Ludwig einen großen Theil der damaligen Welt befangen hielt. Oranien war die Seele des dritten Krieges gegen Ludwig XIV., welcher mit dem Frieden von Ryswick (1697) endigte†) und bereitete die Vereinigung der Kräfte vor, welche dem Despoten im vierten, dem sogenannten spanischen Erbfolgekriege entgegen traten. Schon im ersten Jahre desselben hauchte Wilhelm aber sein Leben aus. Er hatte sein zwei und fünfzigstes Jahr noch nicht vollendet. Kein Fürst der neueren Zeit übte einen so nachhaltigen Einfluß auf die Geschicke ganz Europa's. England verdankt ihm die Verfassung, die es sich bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Die Niederlande hob er auf eine Höhe der Macht und politischer Bedeutung, welche sie früher nie besessen hatten, und später nur zu bald verloren. Das deutsche Reich mit seiner elenden Verfassung und seinen noch elenderen Fürsten wäre ohne Zweifel von Ludwig XIV. über den Haufen geworfen worden, wenn Wilhelm von Oranien diese nicht durch holländische Dukaten und unausgesetzte persönliche Anstrengung dazu getrieben hätte, ihr Vaterland zu vertheidigen. Nur die Niederländer, welche Wilhelm am genauesten kannten, wußten dessen Verdienste zu würdigen. Die Engländer, deren ganze Zukunft er auf Jahrhunderte hinaus bestimmte, verstanden ihn nicht. In den Niederlanden wurzelte die Kraft Wilhelm's III. und dessen politische Bedeutung.

Wilhelm III. hinterließ keine Nachkommen. Er hatte niemals ein Kind gehabt. Er hatte seinen Vetter, den Prinzen Friso von Nassau, Statthalter von Friesland, zu seinem Universal-Erben und die Generalstaaten zu Vollstreckern seines letzten Willens ernannt.

Durch den Frieden von Ryswick war Wilhelm III. der Besitz des Fürstenthums Oranien, welches seinem Hause angehörte, bestätigt worden§). Der letzte Fürst von Oranien, Philibert von Chalons war im Jahre 1531 kinderlos gestorben. Seine Schwester brachte dieses Fürstenthum in die nassauische Familie. Von dem Grafen Renatus von Nassau fiel dasselbe an dessen Vetter Wilhelm I. (1544), dessen Nachkommen es bis zum Tode Wilhelm's III. behaupteten. Dann ging das Fürstenthum der nassauischen Familie verloren. Während die Glieder derselben gegenseitig darüber stritten, nahm Ludwig XIV. das schöne Ländchen in Besitz. Der König Friedrich I. von Preußen trat (im Utrechter Frieden) seine Ansprüche an den König der Franzosen ab. Die Grafen von Nassau mußten sich mit einem leeren Titel begnügen, das Land blieb bei Frankreich.

*) S. oben § 4 S. 26. †) S. oben § 4 S. 28. ‡) S. oben § 21 S. 151. §) S. oben § 5 S. 31.

§ 31. Von Wilhelm's III. Tode bis zum Ausbruche der französischen Revolution (1702—1789).

Nach Wilhelm's III. Tode leitete der Großpensionär Heinsius die Angelegenheiten der Niederlande. In Verbindung mit Marlborough und dem Prinzen Eugen von Savoyer trieb er den übermüthigen König der Franzosen dermaßen in die Enge, daß dieser von seinem hohen Rosse vollständig absteigen und um Frieden bitten mußte. In der Geschichte England's haben wir gesehen, wie die glänzenden Hoffnungen, zu welchen die Kriegsthaten der Verbündeten berechtigten, durch den Verrath der englischen Tories zu nichte gemacht wurden.

Der Vertrag zu Utrecht sicherte den Niederländern ihre Grenzen so gut, als dieses durch Verträge möglich war. In demselben wurde der Grund zu dem später (15. November 1715) abgeschlossenen Barrieren-Vertrag gelegt, welcher die Generalstaaten ermächtigte, die Städte Namür, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und das Fort Knoke ausschließlich, die Plätze Ruremonde und Dendermonde gemeinschaftlich mit Oesterreich besetzt zu halten.

Der spanische Erbfolgekrieg war der letzte Kampf von europäischer Bedeutung, in welchem die Niederlande eine Hauptrolle spielten. Nach dem Utrechter Frieden warf sich die Republik wieder mit ihrer ganzen Kraft auf die Geschäfte des Friedens.

So lange Ludwig XIV. lebte, hielt er die Sorge der Niederländer für ihre Unabhängigkeit wach, und bewahrte dadurch die zu sehr auf Handel und Gewinn bedachte Republik vor Erschlaffung. Die friedliche Politik des Regenten und Ludwig's XV. gab den Vereinigten Staaten nicht mehr denselben Sporn zu vaterländischer und freiheitlicher Anstrengung. Nur zu schnell erlosch im Frieden die Kampfeslust und die Streitkraft der Republik. Nach wie vor war sie reich an tüchtigen Seeleuten. Allein sie erzeugte keine Admirale mehr wie Ruyter und Tromp. Die Nation blieb fleißig und sparsam, allein ihre kriegerischen Tugenden verwandelten sich zu schnell und zu allgemein in friedliche, als daß sie im Stande gewesen wäre, furchtbare Heere in's Feld zu stellen. Die Republik sank bald von einem Staate ersten zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herab Die Zeiten des Ruhmes und des Glanzes gingen vorbei und es blieb nicht viel mehr, als Mittelmäßigkeit zurück.

Das Haus Oranien hatte in Friedenszeiten wenig Gelegenheit, sich hervorzuthun und konnte daher sein früheres Ansehen in den Niederlanden nicht behaupten. Wilhelm IV. der Sohn des Universal-Erben Wilhelm's III. war zwar seit 1728 Statthalter von Gröningen, Geldern und Friesland, besaß aber als solcher wenig Macht.

Im Jahre 1734 ehelichte er Anna, die Tochter Georg's II. von England und wurde später (1747) während des österreichischen Erbfolgekrieges zum Statthalter und General-Kapitän der gesammten Niederlande ernannt. Als er starb (1751), war sein Sohn Wilhelm V. erst drei und ein halbes Jahr alt. Allein da die Würden seines Vaters sowohl in männlicher, als weiblicher Linie für erblich erklärt worden waren, so verwaltete seine Mutter Anna dieselben während der Minderjährigkeit ihres Sohnes.

Das Haus Oranien hatte häufig, besonders aber in den Tagen des Prinzen Moritz und Wilhelm's II. zu erkennen gegeben, daß seine Sympathien mehr auf Seiten der Monarchie, als der Republik standen. Eine mächtige Partei hatte daher die ehrgeizigen Bestrebungen der Oranier bekämpft. Der Drang der Verhältnisse hatte aber immer einen oder den andern Prinzen aus diesem Hause wieder an die Spitze des Staates gehoben.

Es war ein großer Fehler, daß die Niederländer die Würden Wilhelm's IV. erblich machten. Sie bahnten dadurch selbst dem Hause Oranien den Weg zum Throne. Wilhelm V. trat (1766) die ihm erblich übertragenene Gewalt an, vermählte sich mit einer preußischen Prinzessin, einer Nichte Friedrich's des sogenannten Großen (1768) und versicherte sich dadurch des mächtigen Beistands. dieses Nachbarstaates. Der Kampf zwischen Monarchie und Republik, welcher in Amerika auf dem Schlachtfelde, in Frankreich wenigstens auf dem Gebiete der Literatur durchgekämpft wurde, nahm bald auch in den Niederlanden eine praktische Gestalt an. Die Staaten von Holland erkannten die Nothwendigkeit, die Befugnisse des Prinzen von Oranien, welcher augenscheinlich immer weiter um sich griff, zu beschränken. Sie hatten aber das Haus Oranien zu mächtig werden lassen. Zwanzig tausend Preußen rückten über die Grenze. Die Niederlande, welche einst die ganze Macht der spanischen Monarchie zurückgeschlagen hatten, erlagen dieser verhältnißmäßig geringen Truppenzahl (1787), fast ohne Widerstand zu leisten. Von dieser Zeit an ruhte die Gewalt des Hauses Oranien auf preußischen Bajonetten, bis französische Kanonen ihr ein Ende machten und die Heere der großen Allianz sie (1814) wieder herstellten.

Während die Seemacht, der Handel und die Gewerbthätigkeit Englands unausgesetzt zunahmen, mußten sich die Niederländer viel von dem Uebermuthe dieses Nachbarlandes gefallen lassen, dem sie nicht mehr die Spitze bieten konnten, weder im Kriege, noch im Frieden, weder zu Lande, noch zur See. Auch im nordamerikanischen Freiheitskriege litten die Niederländer empfindliche Niederlagen und Verluste, als sie für die Grundsätze der Neutralen gegen England in die Schranken traten.

Seit dem Utrechter Frieden hörten zwar die Niederlande auf, eine Kriegsmacht ersten Ranges zu sein. Allein sie waren noch immer eine Zufluchtsstätte für die Opfer religiöser und politischer Verfolgungssucht. In den Niederlanden wurden die meisten Werke gedruckt, welche die Censur anderer Länder nicht passirt hätten. Von dort aus wurden die verbotenen Bücher über ganz Europa verbreitet.

Descartes*) und Bayle†), die beiden großen Philosophen des siebenzehnten Jahrhunderts fanden nach langen Wanderungen in Holland einen Ruhepunkt und ein zweites Vaterland, in welchem die meisten ihrer Werke zuerst erschienen. Spinoza‡) war in Amsterdam geboren und brachte den größten Theil seines Lebens in Holland zu. Die Niederländer stellten im Verhältniß zu der geringen Zahl ihrer Bewohner einen großen Beitrag zu den bevorzugten Geistern fast in allen Gebieten menschlicher Strebung. Boerhave (1668—1738) als Chemiker, Swammerdam (1637—1680) und Leeuwenhoek (1632—1723) als Zoologen gehören zu den hervorragendsten Größen. Doch ist nicht zu verkennen, daß seit die Republik anfing, ihre politische Größe einzubüßen, auch auf allen anderen Feldern der Thätigkeit die schöpferische Kraft der Niederländer abnahm. Nur der belebende Hauch der Freiheit erzeugt Charaktere und ohne Charakter kann sich selten ein Genie Bahn brechen.

*) Geboren 1596, gestorben 1650. †) Geboren 1647, gestorben 1706.
‡) Geboren 1632, gestorben 1677.

Zweite Abtheilung.

Die Schweiz.

§ 32. Einleitung.

Die Regierungsform eines Staates ist allerdings für dessen Entwickelung von hoher Bedeutung. Allein nicht alle Erscheinungen des Lebens lassen sich auf sie zurückführen. Die Schweiz hatte nicht bloß eine Eigenschaft, diejenige eine Republik zu sein, sondern gar viele andere, welche auf ihre Geschicke mächtigen Einfluß übten. Im Innern der Schweiz war der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten von hoher Wichtigkeit. Er wirkte da, wie aller Orten sonst, indem er zu Händeln, Streitigkeiten und Kriegen führte, welche übrigens durchschnittlich weniger blutig und von kürzerer Dauer waren, als in den meisten anderen Staaten gemischten Bekenntnisses. Die Schweiz unterschied sich von allen Staaten Europa's wesentlich dadurch, daß sie aus einer Mehrzahl kleiner Gemeinwesen bestand, wovon die nothwendige Folge war, daß die meisten Erscheinungen des dortigen Lebens einen kleinlichen Charakter annahmen. Das Söldnerwesen, welches seit Jahrhunderten sich in der Schweiz festgesetzt hatte, dauerte fort, und wirkte höchst verderblich auf die Gestaltung des schweizerischen Lebens.

Eine unmittelbare Folge der republikanischen Regierungsform der Schweiz war es, daß dieses Land verhältnißmäßig geringere Abgaben zu zahlen hatte, als alle benachbarten Monarchien, daß es sich von den Eroberungskriegen dieses Zeitabschnittes fern halten konnte, und ungeachtet aller Mängel, Kleinlichkeiten und Beschränktheiten doch weniger Elend, Jammer und Noth in seinen Grenzen hatte, als alle Monarchien Europa's und selbst als die Republik der vereinigten Niederlande, welche zu langwierige und furchtbare Kriege führen mußte, als daß sie eines so ruhigen Glückes, wie die Schweiz, hätte theilhaftig werden können.

Durch den westphälischen Frieden war die politische Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Schweizer urkundlich festgestellt, nachdem sie längst thatsächlich war erobert worden.

Allein in allen nicht-politischen Dingen, in Sprache, Wissenschaft, Kunst, Gewerben, in Lebensgewohnheiten und gesellschaftlichen Ansichten besaßen die Alpenbewohner nicht Kraft genug, eigene Bahnen zu brechen. Die Deutschen, die Franzosen und die Italiener, welche Schweizer Bürger waren, unterschieden sich nur in Betreff ihrer politischen Errungenschaften wesentlich von der großen Masse ihrer Landsleute, welche unter Kaisern und Königen standen, und zum deutschen oder französischen Reiche, oder zu einem der italienischen Staaten gehörten.

Die Schweizer können daher weder mit Rücksicht auf ihre Abstammung, noch ihre spätere Entwickelung eine Nation genannt werden. Ihrem Ursprunge nach gehören sie mehreren Stämmen, und ihrer Entwickelung nach mehreren Nationen an. Erst wenn sich aus derartigen Mehrheiten eine kräftige Einheit entwickelt hat, tritt eine neue Nation auf.

Eine solche hat sich z. B. in den Vereinigten Staaten, dem Stamme nach aus germanischen und celtischen, der Nationalität nach aus englischen, irländischen, deutschen und mehreren anderen Elementen entwickelt. Nicht so in der Schweiz, wo die deutschen Kantone jetzt, wie vor einem halben Jahrtausend deutsch, die französischen jetzt, wie vor Jahr-

hunderten französisch, und die italienischen noch immer, wie früher, italienisch sprechen, Deutsche, Franzosen oder Italiener in allen Beziehungen, mit alleiniger Ausnahme der praktischen Politik geblieben sind.

Obgleich über ein halbes Jahrtausend vergangen ist, seit die Schweiz thatsächliche Unabhängigkeit besaß, und die Niederlande fast zwei Jahrhunderte später sich selbst zum deutschen Reiche noch zählten, so haben doch die letzteren eine viel schärfere Grenzlinie zwischen sich und ihren Nachbarn gezogen. Die Niederländer sind nicht bloß in praktisch-politischer Beziehung, sie sind, was Lebensgewohnheiten, Sitten, Sprache, Kunst und Wissenschaft betrifft, eine besondere Nation. Sie sind weder Deutsche, noch Franzosen, wenn schon in ihrer Mehrzahl zum deutschen Stamme gehörig, und obgleich deutscher Geist und französischer Geist, deutsche Fürsten und französische Könige einen oft nur zu großen Einfluß auf ihre Entwickelung gewonnen haben.

§ 33. Innere Zustände.

Im Laufe dieses ganzen Zeitabschnittes hatte die Schweiz nicht einen Krieg mit auswärtigen Mächten zu führen. Sie konnte ihre ganze Kraft der Verbesserung ihrer inneren Zustände widmen. Dennoch machte sie verhältnißmäßig sehr geringe Fortschritte. Ein Staat kann ebensowohl zu klein, als zu groß sein, um eine für die Menschheit bedeutungsvolle Bewegung der Kräfte möglich zu machen. Die Schweiz war an und für sich schon ein kleines Land, sie zerfiel aber in viele Kantone, welche auf ihre Selbstständigkeit pochten, und jede Einmischung von außen abwiesen. Die Kantone theilten sich wieder in Land- und Stadtgemeinden, in herrschende und unterworfene Bezirke. Der kleinste Kleintheil hatte seine eigenthümlichen Gesetze, Uebelstände, Klagen und Beschwerden. Nirgends erhoben sich die Massen zu einem Gesichtspunkte, welcher ein allgemeines Interesse einflößen konnte. Nur wenn es sich um den Gegensatz zwischen katholischen und protestantischen Bestrebungen handelte, beruhte der Streit auf Ansichten und Wünschen, welche Millionen theilten. Allein in diesem Falle hatten die alten Verträge schon den Unsinn und die Unfreiheit völlig festgestellt, so daß der Kampf mit diesen finstern Elementen meistentheils zum Verderben der hochherzigen Männer ausfiel, welche gegen das verbriefte Unrecht oder das verfassungswidrige Gewohnheitsrecht in die Schranken traten

Die katholischen Orte betrachteten es als eines ihrer heiligsten Rechte, ohne Widerspruch jedem den Kopf abhauen lassen oder falls er entflohen war, wenigstens das Vermögen einziehen zu dürfen, der es wagte, den protestantischen Glauben anzunehmen, und beschwerten sich auf's heftigste über Eingriff in ihre Rechte, falls die protestantischen Kantone sich ihrer verfolgten Glaubensgenossen annahmen.

Das Joch des Hauses Habsburg hatten die Schweizer zwar gebrochen. Allein das ganze Mittelalter mit allen seinen Abgaben, Gülten und Frohnden ruhte darum doch auf ihnen, ja selbst dann, wenn das arbeitende Volk eine drückende Last abgekauft hatte, gelang es seinen Zwingherren weltlichen oder geistlichen Standes, adeliger oder patricischer Abkunft nicht selten, unter einer neuen Form die alte Last ihm wieder aufzubürden. Im Anfange dieses Zeitabschnitts herrschte daher unter dem Landvolke große Unzufriedenheit. Diese wurde dadurch noch vermehrt, daß die Regierungen von Bern (August 1652) und kurz darauf von Luzern den Werth des Batzens auf die Hälfte herabsetzten und folgeweise die ärmeren Klassen der Bevölkerung der Hälfte ihres baaren Geldes thatsächlich beraubten. Die Bauern erhoben sich gegen ihre Bedrücker. Der Aufstand breitete sich über die Kantone Bern, Lucern, Basel und Solothurn aus. Nicolaus Leuenberger wurde auf der Versammlung zu Sumiswald (13. April 1653) zum Obersten der Bauern der genannten

vier Kantone gewählt. Es kam zu blutigen Gefechten bei Herzogenbuchsee (28. Mai 1653), im Entlibuch und an anderen Orten. Die Bauern wurden besiegt, Leuenberger gefangen und hingerichtet. Der Aufstand wurde, wie gewöhnlich im Blute der gedrückten Arbeiter erstickt. Obgleich diese in der Mehrzahl waren, fehlte es ihnen an Entschlossenheit, sittlicher Kraft und Einsicht, um ihren gerechten Beschwerden den erforderlichen Nachdruck geben zu können. Die Patricier der Städte gingen auch aus diesem Kampfe mit den Landbewohnern, wie aus manchen früheren, siegreich hervor.

Noch betrübender war der Streit, welcher sich kurz darauf (1655) zwischen Protestanten und Katholiken entspann. Sechs Familien, welche zu Arth im Kanton Schwyz wohnten und protestantisch geworden waren, wurden von den bigotten Katholiken ihrer Nachbarschaft auf's heftigste verfolgt. Ein Theil derselben entfloh, um sich größeren Gefahren zu entziehen und wandte sich an den Rath von Zürich mit der Bitte, zu bewirken, daß ihnen gestattet würde, ihr Vermögen an sich zu ziehen. Weit entfernt, auf diese bescheidene Bitte einzugehen, verlangte die Regierung von Schwyz die Auslieferung der Flüchtlinge, confiscirte deren Vermögen, warf deren zurückgebliebene Verwandte protestantischer Religion in den Kerker, und verurtheilte sogar mehrere derselben zum Tode.

Durch diese Grausamkeiten wurden die Protestanten auf's äußerste erbittert. Da Schwyz auf alle versöhnlichen Vorstellungen der Züricher keine Rücksicht nahm, kam es endlich zum Kriege. Die Protestanten führten denselben unter Leitung von Zürich und Bern sehr schlaff. Bei Wohlen kam es (14. Januar 1656) zur Schlacht. Die Berner unterlagen. Im Frieden wurde der Zustand vor dem Kriege wieder hergestellt, d. h. es wurde den Katholiken das Recht eingeräumt, den Religionswechsel als todeswürdiges Verbrechen zu bestrafen.

Der verbriefte Unsinn galt mehr, als Vernunft und Menschlichkeit. Die Interessen der Eidgenossenschaft wurden denjenigen eines Glaubenstheiles oder eines Kantons untergeordnet. Einzelne Familien beherrschten die meisten Kantone zu ihrem Privatvortheile. Die gedrückten Massen erhoben sich da und dort (z. B. 1691) in Basel. Sie vermochten aber nichts auszurichten. Nur der Abt von St. Gallen, Leodegar Burgisser, brachte das Maß zum Ueberfließen und erntete die wohlverdiente Strafe für den Saamen der Unzufriedenheit, den er mit beiden Händen ausgestreut hatte.

Seit Jahrhunderten waren die Aebte dieses Klosters bemüht gewesen, die Macht über die Grafschaft Toggenburg, welche sie (1563) um 14,000 Gulden erkauft hatten, zum Nachtheile des Volkes auszudehnen. Ein Recht nach dem andern war den Bauern durch List oder Gewalt entrissen worden, bis am Ende Leodegar glaubte, ganz unbeschränkte Herrschaft über sie zu besitzen. Ohne einen Schein Rechtens gebot er den Toggenburgern eine neue Straße durch den Hummelwald im Frohndienste herzustellen. Umsonst verwahrten sich die Toggenburger gegen diese Zumuthung. Obgleich der Streit mit der Religion gar nichts gemein hatte, und das Unrecht augenscheinlich auf Seiten des Abtes war, nahmen sich die katholischen Kantone doch des Abtes an. Bern und Zürich ergriffen dagegen die Partei der protestantischen Toggenburger. Vom Jahre 1701 bis 1712 zog sich der Streit ohne erhebliche Folgen hin. In diesem Jahre kam es endlich zum offenen Kampfe. Unter Führung des entschlossenen Nabholz bemächtigten sich die Bauern der Klöster und Schlösser des Abtes, und als die katholischen Kantone diesem zu Hülfe zogen, kam es (25. Juli 1712) zur zweiten Schlacht bei Villmergen, demselben Orte, wo sechs und fünfzig Jahre früher die Katholiken gesiegt hatten. Diesesmal erlitten sie eine Niederlage. Die fünf katholischen Kantone mußten im Frieden zu Aarau (9. und 11. August 1712) ihre bisher gemeinschaftlichen Rechte auf Baden, Rapperswyl und die freien Aemter und überdieß Antheil an ihren Rechten über Thurgau und das Rheinthal an Zürich

und Bern abtreten und beiden Religionstheilen in diesen Bezirken gleiche Rechte einräumen. Ungeachtet aller Bestrebungen der katholischen Kantone diese Abtretungen später wieder rückgängig zu machen, blieb es dabei. Nach Leodegar Burgisser's Tode kehrte dessen Nachfolger zurück und hütete sich, den Toggenburgern neuen Grund zur Klage zu geben.

Die Geschichte der Schweiz löst sich in diesem Zeitabschnitte in eine Reihe kleinlicher und dennoch höchst gehässiger Streitigkeiten auf, welche bald da, bald dort ausbrachen, immer aus wohlbegründeten Beschwerden der ärmeren Klassen des Volkes hervorgingen und gewöhnlich durch die organisirten Behörden erdrückt wurden. In den wenigen Fällen, da das Volk sich nicht einschüchtern ließ, wurde ihm sein Recht nur kümmerlich zugemessen. Wo es aber unterlag, hatte es lange Jahre noch die bitteren Folgen eines verunglückten Befreiungsversuchs zu tragen. Das empörendste waren immer die Bluturtheile, welche die geängstigten Patrizier über ihre Gegner aussprachen, sobald sie diese besiegt hatten. Die edelsten Männer, welche die Schweiz im Laufe dieses Zeitabschnittes erzeugte, fielen auf dem Blutgerüste. Die Liste ist groß. Wir nemen nur: Nikolaus Leuenberger, dessen Geheimschreiber Brasne und Freund Ulrich Galli aus den ländlichen Bezirken von Bern (1653), die Protestanten von Arth (1655), Johann Fatio, Johann Müller und Conrad Moses zu Basel (1691), Stadler in Schwyz (1701), Samuel Henzi, Emanuel Fueter und Nikolaus Wernier zu Bern (1749), den Bannerherrn Furno, den Provinzial-Hauptmann Urs und den Senator Sartori im Levantiner Thale (1755), Peter Chenoux in Freiburg (1781), Sutter in Luzern 1784).

An jedes der über diese Männer gesprochenen Todesurtheile knüpft sich ein mehr oder minder bedeutender Aufstand, welcher aber immer nur einen kleinen Theil der Schweiz ergriff, daher niemals eine höhere Bedeutung gewann, nichts destoweniger den Keim zu ernstlichen Revolutionen in sich faßte, welcher später aufschoß.

Der Druck ging nicht von einem mächtigen Könige aus, welcher lebte, sondern von einem, welcher längst gestorben war. Der todte Buchstabe einer vergangenen Zeit war der eigentliche Herrscher in der Schweiz. Seiner bedienten sich die Bürger der souveränen Städte gegen die Unterthanen, denen sie nicht gestatteten, gleiches Recht mit ihnen zu haben. Dem Bauern waren alle Pforten zu Wohlstand, Bildung und Freiheit verschlossen. Im Heere konnte er es nur bis zum Gefreiten, im Staate bis zum Nachtwächter bringen. An manchen Orten waren ihm sogar Künste und Handwerke verboten. Nirgends wurde der Haß gegen jede Verbesserung so weit getrieben, als in der Schweiz. Um alles beim Alten zu belassen, wurde das Volk im crassesten Aberglauben erzogen. Die Schulen, welche überdieß sehr selten und nicht allgemein zugänglich waren, theilten den Kindern zwar sicher den ganzen christlichen Aberglauben, sei es in protestantischen oder katholischen Redensarten mit, allein wenige oder gar keine nützlichen Kenntnisse. Die Anregung, welche von ihnen ausging, war immer im Sinne der herrschenden Geschlechter und nicht darauf berechnet, den Freiheitsmuth und das Rechtsgefühl, sondern die Unterwürfigkeit und den Knechtssinn des Volkes zu nähren.

Die Staats- und Gemeinde-Abgaben waren zwar gewöhnlich nicht hoch. Allein es geschah auch nichts für das Volk, und die mittelalterlichen Gülten und Zinsen lasteten oft sehr schwer auf dem Bauernstande. Nur in Zürich und Genf wehte ein freierer Geist und fand sich das Bestreben, das Volk zu heben und zu bilden. Am weitesten blieben die Hirten-Kantone hinter der fortschreitenden Welt zurück. Sie hielten fest an ihren Pfaffen, ihrem Aberglauben, ihrer Roheit und Unwissenheit, und verloren unter solchen Führern den Freiheitsmuth, der sie früher so sehr ausgezeichnet hatte.

Die Schweiz hatte keine freie Presse, keine von einem frischen Geiste beseelten Ver-

sammlungen, keine öffentliche Meinung und folgeweise weder praktischen Freiheitsmuth noch Vaterlandsliebe. Kleine Zänkereien zwischen einem Religionstheil, einem Kantone, einem Geschlechte oder irgend einem andern Kleintheile der Schweiz und dem andern erhielten allein noch eine gewisse Lebensthätigkeit wach. Gemeinschaftlich, öffentlich war nichts, was Erhabenheit, Edelmuth, Großmuth vorausgesetzt hätte.

Mitten in dieser trüben Zeit (1707) starb mit Maria, Herzogin von Nemours der letzte Sprosse des Hauses Longueville aus, welches seit dem Absterben des burgundischen Hauses von Chalons (1505,) also seit zwei Jahrhunderten im Besitze der Fürstenthümer Neufchatel und Valendis gewesen war. Die versammelten Richter des Ländchens sprachen dieses Friedrich I. von Preußen als dem nächsten Erben des Hauses von Chalons zu. In unseren Tagen (1857) hat Friedrich Wilhelm IV., zu seinem großen Schmerze, allein zur Freude der ganzen gebildeten Welt, seine Ansprüche auf diesen Kanton der Schweiz aufgeben müssen. Europa war im Laufe von anderthalb Jahrhunderten vorangeschritten. Die Neuenburger wollten frei sein, sie wollten keinen Fürsten an ihrer Spitze haben. Der König von Preußen fühlte, daß er zu schwach sei, sein Fürstenthum zu behaupten. Er fürchtete, er könne sein Königreich verlieren, falls er versuchte, das was er sein Recht auf Neuenburg nannte, zu behaupten, und gab es auf.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wie überhaupt während der ganzen Dauer dieses Zeitabschnitts war in der Schweiz zu wenig Sinn für Freiheit, zu wenig öffentliches Leben, als daß man gefühlt hätte, ein König könne nicht ohne Gefahr für die Republik an der Spitze eines Bezirkes stehen, welcher mit dieser so eng verbunden war, als Neuenburg mit der Schweiz.

Im Laufe dreier Jahrhunderte hatte die Verfassung der Schweiz nicht gleichen Schritt mit der Entwickelung des Volkes gehalten. Die alten Verträge, so lückenhaft und ungenügend sie waren, wurden weder verbessert, noch weiter im Geiste der Neuzeit ausgearbeitet. Zürich war Vorort, hatte als solcher aber nur eine sehr beschränkte Geschäftsleitung. Die Tagsatzungen wurden abwechslungsweise in Luzern, Zürich, Baden, Bremgarten, Aarau und Frauenfeld gehalten. Sie brachten gewöhnlich nichts, oder doch nichts erfreuliches zu Stande. Von Jahrzehent zu Jahrzehent sammelte sich mehr Grund zur Unzufriedenheit an. Die Behörden hatten nicht den Willen und das Volk nicht die Kraft, abzuhelfen. Die Mißstimmung wuchs, bis der Ausbruch der französischen Revolution auch auf die Schweiz zurückwirkte, und die herrschende Schwüle in Gewitterstürme verwandelte.

§. 34. Aeußere Verhältnisse.

Denselben Charakter, wie die inneren hatten auch die äußeren Verhältnisse der Schweiz. Sie waren kleinlich, von keinem höhern Geiste beseelt, oft erbärmlich, nicht selten durchaus niederträchtig. Das einzige Band, welches die Schweiz fast unausgesetzt mit dem Auslande verknüpfte, war das Söldnerwesen, welches zu gleicher Zeit die inneren Zustände des Landes verpestete, und im Auslande gewöhnlich Schweizer den Schweizern in feindlichen Lagern und nicht selten in brudermörderischen Gefechten gegenüber stellte.

Schweizerische Söldner halfen dem übermüthigen Ludwig XIV. seine Schlachten gewinnen. Zwar sollten sie ihm in keinem Angriffskriege dienen, diese Bestimmung des Vertrags wurde aber gewöhnlich umgangen. Als der französische Despot (1672) seinen Eroberungskrieg gegen die Niederlande begann, erhielten die schweizerischen Regimenter im französischen Solde von der Eidgenossenschaft die Weisung, die Grenzen Frankreich's nicht zu überschreiten, allein sie gehorchten nicht und dienten nach wie vor dem Tyrannen.

Die Schweiz ließ sich gefallen, daß Ludwig XIV. ihr zum Trotz und der Stadt Basel zur größten Gefahr die Festung Hüningen baute, die mit ihr verbündete Stadt Straßburg eroberte, die Einkünfte der Kirche von Genf in dem Ländchen Gex mit Beschlag belegte, und glaubte schon viel gethan zu haben, als sie deßhalb eine Gesandtschaft nach Paris schickte, welche die ihr vom Könige zugedachten Ehrengeschenke nicht annahm.

Außer Frankreich erhielten Spanien, Portugal, Venedig, Sicilien und Savoyen, Holland und mehrere deutsche Reichsfürsten Söldner von der Schweiz; auch Oesterreich, doch nur auf kurze Zeit und in geringer Anzahl, da sie dem Hause Habsburg zu theuer waren. Im spanischen Erbfolgekriege fügte es sich so, daß das Berner Regiment in holländischem Dienste die Stadt und Festung Lüttich stürmte, welche von dem Freiburger Regimente, das Ludwig XIV. diente, vertheidigt wurde. Die Berner gewannen die Stadt. Doch konnten sie sich des Sieges nicht freuen. Wie bitter mußte den Freiburgern ihre Niederlage sein!

Kaiser Joseph II. lobte zwar die Schweizer wegen ihres Söldnerwesens, allein er betrachtete die Sache von seinem fürstlichen, und nicht vom schweizerisch-republikanischen Standpunkte. Er sagte: „Die Kantone sind so klug, sich ihre Soldaten auf Kosten anderer Völker zu bilden — glücklich, wenn der fremde Kriegsdienst aus diesen Bergen die unnützen und schädlichen Leute wegführt und den Lastern ihrer Nachbarn nicht den Eingang öffnet!" Allein durch den Söldnerdienst konnte die Schweiz niemals ein Volksheer, eine für Freiheit, Recht und Vaterland begeisterte Truppenschaar, sondern nur Klopffechter gewinnen, welche bereit waren, für Geld jede Schandthat aufrecht zu erhalten. Der fremde Kriegsdienst entzog ihr übrigens keineswegs bloß unnütze und schädliche, sondern manche thatendurstige, frische und kräftige Leute, welche im eigenen Vaterlande unter einer sorgsamen Verwaltung treffliche Dienste hätten leisten können. Die aus fremden Ländern zurückkehrenden Söldner brachten dagegen in die Heimath mit dem Golde der Höfe auch deren Laster. Das Söldnerwesen gab den auswärtigen Mächten die beste Gelegenheit sich unter mannigfaltigen Vorwänden in die inneren Verhältnisse der Schweiz zu mischen Verbindungen mit ehrgeizigen Parteihäuptern anzuknüpfen und durch diese Einfluß zu gewinnen. Besonders verderblich wirkten die französischen Pensionen, die päpstlichen Nuncien und die spanischen Dublonen. Sie trugen namentlich viel dazu bei, den Haß zwischen Protestanten und Katholiken rege zu erhalten.

Im Jahre 1748 betrugen die schweizerischen Söldner im fremden Dienste nicht weniger als 76,740 Mann. In den Jahren 1771—1787 sank deren Zahl zwar auf 37,000 bis 39,000 herab, allein auch diese war für ein kleines Land wie die Schweiz zu groß um ohne Schaden für die innere Entwickelung der Gewerbe und die Ausbeutung der Schätze der Natur entbehrlich zu sein.

Für die Menschheit, für die Sache der Freiheit und des Rechts gingen die Kräfte, welche diese Söldner in sich schlossen, verloren. Die zehn Regimenter im französischen Dienste etwa 25,000 Mann stark, standen den neun Regimentern unter holländischen Fahnen, 20,400 Mann stark, feindlich gegenüber und neutralisirten sich gegenseitig. Zu diesen zwei Hauptmassen kamen sechs Regimenter 13,600 Mann stark in Spanien, sechs Regimenter mit 10,000 Mann in Sardinien, vier Regimenter mit 9600 Mann in Neapel, beim Papste eine Garde von 345 und in Oesterreich eine Garde von 100 Mann hinzu.

Die Schweiz nahm während dieses ganzen Zeitabschnitts eine ganz ähnliche Stellung zu den europäischen Verhältnissen ein, wie Karl II. während der Dauer seiner Regierung. Wer ihr am meisten Geld zahlte, erhielt von ihr die meisten Söldner. Ihre Söhne kämpften für Ludwig XIV. und für Oranien, an der Seite der Franzosen und gegen dieselben.

Nirgends legte die Schweiz, als Ganzes irgend ein Gewicht in die Wagschale. Sie war neutral und ihre Söhne verspritzten ihr Herzblut doch in Strömen. Sie übte keinen Einfluß auf die Entwickelung der europäischen Nationen und verlor doch Hunderttausende ihrer tapfersten Söhne in den Schlachten, an denen diese Theil nahmen.

Vierter Abschnitt.

Deutschland.

§ 35. Einleitung.

Eine nothwendige Folge des westphälischen Friedens, welcher das Papstthum und das Kaiserthum in seinen Grundfesten erschütterte, war eine Kräftigung der Gewalt der deutschen Fürsten und eine vollständige Zerklüftung der schon lange gespaltenen Reichs-Einheit. Die deutsche Nation hörte auf, in religiöser und in politischer Beziehung ein Ganzes zu sein. Fürsten und Pfaffen thaten, was in ihrer Macht stand, sie zu schwächen. Dennoch bewahrte sie sich ihre Eigenthümlichkeit.

Die Geschichte Deutschlands während dieses Zeitabschnitts zerfällt gewissermaßen in drei Abtheilungen: 1) in die Geschichte des deutschen Reiches, dessen Spitze der Kaiser, dessen Rathsversammlung der Reichstag zu Regensburg, und dessen Gerichte das Kammergericht und der Reichshofrath waren; 2) in die Geschichte der deutschen Höfe, welche in Wien, Berlin und München, in Dresden, Hannover, Stuttgart und vielen anderen großen und kleinen Städten ihre Sitze hatten, und endlich 3) in die Geschichte der deutschen Nation, welche ungeachtet der dreifachen Hemmketten, in welchen das Reich, die Höfe und die Pfaffen sie gefangen hielten, vorwärts schritt, sich entwickelte und bildete, während das Reich zerfiel und die Höfe auf den Trümmern desselben ihre Gewalt ausdehnten und befestigten.

Der Zustand, in welchen die deutsche Nation nach dem westphälischen Frieden versank, ist ein so naturwidriger und abnormer, daß er nur als ein Uebergangs-Stadium von der zerfallenen Einheit des Kaiserthums und des Papstthums zu der in der Entwickelung begriffenen Einheit der Republik und des Vernunftglaubens betrachtet werden kann. Eine Nation, einst die Bezwingerin des römischen Kaiserthums, unter dem Joche von nahezu dreihundert Tyrannen! Ein Volk mit einer bedeutungsvollen Vergangenheit, einer kräftigen Sprache und großartigen Bestrebungen, zersplittert nach den Launen des Erbrechts, des Faustrechts, des Eroberungsrechtes und aller übrigen ähnlichen Rechte, welche trotz römischen, und kanonischen und germanischen Juristen nichts anderes sind und waren, als himmelschreiendes Unrecht — ein solcher Gegensatz konnte nicht von Dauer sein. Der bei weitem größere Theil der deutschen Souveräne (beiläufig neunzig Procente derselben,) sind im Sturme der französischen Revolution untergegangen. Die übrigen wird die bevorstehende Revolution verschlingen. Das deutsche Volk läßt sich von verächtlichen Zwingherren nicht immer knechten, obgleich es der Zeit bedarf, um von den Wunden zu genesen, welche seine eigenen und fremde Despoten ihm geschlagen haben, und um Kräfte zum po-

litischen Freiheitskampfe zu sammeln, nachdem der religiöse ihm so schwere Opfer gekostet hatte.

Die vielen großen und kleinen Tyrannen Deutschlands sind unvereinbar mit dem Wohle, mit der Würde, mit der Kraft und mit der Freiheit der Nation. Rückkehr zu der monarchischen Einheit unsers Vaterlandes ist unmöglich. Es bleibt nur der Fortschritt zu der republikanischen übrig.

Denkende Menschen unterscheiden zwischen den Formen der Zukunft und denjenigen der Vergangenheit, und sehen nicht eine Verbesserung in der Rückkehr zu einer überwundenen Vergangenheit, sei es mit einigen Zusätzen oder ohne dieselben.

Mit Hülfe der Fürsten wurde im Zeitalter der Reformation das auf der Christenheit ruhende Joch des Papstthums gebrochen. In ganz ähnlicher Weise wurden später unter deren Beistande viele andere Ketten, welche den Völkern im Laufe des Mittelalters angelegt worden waren, zerrissen. Der dritte und vierte Stand, Bürger und Bauern waren zu schwach, als daß sie mit der vereinten Kraft des Adels und des Pfaffenthums hätten erfolgreich kämpfen können. Die Fürsten thaten es an ihrer Stelle. Allerdings waren es nicht edele Beweggründe, welche die deutschen Könige, Kurfürsten und Herzoge bestimmten, die Rechte der Stände mit Füßen zu treten, sich die Geistlichkeit zu unterwerfen und überhaupt eine schrankenlose Willkürherrschaft an die Stelle der mittelalterlichen Beschränkungen zu setzen; sonst würden sie mit diesen Bestrebungen Milde, Gerechtigkeit und Einfachheit, und nicht Härte, Gewaltthätigkeit und Ausschweifungen jeder Art verbunden haben. Allein der Erfolg blieb in der Hauptsache doch derselbe. Durch die Fürsten selbst wurde ein gutes Stück Mittelalter beseitigt, welches später nie wieder hergestellt werden konnte.

Die Zertrümmerung der mittelalterlichen Schranken, welche die Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen zuerst systematisch in Angriff nahmen, bahnte wohl der Willkürherrschaft der deutschen Zaunkönige die Bahn, allein sie beseitigte zugleich auch viele unerträgliche Hemmnisse des alten Lehenswesens, welche mit einer geordneten Staatsverwaltung durchaus unvereinbar sind.

Nimmermehr hätten die deutschen Fürsten ihre Gewalt mit so geringer Mühe auszudehnen vermocht, wenn die Nation nicht längst der ständischen Verfassungen müde gewesen wäre. Der Uebergang von mittelalterlicher Unordnung zu den strengen Verwaltungsnormen der Neuzeit lag in den dringenden Bedürfnissen der Nation. Nicht dieses oder jenes Fürstenhaus, sondern alle Regentengeschlechter des europäischen Festlandes, welche nicht vollständig versteinert waren, das eine früher, das andere später, das eine mit größerer, das andere mit geringerer Entschiedenheit schritten in dieser Richtung voran. Je kräftiger ein Fürst oder ein Minister war, desto vernichtendere Streiche führte er gegen die Einrichtungen und Anstalten, welche das Mittelalter geschaffen, die Neuzeit aber verworfen hatte.

Es ist sehr verkehrt, die Entwickelung eines Volkes auf irgend eine F a m i l i e zurückführen zu wollen. Einzelne hervorragende Individuen haben, wie unstreitig Friedrich II. von Preußen, Joseph II. von Oesterreich und andere, großartig auf die Nationen eingewirkt, niemals hat dieses aber eine F a m i l i e gethan. Denn die Weltgeschichte kennt wohl einige Geschlechter, in welchen Mittelmäßigkeit oder manche Laster erblich waren, allein nicht e i n e, in welcher schöpferische Kraft, Erhabenheit der Gefühle und Großartigkeit der Gedanken sich vererbt hätten. Eine in Schwäche und Unmacht versunkene Nation kann durch einen andern Stamm, wie z. B. die verschiedenen Völker des weströmischen Reiches durch die Deutschen, neue Lebenskraft gewinnen, nimmermehr aber durch die Regententugenden einer einzelnen Familie, seien dieselben auch noch so groß. Es ist eine riesen-

hafte Abgeschmacktheit, deren sich Wirth*) schuldig macht, indem er die Verjüngung der deutschen Nation mit dem Hause Hohenzollern in Verbindung bringt. Die Trümmer dieses und jedes andern zwingherrlichen Hauses können der deutschen Nation wohl Stoff liefern zu einem großen, freien und einigen Staatsgebäude, aber sonst nichts, am wenigsten gesunde und frische Lebenssäfte, an welchen die fürstlichen Familien Deutschlands keinen Ueberfluß haben, wie an erblichen Krankheiten, Gebrechen und Lastern.

Friedrich II. trug viel zur Zertrümmerung des alten deutschen Reiches, viel auch zur Befestigung der Fürstengewalt, allein nur sehr wenig zur Entwickelung der deutschen Nationalkraft und des deutschen Freiheitsgefühls bei. Sich selbst unbewußt wirkten die meisten Fürsten Deutschlands in damaliger Zeit in derselben Richtung, namentlich auch Joseph II. Sie ahnten nicht, daß sie dadurch den Uebergang zur Republik vorbereiteten.

Nichts spricht mehr für die Unverwüstlichkeit der deutschen Nation, als der Fortschritt, welchen sie machte, ungeachtet der Nichtswürdigkeit oder des Ehrgeizes der Fürsten, welche sie im Laufe dieses Zeitabschnitts beherrschten. Die bodenlose Feigheit und Verrätherei der deutschen Machthaber zur Zeit Ludwig's XIV. bereitete der Nation aber nicht größere Gefahren, als die Herrschsucht ihrer Nachfolger. Unter Leopold I. kamen die deutschen Grenzen, unter Friedrich II. und Joseph II. das deutsche Rechts- und Nationalgefühl in Gefahr. Das Unrecht, welches die deutschen Fürsten gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts an Polen verübten, war größer, als dasjenige, welches sie ein Jahrhundert früher von Seiten der Franzosen und Schweden erlitten hatten. Das böse Beispiel, welches Fürsten, wie August der Starke von Sachsen, Karl Albrecht von Baiern, Karl Wilhelm von Baden, die meisten geistlichen Kurfürsten und Aebte dem deutschen Volke gaben, mußte auf Deutschland viel verderblicher wirken, als die Ausschweifungen des französischen Hofes auf Frankreich. Auf dem linken Rheinufer gab es doch nur eine, auf dem rechten nahezu dreihundert Hofhaltungen, welche meistentheils an sittlicher Verdorbenheit, wenn auch nicht an Mitteln, dem Versailler Hofe gleich kamen.

Die deutsche Nation überlebte alle diese Fürsten und deren Verbrechen, und wenn sie auch im Laufe dieses Zeitabschnitts niemals in praktisch-politischer Beziehung Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit bekundete, so legte sie doch den Grund zu einer wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung, welche zwar langsam, allein mit voller Sicherheit zu Freiheit und Recht führen muß.

§ 36. Ferdinand III. (1648—1657).

Deutschland war zur Zeit des westphälischen Friedens gewiß ein sehr unglückliches Land. Es blutete aus tausend Wunden. Seine Verfassung war zertrümmert, seine Bevölkerung gelichtet, seine Städte verödet und verwüstet. Dennoch war unser Vaterland nicht übeler daran, als die meisten übrigen Staaten Europa's. Weit bedauernswerther, als Deutschland waren Spanien, Portugal und Italien, jene Reiche, in welchen das Papstthum einen vollständigen Sieg errungen und folgeweise jede bessere Regung der Völker erdrückt hatte. Schweden hatte sich erschöpft. Es besaß nicht die unermeßlichen Hülfsquellen Deutschlands. Polen war in noch weit höherem Grade, als sein Nachbarland im Westen die Beute seines Adels und seiner Pfaffen.

Mit England und den Niederlanden, welche damals beide als Sieger aus dem Kampf mit verruchten Despoten hervorgegangen waren, konnte sich, was Wohlstand und Freiheit betrifft, Deutschland nicht vergleichen, wohl aber mit allen monarchischen Staaten Europa's,

*) Wirth, Bd. IV. Hptst. 16.

selbst dem viel gepriesenen und mächtigen Frankreich. Denn das Glück eines Volkes ist sehr verschieden von dem Glanze der Krone seines Königs. Deutschland hatte sich wenigstens die Zukunft gerettet, wenn auch seine Gegenwart beim Beginne dieses Zeitabschnitts sehr trübe war.

Die Klagen deutschthümelnder Schriftsteller über den Verfall der Reichsverfassung sind wahrhaft lächerlich. Zu bedauern ist nicht, daß einzelne Theile der alten deutschen Verfassung, sondern daß diese nicht ganz sammt Kaiser, Fürsten, Bischöfen und Rittern beseitigt wurde. Da eine vollständige Niederreißung des mittelalterlichen Staatsgebäudes nicht möglich, war es ein Glück, daß wenigstens ein Theil desselben abgetragen wurde. Deutschland konnte unter seiner Reichsverfassung nimmermehr erstarken. Die schwerfällige Maschine paßte nicht zu den rascheren Bewegungen der Neuzeit. Es giebt allerdings eine Klasse von Menschen, welche immer ausbessern wollen, auch wenn kein Fleck mehr vorhanden ist, der einen Stich hält. Allein diese Art von Staatskünstlern ist eben so arm an Geist, als an Kraft. Wenn ein Rock fadenscheinig geworden ist, schafft sich der Mensch einen neuen an, statt den alten alle Tage auszubessern. Wenn ein Haus den Einsturz droht, wartet der besonnene Eigenthümer nicht ab, bis es ihn unter Trümmern vergräbt, sondern reißt es nieder und baut ein neues. Dazu fehlte es der deutschen Nation an Kraft und dieses ist gewiß zu beklagen, nicht aber, daß einige alte Sparren aus dem baufälligen Hause des deutschen Reiches herausgeschlagen wurden.

Kaiser und Reich hätten den Schweden niemals die von ihnen eroberten deutschen Provinzen wieder abgenommen, hätten die Grenzen unsers Vaterlands weder im Osten, noch im Westen und Norden gewahrt. Die deutschen Stände hätten wohl Berathungen gepflogen, sie wären aber mit der That immer zu spät gekommen. Es war daher ein Glück für Deutschland, daß da und dort kräftige Fürsten ihre Macht ausdehnten und sie, wenn auch unmittelbar zu ihrem eigenen Vortheil, mittelbar doch zum Besten Deutschlands anwandten.

Kaum war der Friede geschlossen, so zeigte sich die deutsche Reichsverfassung in ihrer unbeschreiblichen Erbärmlichkeit. Monate vergingen, bis die Ratificationen des Friedensvertrages (am 19. Februar 1649) ausgewechselt, Jahre bis die deutschen Provinzen von den fremden Truppen geräumt wurden.

Kaiser und Reich waren so schwach, daß sie die den Schweden versprochenen Entschädigungsgelder nicht zahlten. Diese erpreßten mittlerweile unermeßliche Summen, ohne dieselben auf ihre Forderung in Abzug zu bringen, täglich bis zu 100,000 Thalern. Hätten die deutschen Fürsten entweder einige Thatkraft oder einige Aufopferungsfähigkeit gehabt, so wäre es nicht schwer gewesen, die Schweden abzufinden. Sie hätten dem deutschen Volke Millionen von Thalern, schwere Bedrängniß, Schimpf und Schande erspart. Ihre Schlaffheit und Erbärmlichkeit hatte zur Folge, daß die Schweden bis zum Sommer 1650 in Deutschland, gleich Feinden Brandschatzungen erhoben, und die ihnen zu ihrer Sicherheit eingeräumten festen Plätze besetzt hielten.

Als die Feinde aber abgezogen waren und wieder Frieden waltete, arbeitete die deutsche Nation mit unverdrossener Kraft, die Ruinen wegzuschaffen und an deren Stelle neue Gebäude zu setzen. Die vernachlässigten Fluren strotzten schon bald wieder von reichen Ernten. Handel und Gewerbe nahmen einen neuen Aufschwung trotz allen Hemmnissen, welche das Zunftwesen, Zölle und tausend mittelalterliche Schranken ihnen bereiteten.

Der Wohlstand der Nation war so tief erschüttert, daß er nur mit der äußersten Anstrengung einigermaßen wieder hergestellt werden konnte. Der Sinn für Wissenschaften und Künste litt unter dem Drucke der Zeiten. Jeder hatte so viel mit der Wieder-

aufrichtung des eigenen Herdes zu thun, daß er den Machthabern die Sorge für das allgemeine Wohl gern überließ. Diese aber dachten weniger an die Nation, als an die Erweiterung ihrer Herrschaft. Eine grenzenlose Selbstsucht erschwerte alle Verhandlungen zwischen Kaiser und Reich. Die Fürsten standen dem Kaiser, die Kurfürsten den übrigen Fürsten, die Katholiken den Protestanten feindlich gegenüber. Alle Streitigkeiten wurden mit einer Pedanterie und Weitschweifigkeit geführt, daß sie gewöhnlich kein Ende erreichten, und wenn selbst eine Entscheidung erfolgte, so konnte diese nur selten, niemals gegen einen mächtigen Reichsstand, vollzogen werden.

Der achte Artikel des westphälischen Friedens hatte bestimmt, daß ein Reichstag zu dauernder Ordnung der inneren Angelegenheiten Deutschlands binnen sechs Monaten abgehalten werden sollte. Aus den sechs Monaten wurden aber fünf Jahre. Im Juni 1653 begann der Reichstag zu Regensburg endlich seine Geschäfte. Zuerst galt es, ordentliche Reichsdeputationen zur Vorbereitung der Verhandlungen des Reichstags zu ernennen. Doch schon über diesen vorläufigen Punkt konnten sich die Stände nicht einigen. Zwar hatte nicht, wie auf den polnischen Reichstagen jeder Adelige, allein jeder Stand und jeder Religionstheil die Macht, die Fassung eines Beschlusses zu verhindern. Wenn entweder der Kaiser, die Kurfürsten, oder die übrigen Stände, entweder die Katholiken oder die Protestanten nicht wollten, so konnte jeder dieser Bestandtheile des Reichstages sein Veto einlegen, und die Maschine des deutschen Reiches feststellen.

Der Reichstag wurde auf diese Weise mehr und mehr ein Gegenstand des Spottes aller Welt. Die wirkliche Herrschaft in Deutschland wurde nicht von Kaiser und Reich, sondern von den einzelnen Landesherren ausgeübt. Der Reichstag sank zu einer Komödie herab, während die Souveraine Deutschlands in ihren großen und kleinen Gebieten ihre Herrschaft immer unumschränkter machten.

Das Ideal, nach welchem die deutschen Fürsten strebten, war der König von Frankreich. Wie dieser wollten alle selbstherrlich und prachtvoll sein. Wie dieser wollten sie ihre Grenzen erweitern und alle Klassen des Volkes, Adel, Bürger und Bauern unter ihr Joch beugen. Französische Sprache und Sitten wurden an allen deutschen Höfen Mode.

Nach dem Kaiser war unter den deutschen Fürsten damals der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welchen Lobhudler den großen Kurfürsten nennen. Er suchte seine Herrschaft zugleich im äußersten Westen und Osten Deutschlands auszudehnen. Im Jahre 1651 griff er zu den Waffen, um dem noch immer nicht erledigten Streite wegen der Jülich'schen Erbschaft*) ein Ende zu machen. Schon befürchtete man in Deutschland eine Wiederaufnahme des dreißigjährigen Kriegs Da jedoch der Kurfürst keine Verbündeten fand, bequemte er sich im Herbste genannten Jahres zu einem Vergleiche mit dem Pfalzgrafen von Neuburg. Mit mehr Erfolg verfuhr er im Osten. Durch schlaue Benützung der zwischen Schweden und Polen herrschenden Streitigkeiten erwarb er (1654) das Bisthum Ermeland, und die Unabhängigkeit seines Herzogthums Preußen von Polen, welche dieses Reich später (1657) ausdrücklich anerkannte. Außerdem verkaufte die polnische Krone ihm noch die Städte Lauenburg und Bütow in Preußisch-Pommern und das Kreisamt Elbing unter den Formen der Verpfändung. Sobald sich der Kurfürst mit Polen verständigt hatte, wandte er seine Waffen gegen seine früheren Verbündeten, die Schweden, und zwang sie im Frieden zu Oliva (1660), diejenigen Rechte aufzugeben, welche sie sich auf das Herzogthum Preußen vorbehalten hatten. Auf diese Weise schüttelte der Kurfürst die Bande ab, welche sein Herzogthum Preußen bis dahin an Polen geknüpft hatten. Es war dieses ein großer Schritt in der Richtung zum preußischen Königthume.

Ich gehöre durchaus nicht zu den Verehrern der Monarchie und des Preußenthums,

*) S. oben Bd. I. der Neuzeit § 35 S. 270 ff., § 51 S. 356.

weil die Monarchie mit einer freien Entwickelung des Menschengeistes unvereinbarlich. und das Preußenthum nichts anderes ist, als eine durch königliche Gewaltmaßregeln hervorgerufene Fehlgeburt. Allein wenn wir die Thätigkeit der preußischen Herrscher mit derjenigen der deutschen Kaiser, die Resultate preußischer Zwangsanstalten mit denjenigen reichsdeutscher Erbärmlichkeit vergleichen, so müssen wir die preußische Monarchie dem deutschen Kaiserthum vorziehen. Denn jene besaß doch Kraft, dieses nur Schwäche. Jene nahm zu, dieses immer ab. Das Preußenthum organisirte, wenigstens einen Kleintheil Deutschlands, während das deutsche Reich ganz Deutschland in einem dauernden Zustande erhielt, welcher alle Mängel der Organisation mit denjenigen der vollständigsten Verwirrung verband.

Der sogenannte große Kurfürst drückte allerdings sein Volk durch schwere Abgaben, das Heer welches er hielt, nahm große Kräfte an Menschen und Vorräthen in Anspruch. Allein das Geld, welches er ausgab, verwendete er zum Besten des Landes, wenigstens nach seiner königlichen Anschauung, und die Soldaten, welche er bezahlte, kämpften tapfer für ihren Kriegsherrn. Die Lasten, welche das deutsche Reich der Nation auferlegte, waren allerdings nicht so hoch, als diejenigen der Landesherren, allein sie waren weggeworfenes Geld und verlorene Mühe. Die Heere des deutschen Reiches dienten nur dazu, die Nation lächerlich zu machen, nicht diese beim Auslande in Achtung zu setzen. Unter den günstigsten Verhältnissen war die deutsche Reichsverfassung eine schwerfällige, unwirksame, durchaus veraltete Maschine. Stieß sie aber auf Schwierigkeiten, dann erzeugte sie selbst Gefahren, welche mehr als einmal die deutsche Nation ihrem Untergange nahe brachten.

Im Jahre 1653 hatte Kaiser Ferdinand III. die Wahl seines ältesten Sohnes Ferdinand durchgesetzt. Dieser starb aber schon im darauf folgenden Jahre (1654) und bevor noch eine neue Wahl zu Stande gekommen war, starb auch der Kaiser (1657). Aus dem Zusammentreffen dieser zwei Sterbefälle entwickelten sich für Deutschland die größten Gefahren. Sofort entstand ein Streit zwischen Baiern und der Pfalz über die Reichsverwesung. Baiern behauptete, auf dieselbe vermöge der neu errungenen Kur Anspruch zu haben. Die Pfalz erklärte, nicht mit der Kur, sondern mit der Pfalzgrafen-Würde sei die Reichsverwesung verbunden, sie komme daher nicht Baiern, sondern wie früher, der Pfalz zu. Kein Theil gab nach. Beide betrachteten sich selbst als die allein rechtmäßigen Reichsverweser im südlichen Deutschland, und obgleich in der That nichts zu beherrschen war, erließen beide geharnischte Manifeste, welche nur dazu beitrugen, die Verwirrung des Augenblicks zu vergrößern.

Unter dem Vorwande, die Uebermacht des Hauses Habsburg zu beschränken, arbeiteten Frankreich und Schweden gegen die Erwählung des Erzherzogs Leopold I., des Sohnes Ferdinand's III. Es gelang den Franzosen, Kurpfalz, Kur-Mainz, Kur-Baiern und Kur-Köln zu gewinnen. Schon glaubte Mazarin, die Wahl nach seinem Willen lenken zu können. Als er aber seine eigentlichen Pläne zu erkennen gab, und Ludwig XIV. die deutsche Kaiserkrone zuwenden wollte, merkten endlich die deutschen Fürsten, daß sie in Gefahr stünden, vom Regen in die Traufe zu kommen und wählten Leopold von Oesterreich (18. Juli 1658), Ferdinand's III. Sohn.

§ 37. Leopold I. (1658—1705).

Unser deutsches Vaterland war, als Leopold I. den Kaiserthron bestieg in einer wahrhaft trostlosen Lage. Im Norden hatte es mehrere der schönsten Provinzen verloren, welche, obgleich diese nach wie vor zum Reiche gehören sollten, thatsächlich dem Könige von

Schweden gehorchten und wenig oder gar nicht die Befehle des Kaisers und des Reichstags beachteten. Vom Westen her bedrohte Ludwig XIV. Deutschland und im Osten wälzte die Türkei ihre ungezählten Heeresmassen gegen unser Vaterland.

Allen diesen Gefahren sollte Leopold die Spitze bieten: Leopold, ein herzloser, beschränkter Pfaffenknecht, ein Spielzeug in den Händen der Jesuiten, verrathen und verkauft von seinen eigenen Ministern und Generalen! Ihm zur Seite stand eine Rotte von Fürsten, wie sie sich schwerlich jemals wieder so niederträchtig in Deutschland zusammen fand. Die einen waren in offener Verschwörung gegen ihr Vaterland, indem sie sich an den König der Franzosen verkauft hatten, die anderen schwankten unsicher zwischen Frankreich und Deutschland hin und her, die besten, unter ihnen der sogenannte große Kurfürst, dachten nur daran, ihre Hausmacht zu vergrößern, unbekümmert um das Schicksal der übrigen deutschen Fürsten oder gar die Grenzen, das Wohl und die Würde des deutschen Reiches.

Fürwahr! Da Deutschland in der Zeit der Regierung Leopold's I. und der dreihundert neben ihm herrschenden großen und kleinen Tyrannen nicht zu Grunde gegangen ist, haben wir allen Grund anzunehmen, daß es auch die Periode des deutschen Bundes und seiner dreißig Tyrannen überdauern werde.

Seit Ferdinand II. war Oesterreich in der Gewalt der Jesuiten. Ferdinand III. hatte nicht weniger als sechs und dreißig Kollegien derselben gegründet. Leopold I. verlieh dem Jesuiten-Kollegium zu Wien sogar ständische Rechte. Mit Mühe verhinderte es der Minister Lobkowitz, daß der Kaiser dem Orden die Grafschaft Glatz schenkte. Die Jesuiten beherrschten das schwache Gemüth des Kaisers und machten dasselbe unempfänglich für alle Regungen der Menschlichkeit, des Rechtes und der Ehre.

Viele deutsche Fürsten begaben sich in den Sold des französischen Königs und schlossen sogar mit ihm (am 14. August 1658) den sogenannten rheinischen Bund ab. Die Herzoge von Braunschweig, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Pfalz-Neuburg, die Kurfürsten von Mainz, Trier und von Köln nahmen Theil an diesem schimpflichen Vertrage. Ludwig versprach den deutschen Fürsten Schutz, diese gelobten die Krone Frankreich's, sogar gegen die übrigen deutschen Reichsstände mit Waffengewalt zu vertheidigen. Später traten noch mehrere andere deutsche Fürsten, namentlich Würtemberg, Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken dem Bunde bei. Anfangs erklärte sich der sogenannte große Kurfürst mit großem Nachdruck gegen den verderblichen Rheinbund, später war er schwach genug, ihm selbst beizutreten. Ferdinand Maria von Baiern stand unter dem Pantoffel seiner Frau, einer savoyischen Prinzessin, welche ganz französisch gesinnt war, und dessen bitterer Feind Karl Ludwig von der Pfalz, beging den unverzeihlichen Fehler, seine Tochter Elisabeth Charlotte dem Herzoge von Orleans, dem Bruder Ludwig's XIV. zur Frau zu geben (1671). Er ließ sie katholisch werden, ordnete dadurch seine Religion derjenigen des Franzosenkönigs unter, und brach so selbst zu allen den Schandthaten die Bahn, deren Schauplatz nur zu bald die Pfalz wurde.

Nimmermehr hätte Ludwig XIV. gewagt, mit seinen Eroberungsplänen hervorzutreten, wenn Deutschland einig gewesen wäre. Auf der Zwietracht der deutschen Fürsten ruhte die Macht Frankreich's.

Wir haben die Kriege Ludwig's XIV. schon oben*) geschildert. Es bleibt uns hier nur, die besonderen Beziehungen nachzuholen, in welchen sie zu Deutschland standen. Die spanischen Niederlande, gegen welche der französische Despot zuerst seine Eroberungspläne richtete, gehörten damals noch zum deutschen Reiche. Sie bildeten den burgundischen Kreis. Der westphälische Frieden hatte dieses ausdrücklich anerkannt. Zwar enthielt der-

*) Siehe §§ 3, 4, 5 Seite 13 ff.

selbe Vertrag auch einige Bestimmungen, welche darauf berechnet waren, die Einmischung des deutschen Reiches in die Angelegenheiten dieses Kreises auszuschließen. Da übrigens die spanischen Niederlande ausdrücklich für einen Theil des Reiches erklärt worden waren und Ludwig's XIV. Eroberungesucht ganz Deutschland gleichmäßig bedrohte, so waren Kaiser und Reich aus Gründen des Rechtes nicht minder, als der Klugheit aufgefordert, dem französischen Könige die Spitze zu bieten. Es wäre den deutschen Fürsten ein Leichtes gewesen, damals die herrschsüchtigen Absichten Ludwig's XIV. im Keime zu ersticken, wenn sie denselben mit vereinter Kraft entgegen getreten wären und denselben nicht das geringste Zugeständniß gemacht hätten. Die schwache Haltung, welche sie bei dem ersten Eroberungskriege Ludwig's bekundeten, mußte diesem Monarchen die größte Verachtung einflößen und ihn anspornen, auf der beschrittenen Bahn der Einschüchterung seiner Nachbarn voranzuschreiten.

Die deutschen Fürsten, Minister und Bischöfe dachten nur daran, sich um möglichst hohe Preise an den Franzosenkönig zu verkaufen. Unter diesen feilen Verräthern thaten sich insbesondere die vier Brüder Fürstenberg hervor: Wilhelm Egon, welcher den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, einen baierischen Prinzen, beherrschte, Franz, Bischof von Straßburg, Hermann, geheimer Rath des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, endlich Wilhelm, welcher Oberst in französischen Diensten war.

Gerade zur Zeit, da Ludwig XIV., nachdem es ihm gelungen war, einen Theil der spanischen Niederlande zu erobern, seinen Raubzug gegen Holland vorbereitete, brachte Wilhelm Egon von Fürstenberg es dahin, daß der Kurfürst von Köln mit Ludwig XIV. einen Angriffs- und Vertheidigungsbund schloß, den Franzosen die Festung Nuys einräumte und folgeweise die ganze Umgegend denselben preis gab. In diesem eben so ungerechten, als für Deutschland gefahrvollen Kriege stand also ein Theil der Deutschen sogar auf Seiten der Franzosen. Zwar leistete der Kurfürst von Brandenburg den Holländern Hülfe. Doch auch ihn leitete nicht die Rücksicht für das Wohl und die Würde Deutschlands. Die holländischen Subsidien und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Familie Oranien bildeten seine Beweggründe. Vergeblich hoffte er, daß ein österreichisches Heer, unter dem Grafen Montecuculi, sich mit seinen Truppen vereinigen würde. Der Kaiser und seine Räthe, von welchen mehrere an Frankreich verkauft, waren unfähig durchgreifende Maßregeln zu treffen. 'Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Pfalz erlaubten dem brandenburgisch-österreichischen Heere nicht, innerhalb ihres Gebietes über den Rhein zu gehen. Wilhelm von Fürstenberg wirkte, indem er abwechselungsweise die Rolle eines Franzosen, oder eines Deutschen spielte, im Interesse Ludwig's XIV. Die kaiserlichen Minister, namentlich Lobkowitz, gaben den französischen Generalen selbst Kenntniß von den Plänen des Hofkriegsrathes. Sie trieben es so arg, daß selbst der geschmeidige Montecuculi das Unwesen nicht länger ertragen konnte und abdankte. Kaiser Leopold war von Verräthern und Spionen umgeben. Sein italienischer Geheimschreiber hatte sich an den französischen Gesandten verkauft. Des Kaisers Beichtvater, Pater Emmerich, stand im Bunde mit den Verräthern und Spionen. So gelang es dem Minister Lobkowitz, die Kriegserklärung des Kaisers und diejenige des Reiches immer weiter hinaus zu schieben. Mittlerweile hatte sich der Kurfürst von Brandenburg (im Juni 1673) durch den Vertrag von Vossem, vom Kriege losgemacht. Er ließ sich von Ludwig 800,000 Livres bezahlen, behielt die von den Holländern empfangenen Subsidiengelder und vernichtete auf diese Weise die Hoffnungen, welche die Freunde Deutschlands und die Feinde des französischen Eroberers auf ihn gesetzt hatten. Der Uebermuth, welchen Ludwig XIV. unser armes Vaterland empfinden ließ, wurde immer unerträglicher. Der französische Despot nahm, ohne alle vorgängige Kriegserklärung, die zehn Reichsstädte des Elsasses, welche nach dem westphälischen

Frieden noch immer zu Deutschland gehörten, und vereinigte sie mit seinem Reiche. Nicht bloß auf dem linken, auch auf dem rechten Rheinufer trieb er Brandschatzungen ein. Endlich (Juli 1673) erklärte der Kaiser den Krieg. Doch fast ein Jahr verging, bevor das deutsche Reich sich dazu entschließen konnte (März 1674). Der Krieg wurde in schlaffster Weise geführt. Während Kaiser Leopold niemals Kraft entfaltete, wo ihm ein mächtiger Feind gegenüber stand, ließ er sich zu einem Akte der Gewaltthätigkeit hinreißen, welcher Ludwig XIV. auf's äußerste erbitterte, und welcher sich kaum rechtfertigen ließ. Wilhelm von Fürstenberg war bei dem Ende Juni 1673 zu Köln eröffneten Friedenscongresse als Kurkölnischer Gesandter erschienen. Er stand daher unter dem Schutze des Völkerrechtes. Ueberdies konnte er als Offizier des Königs von Frankreich auch auf einige Rücksichten Anspruch machen. Weil er aber früher bei einem Gastmahle sich geweigert hatte, auf die Gesundheit des Kaisers Leopold zu trinken, ließ ihn dieser auf offener Straße zu Köln durch ein in der Nähe liegendes italienisches Regiment gefangen nehmen. Der Vorfall erregte großes Aufsehen. Mehrere Offiziere verloren dabei ihr Leben. Ludwig XIV. nahm sich des in seinen Diensten stehenden Obersten auf's nachdrücklichste an, Leopold wollte denselben durchaus als Landesverräther hinrichten lassen.

Später gab der Kaiser zwar diesen Racheplan auf, allein der Friedenscongreß ging auseinander, die französischen Diplomaten hatten die beste Gelegenheit, über Verletzung des Völkerrechtes zu schreien, der Kurfürst von Köln schloß sich den Franzosen nur um so fester an, und Wilhelm von Fürstenberg erhielt eine Bedeutung, welche er früher nie gehabt hatte, und die er gar nicht verdiente.

Nachdem das deutsche Reich an Ludwig XIV. den Krieg erklärt hatte, nahm der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg an demselben wieder Theil. Er sowohl, als mehrere andere deutsche Fürsten ließen sich aber dafür gut bezahlen. Schweden gerieth durch diese Kriegserklärung in eine sehr sonderbare Lage. In Betreff seiner deutschen Provinzen sollte es gegen Frankreich fechten. Die schwedischen Aristokraten waren aber noch weniger, als die deutschen Fürsten geneigt, auf die französischen Subsidien zu verzichten. Am Ende gaben sie den Ausschlag und warfen das Gewicht der schwedischen und schwedisch-deutschen Streitkräfte in die Wagschale der Franzosen. Selbst nachdem diese ihre vandalische Verwüstung der Pfalz begonnen hatten, kam noch immer kein Ernst in die Kriegführung. Montecuculi's Nachfolger Bournonville und de Souches waren eben so gesinnungslos als jener und besaßen nicht dessen Talente. Im Oktober 1674 wurde zwar Lobkowitz gestürzt, allein es blieben noch immer zu viele Verräther am Wiener Hofe, als daß Deutschland in ehrenvoller Weise Krieg gegen Frankreich hätte führen können.

Kaum waren die brandenburg'schen Truppen an den Rhein gezogen, als die Schweden in die Mark Brandenburg einfielen (Januar 1675). Im Juli eilte der Kurfürst in sein Land zurück, und schlug die Schweden (am 25.) bei Fehrbellin. Auch in dem Winter 1678 auf 1679 brachte er den Schweden in der Nähe von Tilsit empfindliche Niederlagen bei. Im Frieden zu St. Germain, welcher demjenigen von Nimwegen nachfolgte (29. Juni 1679), mußte er aber alle seine Eroberungen an die Schweden wieder herausgeben, so sehr er sich auch vor dem Könige der Franzosen demüthigte. Nur Golnow in Pommern durfte er behalten.

Von allen Staaten, welche gegen Ludwig XIV. vereinigt im Felde gestanden waren, hatten die Niederlande ihm den kräftigsten, Spanien und Deutschland den schwächsten Widerstand entgegen gesetzt. Holland ging daher ohne wesentlichen Verlust aus dem Kriege hervor. Spanien und Deutschland hatten im Frieden von Nimwegen die größten Opfer bringen müssen, und gegen sie begann der französische Eroberer unmittelbar nachher schon wieder seine Operationen.

Schon weiter oben*) in der Geschichte Frankreichs haben wir die unter dem Namen der Reunionen verübten Schändlichkeiten kurz geschildert. Besonders empörend war die Art und Weise, wie Ludwig XIV. sich Straßburg's bemächtigte. Der verrätherische Bischof Franz Egon von Fürstenberg leistete ihm dabei den wichtigsten Beistand. Der Stadtschreiber und die meisten Mitglieder des Gemeinderaths waren bestochen. Hätten übrigens Kaiser und Reich auch nur mit einiger Wachsamkeit und Kraft gehandelt, so wäre diese so hochwichtige Grenzstadt dem deutschen Vaterlande nicht verloren gegangen.

Statt zu kämpfen, fingen die Deutschen und Spanier wieder zu unterhandeln an. Man half sich durch einen auf zwanzig Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand (August 1681), während dessen Ludwig im Besitze der Stadt Straßburg, der Kehler Schanze und aller übrigen von Deutschland losgerissenen Plätze bleiben sollte. Die schlimmsten Feinde Deutschlands waren nicht Ludwig XIV. und dessen Minister und Söldlinge, sondern jene wankenden und schwankenden Deutschen, welche niemals zu einer männlichen That gelangen konnten und vor nichts mehr, als einer großartigen Volksbewegung, welche doch allein das Reich retten konnte, zitterten. Gegen diese Klasse von Schwätzern und Schreibern wurde denn auch in späteren Jahren von den Geschichtschreibern stark gedonnert. Die Menschen, welche in unseren Tagen gerade so niederträchtig gehandelt haben, als unsere Vorfahren in den trübseligen Zeiten Ludwig's XIV., besitzen aber kein Recht, von deutscher Schande und Schmach, welche sie selbst mehrten, den Mund voll zu nehmen. Im siebenzehnten Jahrhunderte gab es in Deutschland keine Partei, welche Gut und Blut einsetzte, um für Recht und Freiheit in die Schranken zu treten. Es fehlte den besseren Bürgern jeder Anhaltspunkt. In den Jahren 1848 und 1849 wagten aber hunderttausende ihr Leben da und dort, um endlich das auf Deutschland ruhende Joch zu brechen. Allein jene Gelehrten, welche so heftig gegen Leopold I. und dessen Höflinge, gegen Fürstenberg und Genossen eifern, traten im Augenblicke der Entscheidung nicht auf die Seite des Volkes, sondern auf diejenige der Fürsten, welche um kein Haar besser sind, als deren Ahnen im siebenzehnten Jahrhunderte.

Hätten die Gothaer zur Zeit Ludwig's XIV. gelebt, sie hätten es gerade so gemacht, wie die Reichstagsgesandten, Universitätsprofessoren und sonstigen Fürstendiener damaliger Zeit, d. h. sie hätten gesprochen und geschrieben und sich vor jeglicher Gefährde wohl gehütet. Die drohende Haltung der Feinde hätte sie nicht zu reger Kraftanstrengung gespornt, sondern nur veranlaßt, Jeremiaden von sich zu geben. Die ärmlichen Menschen damaliger Zeit setzten, wie ihre Nachfolger in unseren Tagen, der Gewalt nicht Begeisterung und der Gefahr nicht Heldenmuth entgegen. Doch war die Lage so furchtbar, daß nur der gedankenloseste den drohenden Untergang der Nation nicht befürchten mußte, nur der feigste sich nicht aufgefordert fühlte, seine Person zur Rettung des Vaterlandes einzusetzen.

Nicht blos vom Westen, auch von Osten her wurde Deutschland auf's ernstlichste bedroht. Seit der Einnahme Constantinopels durch die Türken war unser Vaterland mehr als einmal in Gefahr gewesen, unter die Herrschaft†) der wilden Asiaten zu fallen. Niemals war aber diese größer gewesen, als gerade zur Zeit, da Ludwig in allen Richtungen seine Gewalt auszubreiten suchte. Die größere Hälfte Ungarns und ganz Siebenbürgen hatten die Türken sich schon unterworfen. Die Siebenbürger und Ungarn, welche zum großen Theile protestantisch waren, zogen die barbarische Herrschaft der Türken der jesuitischen der Oesterreicher vor, um so mehr, als die Muselmänner ihnen Wort hielten, die katholischen Christen aber nicht.

*) S. oben § 4 S. 25 f.

†) S. oben Buch VI. § 14 § 80. Buch VII. § 94 S. 611 ff. § 33 S. 243.

Nach dem Tode Ragoczy's I. folgte diesem sein Sohn Ragoczy II. in der Herrschaft über Siebenbürgen nach. Er verwickelte sich in einen unglücklichen Krieg mit Polen, mußte (1657) einen demüthigenden Frieden eingehen, und wurde darauf von dem Sultan, dessen Vasall er war, abgesetzt. Als er sich dessen ungeachtet zu behaupten suchte, zog der Großvezier Mohammed Köprili mit einem zahlreichen Heere gegen ihn. Die Türken warfen zwar alles vor sich nieder, mordeten und brannten, verwüsteten und raubten auf eine furchtbare Weise; sie mußten jedoch umkehren, bevor sie die Macht Ragoczy's gebrochen hatten. Der Kampf zwischen ihm und dem von den Türken eingesetzten Fürsten Barksay dauerte daher fort. Von den Oesterreichern unterstützt suchte auch der General Johann Kemeny im Trüben zu fischen, verlor aber (1662) in der Schlacht sein Leben. Die Frage war, ob die Türken oder die Oesterreicher in Ungarn und Siebenbürgen den Ton angeben sollten, da die Bewohner dieser Länder nicht die Kraft besaßen, ihre Angelegenheiten selbst in Ordnung zu bringen. Im Jahre 1664 erlitten die Türken bei Lewanz in Ober-Ungarn und bei St. Gotthard in der Nähe der Raab zwei entscheidende Niederlagen durch die Oesterreicher, worauf zu Vasvar (Eisenburg) ein zwanzigjähriger Waffenstillstand abgeschlossen wurde. Ungeachtet ihrer Siege mußten die Oesterreicher den türkischen Vasallen Apaffi als Herrn von Siebenbürgen anerkennen. Die Festungen Novigrod, Großwardein und sogar das wenige Meilen von Wien gelegene Neuhäusel blieben den Türken.

Leopold I., seine Jesuiten und Minister, Pater Emmerich, Fürst Portia und Lobkowitz mißhandelten die Ungarn in so unerträglicher Weise, daß die Nation nicht in einen Zustand gesetzlicher Ordnung und Ruhe kommen konnte. Zwar gelang es der österreichischen Regierung, eine sehr gefährliche Verschwörung des ungarischen Adels im Blute der Theilnehmer zu ersticken. Allein die Aufregung des Volkes dauerte fort, und brach sich in wiederholten Aufständen Bahn, welche von Siebenbürgen aus Hülfe und Unterstützung, und in den von den Jesuiten und deren Knechten blutig verfolgten Protestanten die eifrigsten Vorkämpfer fanden. Ludwig XIV. fachte durch die Einflüsterungen seiner Gesandten, großartige Versprechungen und einiges Geld den unter der Asche glimmenden Funken der Unzufriedenheit an. Der Aufstand nahm im Jahre 1678 einen sehr drohenden Charakter an, und vermehrte die Verlegenheiten, in welchen sich Leopold befand, sehr zum Vortheile des tückischen Ludwig von Frankreich. Im Jahre 1682 kam es endlich zu einem Waffenstillstande. Dieser war aber nicht von langer Dauer. Das Haupt der Unzufriedenen war Emerich Tököli, welcher sich im Juli 1682 mit Ragoczy's Wittwe vermählte, und dadurch seinen Anhang in Ungarn noch vermehrte. Er gewann eine erhöhte Bedeutung durch die Türken, mit welchen er in gutem Einvernehmen stand, und denen er zu dienen bereit war. Die Pforte hielt den Augenblick für günstig, ihren alten Feind Habsburg anzugreifen. Am 31. März 1683 rückte der Großvezier Kara Mustafa mit einem Heere von mehr als zweimal hundert tausend Mann von Adrianopel aus, vereinigte sich in Essek mit den Schaaren Tököli's und erschien am 7. Juli vor Wien. Mehr, als zwei Monate lang blieb die Stadt im Zustande der Belagerung. Leopold hatte sich bei Zeiten geflüchtet. Er war es nicht, der seine Hauptstadt rettete und die Türken zurückschlug. Den Kern des Befreiungsheeres bildeten fünfzehn tausend Polen unter ihrem tapfern und hochherzigen Könige Johann Sobiesky. Sie kämpften auf dem rechten Flügel. Im Mitteltreffen stritten Sachsen und Baiern. An diese schlossen sich die Truppen des fränkischen Kreises. Am 12. September kam es zur Schlacht. Die Türken unterlagen und kehrten in eiliger Flucht nach ihrer Heimath zurück. Ihre Verluste waren unermeßlich. Dennoch behaupteten sie sich noch längere Zeit in Ungarn. Erst am 16. August 1685 nahmen die Deutschen Neuhäusel und ein Jahr später (2. September 1686) Ofen. Die blutigen Verfolgungen, welche die Oesterreicher aller Orten über die Einwohner des Landes, na-

mentlich die Protestanten, verhängten, erschwerten ihnen die Kriegführung. Der Kampf zog sich in die Länge. Leopold konnte seine Truppen, deren er so nothwendig am Rheine bedurfte, nicht aus Ungarn ziehen. Für jeden Sieg, den er im Osten gewann, erlitt er eine Niederlage im Westen. Während seine Generale die Türken über die Donau trieben, drangen die Franzosen über den Rhein.

Den Vorwand zu neuen Gewaltstreichen gab dem Könige Ludwig XIV. das Verhältniß, in welchem sein Bruder, der Herzog von Orleans, zu dem pfälzischen Hause stand. Der Kurfürst Karl Ludwig war im Jahre 1680, sein einziger Sohn Karl kurz nach ihm (1685) kinderlos gestorben. Zwar fiel nach den Erbverträgen des Hauses das Land Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg zu. Allein das hielt den französischen Despoten nicht ab, im Namen seines Bruders die Allodial-Erbschaft des letzten Kurfürsten aus dem Hause Simmern, wozu er alle Theile der Pfalz rechnete, die nicht Reichslehen waren, in Anspruch zu nehmen.

Während die deutschen Fürsten noch Bündnisse schlossen und Unterhandlungen pflogen, überschwemmte Ludwig XIV. die Pfalz mit seinen Truppen, erklärte hinterher dem deutschen Reiche den Krieg (Oktober 1688) und begann darauf jene Verwüstung des blühenden Landes, welche allein genügt, das Andenken des Despoten mit Schimpf und Schande zu bedecken.

Nichts wäre leichter gewesen, als die raubmörderischen Söldner Ludwig's XIV. zu züchtigen, falls die Deutschen einig gewesen wären. Allein dem Kaiser Leopold schien es wichtiger, die Rechte und Freiheiten der Ungarn mit Füßen zu treten, als die Grenzen Deutschlands zu wahren, und seinem Generale Caprara lag es mehr am Herzen dem brandenburg'schen Feldmarschall Schöning, als den Franzosen wehe zu thun. Später verhinderten die Zänkereien der beiden brandenburg'schen Feldherren Schöning und Barfuß jede kriegerische Operation. Als endlich Schöning den brandenburg'schen Dienst verließ und in den sächsischen trat, bediente er sich der Herrschaft, die er über den Kurfürsten Johann Georg IV. besaß, um die sächsischen Truppen so lange als möglich vom Kampfplatze ferne zu halten. Der kaiserliche General-Feldmarschall-Lieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf übergab (1693) ohne Schwertstreich und ungeachtet der Markgraf Ludwig von Baden mit einem Heere in der Nähe stand, die Stadt Heidelberg an die Franzosen, welche dann ihr Werk der Zerstörung, welchem früher die starken Mauern des Schlosses Trotz geboten hatten, vollendeten. Als im April 1694 der Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen starb, rief dessen Nachfolger Friedrich August I. seine Truppen vom Reichsheere ab, und lähmte dadurch alle kriegerischen Unternehmungen der Deutschen.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, daß der Frieden von Ryswick so schimpflich für Deutschland ausfiel. In Betreff der Religions-Angelegenheiten der Pfalz machten sogar der deutsche Kaiser und der französische König gemeinsame Sache gegen die unglücklichen Bewohner des Landes, welche sie zwingen wollten, die ihnen durch die Franzosen im Kriege aufgedrungene katholische Religion auch nach dem Frieden beizubehalten.

Welcher vernünftige Mensch kann eine auf solche Weise Krieg führende Regierung und eine durch solche Mittel ausgebreitete Religon achten! Die Staatsverfassung und die Religion Deutschlands waren damals, wie heute nur verderbliche Zwangsanstalten, die Fürsten eigennützige und herrschsüchtige Tyrannen, und die Nation ein Volk von Knechten, welches noch drückendere Ketten tragen und noch schimpflichere Schläge erdulden mußte, bevor es zu einigem Selbstgefühle erwachte. Ich kann in den hergebrachten Heulerton deutscher Geschichtschreiber nicht einstimmen, welche die Zustände Deutschlands bejammern, ohne die eigentliche Grundursache auch nur anzudeuten. Diese war nichts anderes, als

die Unterthanengeduld der Nation. Weil die Fürsten wußten, sie könnten dem Volke alles bieten, dieses werde die schimpflichsten Fußtritte ertragen, ohne ihnen männlichen Widerstand entgegen zu setzen, ließen sie ihren Leidenschaften und Launen den Zügel schießen, wie zu allen Zeiten alle Tyrannen thaten, die es mit Knecht-Seelen zu thun hatten.

Im Westen ging der Nation eine Stadt und eine Provinz nach der anderen verloren. Die Habsburger schlugen diese Verluste nicht hoch an. Denn nur für die Macht ihres Hauses, nicht für die Würde der deutschen Nation hatten sie Sinn und Streben. Im Osten breiteten sie sich mehr und mehr auf Kosten der Ungarn, Siebenbürger und Türken aus. Auf dem Reichstage des Jahres 1687 drang Leopold I. den Ungarn die Verzichtleistung auf deren althergebrachte Rechte der Königswahl und des Widerstandes gegen die Obrigkeit für den Fall einer Rechtsverletzung ab. So gelangte das Haus Habsburg durch eine förmliche Uebereinkunft vom 25. Januar 1688 in den erblichen Besitz der ungarischen Krone. An dieser hielt es fest. Die Bedingungen, unter welchen die Ungarn ihre zwei wichtigsten Rechte zu Gunsten der Habsburger aufgaben, d. h. die gewissenhafte Beobachtung aller übrigen Bestimmungen der ungar'schen Staatsverfassung, verletzten aber diese tückischen Fürsten, so oft dieselben ihren herrschsüchtigen Plänen im Wege standen.

In ähnlicher Weise wie Ungarn, unterwarfen sich die Habsburger kurz darauf auch Siebenbürgen. Der elende Fürst Apaffi huldigte selbst dem Kaiser Leopold. Nach dessen Tode wurde Apaffi's minderjähriger Sohn vollständig beseitigt. Die Habsburger gaben den Siebenbürgern die besten Worte, versprachen denselben die Erhaltung aller ihrer Freiheiten und Vorrechte und traten diese später mit Füßen.

Die Türken erlitten eine Niederlage nach der anderen. Die Prinzen Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen sammelten sich Lorbeeren im Dienste des unfähigen Leopold. Sie nahmen (1688) Belgrad mit Sturm. Bei Pataſch und bei Nissa schlug der erstere die Türken und eroberte kurz darauf (1689) Widdin.

Mustapha Köprili nahm zwar (1690) den Oesterreichern Belgrad, Nissa, Semendria und andere Städte wieder ab. Allein bei Salankemen verlor er Schlacht und Leben. Bei Zenta schlug der Prinz Eugen von Savoyen die Türken auf's neue (1699). Endlich kam (1699) zu Karlowitz der Frieden zu Stande, in welchem die Türken die Eroberungen, welche sie im Laufe zweier Jahrhunderte in Ungarn und Siebenbürgen gemacht hatten, verloren. Auf dem linken Ufer der Donau blieb ihnen nur Temeschwar.

Kaum hatte sich Kaiser Leopold im Osten freie Hände gemacht, so ging der kurze Frieden schon wieder zu Ende. Im Westen brach der spanische Erbfolgekrieg, im Norden der sogenannte nordische Krieg aus. Beide betrafen die deutsche Nation als solche eigentlich gar nicht. In dem einen handelte es sich nur um die Ansprüche der Bourbonen und der Habsburger auf den spanischen Thron, in dem andern um die Eroberungsgelüste zuerst der Gegner der Schweden, dann des siegreichen Karl's XII., endlich wieder der gegen ihn verbündeten Fürsten. Allein ein großer Theil der Kosten, der Menschenverluste und der Verwüstungen, welche beide Kriege in ihrem Gefolge hatten, kam auf Rechnung unsers, von seinen Fürsten in Krieg und Frieden gleich übel verwalteten Vaterlandes.

Es war für Deutschland ein Unglück, daß der spanische Erbfolgekrieg im Namen des Reiches geführt wurde, doppelt groß wurde es aber dadurch, daß zwei mächtige Fürsten: Maximilian Emanuel von Baiern und dessen Bruder Joseph Clemens von Köln auf französischer Seite daran Theil nahmen. Der Krieg gelangte dadurch auf deutschen Boden, welcher von neuem alle seine Drangsale zu erleiden hatte. In den Rheingegenden, in Schwaben, Baiern und Tyrol hatten die Einwohner von Freunden und Feinden viel zu ertragen. Die Streitkräfte des Kaisers wurden zersplittert und die Lage Deutschlands noch mehr gefährdet. Während die Truppen des Kaisers nicht hinreichten,

den Franzosen am Rheine die Spitze zu bieten, brach in Folge des österreichischen Bedrückungssystemes ein neuer Aufstand der Ungarn aus.

Den nordischen Krieg entzündeten Friedrich IV. von Dänemark, Friedrich August I. von Sachsen und Peter I. von Rußland, welche vermeinten, die Minderjährigkeit Karl's XII. biete ihnen eine gute Gelegenheit, Eroberungen zum Nachtheile der Schweden machen zu können. Die armen Sachsen mußten bluten und zahlen für die Thorheiten und Verbrechen ihres Fürsten. Das deutsche Reich kümmerte sich nicht um sie. Es hatte alle Mühe, sich der Franzosen zu erwehren. Die schlimmste Folge des nordischen Krieges war aber, daß durch denselben die Streitkräfte der natürlichen Gegner des russischen Kolosses geschwächt, und mit sächsischer Hülfe der Grund zu dessen Uebergewicht im Norden, und folgeweise zu dessen weltherrschaftlichen Bestrebungen gelegt wurde.

Während die Häuser Habsburg und Sachsen im Westen und im Norden Krieg führten, setzte sich der Kurfürst Friedrich von Brandenburg die preußische Königskrone auf's Haupt (1700). Er erkaufte sich die Anerkennung des Kaisers durch den Beistand, welchen er diesem in dem spanischen Erbfolgekriege leistete, und zeichnete durch den Titel, den er annahm, sich selbst und seinen Nachfolgern eine Laufbahn des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht vor, welche für die Entwickelung der hohenzoller'schen und sämmtlicher deutscher Länder von hoher Bedeutung war. Ein Titel als solcher, er heiße Kaiser, König oder Freiherr hat allerdings in den Augen der denkenden Menschen keinen Werth. Allein die Zahl dieser letzteren war von jeher sehr geringe. Insofern sich übrigens an ein Wort bestimmte Begriffe, Erinnerungen und Ansprüche knüpfen, kann dasselbe sehr wichtig werden. Der Königstitel deutete an, daß Kurfürst Friedrich von Brandenburg in den inneren Verhältnissen seiner Provinzen nach unumschränkter Macht und in seinen Verhältnissen zum Auslande nach möglichster Vergrößerung strebe. Er wirkte daher auf Preußen in ganz ähnlicher Weise wie die Annahme des Kaisertitels von Seiten Peters I. auf Rußland. Die preußischen und russischen Herrscher gaben durch die Erhöhung des Titels, welche sie sich beilegten, ihre Gesinnungen zu erkennen, und ihre Nachfolger waren nur zu eifrig darauf bedacht, diese zu verwirklichen.

Der systematische Despotismus, welcher sich seit den Tagen des sogenannten großen Kurfürsten mehr und mehr in Preußen entwickelte, war ein Uebel; allein die bodenlose Liederlichkeit, welche um dieselbe Zeit in vielen anderen deutschen Staaten, z. B. in Sachsen und Würtemberg, und die Schlaffheit, welche in anderen, namentlich Oesterreich mehr und mehr um sich griff, war unstreitig ein noch größeres.

Die Menschheit und Oesterreich insbesondere gewann, als Leopold I. (5. Mai 1705) starb.

§ 37. Joseph I. (1705—1711).

Leopold's I. Sohn und Nachfolger war nicht so schwach, als sein Vater gewesen. Er besaß wenigstens Einsicht und Kraft genug, diejenigen Hemmnisse zu entfernen, welche früher Männern, wie der Prinz Eugen von Savoyen einer war, jede durchgreifende Thätigkeit unmöglich gemacht und jeden Schritt erschwert hatten.

Joseph I. war kein Pfaffenknecht, gleich seinen Vorgängern Leopold I., Ferdinand III. und Ferdinand II., obgleich er auch von einem freien Standpunkte weit entfernt war. Während der kurzen Zeit seiner Regierung nahmen die Angelegenheiten seines Reiches eine sehr günstige Wendung. Durch kluge und billige Zugeständnisse beruhigte er schnell den Aufstand der Ungarn. Er trat dem Papste gegenüber mit Festigkeit auf. Aller Orten drangen seine Heere vor. Kurz vor seinem Regierungsantritt hatten Marlborough

und Prinz Eugen die Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704) gewonnen, in deren Folge die Franzosen sich über den Rhein zurückzogen. Bald darauf folgte der glänzende Sieg bei Turin (7. September 1706).

Der große Fehler, dessen Joseph I. sich schuldig machte, war, daß er die günstige Gelegenheit, welche die Niederlagen seiner Feinde und die Geneigtheit Ludwig's XIV. Frieden zu schließen, ihm boten, nicht benützte. Wäre er ein Staatsmann gewesen, so hätte er sehr wohl voraussehen können, was später eintrat. Eine Coalition besitzt niemals diejenige abgeschlossene Kraft, wie ein einziges Reich diese bietet. Sie darf daher nicht ihre Forderungen auf's äußerste spannen aus Furcht, dadurch ihre Existenz selbst zu gefährden. Joseph I. mußte ferner an den Fall seines Todes denken und für denselben Fürsorge treffen. Er that es nicht, und verscherzte dadurch selbst die Früchte der zahlreichen Siege, welche er und seine Verbündeten während der kurzen Zeit seiner Regierung gewannen. Den Schlachten von Höchstädt(1704), Ramillies (1706), Turin (1706), Oudenarde (1708), Malplaquet (1709) und Villaviciosa (1710) hatten die Franzosen nur Almanza (1707) entgegen zu setzen.

Als Joseph I. im April 1711 starb, änderte sich die Sachlage von Grund aus. Die Gefahr der Weltherrschaft, welche bis dahin das Haus der Bourbonen bei allen europäischen Mächten angeregt hatte, ging in erhöhtem Maße auf das Haus Habsburg über. Ludwig XIV. wollte nur, daß sein Enkel die spanische Monarchie erbe. Joseph's I. Nachfolger trachtete darnach, in seiner Person die Ländermasse zu vereinigen, welche einst Karl V. beherrscht hatte und mehr als diese. Denn wäre es ihm gelungen, Spanien zu erobern, so hätte er nicht bloß die Hälfte der deutschen Besitzungen des Hauses Habsburg, sondern diese ganz damit vereinigt. Er hätte Karl's V. und Ferdinand's I.*) unermeßliche Reiche beherrscht. Kein Wunder, daß die Coalition unter diesen veränderten Verhältnissen schnell zusammenbrach. In mehr, als einer Beziehung war der Tod Joseph's I. ein großes Unglück für Deutschland. Seit langer Zeit war er der erste deutsche Kaiser, welcher in Religionsangelegenheiten einige Duldsamkeit und in der Staatsregierung einige Vorurtheils-Freiheit bekundete. Gleich beim Antritte seiner Regierung machte er sich von den Jesuiten unabhängig und entfernte sie später gänzlich aus seiner Nähe. Die Protestanten in Ungarn und Böhmen versöhnte er durch Zugeständnisse, welche, so gering sie an und für sich waren, doch manche Wunde heilten. Als Karl XII. von Schweden (1706) das Gebiet Joseph's I. verletzte, indem er, ohne anzufragen, seinen Weg von Polen nach Sachsen durch Schlesien nahm, so zeigte der Kaiser auch bei dieser Gelegenheit seine friedfertige Stimmung. Er glich, unter englischer Vermittelung, seine Streitigkeiten mit Karl XII. aus, gewährte den schlesischen Protestanten die ihnen bisher, im Widerspruche mit dem westphälischen Frieden, vorenthaltene Religionsfreiheit, gab ihnen ein hundert und zwanzig Kirchen zurück, welche die Jesuiten ihnen geraubt hatten, und stellte dadurch zu gleicher Zeit das gute Einvernehmen mit dem damals so sehr gefürchteten Schwedenkönige und mit seinen eigenen Unterthanen protestantischen Glaubens in Schlesien her.

Vor dem Papste hegte Kaiser Joseph nicht jene abergläubische Scheu, welche seine Vorgänger abgehalten hatte, ihre Rechte dem tückischen Oberpriester gegenüber zu behaupten. Als der Papst Partei für Ludwig XIV. nahm, zwang ihn Joseph I. durch Waffengewalt seinen Bruder Karl als König von Spanien anzuerkennen. Mit gleichem Nachdrucke verfuhr er (1706) gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln, und (1708) gegen den Herzog von Mantua. Für das deutsche Reich that er so viel, als möglich war. Doch diese jämmerliche Anstalt war keiner Wiederbelebung fähig. Joseph I. hatte Mühe genug, nur den Reichstag beisammen zu halten und das Reichskammergericht, welches seit 1704

*) S. oben Buch VII. § 33 S. 242.

in Folge von Mißhelligkeiten unter seinen Mitgliedern in's Stocken gerathen war, wieder in Gang zu bringen. Ihm muß es beigemessen werden, daß die Stadt Donauwörth endlich, dem westphälischen Frieden gemäß, ihre Reichsfreiheit wieder erhielt.

In gleichem Geiste, wie im Reiche führte Kaiser Joseph I. auch in seinen Erbstaaten die Regierung. Zu bedauern war nur, daß er einen übertriebenen Aufwand für seinen Hofstaat machte und großes Gewicht auf nichtige Ceremonien legte. Als er, bevor er noch den Kaiserthron bestiegen hatte (1702) zur Belagerung von Landau aus Wien abreiste, begleiteten ihn nicht weniger als zweihundert und zwei und dreißig kampfunfähige Personen. Dazu kamen hundert und siebenzig Köpfe, deren seine Gemahlin bei dieser Gelegenheit bedurfte: Fischmeister, Ziergärtner, ein und zwanzig Köche und ähnliche Diener, welche die Kriegführung nothwendig erschweren mußten, bildeten den größeren Theil dieses Gefolges. Wenn so große Kräfte und Mittel für Prunk und Luxus verwandt wurden, blieb natürlich für die Zwecke des Staates nur wenig übrig. Joseph I. war einer der besten Fürsten der Habsburger. Liebhaberei für Verschwendung und Ceremonien sind Fehler, welche neben den in diesem Hause üblichen Lastern verschwinden.

Während der ganzen Dauer der Regierung Joseph's I. wüthete der nordische Krieg fort. Zwar wurde demselben durch den Alt-Ranstädter Frieden (24. September 1706) für Sachsen ein Ziel gesteckt. Als aber Karl XII. die Niederlage bei Pultawa (8. Juli 1709) erlitten hatte, griff August II. wieder zu den Waffen und verband sich mit Rußland und Dänemark gegen ihn. Bald darauf schlossen sich auch der König von Preußen und der Kurfürst von Hannover dem Bunde an, indem sie hofften, den Schweden ihre deutschen Besitzungen abzunehmen. Sie arbeiteten dadurch mehr und mehr dem russischen Kaiser in die Hände. Durch das sogenannte Haager Concert, an welchem der Kaiser, die Seemächte, Dänemark, Preußen, Sachsen und mehrere andere deutsche Reichsstände Theil nahmen, sollte die Neutralität der deutschen Länder Karl's XII. verbürgt werden. Als jedoch die Lage des Schwedenkönigs immer trostloser wurde, fielen die Preußen über Pommern, die Hannoveraner über Bremen und Verden her. Erst unter Kaiser Kaiser Karl VI. erreichte der spanische und der nordische Krieg sein Ende.

§. 39. Karl VI. (1711—1740).

Der Gegensatz zwischen der Gesammtheit und deren einzelnen Theilen oder zwischen dem Reiche und dessen einzelnen Ständen hatte seit den ältesten Zeiten die Angelegenheiten Deutschlands in Verwirrung gebracht. Je schwächer das Reich und je stärker dagegen die einzelnen Landesherren wurden, desto mehr vernachlässigten Kaiser, Fürsten und Herren die Interessen der Nation, während sie ihren persönlichen Vortheil suchten. Die einzelnen Fürstenhäuser, namentlich Oesterreich, Preußen und Baiern breiteten sich unausgesetzt auf Kosten des Reiches aus. Jeder Friedensschluß gab dem Kaiser und allen Fürsten, welche zahlreiche Heere besaßen, Gelegenheit, diese oder jene ihnen ersprießliche, dem Reiche aber verderbliche Klauseln in den Vertrag aufnehmen zu lassen.

Der spanische Erbfolgekrieg wurde zwar bloß im Interesse des habsburg'schen Hauses geführt. Allein als es zum Frieden kam, wußten es Kaiser und Fürsten wieder so einzurichten, daß das deutsche Reich die Zeche zu bezahlen hatte.

Karl VI., Joseph's I. Bruder, besaß die Fehler desselben in höherem Grade, allein keine der besseren Eigenschaften seines Vorgängers. Seit dem Jahre 1704 hatte er in Spanien eine Krone gesucht, aber nicht gefunden. Als er die Nachricht von dem Tode Joseph's erhielt, kehrte er nach Deutschland zurück und leitete dort die Friedensverhand-

lungen eben so schlecht, als früher den Krieg in Spanien. Alle die Hoffnungen, welche die Siege Marlborough's und des Prinzen Eugen angeregt hatten, gingen unter. Die vielen Städte und Bezirke, welche Ludwig XIV. auf dem linken Rheinufer von Deutschland losgerissen hatte, blieben verloren. Kehl, Freiburg und Breisach kamen zwar wieder an Deutschland, doch weder Landau noch Fort Louis, welche nach den Utrechter Verabredungen doch auch zurückgegeben werden sollten. Das deutsche Reich erhielt also nicht einmal diejenigen Bedingungen, welche England und Holland für dasselbe ausgemacht hatten, sondern mußte sich mit zwei wichtigen Festungen weniger begnügen. Fürwahr schimpflicher ist selten eine Macht zweiten und dritten Ranges behandelt worden!

Kurz nach dem spanischen Erbfolgekriege erreichte der nordische Krieg sein Ende. Karl XII. bewies, daß in der neueren Zeit es nicht genüge, ein tapferer Krieger zu sein, um dauernd den Sieg zu fesseln. Der wilde Schwedenkönig war weder ein Feldherr, wie seine Zeitgenossen Marlborough und Prinz Eugen, noch ein Staatsmann, wie Wilhelm III. Alle seine Siege verwandelten sich später in Niederlagen, und das gewöhnliche Loos der Unglücklichen, von allen Freunden verlassen und von allen beutelustigen Nachbarn überfallen zu werden, ward auch ihm zu Theil.

Georg I. Kurfürst von Hannover und König von England erhielt im Frieden von 1719 für eine Million Thaler Bremen und Verden, Preußen im folgenden Jahre für drei Millionen Thaler den zwischen Oder und Penne gelegenen Theil von Pommern. Sachsen gewann und verlor keinen Landstrich. Die Eroberungen, welche Rußland mit Hülfe der Deutschen im Frieden zu Nystädt (1721) behauptete, erschütterten für immer die schwedische Macht. Je mehr die russische durch dieselben vergrößert, desto mehr wurde Deutschland gefährdet. Doch das deutsche Reich bekümmerte sich wenig oder gar nicht um die Wechselfälle des nordischen Krieges, obgleich sich bald herausstellte, daß dieselben eine größere Tragweite besaßen, als diejenigen des spanischen Erbfolgekrieges.

Karl's VI. Gesichtskreis reichte nicht über die Grenzen des Hauses Habsburg hinaus. Nächst der Thronfolge in seiner Familie war es nur Glanz und Schimmer, wofür er Sinn hatte. Statt sich mit der Ordnung der inneren Verhältnisse seines Reiches, mit Beaufsichtigung seiner betrügerischen Diener und der Gründung einer tüchtigen Kriegsmacht zu beschäftigen, vergeudete er Zeit und Kraft mit den ausgesuchtesten Ceremonien, welche seinen Ruhm und seine Größe bekunden sollten. Er bildete um sich einen Hofstaat, welcher 40,000 Personen zählte, und das Mark des Volkes aufzehrte. Er feierte unzählige Feste, welche außerordentlich geistlos und langweilig waren, und nur die Zeit tödteten, welche mit Centnerschwere auf Karl und dessen Umgebungen ruhte. Der Graf von Sinzendorf leitete an des Kaisers Stelle zugleich Staat, Hof und Küche. Auf die letztere verstand er sich am besten, auf den Hof schon weniger, und auf den Staat gar nicht. Die unsinnigste Verschwendung herrschte am Hofe und die empörendsten Unterschleife gingen mit derselben Hand in Hand. Zum Erweichen des Brodes für die Papageien der Kaiserin wurden z. B. zwei Faß Tokaier täglich in Rechnung gebracht und für den Schlaftrunk der Kaiserin täglich zwölf Maaß des besten Weines. Das Heer sollte 120,000 Mann zählen, in der That war es aber gewöhnlich nur 40,000 Mann stark. Die Kosten für die übrigen 80,000 unterschlugen die zahlreichen Feldmarschälle und sonstigen Offiziere mit einander. Einer derartigen Verwaltung gebrach es natürlich an allem Nachdrucke und jeglicher Kraft, während ein hoher Grad von Umsicht und Ausdauer erforderlich gewesen wäre, um den Gefahren, womit unmittelbar das Haus Habsburg und mittelbar die ganze Ländermasse desselben bedroht war, die Spitze zu bieten.

Joseph I. war ohne männliche Nachkommen gestorben. Sein Bruder Karl VI. hatte zwar Töchter, allein keinen Sohn. Er war der letzte seines Geschlechtes. Die große

Aufgabe seiner Regierung bestand darin, die gesammte österreichische Monarchie seiner ältesten Tochter Maria Theresia, welche den Herzog Franz von Lothringen ehelichte, zu sichern. Dieses Ziel zu erreichen, wäre nicht schwer gewesen. Die Hülfsmittel der habsburg'schen Länder waren so groß, daß im Laufe der drei Jahrzehnte, welche Karl VI. auf dem Throne saß, dieser einen Schatz hätte sammeln und ein Heer bilden können, welche eine festere Bürgschaft für die Thronfolge seiner Tochter gewesen wären, als alle Urkunden, welche er im Laufe seines ganzen Lebens zu deren Gunsten unterzeichnen ließ. Allein Karl VI. verwechselte unausgesetzt den Schatten der Dinge mit diesen selbst, den Prunk der Krone mit deren Gewalt, den Titel des Kaisers mit den Rechten und Pflichten desselben. Weil er keine gute Ordnung im Staate hielt, war er schwach und suchte auf Kosten des deutschen Reiches und seiner Erbstaaten, was er ohne Opfer und auf ehrenvolle Weise durch Annahme einer wohl vertheidigten Stellung dem Auslande gegenüber hätte erreichen können.

Karl VI., der selbst sein Wort brach, so oft er glaubte, es ungestraft thun zu können, der seine eigenen Unterthanen protestantischen Glaubens im Widerspruche mit den Bestimmungen des westphälischen Friedens, der alten Verfassung des Landes und der ewigen Gesetze der Menschlichkeit mißhandelte, — wähnte, durch papierene Schanzen sein Reich gegen fremde Angriffe schützen zu können!

So unvortheilhaft der Frieden von Rastatt und Baden*) für Deutschland gewesen war, so sehr hatte er die Macht des habsburg'schen Hauses, welchem derselbe einen ansehnlichen Theil der spanischen Monarchie zutheilte, vergrößert. Neapel, Sardinien, Mailand und die spanischen Niederlande konnte der Hof von Madrid lange nicht verschmerzen. Vergeblich bemühte sich dieser aber, an dem Friedenswerke zu rütteln. Im Frieden zu Wien (30. April 1725) wurden die Verträge von Utrecht, Rastatt und Baden festgehalten und neu verbürgt.

Schon damals, ja! noch weit früher um 1713 war die Sorge für die Sicherung der Thronfolge in seinem Hause der leitende Gedanke seiner Regierung gewesen. Die Erbfolge-Ordnung ist in Monarchien von so hoher Wichtigkeit, daß ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden kann. Zu bedauern war nur, daß er durch Unterschriften zu erlangen suchte, was in Monarchien immer nur mit Gewalt durchgeführt werden kann, und daß er für nichtige Zusagen Opfer brachte, welche er vermeiden konnte, falls er männlicher Kraft und ausdauernder Thätigkeit auf dem Gebiete innerer Verwaltung und der Heeresbildung fähig gewesen wäre. Statt zu handeln, unterhandelte Karl VI. so lange er lebte, und jeden Vertrag, den er schloß, erkaufte er mit schweren Opfern.

Die ehemals spanischen, seit 1715 österreichischen Niederlande hatten vermöge ihrer geographischen Lage, der Fähigkeiten ihrer Bewohner und ihrer Produkte einen wohl begründeten Anspruch, Theil an dem blühenden Seehandel der Nachbarstaaten zu nehmen. Karl VI. hatte in richtiger Würdigung dieser Verhältnisse eine österreichisch-ostindische Handelsgesellschaft gegründet, welche in kurzer Zeit einen großartigen Aufschwung nahm Die Engländer und Holländer wurden unruhig. Sie füchteten durch die Südniederländer aus dem Felde geschlagen zu werden, und fingen an, gegen Karl VI. und dessen Compagnie Ränke zu spinnen und Bündnisse zu schließen.

Nur zu leicht ließ sich der schwache Karl VI. einschüchtern. Durch einen am 31. März 1727 unterzeichneten Vertrag hob er die seiner ostindischen Compagnie ertheilten Vorrechte dem Namen nach für sieben Jahre, in der That aber für immer auf. Durch diese schimpfliche Nachgiebigkeit vergab er nicht bloß sich selbst an seiner Würde, sondern auch den unter seiner Herrschaft stehenden Niederländern an deren hochwichtigsten Rechten.

*) S. oben § 5 S. 35.

Er verschloß ihnen dadurch das Meer, welches er kaum geöffnet hatte, und welches erst die Stürme der französischen Revolution denselben gegen das Ende des Jahrhunderts wieder zugänglich machten.

Durch dieses Zugeständniß und unausgesetzte Bemühungen bewirkte Karl VI., daß nach Georg's I. Tode dessen Nachfolger Georg II. von England (am 16. März 1731) die pragmatische Sanction anerkannte. Um sich des Kurfürsten August III. von Sachsen zu versichern, stand er demselben in dessen auf die polnische Krone gerichteten Bestrebungen bei. Er brachte es in der That dahin, daß August König von Polen wurde, verwickelte sich aber bei dieser Gelegenheit in einen Krieg, welchen er nur mit schweren Opfern zu Ende bringen konnte. Der sogenannte polnische Nachfolgekrieg war einer der schimpflichsten, den ein deutscher Kaiser jemals führte.

Unser armes Vaterland hatte gar kein Interesse dabei, ob Stanislaus Lesczinsky oder dessen Gegner August auf den polnischen Thron stieg. Insofern Deutschland selbst ein Wahlreich war, hatte es ein Interesse dabei, daß der rechtmäßig erwählte König in den Besitz der Krone komme. Kaiser Karl VI. kümmerte sich aber um das Recht der Polen nicht, da er glaubte, denselben das Gesetz vorschreiben zu können. Allein er bedachte nicht, daß er im Westen eben so schwach, als im Osten stark sei. Die Franzosen rückten im Herbst 1733 über den Rhein und besetzten die Reichsfestung Kehl. So wurde das arme deutsche Reich in den Krieg verflochten. Im Frieden, welcher am 3. Oktober 1735 zu Wien unterzeichnet, aber erst am 18. November 1738 nach mannigfaltigen Verhandlungen und Abänderungen genehmigt wurde, verzichtete zwar, was für Deutschland ganz gleichgültig war, Stanislaus Lesczinsky auf die polnische Krone, der Kaiser trat aber dafür Lothringen an Frankreich ab*), welches uns dadurch auf immer verloren ging.

Prinz Eugen von Savoyen war zu alt, als daß er im polnischen Nachfolgekriege noch bedeutendes hätte leisten können, besonders da zu jener Zeit der Hofkriegsrath wiederum das ganze österreichische Kriegswesen beherrschte, d. h. zu den persönlichen Zwecken seiner Mitglieder und Günstlinge ausbeutete. Bevor der definitive Frieden zu Stande kam, starb der hochverdiente Feldherr (21. April 1736). In der Hoffnung, durch Eroberungen im Osten die Verluste im Westen auszugleichen, fing Karl VI. (1737) Krieg mit den Türken an. Seine schlecht befehligten und noch schlechter genährten und gekleideten Truppen erlitten die schimpflichsten Niederlagen. Ein General nach dem andern wurde abberufen, allein die Nachfolger waren nicht fähiger, als ihre Vorgänger. Während der langen Regierung Karl's VI. konnten keine tüchtigen Menschen empor kommen, sondern nur Schwätzer, wie Seckendorf, oder Leute des blinden Gehorsams, wie Wallis. Fand sich zufälligerweise doch ein tüchtiger Mann an einem bedeutenden Posten, wie z. B. Schmettau, so ließ ihn der Hofkriegsrath ohne Unterstützung. Hierzu kam, daß Maria Theresia und ihr Gatte, Franz von Lothringen um jeden Preis Frieden haben wollten und den Generalen Instructionen gaben, welche mit mehr Eifer befolgt wurden, als diejenigen des Kaisers und der Minister. Die Folge aller dieser Erbärmlichkeiten war, daß im Frieden zu Belgrad der Kaiser ganz Serbien und den österreichischen Theil von Bosnien und der Wallachei an die Türkei abtreten mußte. Der Schimpf war um so größer, als Karl VI. den Krieg gegen die Türken gemeinschaftlich mit den Russen führte, und diese unter Münnich aller Orten siegreich gewesen waren.

Als Karl VI. den Thron bestieg, stand das Haus Habsburg auf dem Höhepunkte seiner Macht. Seine Heere waren aller Orten siegreich. Seine immer mangelhafte Verwaltung war durch die Fürsorge Joseph's I. etwas verbessert worden. Der Frieden von Utrecht, Rastatt und Baden stimmte zwar die allzu weitreichenden Wünsche des Hauses

*) S. oben § 7 S. 51.

Habsburg etwas herab. Allein dieses vergrößerte in Folge desselben seine Macht um ein ansehnliches. Unter der erbärmlichen Regierung Karl's VI. verlor Oesterreich wieder Neapel und Sardinien, diese blutigen Eroberungen aus den Zeiten des spanischen Erbfolgekriegs. Die Bezirke, welche die Prinzen Eugen von Savoyen und Ludwig von Baden in manchen schweren Kämpfen den Türken abgerungen hatten, trat Karl VI. in dem schmählichen Vertrage von Belgrad wieder ab. Nicht bloß große Provinzen und wichtige Städte, sondern weit mehr, als dieses, seine kriegerische Ehre verlor Oesterreich während der schmachvollen Regierung Karl's VI. Die pragmatische Sanction erhielt ihr Gewicht nur durch die Achtung, in welcher Oesterreich bei auswärtigen Mächten stand. Da diese von Jahr zu Jahr mehr abnahm, so wurde jenes Meisterstück Karl's VI. bald zu einem unnützen Pergamente.

Während die innere Kraft der österreichischen Monarchie in ihren Grundfesten erschüttert wurde, nahm Preußen an Macht und kriegerischer Ordnung immer zu. Karl VI. war das Bild eines schwachen und schlaffen, seine Zeitgenossen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen Muster thätiger und strebender Despoten. Deutschland zerfiel in eine Anzahl von Gebieten, deren jedem ein mehr oder minder mächtiger Herr vorstand, der sich bemühte, aus seinen Unterthanen soviel er konnte herauszupressen, um die gewonnenen Summen zu vergeuden. Von allen Herrschern Deutschlands waren es fast nur die preußischen im Laufe eines langen Zeitraums, welche ihre Einkünfte ausschließlich zur Vergrößerung ihrer Macht verwandten. Keiner von allen deutschen Fürsten, am wenigsten die Kaiser habsburg'schen Stammes, hatte Sinn für die Würde unsers Vaterlandes und ein kräftiges Gefühl für die Leiden und die Bedürfnisse der Nation. Ein Stück Deutschland war mit Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Italien, ein anderes mit Dänemark, ein drittes mit Schweden, ein viertes mit England, ein fünftes mit Polen zusammengeschmiedet und mußte für das nichtdeutsche Land kämpfen und leiden, nicht selten sogar im Kriege mit Deutschland.

Unter den Prinzen Eugen von Savoyen und Ludwig von Baden erwarben die Oesterreicher, unter ihrem sogenannten großen Kurfürsten die Brandenburger kriegerische Lorbeeren, die Tyroler und andere Volksstämme stritten bisweilen mit großem Muthe, allein wo ein deutsches Reichsheer in's Feld rückte, wurde es geschlagen. In seinem Gefolge weilte nur Niederlage, Schimpf und Schande. Viele einzelne deutsche Fürstenhäuser, Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach, Sachsen und Hannover vermehrten nicht selten ihre Gebiete. Die Grenzen Deutschlands wurden immer enger. Bei jedem Friedensschlusse verlor Deutschland. Das deutsche Volk war der Sündenbock, auf welchen die Verbrechen nicht bloß seiner eigenen, sondern auch aller benachbarten Fürsten abgewälzt wurden.

Karl VI. war einer der erbärmlichsten Menschen seiner Zeit, unfähig, Gutes zu thun, und doch geneigt zum Bösen, ohne Kraft, Mißbräuche abzuschaffen und stets bereit neue zu begründen. Besonders wenig Geschick hatte er, Kriege zu führen und Unterhandlungen zu pflegen; dennoch verstrickte er sich und seine Länder in mehrere Kriege, welche für ihn und seine unglücklichen Unterthanen nur Schaden, Schimpf und Schande in ihrem Gefolge hatten. Er unterhandelte sein Leben lang, brachte aber nichts zu Stande als leere Versprechen, welche Niemand hielt. Trotz seiner persönlichen Nichtigkeit war er doch der Mittelpunkt, um welchen sich die Geschicke der österreichischen Monarchie und Deutschlands drehten. Sein Tod war nicht minder folgenreich, als sein Leben, denn er brachte zu Tage, daß die pragmatische Sanction eine Seifenblase gewesen sei, deren Platzen zu einem achtjährigen Kriege führte.

Wenn Kaiser und Könige, wie Karl VI. den Völkern die Augen nicht öffnen über die Gefahren der Monarchie, dann sind diese mit Blindheit geschlagen. Alle Kriege des

achtzehnten Jahrhunderts gingen aus der Unbestimmtheit der Thronfolgeordnung hervor: spanischer, polnischer und österreichischer Successionskrieg, und der siebenjährige war nur ein Nachkomme des österreichischen Nachfolgekrieges. Fürwahr, eine Regierungsform, welche zu so vielen und blutigen Kriegen führt, verdient sehr wenig Beifall! Die Wahlen in Republiken haben niemals und nirgends so furchtbare Erschütterungen in ihrem Gefolge gehabt, als die streitige Erbfolge der Monarchien des achtzehnten Jahrhunderts.

§40. Maria Theresia, Karl VII. und Franz I. (1740—1765)

Als Karl VI. (1740) starb, wähnte er, durch seine pragmatische Sanction den voraussichtlichen Streit zwischen den Erben des letzten und des entferntesten Besitzers der habsburgischen Krone im Keime erstickt zu haben. Da er aber die Macht seines Hauses, statt sie zu befestigen, geschwächt und gelähmt hatte, so bewährte sich bald der Erfahrungssatz, daß nicht das Recht, sondern die Gewalt die gegenseitigen Verhältnisse der Nationen bestimme, und daß das Recht nur insofern von Bedeutung sei, als es den Umständen nach, das Bewußtsein und die Kraft der Nation, welcher es zur Seite steht, hebt und stählt.

Es war eine sonderbare Laune des Schicksals, daß die beiden großen Kriege der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: der spanische und der österreichische Erbfolgekrieg sich auf die Haupt-Frage zurückführen ließen: haben im Falle des Aussterbens des Mannesstammes eines Königshauses die Erben des letzten oder des entferntesten Besitzers die nächsten Ansprüche auf die Krone, und daß im spanischen Successionskriege das Haus Habsburg für den Vorzug der Erben des entferntesten, im österreichischen Erbfolgekriege für den Vorzug der Erben des letzten Besitzers stritt. Frankreich kämpfte umgekehrt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts für das Vorrecht der Erben des letzten, dagegen im fünften Jahrzehnte desselben für den Vorzug der Erben des entferntesten Besitzers.

In beiden Kriegen siegten am Ende die Erben des letzten Besitzers. In der That ist deren Anspruch viel tiefer in der Natur des Menschen begründet. Die Erben eines entfernten Besitzers stehen einer Nation nie so nahe, als diejenigen des letzten Königs. Maria Theresia, die Tochter Karl's VI. war den Oesterreichern lieber, als der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, der Nachkomme Ferdinand's I. von Oesterreich, wie die Spanier den Prinzen Philipp von Frankreich, dem Prinzen Karl von Oesterreich vorzogen, weil die Großmutter Philipp's die ältere, die Großmutter Karl's VI. die jüngere Infantin war, und sie die Abstammung des österreichischen Prinzen von Philipp dem Schönen und die in der Mitte liegenden Verzichtleistungen für unerheblich hielten. Das Erbrecht gab den Ausschlag, und zwar dasjenige, welches in das Bewußtsein der Völker eingedrungen war. Der letzte Besitzer stand der Nation näher, als dessen Ahne im sechsten oder achten Grade.

Beim Tode ihres Vaters wurde Maria Theresia von den gesammten Ländern der österreichischen Monarchie einstimmig als rechtmäßige Nachfolgerin Karl's VI. anerkannt. Allein die Könige des achtzehnten, wie diejenigen des neunzehnten Jahrhunderts legten wenig oder gar kein Gewicht auf die Stimme des Volkes. Der österreichische Gesammtstaat hatte kein Parlament, wie England, welches den Willen des Volkes in verfassungsmäßiger Weise aussprechen konnte, die Herrscher Europa's waren gewohnt, ihre Ansprüche mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen und sich um Verträge, welche ihnen im Wege standen, wenig zu bekümmern. Die Unterwerfung des Volkes, welchem keine Gelegenheit gegeben war, seinen Willen oder seine Ansicht auszusprechen, wurde für nichts angeschlagen.

Der König von Spanien und der Kurfürst von Baiern behaupteten beide, nächste Erben des ersten Habsburgers zu sein, machten aber doch nicht Anspruch auf die gesammte

österreichische Monarchie, vielmehr beschränkte der erstere sein Verlangen auf die ehemals spanischen, jetzt österreichischen Provinzen Italiens, und der Kurfürst Albert die seinigen auf Tyrol, Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich. Der König von Preußen trachtete nur nach einem Theile Schlesiens, den die Habsburger dem brandenburg'schen Hause vor längeren Zeiten entrissen hatten. So verschiedenartig und theilweise sich gegenseitig widersprechend diese Ansprüche waren, so verbanden diese drei Fürsten sich doch mit einander gegen Maria Theresia. Frankreich versprach seinen Beistand, trat mit in den Bund, und warb für denselben den Kurfürsten von Sachsen.

Spanien war zwar fern, um so näher waren Baiern, Sachsen und Preußen, und Frankreich verband die entferntesten mit den nächsten Feinden des Hauses Habsburg. Fast ganz West-Europa erhob sich in Waffen gegen Maria Theresia. So nichtig war die pragmatische Sanction, an welcher Karl VI. drei Jahrzehnte gearbeitet hatte!

Kurz vor dem deutschen Kaiser war Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestorben. Er hatte seinem Sohne einen Staatsschatz von dreißig Millionen Thalern und ein wohlgerüstetes und gut befehligtes Heer von 72,000 Mann hinterlassen. Er hatte zwar die pragmatische Sanction anerkannt, allein unter der Bedingung, daß Karl VI. den Heimfall der zwischen den Häusern Brandenburg und Pfalz-Neuburg streitigen Länder Jülich, Cleve und Berg ihm zuerkennen würde. Diese Bedingung, welche freilich voraussetzte, daß das Recht eine wächserne Nase habe, hatte der Kaiser nicht erfüllt, vielmehr die gesammten Länder von Pfalz-Neuburg dem Hause Sulzbach zugesprochen. Friedrich II. war daher durch die pragmatische Sanction nicht gebunden. Er bestritt diese aber durchaus nicht, sondern ergriff nur die günstige Gelegenheit, welche der österreichische Nachfolgestreit ihm bot, die alten Ansprüche seines Hauses auf einen Theil Schlesiens geltend zu machen. Kaiser Ferdinand II. hatte während der Stürme des dreißigjährigen Krieges das schlesische Fürstenthum Jägerndorf dem Hause Brandenburg geraubt. Später (1675) hatte Leopold I. Brieg und Liegnitz, trotz der zwischen den Herzogen von Brieg und den Kurfürsten von Brandenburg bestehenden Erbverbrüderung beim Aussterben der ersteren an sich gerissen. Die Ansprüche des brandenburg'schen Hauses auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz und Brieg waren so rechtmäßig als unter Fürsten überhaupt Ansprüche sein können. Friedrich II. besaß die Mittel, dieselben geltend zu machen und hatte daher nach den Gewohnheiten der europäischen Fürsten guten Grund dazu.

In einer ganz anderen Lage befand sich der Kurfürst Karl Albert von Baiern. Seine Ansprüche auf Tyrol, Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich waren zwar ebensowohl begründet, als diejenigen des Hauses Habsburg im Anfange des Jahrhunderts auf die spanische Monarchie gewesen waren. Allein er besaß selbst keine Macht und mußte, um sich des Beistands Frankreichs zu versichern, Bedingungen eingehen, welche nicht nur einen Verrath an Deutschland, sondern auch an seiner eigenen Selbstständigkeit und Würde in sich schlossen. Karl Albert versprach (natürlich in einem geheimen Artikel) dem Könige Ludwig XV., daß alle Provinzen und Städte, welche dieser am Rhein und in den Niederlanden erobern möchte, bei Frankreich bleiben sollten, und daß er als Kaiser dieselben nicht zurück fordern würde. An Karl Albert lag es daher nicht, wenn Deutschland dazumal nicht wieder einige seiner schönsten Provinzen verlor.

Von allen Gegnern des habsburg'schen Hauses war nur Friedrich II. von Preußen schlagfertig. Obgleich er über kaum drei Millionen Unterthanen herrschte, rückte er doch zuerst in's Feld, schlug die Oesterreicher unter Neipperg bei Molwitz (10. April 1741), besetzte ganz Schlesien und beunruhigte durch seine leichten Truppen, Mähren. Die Sachsen und Franzosen überschwemmten Böhmen. Die Baiern rückten, verstärkt durch Franzosen, gegen Linz. Die Spanier griffen die italienischen Provinzen Oesterreichs an.

Zum Glücke für das Haus Habsburg war Maria Theresia ein entschlossenes, schönes und junges Weib. Sie verstand es, in Ungarn, Oesterreich und Tyrol eine Begeisterung zu erwecken, welche eines bessern Zweckes würdig gewesen wäre. Die besoldeten Lobhudler des Hauses Habsburg und deren blinde Nachbeter vermischen übrigens mit der geschichtlichen Wahrheit sehr viel Dichtung, um das Haupt Maria Theresiens mit einem strahlenden Lichtglanze zu schmücken. In den meisten mit Bildern ausgestatteten Geschichtswerken sehen wir die Mutter mit dem Kinde auf ihrem Arme in der Versammlung der ungarischen Stände. Einen derartigen Verstoß gegen die Hof-Etikette hätte eine Habsburgerin niemals gewagt. Leopold I. hielt an derselben fest, als Sobiesky, nach gewonnener Türken-Schlacht auf ihn zuritt, und Maria Theresia ließ ihr Knäblein in der Hofburg zu Wien, als sie den statutenmäßigen ungarischen Reichstag eröffnete.

Karl Albert hatte nur Sinn für die Aeußerlichkeiten der Herrschaft und für die Genüsse, in welchen sich zu allen Zeiten die meisten Fürsten zu wälzen pflegten. Statt auf Wien vorzurücken, führte er seine Truppen gegen Prag, das er am 26. November 1741 eroberte. Die Hauptsache war ihm dabei die Krönung zum Könige von Böhmen. Kaum hatte er diese Feierlichkeit begangen, so eilte er nach Frankfurt, um dort mit Hülfe französischer Gelder und Soldaten den deutschen Kaiserthron zu gewinnen, welchen er freilich nur als französischer Vasall und Verräther am deutschen Vaterlande besteigen konnte. In der That setzte er seine Wahl (24. Januar 1742) und seine Krönung (12. Februar) durch. Während er in Frankfurt a. M. Feste feierte, rückten Ungarn und Oesterreicher, Kroaten und Panduren nach Baiern, eroberten München und Landshut und verwüsteten das Land weit und breit. Hätte Friedrich II. nicht muthiger gekämpft, als Karl VII., so wären wahrscheinlich, im Anfange des Jahres 1742, Baiern und Franzosen schnell zu Paaren getrieben worden.

Er schlug aber die Oesterreicher (am 17. Mai 1742) bei Chotusitz und flößte durch seine kriegerischen Operationen der Habsburgerin einen solchen Schrecken ein, daß diese gern sich mit ihm abfand. Friedrich schloß kurz darauf (28. Juni) den Breslauer Frieden, da er keine Lust hatte, mit den Baiern unter Karl Albert, den Sachsen unter August II. und den Franzosen unter Ludwig XV. gemeinsame Sache zu haben. Oesterreich trat ganz Schlesien mit Ausnahme der Fürstenthümer Teschen und Troppau, der mährischen Herrschaften und des Landstrichs jenseits der Oppa, ferner die Grafschaft Glatz an Preußen ab, welches dadurch seine Bevölkerung um ein Drittheil vermehrte.

Von diesem Augenblicke an machten die Oesterreicher auf dem Felde der Unterhandlung und des Krieges unausgesetzte Fortschritte. Schon früher (Anfangs 1742) hatten sie den König von Sardinien für sich gewonnen. Die Franzosen mußten (17. December 1742) mit großen Verlusten Prag räumen. England und Holland nahmen Partei für Maria Theresia und sandten ein Heer nach Deutschland, welches (27. Juni 1743) die Franzosen bei Dettingen schlug. Endlich ging der Kurfürst von Sachsen von der französisch-baierschen zu der österreichisch-englischen Allianz über (20. December 1743 und März 1744).

Friedrich II. wurde besorgt, Maria Theresia möchte, falls sie als Siegerin aus diesem Kampfe hervorginge, ihm Schlesien wieder abnehmen. Ueberdieß glaubte er, nur durch einen Krieg, in den Besitz Ostfrieslands gelangen zu können, dessen letzter Fürst (Mai 1744) gestorben war, da außer ihm auch der Kurfürst von Hannover und König von England auf dasselbe Anspruch machte. Er brachte daher (22. Mai 1744) die sogenannte Frankfurter Union zu Stande, an welcher Karl VII., Hessen-Kassel, einige andere deutsche Staaten und Schweden, später auch Frankreich Theil nahmen. In den Niederlanden befehligte Moritz von Sachsen, ein Sohn Friedrich August's I. von Sachsen und der Gräfin

Königsmark die Franzosen und führte sie von einem Siege zum andern. Friedrich II. fiel in Böhmen ein, mußte es aber vor Ende des Jahres (1744) wieder räumen.

Kurz darauf starb der elende Kaiser Karl VII. (20. Januar 1745) und sein Sohn Maximilian Joseph schloß schon am 22. April desselben Jahres den Frieden zu Füssen mit Oesterreich ab, entsagte darin allen Ansprüchen auf die Erbschaft Karl's VI. und versprach dem Gemahle Maria Theresens, Franz von Lothringen seine Stimme bei der Kaiserwahl. Friedrich II. war nun wieder der einzige deutsche Fürst von Bedeutung, welcher gegen Maria Theresia im Felde stand. Er schlug die vereinigten Oesterreicher und Sachsen (3. Juni 1745) bei Hohenfriedberg in Schlesien (15. December 1745) die Oesterreicher bei Sorr in Böhmen, (30. September) die Sachsen bei Kesselsdorf, worauf der Dresdener Frieden zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen (25. December 1745) zu Stande kam. Oesterreich bestätigte von neuem den Breslauer Frieden, Preußen erkannte Franz I., welcher am 13. September zum deutschen Kaiser gewählt worden war, als solchen an. Sachsen hatte die Kosten des Krieges zu bezahlen.

Die deutschen Fürsten hatten sich allmälig vom Kampfe gegen Maria Theresia zurückgezogen. Noch standen ihr aber Frankreich und Spanien gegenüber. England, der mächtigste Verbündete Oesterreich's wurde zu dieser Zeit (1745 und 1746) durch einen Aufstand der Schotten beunruhigt und die Holländer geriethen durch die Siege des Marschalls von Sachsen in große Gefahr. Am 11. Mai 1745 erfocht dieser über das vereinigte englisch-holländisch-österreichische Heer einen entscheidenden Sieg bei Fontenay und eroberte darauf rasch hintereinander Gent, Brügge, Ostende, Dendermonde, Oudenarde, ganz Westflandern und Ath im Hennegau. Im Anfange des Jahres 1746 nahm der Marschall von Sachsen Brüssel und Antwerpen, später Namür und Mons. Im September dieses Jahres war er im Besitze der gesammten österreichischen Niederlande, mit alleiniger Ausnahme von Limburg und Luxemburg. Am 11. Oktober schlug er das Heer der Verbündeten bei Raucour. Die Holländer erkannten endlich die ihnen drohende Gefahr und erwählten in ihrem Schrecken Johann Wilhelm Friso, Prinzen von Oranien zu ihrem erblichen Generalstatthalter. Dieser vermochte jedoch nicht, den Siegeslauf des Marschalls von Sachsen zu hemmen. Am 2. Juli 1747 gewann der Marschall die Schlacht bei dem Dorfe Val oder Laffeld und eroberte kurz darauf die Festung Bergen op Zoom. In Italien stritten die Oesterreicher in Verbindung mit den Sardiniern, bald glücklich, bald unglücklich. Während sie einen Einfall in die Provence machten, erhob sich in ihrem Rücken gegen sie Genua. Die Oesterreicher mußten (am 10. December 1746) diese Stadt aufgeben. Die von dort erwartete Hülfe blieb aus. Mit Mühe und nicht ohne große Verluste zogen sich Oesterreicher und Sardinier aus Frankreich zurück.

Der Marschall von Sachsen hatte zwar in den Niederlanden eine Reihe von Siegen errungen, welchen die Oesterreicher keine ähnlichen an die Seite setzen konnten, allein Frankreich war des Krieges müde. Es hatte den Kampf als Verbündeter Baierns begonnen, und verlor, nachdem sich der Kurfürst Maximilian Joseph zurückgezogen, jeden Vorwand zu dessen Fortsetzung. Ueberdieß war Ludwig XV. nicht eroberungssüchtig. Der Krieg beunruhigte und störte ihn, zumal da er dessen Ende nicht absehen konnte, und selbst dabei die erbärmlichste Rolle spielte. Die Oesterreicher machten große Kriegsrüstungen. Maria Theresia verstärkte sich durch einen Bund mit Rußland. Ludwig XIV. würde schwerlich die eroberte Grenz-Provinz herausgegeben haben. Doch sein schwacher Nachfolger ließ sich bestimmen, allen gemachten Eroberungen im Aachener Frieden zu entsagen *). Oesterreich trat die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla unter der Bedingung an den spanischen Infanten Don Philipp ab, daß dieselben,

*) S. oben § 8 S. 57.

falls dieser kinderlos sterbe oder seinem Bruder in Neapel nachfolge, an Oesterreich zurückfallen sollten.

Das Haus Habsburg konnte froh sein, mit so geringen Verlusten den furchtbaren Krieg beendigt zu haben. Die spanische Monarchie hatte beim Aussterben des Mannsstammes ihres Königshauses weit empfindlichere Opfer bringen müssen, bevor sie zum Frieden kam. Doch Maria Theresia dachte anders. Sie konnte Schlesien nicht vergessen und trachtete, selbst während sie mit Preußen freundliche Worte wechselte und Friedensverträge unterzeichnete, stets darnach, diese Provinz wieder zu erobern.

Die Wunden, welche der österreichische Successionskrieg dem deutschen Vaterlande geschlagen hatte, waren tief und klaffend. Sachsen, Schlesien, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Tyrol, Baiern und Schwaben hatten abwechslungsweise sehr gelitten. Maria Theresia mußte sich überzeugt haben, daß Friedrich II. ein Gegner sei, welcher nicht ohne den entschlossensten Widerstand zu leisten, besiegt werden könne. Alle diese Betrachtungen hielten sie nicht ab, mit Hintansetzung ihrer Würde und zum Verderben Deutschlands so lange zu unterhandeln, bis sie wähnte, Verbündete genug gewonnen zu haben, mit deren Hülfe sie hoffte, Schlesien wieder erobern zu können. Sie stieß ihren treuesten Bundesgenossen, England, welchem sie in großem Maße die Rettung des Nachlasses ihres Vaters verdankte, von sich, sie schmeichelte in der niedrigsten Weise der Maitresse Ludwig's XV., der berüchtigten Pompadour, um sich des Beistandes Frankreichs zu versichern, sie zog die russischen Horden, welche damals noch wilder waren, als in unseren Tagen, in das deutsche Vaterland, sie fachte die Flamme des „Ketzerhasses" von neuem an, um ihrem Gegner, Friedrich II. auf religiösem Gebiete Feinde zu erwecken, sie stürzte Deutschland in einen Krieg, welcher sich bis in die Wildnisse Amerika's, bis an die Küste Afrika's erstreckte, dessen Folgen durchaus unabsehbar waren und ohne die Tapferkeit, die Ausdauer und das Feldherrntalent Friedrich's II. leicht zu einer Theilung Deutschlands führen konnte.

Niemand wird es Maria Theresia verargen, daß sie einen achtjährigen Krieg führte, um sich die Kronen ihres Vaters zu erhalten. Allein daß sie, nachdem dieser Zweck erreicht war, um eines kleinen Fürstenthums willen, auf welches die Ansprüche ihres Gegners nicht ohne guten Grund waren, einen zweiten furchtbareren Krieg entzündete, beweist deutlich, daß sie von allen den milden Eigenschaften des Herzens, welche besoldete Lobhudler des habsburg'schen Hauses ihr beimaßen, keine besaß.

Auf eigene Faust, hinter dem Rücken ihrer Minister und ihres Ehegemahls, den sie doch zum Mitregenten angenommen hatte, spann sie jene Ränke, und schloß sie jene Bündnisse, welche den siebenjährigen Krieg in ihrem Gefolge hatten. Kaunitz war der vertraute Rathgeber der Kaiserin, welcher durch die feinsten Künste, an welchen Maria Theresia einen sehr unwürdigen Theil nahm, die Pompadour gewann. Diese war es, welche den elenden Ludwig XV. bestimmte, im Widerspruch mit allen Grundsätzen des Rechtes und der Klugheit das Blut und die Schätze des französischen Volkes zu vergeuden, um der ersten deutschen Macht ein noch größeres Uebergewicht in Deutschland auf Kosten der zweiten zu verschaffen. Zu allen Zeiten hatten alle berühmten Staatsmänner Frankreichs umgekehrt die minder mächtigen deutschen Fürsten gegen das Haus Habsburg unterstützt.

Friedrich II. überwachte die Unterhandlungen der Kaiserin auf's schärfste. Durch den österreichischen Gesandtschafts-Secretär in Berlin, von Weingarten, und den sächsischen geheimen Kanzelisten Menzel in Dresden erhielt er, wenn auch nicht volle Klarheit über die gegen ihn gesponnenen Ränke, so doch höchst wichtige Nachrichten, welche ihm Grund gaben, auf seiner Hut zu sein und die Aufforderung, die zu seiner Vertheidigung nothwendigen Maßregeln zu treffen.

England, welches um jene Zeit mit Frankreich schon gespannt war*), sah sich durch die zwischen Rußland, Sachsen und Frankreich gepflogenen Unterhandlungen gezwungen, sich mit Preußen zu verbinden. Georg II. überwand den Haß, den er seit den ersten Tagen seiner Regierung gegen Friedrich II. gehegt hatte, und schloß (den 16. Januar 1656) mit diesem den Vertrag von Westminster.

Der Krieg begann zwischen England und Frankreich in Amerika, auf der See und auf der Insel Minorca. Am 29. August 1756 brach Friedrich II. auf drei Punkten in Sachsen ein, nahm am 9. September Dresden, schlug zuerst die Oesterreicher (1. Oktober 1756) und zwang gleich darauf das sächsische Heer bei Pirna, sich zu ergeben. Das von seinem Kurfürsten August und dessen Minister Brühl verrathene und verkaufte Sachsen stellte den Preußen Winterquartiere, Rekruten, Lebensmittel und Kriegs-Contributionen. Das arme Land mußte den unsinnigen Haß, welchen Brühl gegen Friedrich II. hegte und die stumpfsinnige Geduld, womit es die Tyrannei seiner Fürsten und Minister ertrug, theuer bezahlen.

Während des Winters 1756 auf 1757 hatten alle kriegführenden Mächte Zeit, sich zu rüsten. Oesterreich zog zahlreiche Heere zusammen, ernannte aber zu deren Führer den unfähigen Prinzen Karl von Lothringen. Frankreich begnügte sich nicht damit, seine eigenen Truppen ins Feld zu stellen, es zahlte überdieß ansehnliche Hülfsgelder an die Beherrscher von Oesterreich, Baiern, Sachsen, Würtemberg, der Pfalz, Mecklenburg, Nassau und Saarbrücken und andere Seelenverkäufer. Der Papst erklärte den Krieg gegen Preußen für einen Religionskrieg und bewilligte den katholischen Fürsten, von der Geistlichkeit außerordentliche Kriegssteuern zu erheben. Aus dem fernen Osten und Norden rückten Schweden und Russen heran. Dem Könige von Preußen leistete dagegen England nur schwache Hülfe. Doch Friedrich II. ließ sich durch die Uebermacht nicht beugen. Er schlug die Oesterreicher bei Prag (6. Mai 1757), verlor aber kurz darauf die Schlacht bei Kollin (18. Juni).

Während Friedrich II. in Böhmen kämpfte, drangen die Franzosen in Westphalen und die Russen, je 100,000 Mann stark, in Preußen ein. Der Herzog von Cumberland, welcher an der Spitze eines kleinen Heeres von Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern und Schaumburgern stand, erlitt durch die Franzosen eine Niederlage bei Hameln (26. Juli 1757) und schloß darauf die Capitulation von Kloster Zeven oder Seeven, welche übrigens von keiner der kriegführenden Mächte genehmigt wurde. Die Russen schlugen den preußischen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (30. August 1757).

Doch die Siege, welche Friedrich II. (5. November) über die Franzosen und die Reichsarmee bei Roßbach, und über die Oesterreicher bei Leuthen erfocht (5. December), betäubten seine Gegner und erfüllten Freund und Feind mit Bewunderung für den unerschrockenen Preußenkönig und dessen tapfere Schaaren. Jetzt erst schloß England mit Friedrich einen Subsidienvertrag, welcher bis zum Tode Georg's II. jedes Jahr erneuert wurde, allein den von allen Seiten schwer bedrängten Preußen nur geringe Hülfe bot. Vier Millionen Thaler und ein kleines Hülfsheer von Engländern und Norddeutschen, war alles, was die englische Allianz dem Könige von Preußen unmittelbar einbrachte. Um so größer waren die mittelbaren Vortheile, welche derselbe von dem Bunde mit England zog, indem alle Siege, welche Albion zur See, in Amerika und Ostindien über Frankreich erfocht, in die Wagschale seines Glückes fielen.

Weniger reich an großen Wechselfällen als das Jahr 1757 war 1758. Die Franzosen errangen zwar einige Vortheile bei Kassel und Minden, verfolgten dieselben aber nicht. Die Russen zogen sich nach der unentschiedenen Schlacht bei Zorndorf (25. August)

*) S. oben § 8 S 57, § 24 S.172, § 25 S. 174.

aus Pommern und Brandenburg nach Polen und Preußen zurück. Die Oesterreicher brachten aber unter Laudon dem Könige Friedrich eine Niederlage in der Nähe von Hochkirch bei, welche übrigens keine sehr verderblichen Folgen hatte, weil der Hofkriegsrath sich zu lange bedachte, bevor er dem siegreichen Feldherrn gestattete, neue Operationen vorzunehmen.

Den Feldzug des Jahres 1759 eröffnete der Prinz Ferdinand von Braunschweig sehr unglücklich für die Preußen, indem er sich bei Bergen von den Franzosen schlagen ließ (13. April). Er wetzte jedoch die Scharte wieder aus, und brachte den Franzosen, unter Contades, bei Preußisch-Minden (31. Juli) eine Niederlage bei in deren Folge sich der Feind über den Rhein und Main zurückzog. Kurz vorher (23. Juli) hatten die Russen bei Züllichau den preußischen General Wedel geschlagen. Sie benützten aber aus Rücksicht für die bekannten, Friedrich II. freundlichen Ansichten des Großfürsten Peter ihren Sieg nur wenig. Friedrich griff dieselben (am 12. August) bei Kunnersdorf ohnweit Frankfurt a. d. Oder an, büßte aber seine Tollkühnheit mit so schweren Verlusten, daß nur die zwischen den Russen und Oesterreichern herrschende Uneinigkeit, ihm Zeit gewährte, sich von diesem Schlage zu erholen. Die Preußen sammelten schnell wieder neue Kräfte und leisteten aller Orten dem Feinde entschlossenen Widerstand. Der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig kämpfte mit Glück gegen die Franzosen. Diese waren freilich nicht von jenem Geiste beseelt, welcher die Heere der Republik später unüberwindlich machte, und drei Jahrzehnte später demselben Braunschweiger so großen Schimpf bereitete.

Friedrich II. erfocht (am 15. August 1760) einen glänzenden Sieg bei Liegnitz über Laudon, konnte aber nicht verhindern, daß die Oesterreicher unter Lascy, in Verbindung mit den Russen am 9. Oktober in Berlin einrückten. Doch nicht lange blieb Preußens Hauptstadt in der Gewalt der Feinde. Am 13. desselben Monats mußten diese wieder abziehen. Der Sieg, welchen Friedrich II. am 3. November bei Torgau über die Oesterreicher, unter Daun erfocht, schloß den Feldzug des Jahres 1760 wiederum auf's glänzendste für die Preußen. Doch die Hülfsquellen Friedrich's II. waren nahezu erschöpft. und der Tod Georg's II. erschütterte überdieß das gute Verhältniß, in welchem bis dahin Preußen mit England gestanden war.

Das Jahr 1761 begann daher sehr trübe für Preußen. Nur ein Mann von der Kraft Friedrich's II. konnte der drohenden Gefahr die Spitze bieten. Trotz ihrer Ueberlegenheit an der Zahl konnten die Franzosen unter ihren elenden Feldherren Broglio und Soubise keine Fortschritte machen. Im Laufe des ganzen Jahres 1761 kam es zu keiner entscheidenden Schlacht. Doch erstürmte Laudon Schweidnitz, nächst Magdeburg die wichtigste Festung Preußens. Zu diesem für Friedrich II. schweren Schlage kam noch, daß Lord Bute, welcher an die Spitze des englischen Ministeriums getreten war, den Subsidienvertrag mit Preußen für 1762 nicht erneuerte. Dagegen trat ein Umschwung in Rußland ein, welcher die Siegeshoffnungen der ehrgeizigen Habsburgerin für immer dämpfte. Peter III., der eifrigste und wärmste Bewunderer des preußischen Königs bestieg nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth (5. Januar 1762) den russischen Thron. Die Streitkräfte dieses mächtigen Reiches, welche bisher im Bunde mit den Oesterreichern gestritten hatten, traten auf die Seite der Preußen über (5. Mai 1762). Kurz darauf (22. Mai 1762) schloß Schweden mit Preußen Frieden, in welchem der Zustand vor dem Kriege wieder hergestellt wurde, so weit sich dieses thun ließ. Die durch Jammer und Noth verwüsteten Provinzen und in unnützem Kampfe abgeschlachteten Menschen ließen sich aber freilich durch Unterzeichnung eines Vertrags nicht in den vorigen Stand setzen. Die Schweden hatten den Krieg auf eine für sie sehr wenig ehrenvolle Weise geführt. Sie hatten sich mehr durch Raubsucht und Roheit, als durch kriegerischen Muth hervorgethan,

und gingen daher aus diesem Kriege mit Schaden und nicht ohne Schimpf hervor. Einer der Feinde Friedrich's trat so vom Kampfplatze ab. Ein zweiter, Sachsen, war erdrückt, Rußland der Freund der Preußen geworden.

Zwar wurde Peter III. schon nach wenigen Monaten (10. Juli) wieder vom Throne gestoßen und seine Wittwe Katharina hegte einen kleinlichen Haß gegen Friedrich II. Allein die kurze Zeit des Bündnisses mit Rußland hatte doch die Stellung der Preußen sehr verbessert. In Verbindung mit den Russen hatte der Preußenkönig die Oesterreicher unter Daun bis an die südliche Grenze Schlesiens zurückgetrieben, als Tschernitscheff den schon früher erhaltenen Befehl, der ihn zurückrief, vollziehen mußte. Im Oktober eroberte Friedrich Schweidnitz. In demselben Monate schlug Prinz Heinrich die Reichsarmee (23. Oktober) bei Freiburg. Frankreich hatte niemals so schmähliche Niederlagen erlitten, als durch die Engländer zur See und die Preußen zu Lande im Laufe des siebenjährigen Krieges. Es konnte den Kampf nicht fortsetzen und mußte sich zum Frieden bequemen, dessen Präliminarien am 3. November und dessen Schlußvertrag am 10. Februar unterzeichnet wurde*). Kurz darauf kam auch der Frieden zwischen Oesterreich und Preußen auf dem Schlosse Hubertsburg in der Nähe von Leipzig zu Stande (15. Februar 1763).

Die Friedensverträge von Breslau und Dresden wurden von neuem bestätigt Maria Theresia gewann durch den Hubertsburger Frieden nichts. Hätte sie ein Gewissen gehabt, so hätte ihr dieses große Qualen bereiten müssen. Das Bewußtsein, die Urheberin so furchtbarer Leiden gewesen zu sein, wie sie der siebenjährige Krieg über Deutschland und die Nachbarstaaten verhängte, hätte ihr keine ruhige Stunde mehr gelassen. Allein Maria Theresia hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Die Pfaffen hatten durch religiösen Zuspruch ihre menschlichen Empfindungen längst zu Grunde gerichtet. Der siebenjährige Krieg erregte in ihrem Herzen nur das Bedauern, nicht gesiegt zu haben.

Ein großer Theil Deutschlands: Westphalen, Hessen, die Marken, Schlesien war verwüstet, Sachsen, Hannover, Franken und Thüringen durch Einquartierung und Kriegs-Contribution ausgesogen worden. Das arme Volk mußte bluten und zahlen. Die mächtigen Urheberinnen des Krieges: Maria Theresia und die Pompadour erhielten zwar nicht die wohlverdiente strenge Strafe. Allein für die Habsburgerin war es doch eine unauslöschliche Schande, daß sie ihren Namen in untrennbare Verbindung mit demjenigen der Maitresse Ludwig's XV. brachte, und das unschuldige Blut, welches die Mutter vergoß, rächte sich an der Tochter, deren Haupt auf dem Blutgerüste fiel. Der siebenjährige Krieg machte mehr, als irgend ein anderes Ereigniß die Mißregierung Frankreichs anschaulich und entzündete mit Recht den Grimm der französischen Nation gegen ihre Tyrannen. Gewöhnlich ernten aber die Kinder die von den Eltern ausgestreuten Saaten.

Der siebenjährige Krieg begründete recht eigentlich die Größe Preußens. Er flößte allen Mächten Europa's eine so hohe Achtung vor diesem an sich kleinen Staate ein, daß derselbe dadurch in den Rang der Großmächte hinauf gehoben wurde. Die Folge des mörderischen Krieges war also, daß Preußen, statt geschwächt und gedemüthigt zu werden, in der öffentlichen Meinung hoch empor stieg, daß es selbst im feindlichen Lager warme Freunde und begeisterte Anhänger fand. Die Bewunderung Europa's galt in erster Linie allerdings dem Könige, welcher als Feldherr und Staatsmann den Krieg so ruhmvoll zu Ende geführt hatte, ein Theil derselben ging aber doch auf das Volk über, mit dessen Hülfe er so großes geleistet hatte.

Unwillkürlich stellte der denkende Mensch Vergleiche zwischen Preußen und Oesterreich, zwischen Friedrich II. und dessen Feinden, Maria Theresia, deren Gemahle Franz I. und

*) Siehe oben § 8 Seite 57.

deren Minister Kaunitz an, welche nicht zum Vortheile des Hauses Habsburg ausfallen konnten.

Die bezahlten Lobhudler der österreichischen Kaiser haben zwar Maria Theresia mit allen erdenklichen Tugenden geschmückt, allein sie besaß deren keine. Die Anerkennung des Muthes, der Entschlossenheit und der Ausdauer wird ihr kein unparteiischer Schriftsteller versagen. Allein diese Eigenschaften besaß sie nicht in einem besonders hohen Grade, überdieß standen sie im Dienste der Herrschsucht und des Ehrgeizes.

Ihr Gegner Friedrich II. war allerdings von diesen Leidenschaften nicht frei. Im Gegentheile stand sein ganzes Leben unter deren Leitung. Allein sein Muth, seine Entschlossenheit und seine Ausdauer waren nicht nur von der höchsten Art, deren Menschen fähig sind, sondern auch begleitet von einem seltenen Feldherrntalente und einer außerordentlichen staatsmännischen Gewandtheit.

Friedrich II. zeichnete sich ferner dadurch vor seiner österreichischen Gegnerin aus, daß er an der geistigen Bewegung seiner Zeit einen weit regeren Antheil nahm, als diese. Friedrich II. stand so hoch, daß er weder im Kriege, noch im Frieden einen Mann finden konnte, welcher ihm ebenbürtig zur Seite gestanden wäre. Maria Theresia hatte an Kaunitz einen Rathgeber, welcher, wenn auch nicht in den ersten, doch in späteren Zeiten eben so oft die Rolle des Herrn, als des Dieners spielte. Der König von Preußen war über religiöse Vorurtheile erhaben, unter deren Herrschaft Maria Theresia ihr ganzes Leben hindurch stand. Er war Selbstbeherrscher im eigentlichen Sinne des Wortes, sie wurde abwechselungsweise von ihrem Minister, ihrem Beichtvater und ihren eigenen Leidenschaften beherrscht. Friedrich II. ließ sich durch seine Stellung die Freiheit des Urtheils und das Selbstbewußtsein nicht rauben. Maria Theresia opferte ihren Racheplänen ihre weibliche Würde und ihr fürstliches Selbstgefühl auf. Wenn Friedrich II. sich so tief herabgewürdigt hätte, wie Maria Theresia vor dem übelberüchtigsten Weibe des achtzehnten Jahrhunderts, der französischen Maitresse Pompadour, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, seine österreichische Gegnerin aus dem Felde zu schlagen. Die habsburgischen Schriftsteller, welche die Thatsachen im Lichte des Hofes darstellen, schildern Maria Theresia auch in ihrem Familienleben mit sehr malerischen Farben. Die Wahrheit ist aber, daß ihr Gemahl Franz sich besser zum Wucherer als zum Kaiser eignete. Er lieh Geld auf Pfänder aus, pachtete Zölle, übernahm Lieferungen und schämte sich nicht, um niederen Gewinnes willen, sogar seinen Feinden, den Preußen (1756) Lebensmittel für Mannschaft und Pferde zu liefern. Oesterreichische Schriftsteller rühmen die Nachsicht, welche Maria Theresia ihrem untreuen Ehegemahle schenkte, und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie eine Anweisung auf 200,000 Gulden zahlen ließ, die Franz I. noch am Tage vor seinem Tode (18. August 1765), der Gräfin Auersberg, seiner Maitresse, ausgestellt hatte. Wir können in der Duldung des Ehebruchs nur eine Verläugnung der Würde erkennen, welche keiner Frau zur Ehre gereicht. Die Treue ist die erste Voraussetzung eines reinen Familienlebens. Wo sie fehlt, thäten die Lobhudler besser, zu schweigen. Ebenso wenig können wir die bereitwillige Abtragung jenes Sündenlohns für besonders rühmenswerth erachten. Falls in einem freien Staate, welcher die Gesetze heilig hält, der Herrscher den geschriebenen Buchstaben achtet, selbst wenn dieser seinen Gefühlen widerspricht, so können wir das nur loben. Wenn aber eine Kaiserin, welche im Laufe ihres Lebens die wichtigsten Verträge brach und sich über die feierlichsten Versprechungen hinweg setzte, ausnahmsweise die zu Gunsten der bevorzugten Liebhaberin ihres Gatten ausgestellte Anweisung honorirt, so scheint uns dieses eine übergroße Gewissenhaftigkeit zu sein, welche sich nur durch eine verkehrte Zärtlichkeit für *einen Menschen* und durch Mangel an Liebe für die *Menschheit* erklären läßt.

§. 41. Friedrich II. und Joseph II. (1765—1786—1790).

Die Zeit, welche zwischen dem Anfang des österreichischen Successions-Krieges und dem Ende des siebenjährigen in der Mitte lag, wurde durch Schlachten und Wunden, durch Niederlagen und Siege in dem Maße ausgefüllt, daß unserer deutschen Nation, welche bei diesen Kämpfen zunächst betheiligt war, wenig frische Kraft zu geistigem Fortschritte blieb. Einen ganz andern Charakter hatten die drittehalb Jahrzehnte, welche auf den Hubertsburger Frieden folgten. Zwei Fürsten von seltenen Eigenschaften und großartiger Thatkraft gaben unserer Nation damals eine Anregung, wie sie dieselbe noch niemals von oben herab empfangen hatte. Die geistige Bewegung, welche Frankreich durchzuckte, theilte sich auch unserm Vaterlande mit. Allein unabhängig von diesen beiden Hebeln entwickelten sich im Schooße der deutschen Nation Keime, welche bewiesen, daß weder die Mittelmäßigkeit und Niederträchtigkeit der Fürsten früherer Zeit ihre Kraft beugen, noch die Genialität Friedrich's II. und Joseph's II. ihr den Weg vorschreiben konnte, daß sie vielmehr ihre eigene selbstständige Bahn verfolgte. Eine Nation, welche zu gleicher Zeit Männer wie Lessing, Herder und Wieland, Kant und Fichte, Basedow und Pestalozzi, Göthe und Schiller, Voß und Stolberg erzeugte, konnte wohl durch eine Reihe unglücklicher Verhältnisse in eine trübselige Lage gerathen sein. Verzweifeln kann man aber an ihr nicht. Derselbe Schwung, dieselbe Großartigkeit, welche sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Literatur entfaltete, mag sich ein Jahrhundert später auf dem Felde praktischer Politik bekunden. Die Nationen sind nicht die größten, welche am schnellsten ihren Höhepunkt erreichen. So lange nur deutliche Spuren unausgesetzten Fortschritts sichtbar sind, dürfen wir uns über die Langsamkeit desselben nicht grämen. Wer aber die Zustände Deutschlands zur Zeit Friedrich's II. und Joseph's II. oder gar zur Zeit Leopold's I. und des sogenannten großen Kurfürsten mit denjenigen unserer Tage vergleicht, kann darüber nicht im Zweifel sein, daß, trotz allen Bestrebungen der Jesuiten und Pietisten, der Könige und Bureaukraten, der Aristokraten, der Geburt und des Geldes — die deutsche Nation Riesenschritte gemacht hat: auf dem Felde des praktischen Staatslebens und der Kirche, im Gebiete der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Wissenschaft. So knechtisch, wie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sind die Deutschen doch jetzt nicht mehr gesinnt. Ihr Selbstgefühl ist gewachsen, obgleich es noch immer schwach ist. Ihr Freiheitsmuth hat mehr als einmal einen Anlauf genommen, wenn schon er zum Sprunge selbst nicht kam.

Während des ganzen Zeitabschnitts, an welchem wir stehen, that die deutsche Nation niemals auch nur einiges Freiheitsgefühl kund. Das Volk war öfter in zwei feindliche, sich mit blutiger Wuth gegenseitig verfolgende Lager gespalten, als gegen den auswärtigen Feind vereinigt. Wie hätte sich unter solchen Verhältnissen ein kräftiges Nationalgefühl entwickeln können? Die strebenden Geister warfen sich auf das einzige ihnen offen stehende Feld der Kunst und der Wissenschaft und insbesondere auf dasjenige der Literatur, welches zwar von den Machthabern nicht gehegt, allein doch da und dort auch nicht gehemmt wurde. Schon ein gewisses Maaß der Freiheit, welches nirgends sehr groß war, genügte, ihrem Flügelschlage Kraft zu verleihen. Die Nation begrüßte jede geniale Erscheinung mit Jubel, wenn sie derselben auch keinen reichlichen Lohn bot. Sie war arm. Reichthum besaßen nur ihre Fürsten, welche immer erst in den Erben die großen Geister unsers Vaterlandes zu ehren verstanden.

Joseph II. war schon bei Lebzeiten seines Vaters (27. März 1764) zu dessen Nachfolger erwählt worden. Als deutscher Kaiser besaß er jedoch sehr wenig Macht, und so lange seine Mutter lebte, hatte er nur im Kriegswesen und in den auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs entscheidenden Einfluß. Bis zum Jahre 1780 blieb daher Friedrich II. der tonangebende Fürst in Deutschland. Daß Anhänger der monarchischen Regierungsform, zumal Bewunderer des Preußenthums ihn bis in den dritten Himmel erheben und glauben, das Wort „groß" müsse mit der Bezeichnung „Einziger" vertauscht werden, um diesem Könige Genüge zu leisten, ist ganz natürlich. Von einem Republikaner und Kosmopoliten läßt sich aber wohl ein anderes Urtheil erwarten. Friedrich II. war, wenigstens als König, frei von den Lastern, welchen die meisten Fürsten seiner Zeit fröhnten. Er war kein Verschwender, kein Wollüstling und kein Müßiggänger, im Gegentheile war er sparsam, nüchtern und außerordentlich thätig. Er war erhaben über viele Vorurtheile seiner Zeit. Er bildete sich nicht ein, durch Gottes Gnade eine mysteriöse Gewalt zugetheilt erhalten zu haben, vielmehr betrachtete er sich als den ersten Diener des Volkes. Er bedurfte des Bundes mit dem Pfaffenthume nicht, um seiner Gewalt einen festen Grund zu geben, und würdigte sich daher vor demselben nicht herab, wie die meisten anderen Kaiser und Könige seiner und späterer Zeiten. Er hatte keine Steckenpferde, wie andere Fürsten sie mit großen Kosten hielten, vielmehr verwandte er seine ganze Zeit und alle Mittel, welche seine hohe Stellung ihm bot, das Beste des Landes, nach seinem Ermessen zu fördern. Der ganze Vorwurf, welcher Friedrich II. gemacht werden kann, läßt sich in die Worte zusammendrängen, daß er immer und rücksichtslos nach seinem Ermessen handelte, und daß dieses in manchen Beziehungen nicht bloß irrig war, sondern auch auf Vorurtheil, Herrschsucht und Eigenwillen beruhte.

Friedrich II war eine durchaus despotische Natur. Er besaß aber Verstand genug, derselben nicht weiter den Zügel schießen zu lassen, als er glaubte, ungestraft thun zu können.

Die Zeit, in welcher Friedrich II. sowohl im Kriege, als im Frieden das Größte leistete, war die erste Hälfte seiner Regierung (1740—1763). Damals legte er den Keim zu der Macht und der Bedeutung Preußens. Das Fach, worin Friedrich gründliche Kenntnisse und reiche Erfahrung besaß, und in welchem er sich besonders hervorthat, war das Kriegswesen. Diesem verdankte er nicht nur seinen Ruhm, sondern auch seine Erhaltung. Wäre er kein tüchtiger Kriegsmann gewesen, so hätte er Schlesien nicht erobert, jedenfalls nicht behauptet.

Für die inneren Angelegenheiten seines Reiches war Friedrich II. thätig, allein es gebrach ihm in Betreff derselben an jedweder tieferen Einsicht. Er hatte den guten Willen, die Finanzen, die Verwaltung und die Rechtspflege möglichst zu vereinfachen und zu verbessern, doch da er von diesen Fächern selbst wenig verstand und Männer von Selbstständigkeit und Genialität mit ihm nicht zusammen arbeiten konnten, so geschah in diesen drei so hochwichtigen Zweigen des Staatshaushalts nur sehr wenig, was eines großen Fürsten würdig war. Nicht selten griff Friedrich II. aus Mißverstand und übergroßem Eifer in den Gang der Rechtspflege sogar störend ein.

In religiöser Beziehung war Friedrich II. ein seltenes Muster. Er selbst war durchaus frei von dem Aberglauben seiner Zeit, dennoch gewährte er jedweder Glaubenspartei volle Freiheit des Gottesdienstes. Leider stand er nicht eben so hoch über den Aristokraten, als über den Pfaffen seiner Zeit. Nur Adelige erhielten von ihm Offiziersstellen, nur dem Adel und nicht dem Bürger- und Bauern-Stande gewährte er großartige Unterstützung. Nur für die Erziehung des jungen Adels trug er Sorge. Die Bauernkinder ließ er durch verabschiedete Soldaten auf's nothdürftigste unterrichten und auf's gewaltthätigste erziehen.

Prügel bildeten überhaupt einen der Hauptbestandtheile der preußischen Regierungsmaßregeln damaliger Zeit.

Friedrich II. war der eigentliche Gründer des specifischen Preußenthums. Für Deutschland als einen politischen Körper, für die deutsche Nation als die Nährmutter seines Geistes, für das deutsche Vaterland hatte er ebenso wenig Sinn und Gefühl, als für deutsche Kunst und Wissenschaft. Jeder nichtdeutsche Bundesgenosse stand ihm näher, als der Deutsche, welcher seine Pläne nicht förderte, die französische Literatur zog er der deutschen, und gar viele Franzosen ohne Verdienst deutschen Männern von Werthe vor.

Die nothwendige Folge der ausschließlich preußischen und undeutschen Richtung Friedrich's II. war, daß er sich nicht-deutschen Verbündeten in die Arme warf, da das kleine Preußen nicht stark genug war, für sich allein die Stellung zu behaupten, welche sein König im siebenjährigen Kriege erobert hatte. Friedrich lehnte sich an Rußland, verwickelte diese Macht mehr und mehr in deutsche Verhältnisse und begründete dadurch jenes Vasallenthum, welches unter seinen schwachen Nachfolgern mehr und mehr die Selbstständigkeit Preußens und Deutschlands gefährdete. Oesterreich wurde durch Preußen gezwungen die Suprrmatie des russischen Czaaren anzuerkennen. So schmiedete Friedrich II. die Ketten, in welchen Deutschland seit jener Zeit von den Russen gehalten wird. Die Czaaren ließen sich den Wetteifer der deutschen Fürsten gern gefallen, und gewährten ihre Gunst abwechselungsweise den Preußen oder den Oesterreichern, je nachdem diese oder jene das höchste Gebot thaten, d. h. sich und ihr Volk am tiefsten vor ihnen erniedrigten.

Den dunkelsten Fleck in der Geschichte des hochberühmten Preußenkönigs bildete die Theilung Polens*). Bis auf den heutigen Tag wird darüber gestritten, ob Friedrich II. oder Kaunitz den Gedanken zuerst ausgesprochen habe. Soviel ist gewiß, daß beide mit gleichem Eifer denselben verfolgten und dadurch die Verantwortlichkeit dafür gleichmäßig zu tragen haben. Maria Theresia hatte es in ihrer Gewalt, das dem Nachbarlande drohende Unglück zu verhindern. Sie war dazu aufgefordert durch Gründe der Staatsklugheit nicht minder als der Dankbarkeit. Noch war kein Jahrhundert vergangen, seit Polen die Türken von den Mauern Wiens vertrieben hatten. Doch die Kaiserin begnügte sich mit leeren Redensarten, und genehmigte durch die That das größte Verbrechen ihrer Regierungszeit. Gegen den Rath ihrer Minister hatte sie den siebenjährigen Krieg vorbereitet. Das Böse zu thun, hatte sie Kraft. Die Theilung Polens zu verhindern, besaß sie nur Schwäche. Als die bedeutungsvollste Handlung ihres Lebens in Frage stand, zog sie sich hinter ihre Rathgeber zurück und ließ diese gewähren. Verblendete oder feile Schriftsteller loben sie aber gleichmäßig wegen der Worte, die sie der Theilung Polens entgegensetzte und wegen der Thatkraft, mit der sie die von ihr geführten Kriege betrieb. So wenig folgerichtig sind die von dem Zauberstabe der Monarchie berührten Geschichtschreiber! In derselben Zeit, in welcher Maria Theresia den Vertrag unterzeichnete, welcher die Theilung Polens festsetzte (5. August 1772), hielt sie doch die Zügel der Regierung noch fest genug in Händen, um zu verhindern, daß ihr Sohn Joseph seine Reformpläne und seine auf Baiern gerichteten Entwürfe nicht durchsetzte.

Am 30. December 1777 starb Kurfürst Maximilian Joseph, und mit ihm erlosch der baierische Zweig der Wittelsbacher. Sein nächster Erbe war Karl Theodor von der Sulzbach'schen Linie. Kaiser Joseph II. glaubte, der Augenblick sei gekommen, Baiern zu gewinnen. Die westlichen Großmächte: England, Frankreich und Spanien waren durch den nordamerikanischen Freiheitskrieg hinreichend beschäftigt. Karl Theodor selbst und dessen Erbe, der Herzog von Zweibrücken, waren geneigt, sich mit Kaiser Joseph zu ver-

*) S. unten im sechsten Abschnitte.

ständigen, welcher unter dieser Voraussetzung Nieder-Baiern militärisch besetzen und sich daselbst huldigen ließ. Allein nicht blos Baiern und Oesterreich, ganz Deutschland war bei der Frage betheiligt, an welches Haus Baiern fallen würde. Die Uebermacht der österreichischen Monarchie gefährdete seit langer Zeit gleichmäßig die Freiheit der deutschen Nation und die Machtvollkommenheit der deutschen Fürsten. Für Deutschland war nichts mehr zu befürchten, als daß das Haus Habsburg, welches seit drittehalb Jahrhunderten an der Spitze aller der Freiheit feindlichen Bestrebungen gestanden war, seine verderbliche Gewalt ausdehne. Die persönlichen Gesinnungen Joseph's II. durften nicht den Ausschlag geben. Denn sie gingen mit ihm zu Grabe, während die jesuitisch-absolutistischen Ueberlieferungen des Hauses voraussichtlich fortlebten.

Friedrich II. vertrat daher zu gleicher Zeit die wohlverstandenen Interessen der deutschen Nation und die Absichten der deutschen Fürsten, indem er verlangte, daß Oesterreich seine Truppen aus Baiern zurückzöge. Als die mit Joseph II. eingeleiteten Unterhandlungen nichts fruchteten, ließ Friedrich II. Ende Juni 1778 einhundert tausend Mann in Böhmen einrücken. Der Krieg, welcher, gleich allen übrigen des achtzehnten Jahrhunderts ein Erbfolgekrieg war, wurde übrigens nicht mit Nachdruck betrieben, weil Maria Thersia denselben nicht wollte. Sie leitete hinter dem Rücken ihres Sohnes Friedensunterhandlungen ein. Im Anfange des Monats März 1779 wurde Waffenstillstand, am 13. Mai der Frieden zu Teschen geschlossen. Oesterreich mußte sich mit dem zehnten Theile der Quadratmeilen, die es von Baiern in Anspruch genommen hatte, nämlich mit 34 statt 350 begnügen und die Erbansprüche Preußens auf Ansbach und Baireuth anerkennen. So endigte der bairische Erbfolgekrieg, welcher im Volke wegen des Gegenstandes, mit dessen Vertilgung sich die Heere am meisten befaßt hatten, der Kartoffelkrieg genannt wurde. Das Schlimmste dabei war, daß Rußland es war, welches durch das Heer, das es nach Galizien sandte, den Teschener Frieden zu Stande brachte. Mehr und mehr wurde dadurch diese barbarische Macht daran gewöhnt, sich als höhere Instanz zu betrachten, an welche die deutschen Fürsten sich zu wenden hätten, um in ihren eigenen Angelegenheiten ein endliches Urtheil zu erlangen.

Kurz nach dem Teschener Frieden starb Maria Theresia (29. November 1780) und Joseph II. war von nun an nicht mehr blos Kaiser von Deutschland, sondern auch, was eine weit höhere Bedeutung hatte, Selbstherrscher der verschiedenen habsburgischen Länder. Fünfzehn Jahre lang hatte er sich mit dem Scheine der Herrschaft begnügen müssen. Während dieser ganzen Zeit brannte er umsonst von dem heftigen Verlangen, seine Reformpläne zu verwirklichen. Seine Mutter hatte ihn zum Mitregenten angenommen, allein die Mitregentschaft war, gleich dem Kaiserthume, nur ein Titel ohne wirkliche Gewalt.

Als Joseph II. (1765) den deutschen Thron bestieg, hegte er noch den Wahn, daß mit dieser Würde einige Rechte von Bedeutung verbunden seien. Er versuchte zuerst, die schreiendsten Mißbräuche des Reichskammergerichts und des Reichshofraths*) abzuschaffen. Trotz aller Mühe, die er sich gab, und ungeachtet der Reichshofrath ihm als österreichischem Mitregenten auch vermöge der Landesherrschaft unterworfen war, kamen im Laufe vieler Jahre nur wenige kaum nennenswerthe Verbesserungen zu Stande. Zu seinem nicht geringen Verdrusse überzeugte sich Joseph II., daß selbst ein Herkules nicht im Stande sei, den Augias-Stall des deutschen Reiches zu säubern. Er überließ dieses daher sich selbst und beschränkte seine Reformen auf die österreichische Monarchie. Mit dem reinsten Streben, seltener Ausdauer und Kraft begann er sein Werk nach dem Tode seiner Mutter.

Er hatte seine Ansichten über die Staatsverwaltung aus den Schriften der französischen Oekonomisten geschöpft. Er bedachte aber nicht, daß die österreichischen Länder nicht,

*) S. Weltgeschichte Bd. VI. § 16.

gleich den französischen, einen innerlich und äußerlich fest verbundenen einheitlichen Staat bildeten. Die Reformen, welche ein königlicher Befehl in Frankreich einführen machte, ließen sich, ohne die Gewohnheiten und Verfassungen verschiedener Völkerschaften und Provinzen auf's empfindlichste zu verletzen, in Oesterreich nicht von oben herab befehlen. Die Gewalt, welche sich Joseph II. zum Besten seiner Völker anmaßte, mochte dessen Nachfolger zur Befriedigung ihrer wildesten Leidenschaften gebrauchen. Die eifrigsten Freunde des Rechtes und der Freiheit konnten, wenn auch den Inhalt seiner Verordnungen, doch nicht die Form, in welcher er sie erließ, gut heißen.

Der große Fehler Joseph's II. bestand darin, daß er vermeinte, ohne ein selbstthätiges Volk dauernde und durchgreifende Reformen begründen zu können. Ein Kaiser oder ein König vermag nicht viel, falls er sich nur auf Diener und nicht auf selbstbewußte, strebende Geister verläßt. Solche hätte Joseph suchen müssen. Mit deren Hülfe wäre es ihm nicht schwer geworden, im Schooße seiner Völker Verbündete zu wecken, welche während seiner Regierung stark genug hätten werden können, seinen Verbesserungen Festigkeit zu geben. Er hätte dem Fortschritte dadurch eine Organisation geben müssen, daß er die Verfassung seiner Länder im Sinne desselben änderte. Vor allen Dingen hätte er sich aber fern halten müssen von den Lockungen des Ehrgeizes und der Herrschsucht. Ein Reformator muß den Krieg, ja selbst jede unfreundliche Beziehung zum Auslande, insofern sie nicht durch seine Reformpläne bedingt ist, vermeiden. Die Absichten, welche Joseph gegen Baiern, Holland, Polen und die Türkei hegte, standen in schroffem Widerspruche mit seinen Reformplänen.

Monarchen können schon aus dem Grunde, weil das Königthum selbst nicht auf der Vernunft, sondern auf Gewalt beruht, in ihren Reformen niemals sehr weit gehen, ohne die Grundlage ihrer eigenen Herrschaft zu untergraben, wie die Anhänger irgend einer Kirche, namentlich der an Unsinn und Knechtschaft so reichen katholischen unmöglich durchgreifende Reformen in das Gebiet der Religion einführen können.

Die Gewalt Joseph's II. ruhte in großem Maße auf dem Adel und der Geistlichkeit. Nur insofern er sich eine von diesen beiden Ständen mehr oder weniger unabhängige Macht gründete, konnte er hoffen, seinen wohlgemeinten Verbesserungen Eingang zu verschaffen. Er war aber viel zu sehr in dem Wahne kaiserlich-königlicher Machtfülle befangen, als daß er mit irgend Jemanden, am wenigsten mit den von ihm beherrschten Völkern, das Verdienst eines Reformators hätte theilen wollen.

Ein König besitzt allerdings von allen Bewohnern seines Reiches die größte G e w a l t , Reformen einzuführen. Allein nur diejenigen, welche in dem Bewußtsein der Nation eine Stütze finden, sind von Dauer, und ein Fürst, dessen Gewalt selbst das Ergebniß hundertjährigen Unrechts ist, darf sich nicht wundern, wenn ihm bei seinen reinsten Bestrebungen jene Leidenschaften feindlich entgegen treten, mit deren Hülfe seine Vorfahren ihre Herrschaft begründeten. Wie kann ein König oder ein Kaiser erwarten, daß der Adel, dessen Vorrechte stets auf Gewaltthat, und eine Geistlichkeit, deren Glaubenssätze auf Betrug ruhen, irgend einen Vortheil, den sie sich verschafft haben, aus Gründen des Rechtes, des öffentlichen Wohles oder der Wahrheit fahren lassen werden? Der österreichische Adel machte kein Hehl daraus, daß er nur der Gewalt weichen werde. Diese Gewalt konnte sich Joseph schaffen, wenn er wollte. Allein so weit reichten doch seine Reformbestrebungen nicht. Er wollte mit Adel und Geistlichkeit nicht ganz brechen.

Die Grund-Idee aller von Joseph II. erlassenen Verordnungen war die Förderung des a l l g e m e i n e n B e s t e n. Der Adel und die Geistlichkeit, deren Vorrechte dadurch nothwendig beschränkt wurden, und welche sich nicht um das allgemeine Beste, sondern nur

um ihre Standesvortheile kümmerten, waren daher keineswegs zufrieden mit dem Kaiser, vielmehr bereiteten sie ihm, so weit sie es im Verborgenen konnten, aller Orten Hindernisse und Gefahren. Joseph verbesserte das Schulwesen, befreite die gefesselte Presse, hob die Leibeigenschaft der Bauern auf, vereinfachte die Gerichtsordnung, erließ eine neue Civil- und Criminal-Gesetzgebung, und bekämpfte den Schlendrian und die Roheit in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Er strebte nach einer gleichmäßigeren Vertheilung der Staatslasten, unterstützte Handel und Gewerbe, Fabriken und Ackerbau, schaffte aller Orten Mißbräuche ab und gab selbst allen seinen Beamten das Beispiel rastloser Thätigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten.

Die Gunst sollte vom Hofe verbannt und deren Stelle von dem Verdienste und dem Rechte eingenommen werden.

Alles dieses sagte natürlich den Schmarotzern nicht zu, welche gewohnt waren, von dem Marke des Volkes zu leben, und diesem dafür nur Grobheit und Bedrückung zu Theil werden zu lassen. Besondere Mißstimmung erregten unter den Pfaffen und deren Knechten die Verbesserungen, welche Joseph in das Gebiet der Kirche einführte. Er wagte es, Duldung zu gestatten, d. h. nach anderthalb Jahrhunderten den westphälischen Frieden*) endlich einmal wirklich zu vollziehen. Ueber diesen ging er gar nicht hinaus. Denn weit entfernt, allen Glaubensparteien Freiheit zu gestatten, bedrohte er die Deisten, d. h. diejenigen, welche nur an einen Gott im Geist und in der Wahrheit, und nicht an drei Götter oder einen Gottmenschen glaubten, mit den übel berüchtigten österreichischen Fünf und zwanzig. So weit war Joseph von einem wirklich freien Standpunkte noch entfernt! Er war trotz seiner Verbesserungen ein katholischer Christ, wenn nicht aus Ueberzeugung, so doch aus Achtung vor der Macht der Verhältnisse.

So weit diese ihm nicht zu schroff widerstrebte, ging er in seinen Reformen unverdrossen weiter. Er schnitt die schlimmsten Auswüchse des Mönchswesens ab, indem er der Verbindung der österreichischen Klöster mit denjenigen des Auslandes und mit dem Papste ein Ende machte, die Aufnahme von Novizen im Laufe der nächsten zwölf Jahre verbot und die schädlichsten Klöster aufhob. Er verminderte auf diese Weise zwar nach und nach die Zahl der Mönche und Nonnen um 30—36,000, es blieben aber immer noch 27,000 in 1324 Klöstern übrig. Joseph II. und nach ihm viele andere betrachteten die Klöster nur von der finanziellen Seite, d. h. als Schmarotzer-Anstalten. In der That waren und sind sie der Bildung und der Freiheit der Völker nicht minder verderblich, als deren Wohlstande. Die finanziellen Schäden des Mönchswesens und des gesammten Pfaffenthums, so schlimm sie sind, lassen sich ausgleichen, doch nicht der Aberglaube, die knechtische Gesinnung und die stumpfe Trägheit, welche sich in deren Gefolge über Stadt und Land ergießen. Die Klöster sind nicht den Raupen-Nestern, welche bloß Blüthen, Blättern und Früchten Vernichtung drohen, sondern den Gängen der Bohrwürmer zu vergleichen, welche das Mark der Bäume auffressen und dadurch sie für immer des Lebenssaftes berauben.

Was Joseph that, war genug, den Haß aller katholischen Fanatiker gegen ihn zu entflammen, und viel zu wenig, den denkenden und über den Unsinn des positiven Christenthums erhabenen Geistern zu genügen.

Der Kaiser blieb übrigens nicht bei den Klöstern stehen, er schaffte manche anstößige Ceremonien, Wallfahrten und Processionen ab, führte deutsche Kirchenlieder ein und sorgte für eine Uebersetzung der Bibel in die verschiedenen Sprachen der österreichischen Länder. Er schloß Mönche von Lehrerstellen aus, gründete Seminarien, auf welchen den künftigen Priestern nur ein Theil der altbergebrachten Abgeschmacktheiten eingetrichtert wurde. Er untersagte Dispense in Rom einzuholen, Gelder für Seelenmessen dahin zu senden und

*) S. Weltgesch. Buch VII. § 44 S. 322.

ohne landesherrliche Erlaubniß Bullen und Breven bekannt zu machen, oder auch nur irgend eine Gunstbezeugung des Papstes anzunehmen.

Vergebens suchten mehrere Bischöfe und der Papst selbst, welcher (1783) sogar persönlich nach Wien kam, die Entschlüsse des Kaisers wankend zu machen. Joseph schritt auf der einmal betretenen Bahn der Reform seiner Erbstaaten voran, ohne jedoch an ähnlichen Bewegungen, welche im übrigen Deutschland stattfanden, irgend einen Theil zu nehmen.

Millionen begrüßten ohne Zweifel die Reformen Joseph's mit inniger Freude. Allein sie bildeten zusammen genommen keinen Stand, keine Partei. Der Kaiser kannte sie nicht und sie selbst blieben einander gegenseitig fremd, da sie keine Mittel besaßen, ihre Gesinnungen kund zu thun und denselben Nachdruck zu geben. Diejenigen aber, welche den Reformen des Kaisers widerstrebten, bildeten die beiden einflußreichsten Stände in allen Theilen der österreichischen Monarchie, und in mehreren Ländern derselben waren ihnen durch die Staatsgesetze Rechte eingeräumt, welche ihren Ansichten und Bestrebungen ein noch größeres Gewicht verliehen. Namentlich war es in Belgien und in Ungarn, wo die mittelalterliche Landesverfassung dem Adel und der Geistlichkeit eine bevorzugte Stellung einräumte, von der sie den ausgedehntesten Gebrauch machten, um den Reformplänen des Kaisers entgegen zu wirken. Mit den innerhalb der österreichischen Monarchie mißvergnügten Ständen verbanden sich alle diejenigen auswärtigen Mächte, welche entweder dem Fortschritte in jeder Form, oder aber den persönlichen Bestrebungen Joseph's II. oder des habsburgischen Hauses feindlich gesinnt waren.

Auf diese Weise bildete sich eine mehr oder weniger organisirte Macht, welche mit dem größten Nachdrucke den Kaiser bekämpfte, dessen auswärtige Politik fast immer mit Erfolg kreuzte, und ihm im Inneren seiner Staaten einen noch gefährlichern Widerstand entgegen setzte.

Joseph II. hielt es für einen Schimpf und eine Schande, daß jene zwei Artikel des Utrechter Friedens, nach welchen die Schelde für die Schifffahrt geschlossen bleiben und die wichtigsten belgischen Festungen von holländischen Truppen besetzt gehalten werden sollten, nach Ablauf von fast siebzig Jahren, unter durchaus veränderten Verhältnissen aufrecht erhalten würden. Er hatte um so mehr Grund, die Beseitigung dieser gehässigen Artikel zu verlangen, als die Holländer ihrerseits die ihnen auferlegten Verpflichtungen keineswegs gewissenhaft erfüllt hatten. In der That bewirkte er, daß die Holländer (im März 1783) ihre Truppen aus den belgischen Festungen abriefen. Allein er wagte es nicht, die weit wichtigere Frage der Oeffnung der Schelde auf's äußerste zu treiben, da mittlerweile ihm in Deutschland selbst ein höchst gefährlicher Bund feindlich entgegen getreten war.

Joseph's II. Lieblingsplan war die Vereinigung Baierns mit Oesterreich. Nachdem ihm derselbe (1779) mißlungen war, griff er ihn (1785) in einer anderen Form wieder auf, indem er dem Kurfürsten Karl Theodor vorschlug, Baiern gegen Belgien einzutauschen. Um diesen Plan zu vereiteln, schloß Friedrich II. (23. Juni 1785) mit den größeren der deutschen Kleinstaaten den sogenannten Fürstenbund. Rußland und Frankreich wurden gleichfalls in diese Angelegenheit herein gezogen und warfen das Gewicht ihrer Macht in die Wagschale gegen Joseph II. Dieser gab daher fast um dieselbe Zeit seine auf den Erwerb Baierns und die Oeffnung der Schelde gerichteten Pläne auf. Es war eine ärmliche Entschädigung für ihn, daß er sich (im November 1785) mit der Abtretung zweier Forts und einigen Millionen Gulden in Gelde von den Holländern abfinden ließ. Die Schelde öffnete sich nicht und folgeweise blieb Belgien von dem Seehandel ausgeschlossen. Allerdings konnte die gehässige Stellung, welche Belgien ihm gegenüber einnahm, den Kaiser nicht bestimmen, zu Gunsten dieses Landestheils einen Krieg zu wagen. Er wußte nur zu gut, daß die daselbst übermächtigen Stände des Adels und der Geistlich-

keit der Schelde viel weniger Bedeutung beimaßen, als den von ihm eingeführten Neuerungen. Der belgische Adel und die belgische Geistlichkeit bekümmerten sich sehr wenig darum, ob die Schelde frei, vorausgesetzt, daß nur das Volk es nicht sei, vielmehr nach wie vor ihnen fröhne und glaube. Seit dem Jahre 1781 hatten die belgischen Stände nicht aufgehört, die Josephinischen Reformen auf's bitterste zu bekämpfen. Die Schwester des Kaisers, die Herzogin Christine von Sachsen-Teschen, welche die Würde einer Statthalterin bekleidete und des Kaisers Minister in Brüssel, der Fürst von Staremberg, waren beide gleich unfähig, den kaiserlichen Reformplänen Freunde zu werben oder Gehorsam zu sichern. Bis zum Jahre 1786 brüteten Adel und Geistlichkeit im Stillen über Verschwörungen gegen den Kaiser. Am Ende dieses Jahres kam es zu Scenen offenen Widerstandes, indem die Pfaffen die Schüler des von Joseph II. neu gegründeten General-Seminariums aufwiegelten.

Der Kaiser, welcher mehr friedliche, als kriegerische Befähigungen besaß und mehr Geschick hatte, Verbesserungen auszudenken, als sie durchzuführen, trat den tückischen Pfaffen, dem übermüthigen Adel und dem fanatischen Pöbel Belgiens nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke entgegen. Seine Stellung wurde überdies durch den Umschwung, welcher um jene Zeit in Holland eintrat und durch den Krieg mit der Türkei, in den er sich hatte verwickeln lassen, erschwert.

Friedrich II. von Preußen war (im August 1786) gestorben. Sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., ein eben so beschränkter, als sittlich verkommener Mensch, ein bitterer Feind jeder freien Regung, hatte mit Waffengewalt die patriotische Partei in Holland niedergeworfen. Die Feinde Joseph's II. fanden daher in Holland die freundlichste Aufnahme und konnten dort ungehindert ihre Anschläge gegen den Kaiser vorbereiten. Die preußische Regierung ertheilte denselben sogar die Zusicherung von Hülfe, falls es ihnen gelingen sollte, die Oesterreicher zum Lande hinaus zu treiben.

Hätte der Kaiser seine ganze Kraft auf Belgien werfen können, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, den Aufstand zu erdrücken, allein seit dem Jahre 1787 hatte er, in Verbindung mit den Russen, einen höchst unpolitischen Krieg gegen die Türkei begonnen, welcher den größten Theil seiner Streitkräfte und seiner persönlichen Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der ungarische Adel zettelte gegen ihn in Siebenbürgen einen Aufstand an. Um denselben zu beruhigen, hob Joseph alle seine zum Besten des Volkes erlassenen Verordnungen auf. Er mußte es erleben, daß sich seine belgischen Provinzen (am 11. Januar 1790) unter dem Namen „das vereinigte Belgien" für unabhängig erklärten. Kurz darauf (am 20. Februar) gleichen Jahres starb Joseph II., es ist ungewiß, ob an dem Gifte, welches ihm seine Feinde gemischt, oder an dem Aerger und Kummer, den sie ihm bereitet hatten.

Sein Gegner, Friedrich II. von Preußen, konnte nicht umhin, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen in den Worten: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen, im Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen, mit Weihrauch genährt und ist bescheiden."

Im Vergleiche mit Maria Theresia war Friedrich II. sehr im Vortheile, nicht so, wenn wir ihm Joseph II. gegenüberstellen. Dieser besaß gewiß weder als Feldherr, noch als praktischer Staatsmann die Talente Friedrich's, allein er war ein weit edlerer Mensch. Die Beweggründe Friedrich's II. waren in der Hauptsache dieselben wie diejenigen Maria Theresiens und der meisten Könige. Joseph II. zerfiel gewissermaßen in zwei Hälften. In der Behandlung der inneren Angelegenheiten seines Reiches leiteten ihn die reinsten Beweggründe; sein Streben war nur auf die Bildung und das Wohl seiner Völker gerichtet. Doch seine auswärtige Politik war von Ehrgeiz und Herrschsucht nicht frei. Die

Vergrößerungspläne, die er auf Kosten Baierns, Polens und der Türkei verfolgte, gereichen ihm nicht zur Ehre. Sie standen in vollkommenem Widerspruch mit seiner inneren Politik und hatten zur Folge, daß er diese nirgends mit der erforderlichen Kraft und Ausdauer betreiben konnte.

§ 42. Die deutsche Nation.

Wir haben in diesem Abschnitte oft von deutschen Fürsten, von Oesterreichern, Baiern, und Preußen, von Sachsen, Hessen und Hannoveranern gesprochen, allein nur selten hatten wir etwas von der deutschen Nation zu berichten. In den meisten Kriegen der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts und in allen des achtzehnten Jahrhunderts kämpften Deutsche gegen Deutsche, Oesterreicher gegen Baiern, Preußen gegen Oesterreicher. Der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, welcher das ganze Zeitalter der Reformation hindurch von entscheidender Bedeutung gewesen war, trat im Laufe dieses Zeitabschnitts in den Hintergrund. Die Streitigkeiten zwischen den nach dem Uebergewichte strebenden Fürstenhäusern, zwischen Habsburgern, Wittelsbachern und Hohenzollern bilden einen großen Theil der deutschen Geschichte dieses Zeitabschnitts.

Wie in den auswärtigen, so gaben auch in den inneren Angelegenheiten Deutschlands, soweit es sich um unmittelbar praktische Resultate handelte, die einzelnen Landesherren den Ausschlag. Fürsten und Pfaffen, Ritter und Patricier thaten der deutschen Nation Gewalt an, und doch schritt sie ruhig vorwärts. Sie brach die Macht des Kaiserthums und des Papstthums und baute diejenige der Landesherren auf, oder mit anderen Worten: sie zersplitterte die großen Gewalten des Staates und der Kirche in kleinere, von denen jede eine gewisse, mehr oder weniger ausgeprägte Individualität darstellte. Der Individualismus errang den Sieg über die Centralisation.

Die französische Nation entwickelte sich in entgegengesetzter Richtung. Sie zerbrach ein gutes Stück mittelalterlichen Individualismus und gründete auf dessen Ruinen eine Centralgewalt, welche in Ludwig XIV. ihren Höhepunkt erreichte, unter dessen Nachfolgern aber schon ihrem Untergange entgegen eilte.

Die englische Nation hielt einen Mittelweg zwischen Deutschen und Franzosen, welche ihr die kräftigsten Bestandtheile geliefert hatten, inne. Sie legte dem Individualismus Zügel an, indem sie ihren Herzogen, Grafen und Baronen, ihren Erzbischöfen und Bischöfen nicht gestattete, sich zu selbstständigen Landesherren emporzuschwingen, und mäßigte die Centralgewalt der Könige, indem sie diese den Beschlüssen des Parlaments unterordnete.

Die Pfade, welche die Nationen gehen, sind nach ihren Eigenthümlichkeiten verschieden. Die Franzosen, welche noch immer im Wesentlichen den Charakter des celtischen Stammes an sich tragen, bauen rasch eine schwindelnde Gewalt auf, welche sie eben so schnell entweder selbst zerstören, oder fremder Zerstörung preisgeben. Die Germanen gründen kleinere Gemeinwesen, welche untereinander nur lose verbunden sind. Ihre Natur neigt sich im Kampfe zwischen der Gesammtheit und deren einzelnen Theilen auf die Seite der letzteren. Sie verstehen die Freiheit in dem Sinne, daß sie vor allen Dingen keine über die ganze Nation gebietende, schrankenlose Macht aufkommen lassen wollen.

Die englische Nation, welche die Eigenthümlichkeiten der Celten und der Germanen mit einander verband, kam am schnellsten zu einem gewissen Abschlusse, zu einem Mittelding zwischen Individualismus und Centralisation, zwischen Freiheit und Gewalt. Die von Franzosen gegründete starke Centralgewalt, leistete ihnen im Kampfe mit dem Auslande gute Dienste. Sie erschwerte aber die individuelle Entwickelung der in ihrem Schooße vereinigten Provinzen, Städte und Menschen.

Die Deutschen schritten am langsamsten voran. Sie hegten tausend kleine Eigenthümlichkeiten, welche in ihren Verschlingungen den einzelnen Theilen Mannigfaltigkeit, Frische und Kraft verliehen.

Die Stellung, welche die deutsche Nation im Reformations-Zeitalter annahm, bildete die Grundlage ihrer ganzen späteren Entwickelung. Die Religion erhielt dadurch eine erhöhte Bedeutung für das deutsche Volk, so frevelhaft auch das Spiel war, welches seine Fürsten mit dem Glauben trieben. Nichts bezeichnet dieses so deutlich, als die Leichtigkeit, mit welcher namentlich die protestantischen Machthaber dieselbe zu allen Zeiten wechselten oder ihren Kindern zu wechseln befahlen. Die Geschichte des Hauses Hohenzollern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen und der meisten anderen sind so voll derartiger Wechsel, daß es nicht möglich ist, sie alle hier ausdrücklich zu bezeichnen. So oft sich eine Aussicht bot, durch Glaubensveränderung einen Vortheil zu gewinnen, wurden die protestantischen Fürsten katholisch. Ich erinnere nur an Wolfgang von Pfalz-Neuburg, der sich durch seinen Uebertritt zum Papstthum die Unterstützung der katholischen Mächte in seinem Erbstreite mit Brandenburg sicherte, an den Kurfürsten August I. von Sachsen, welcher seinen protestantischen Glauben gegen die polnische Krone austauschte u. s. w. Noch weit schimpflicher sind aber diejenigen Religionswechsel, welche die deutschen Prinzessinnen vornahmen, um russische, französische oder österreichische Prinzen heirathen zu dürfen. Seit den Tagen der Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche römisch-katholisch wurde, um sich des Herzogs von Orleans würdig zu machen, bis auf die Prinzessin von Hessen-Darmstadt, welche die griechisch-katholische Larve anlegte, um dem Großfürsten Alexander die Hand reichen zu dürfen, haben die deutschen Fürsten, namentlich die protestantischen, Schacher mit ihrer Religion getrieben, und diejenigen stets den niedrigsten, welche sich den Schein der höchsten Frömmigkeit zu geben suchten.

Nicht mit Unrecht haben katholische Schriftsteller den protestantischen Fürsten ihre Feilheit vorgeworfen. Allein sie haben nicht mit gleicher Schärfe diejenigen Händel gerügt, welche die Päpste mit katholischen Fürsten abschlossen, um diese fester an sich zu ketten.

Wenn Geld und Geldes Werth ein mächtiger Hebel war, welcher viele deutsche Fürsten der Reformation geneigt machte, so waren es ganz ähnliche Beweggründe, welche nachweisbar viele andere im katholischen Lager zurück hielten. Der Papst Hadrian VI. erkaufte Wilhelm VI. von Baiern, indem er demselben 1) den fünften Theil sämmtlicher Einkünfte von den in Baiern gelegenen Abteien überließ, und 2) den Prinzen dieses Hauses nicht bloß die bairischen, sondern auch die westphälischen und rheinischen Bisthümer, namentlich Lüttich und Köln zusicherte. Da die Kirche dazumal die Hälfte des Grundes und Bodens in Baiern besaß, so läßt sich denken, welche Bedeutung der fünfte Theil jener Einkünfte hatte. Von 1583 bis 1761 hatten bairische Prinzen in ununterbrochener Reihenfolge das Erzbisthum Köln und nebenbei oft noch zwei oder drei andere Bisthümer inne. Was der Papst Hadrian VI. versprochen hatte, hielten seine Nachfolger. Sie wollten sich nicht zu fest auf die Glaubenstreue der Wittelsbacher verlassen. Sie wußten, daß denselben von Abteien und Bisthümern die Einkünfte die Hauptsache waren. Außer den Abteien und Bisthümern wurde dem baierischen Hause ohne Zweifel schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts diejenige Kurwürde in Aussicht gestellt, welche es ein Jahrhundert später wirklich erhielt.

Das Haus Habsburg wurde durch seine Beziehungen zu Spanien und der deutschen Kaiserkrone beim alten Glauben erhalten. Der Adel Oesterreichs und Baierns folgte der Anregung, welche ihm von seinen Fürsten zuging, obgleich da und dort die persönliche Ueberzeugung der meisten Mitglieder desselben auf Seiten der Reformation stand. Theils

durch Drohungen und Strafen, theils durch Versprechungen und Zugeständnisse wurde er zu der alten Kirche zurückgeführt.

Seit den Zeiten Ferdinand's II. war unstreitig im Schooße der katholischen Kirche leichter Fortüne zu machen, als unter den Protestanten, weil die katholische Partei zahlreicher, hauptsächlich aber weil sie despotischer regiert war, die katholischen Kaiser und Könige daher rücksichtsloser mit Gunstbezeugungen um sich werfen konnten. Ueberdieß besaß die katholische Geistlichkeit noch Würden und Schätze genug, um die Lüsternheit habgieriger Abenteurer rege zu machen.

Das Convertitenwesen wurde daher seit jener Zeit in großem Maßstabe betrieben. Fast der ganze österreichische und baierische Adel besteht aus Convertiten, d. h. aus Leuten, welche lediglich um Glück zu machen ihrer protestantischen Ueberzeugung zum Trotze katholisch wurden. Ohne diese Convertiten hätten die Habsburger und die Wittelsbacher Mühe gehabt, auch nur einigen Schein von Civilisation zu bewahren. Die meisten österreichischen und baierischen Minister und obersten Beamten gehörten dieser Klasse von Menschen selbst oder durch ihre Vorfahren an. Gerade so wie in unseren Tagen, da die Politik den Ausschlag giebt, die Despoten nur im Lager der Freisinnigen tüchtige Köpfe finden können und die meisten ihrer Rathgeber politische Apostaten sind.

Die Convertiten waren eine von den ehrlichen Katholiken selbst verachtete Klasse von Menschen. Sie wurden von ihren neuen Glaubensgenossen nie als voll anerkannt und strebten, durch Uebertreibung ihres erheuchelten Glaubenseifers die Zeit in Vergessenheit zu bringen, da sie oder ihre Vorfahren noch Protestanten waren.

Den Gegensatz der Convertiten bildeten die dogmatischen Friedensstifter, Leute, welche, wie Prinz Eugen von Savoyen und Leibnitz, vermeinten, ein gutes Werk zu thun, falls sie eine Ausgleichung zwischen Protestanten und Katholiken zu Stande brächten. Der Protestantismus war zu jener Zeit in seinem Verknöcherungsprozesse schon sehr weit vorgerückt. Dennoch hätte er von den kargen Resten der Freiheit und Selbstständigkeit die ihm geblieben waren, die meisten aufopfern müssen, um seinen Frieden mit Rom zu schließen. Die gutmüthigen Schwärmer, welche sich mit derartigen Plänen trugen, kannten weder den Katholicismus, noch den Protestantismus, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte im wirklichen Leben entwickelt hatte, sondern entweder, wie Leibnitz, nur aus Büchern, oder, wie Prinz Eugen, nur aus dem Umgange mit Leuten, welche über jeden Dogmatismus erhaben waren. Die fanatischen Dogmatiker vergleichen sich nicht. Sobald aber dem Dogma kein Fanatismus zur Seite steht, läßt es sich ebenso leicht ganz, als theilweise entfernen.

So lange es katholische und protestantische Pfaffen giebt, ist nichts besser, als daß sie sich gegenseitig anfeinden und verunglimpfen. Mögen immerhin die Einen die Inconsequenz, die Halbheit und die Bornirtheit des Protestantismus, mögen die Anderen den starren Sinn, die Verfolgungssucht, die unbeugsame Rechthaberei der katholischen Kirche und deren Unfähigkeit im Gebiete des Glaubens durch irgend eine Abgeschmacktheit sich überführen zu lassen, hervorheben! Beide haben Recht. Beide müssen von allen, welche sich bemühen, auf dieser Erde, und nicht erst im Himmel frei und glücklich zu werden, bekämpft werden. Nur auf den Ruinen des Glaubens können sich Wissenschaft und Freiheit, nur nach dem Untergange jeglichen Pfaffenthums kann sich ein reines Menschenthum entwickeln.

Von diesen Ideen waren schon in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts die bevorzugten Geister Deutschlands durchdrungen, und seitdem hat die Wissenschaft im Gegensatze zum Glauben, die Freiheit im Kampfe mit dem Despotismus unausgesetzte Fortschritte gemacht. Die gedrückten und gequälten Massen, die stets im Kampfe mit

Nahrungssorgen lebenden Arbeiter mußten glauben, was ihre Tyrannen ihnen befahlen. In gemischten Ländern hatte das Volk die Wahl zwischen dieser oder jener der anerkannten Religionen. Seinen eigenen Glauben durfte es nicht bekennen. Die protestantische Kirche wurde bald was die katholische lange schon gewesen war, eine der Zwangsanstalten, mit deren Hülfe die deutschen Fürsten ihre Unterthanen im Zaume hielten. Je mehr die Lehre von dem göttlichen Ursprunge der fürstlichen Gewalt in Verruf kam, desto eifriger suchten die deutschen Fürsten den Glauben, welcher ja auch ihre Throne schützen sollte, aufrecht zu erhalten. Friedrich II. genügten wohl Schwert und Stock, um sich Gehorsam zu verschaffen. Die meisten übrigen Fürsten Deutschlands hielten als dritten Verbündeten den Altar fest.

Die deutsche Nation hatte während des Reformations-Zeitalters der ganzen Erde das Banner des Fortschritts voran getragen. Sie blieb in Glaubens-Angelegenheiten an der Spitze der gebildeten Welt. Sie verfiel weder in die Frivolität der Franzosen, noch in den blinden Glauben der Engländer.

Nachdem sich der gebildete Theil der Nation von dem Papste frei gemacht hatte, streifte er im Laufe dieses Zeitabschnitts die von protestantischen Geistlichen aufgestellten Glaubensformeln ab, und schränkte durch den Aufschwung, welchen die Wissenschaft, die Poesie und ächte Menschlichkeit nahmen, das Gebiet der Religion und den Einfluß des Pfaffenthums mehr und mehr ein.

Die Literatur und das Volksleben der deutschen Nation nahmen im Ganzen einen freiern Charakter an, obgleich die mannigfaltigsten Vermischungen von Neuzeit und Mittelalter in den verschiedenen Staaten und Städtchen Deutschlands vorkamen.

Im Kriege leisteten die Deutschen als Nation während dieses Zeitabschnitts wenig, allein die Preußen, ein Kleintheil derselben, sehr viel. Das deutsche Reich wankte seinem Untergange mehr und mehr entgegen, allein in Preußen und Oesterreich und manchen kleineren deutschen Staaten wurden doch viele Ueberreste des Mittelalters beseitigt und dadurch Räume für neue Gebilde geebnet. Es gab zwar österreichische und preußische, sächsische und baierische Fürsten, Gesetze, Heere und Beamte, allein nur eine deutsche Literatur, Sprache, Geschichte, Kunst und Wissenschaft. Aus dieser gemeinsamen Quelle schöpften alle strebenden Geister in Oesterreich und Preußen, in Würtemberg und Hannover. Die schöpferische Kraft blieb in allen Gebieten Deutschlands und auf allen Feldern menschlicher Thätigkeit so weit die deutsche Zunge reichte, deutsch. Es gab wohl österreichische und preußische Zwangsanstalten, Büttel und Knechte. Doch alle Universitäten, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler von Werth hatten einen weitern Gesichtskreis, umfaßten ganz Deutschland und waren erhaben über jedes Kleinbürgerthum.

Dem deutschen Individualismus stand der deutsche Kosmopolitismus, dem deutschen Streben nach der nahen kleinen Heimath der Drang nach Unendlichkeit in allen Kreisen des Wissens und Könnens zur Seite. Noch haben diese beiden Extreme im Charakter der deutschen Nation ihre Ausgleichung nicht gefunden. Viel weiter, als jetzt war unser Volk davon während des ganzen Laufes dieses Zeitabschnitts entfernt. Es scheint, daß beide Richtungen des deutschen Charakters ihren Höhepunkt errungen haben müssen, bevor sie im praktischen Leben zu einer Verständigung gelangen können. Der Individualismus erreichte den seinigen gegen das Ende dieses Zeitabschnitts. Der Kosmopolitismus scheint noch etwas mehr nachhaltige Kraft gewinnen zu müssen, bevor er mit dem erstern einen gleichen Bund eingehen kann.

Die deutsche Nation blieb nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges noch ein halbes Jahrhundert in einer sehr gedrückten Stimmung. Auf den blutigen Bürger- und Religionskrieg folgten die raubmörderischen Angriffe Ludwig's XIV., welchen unsere

von ihren Fürsten mißhandelte Nation niemals in kräftiger Weise die Spitze bot. Im spanischen Successionskriege errang deutsche Tapferkeit unter der Leitung tüchtiger Feldherren viele Siege. Allein im Frieden wurde unser armes Vaterland von seinem Kaiser und seinen Fürsten, wie gewöhnlich verrathen und verkauft. Dasselbe Schicksal hatte es bei dem Frieden, welcher den polnischen Nachfolgekrieg zu Ende brachte. Im österreichischen Erbfolgekriege trat zuerst Preußen als Großmacht auf die Bühne der Welt, und im siebenjährigen Kriege zeigte es sich klar, daß die Deutschen nur eines tüchtigen Führers bedurften, um selbst gegen die Uebermacht rühmliche Kämpfe zu bestehen.

Das Selbstbewußtsein der deutschen Nation konnte sich an den Siegen Friedrich's II. wieder aufrichten. Während der Kriege, welche die deutschen Fürsten um die streitige Erbfolge in Spanien, Polen, Oesterreich und Baiern führten, vergaß die deutsche Nation nicht die Bestrebungen des Friedens. Sie schritt, wenn auch in weit bedächtigerer Weise, doch in ähnlicher Richtung voran, als ihre Schwester im Westen des Rheines. Die Reformen, welche Friedrich II., Joseph II. und mehrere andere deutsche Fürsten im Schooße ihrer Länder einführten, die Aufhebung des Jesuiten-Ordens und die Beschränkung des Pfaffenthums überhaupt waren selbst nur die Früchte, welche am Baume deutscher Erkenntniß gewachsen waren.

Die deutsche Nation konnte an dem Maßstabe, welchen ihr der preußische Staat bot, die Erbärmlichkeit des deutschen Reiches erkennen, und auf der anderen Seite öffneten ihr die philosophischen Schriften jener Zeit die Augen über die Härte und Roheit der preußischen Regierung. Die Zeiten waren vorbei, in welchen die Deutschen fast ohne Schmerzenslaut und ohne Widerstreben das an ihnen geübte Unrecht ertrugen. Das deutsche Reich wurde ein Gegenstand allgemeinen Spottes und vollständiger Verachtung. Die freiere Regung der Presse, welche mehrere deutsche Regierungen gestatteten, einige sogar beförderten, brachte neues Leben in die früher so dumpfen und stumpfen bürgerlichen Kreise. Friedrich II. und Joseph II. machten selbst den Eifer für Reformen rege. Die deutsche Nation blieb aber nicht bei denjenigen stehen, welche diese Fürsten von oben herab beschlossen. Sie untersuchte die Grundlage des gesammten Staatslebens. Bevorzugte Geister drangen auf Verbesserung der Schulen, die Rechtspflege, der Civil- und Criminal-Gesetzgebung, der Staatsverfassung und des gesammten bürgerlichen Lebens in weit umfassenderer Weise, als Kaiser und Könige sie wollten.

Der Gedanke allgemeiner Brüderlichkeit brach sich da und dort in mancherlei Formen Bahn. Im Norden Deutschland's wurde er insbesondere durch die Freimaurer, im Süden durch die Illuminaten gefördert. Eine Zeit lang nahmen auch die privilegirten Stände, königliche Prinzen und regierende Herren an diesen Geheim-Bünden Theil. Als sie aber erkannten, daß die Bestrebungen derselben ihrer Herrschaft gefährlich werden könnten, zeigte es sich bald, daß bei den meisten Machthabern Eitelkeit und Modesucht mächtiger gewesen waren, als die Liebe zur Menschheit und zum Fortschritte. Mehrere Fürsten, zuerst der Kurfürst von Baiern, verhängten heftige Verfolgungen über die Illuminaten. Diese bestanden die Probe des Mißgeschicks nicht. Die Illuminaten lösten sich auf. Die Freimaurer vergaßen mehr und mehr das Wesen ihres Bundes, hielten sich an dessen Aeußerlichkeiten und legten sich selbst dadurch Ketten an, daß sie viele der schlimmsten Bedrücker der Menschheit in ihren Schooß aufnahmen, und diesen selbst oft die höchsten Grade verliehen.

Bald stellte es sich heraus, daß die Fürsten nur insofern Reformen wollten, als ihre Macht und ihre Herrschergewalt dadurch befördert wurden, keineswegs aber über diese Schranke hinaus. In einem Punkte trafen die freiheitlichen und die despotischen Richtungen der Zeit zusammen: in dem Kampfe gegen die mittelalterlichen Einrichtungen des Staats, der Kirche und der Gesellschaft. Sobald es sich aber darum handelte, positive

Schöpfungen zu gestalten, gingen die Anhänger der Monarchie und die Freunde der Freiheit weit auseinander. Die einen machten dem Mittelalter den Krieg, weil es ihren selbstsüchtigen Gelüsten, die anderen, weil es ihren menschenfreundlichen Plänen Schranken setzte.

Als aber die Fürsten erkannten, daß das Mittelalter die festeste Schanze sei, von welcher aus sie die Bestrebungen der Neuzeit niederwerfen könnten, hörten sie auf, dasselbe zu bekämpfen, und suchten sogar da und dort wieder herzustellen, was sie selbst zuvor zerstört hatten. So entstand jene Reaction, welche seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit in Deutschland nur durch einige Ausbrüche des Volksunwillens unterbrochen wurde, von den Fürsten aber als einziges Rettungsmittel ihrer bedrohten Kronen betrachtet wird.

Die großen Geister der Nation ließen sich durch die auf Gewalt und Betrug ruhende Herrschaft der Fürsten und Pfaffen, welche Deutschland unter sich vertheilt hatten, nicht einschüchtern. Sie wußten wohl, daß die deutsche Nation unter dem Joche von dreihundert Zwingherren weder glücklich noch frei sein könne. Noch ist der Kampf nicht ausgefochten. Denn der Entwickelungsgang der Nationen ist langsam. Jahrzehnte vergehen oft, bevor sie den Muth zu einer Freiheitsschlacht sammeln. Geht diese verloren, so wagen gewöhnlich erst die Söhne, den Kampf der Väter wieder aufzunehmen. Selbst wenn sie gewonnen wird, verstehen es nicht selten fluchwürdige Tyrannen, die Völker nach und nach der Früchte ihres Sieges ganz oder theilweise zu berauben.

In die Einzelnheiten des Kampfes der deutschen Nation mit den ihr bereiteten Hemmnissen können wir nur eindringen, falls wir die Fürstenhäuser, welche da und dort größere oder kleinere Theile unsers Vaterlandes beherrschten, genauer in's Auge fassen. Fast in jedem Staate oder Städtchen Deutschlands hatte das Volk andere Laster und Gebrechen zu bekämpfen, andere Leiden zu tragen, obgleich alle Uebel auf einige wenige Leidenschaften der Herrscher, den Stumpfsinn und den Aberglauben der Massen zurückzuführen sind.

§ 43. Das Haus Habsburg*).

Wir sind den Habsburgern durch die Schlangen-Windungen ihrer blutigen Laufbahn gefolgt†), von der Zeit an, da sie sich in den Alpenthälern mit kleinen Räubereien und Fehden begnügten, bis zu den Tagen, da der Streit um die Nachfolge in ihrem Hause ganz Europa, ja alle fünf Theile der Erde zweimal‡) in Bewegung setzte.

Doch nur von einem geringen Theile der durch dieses Haus verübten Schandthaten hat die Geschichte den Schleier gelüftet. Drei und ein halbes Jahrhundert sind vergangen, bevor die Welt erfuhr, daß Johanna von Spanien ihrem Gatten Philipp dem Schönen das Gift mischte, an dem dieser starb§), und daß der Wahnsinn, dem sie verfiel, die Folge des Mordes war. Wie vieler Jahre wird es noch bedürfen, bis sich uns die geheimen Archive öffnen, welche die Beweisstücke anderer ähnlicher Verbrechen enthalten? Was Johanna, die Stamm-Mutter der beiden habsburg'schen Familien, in Spanien und Deutschland in wahnsinniger Verblendung ihrem Gatten that, das verübten ihre Nachkommen an ihren Völkern. Wie Johanna mischten sie Gift. Doch das Gift der Nachkommen war verderblicher, als dasjenige ihrer Eltermutter. Das Gift, mit welchem es die spanischen und die deutschen Despoten zu thun hatten, war schleichender Art, und wirkte zunächst auf den Geist

*) Vehse, Geschichte des österreichischen Hofs und Adels.

†) Weltgeschichte Buch V. § 44. Buch VI. §§ 1—18. §§ 19—22. Buch VII. §§ 1—22. Buch VII. §§ 1—17. 22—44 S. 2 ff. §§ 57—63 S. 377 ff.

‡) Siehe oben §§ 37—39 Seite 277 § 40 S. 294.

§) Vehse, Geschichte der Höfe, Bd. 7. S. 129 f.

der Menschen. Es erstickte im Keime das Rechtsgefühl, den Freiheitsmuth, den Forschungstrieb der Millionen. Es ließ den Völkern, denen sie es gaben, das Leben, entzog ihnen aber alle schöpferische Kraft, alles, was dem Leben höhern Werth und wahre Bedeutung verleiht.

Im vorigen Buche haben wir gesehen, wie das Haus Habsburg über Leichen und Trümmer, durch List und Gewalt, Meuchelmord und Krieg den unter seinem Scepter vereinigten Völkern das römische Joch, das sie abgeworfen hatten, wieder auflegte und ihre früher beschränkte Gewalt fast schrankenlos machte, wenigstens gegenüber den Volksmassen, wenn auch nicht in gleichem Maße im Verhältniß zu Adel und Geistlichkeit.

Ferdinand III. starb, als kaum der westphälische Frieden in Vollzug gesetzt worden war. Er hatte dafür Sorge getragen, daß sein Sohn Leopold zum vollständigen Jesuitenknechte herangebildet wurde. Mit achtzehn Jahren gehörte derselbe dem Orden als weltlicher Verbündeter an. Des jungen Kaisers erster Minister war der durchaus unfähige Johann Ferdinand, Fürst von Portia. Nach dessen Tode (1665) übernahm der Fürst Johann Weichard von Auersberg die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten. Er war in einer Zeit, da Deutschland und ganz Europa von Ludwig XIV. bedroht wurde, französisch gesinnt, d. h. er war von Frankreich bestochen. Seine Herrschaft endigte im Jahre 1670 mit einem Todesurtheile, welches der Kaiser über ihn fällen ließ, allein in Verbannung auf seine Güter umwandelte. Ihm folgte der Fürst Wenzel Euseb von Lobkowitz, welcher seinen Vorgänger gestürzt hatte. Auch er stand im französischen Solde. Er pflegte höchst abgeschmackterweise zu sagen: „da man nicht wisse, mit den großen Feldherren Ludwig's XIV. Krieg zu führen, so solle man wenigstens verstehen, Frieden mit ihnen zu halten." Dieses war, bei der bekannten Herrschsucht des Franzosenkönigs, gleichbedeutend mit vollständiger Unterwerfung unter dessen Launen. Die äußere Politik Lobkowitz's war eine durchaus verderbliche, indem er gerade das Gegentheil von dem that, was seine Schuldigkeit war, d. h. zur Unterwerfung statt zu kräftigem Widerstande ermahnte. In den inneren Angelegenheiten war Lobkowitz weniger befangen. Er war ein Feind der Jesuiten und ein bitterer Gegner des Pfaffenthums überhaupt. Dieses hatte freilich zu seiner Zeit einen solchen Höhepunkt erreicht, daß daneben gar keine geordnete Staatsverwaltung mehr bestehen konnte. Des Kaisers Beichtvater, der Jesuitenpater Müller, ein durchaus schlechter Mensch, der von den Bedürfnissen des Volkes keine Ahnung hatte, war der einflußreichste Mann im Staate. Die jesuitische Camarilla brachte den Minister schon bald (1674) zu Falle. Lobkowitz wurde zwar nicht zum Tode verdammt, wie sein Vorgänger, allein er wurde, gleich diesem, auf seine Güter verbannt. Nach Lobkowitz gab es in Oesterreich bis auf Kaunitz keinen Prinzipalminister. Vielmehr theilten sich die Häupter der großen Familien Oesterreichs in die obersten Stellen und zogen den Umständen nach einige talentvolle Leute aus den niederen Ständen zu, welchen die schwierigsten Arbeiten aufgebürdet wurden. Der italienische Feldherr Montecuculi (1674—1680), der einer Convertiten-Familie angehörige Graf Georg Ludwig von Sinzendorf (1674—1680), der verschlagene, zugleich bornirte und bestechliche Graf Johann Max von Lamberg (1674—1681) und der Graf Johann Adolf von Schwarzenberg (1670—1683) nahmen Theil an den Ehren und Einkünften der obersten Staatsstellen. Sinzendorf trieb aber seine Unterschleife so weit, daß er zu lebenslänglichem Gefängniß und zum Verluste seines ganzen Vermögens verurtheilt wurde. Es galt zur Zeit Leopold's I. als Regierungsgrundsatz, daß der Kaiser sich nicht um Kammersachen zu bekümmern habe, „als die seiner Würde und Grandeur unanständig, dabei auch sehr verdrießlich und schwer wären." Die Finanzminister legten daher von ihrer gesammten Verwaltung regelmäßig keine Rechenschaft ab. Sinzendorf betrog den Staat um beiläufig zwanzig Tonnen Goldes.

Das war auch für Oesterreich zu stark. Er fiel, wurde aber schon bald begnadigt, und rettete einen ansehnlichen Theil des gestohlenen Gutes.

Einen weit dauerndern und tiefer greifenden Einfluß, als alle vornehmen Herren hatte der aus bürgerlichem Stande emporgehobene Convertite Johann Paul Hocher, welcher von 1667 bis zu seinem Tode (1683) die Stelle eines Hofkanzlers versah. Er war einer der Gründer jenes verruchten österreichischen Absolutismus, welcher jede Freiheit der Bewegung im Keime erstickte, jedes unliebsame Recht entweder umging oder mit Füßen trat und dadurch eine tiefe Kluft zwischen Oesterreich und der übrigen civilisirten Welt grub. Er war es hauptsächlich, welcher die Mordscenen in Ungarn anregte und leitete. Natürlich vergaß er sich selbst nicht. Er hinterließ ein Vermögen von mehr als einer Million Gulden, das er zusammen gestohlen und unterschlagen hatte.

Christoph Abele, Strattmann und Bucelini, Kinsky und Harrach, der Convertite Jörger und der Jesuit Pater Wolf waren Leute von sehr geringen Fähigkeiten. Sie herrschten in Oesterreich und wußten, während der Lebensdauer Leopold's es immer zu verhindern, daß Männer von Geist und Kraft, wenn auch dem Kaiserhause noch so sehr ergeben, wie z. B. der Prinz Eugen von Savoyen, Einfluß gewannen. Erst als der spanische Erbfolgekrieg in Frage kam, erlangte Prinz Eugen Gewicht in Wien.

Wenn wir uns Leopold inmitten aller dieser Menschen vergegenwärtigen, so wird uns auf einmal jene Mischung von Erbärmlichkeit und Niedertracht, von Beschränktheit und Tücke anschaulich, woraus die Regierung Leopold's I. bestand. Der Kaiser selbst wurde am besten geschildert durch Lobkowitz, der zu dem französischen Gesandten Grémonville sagte: „der Kaiser ist nicht, wie Ihr König, der Alles selbst thut, sondern eine Bildsäule, die man trägt, wohin man will und dann nach Belieben anders wieder richtet.“ Diese Bildsäule trugen anfangs Portia, Auersberg und Lobkowitz, wohin jeder einzeln wollte, später die verschiedenen Minister, wohin sie gemeinsam wollten.

Leopold begnügte sich damit, zu unterschreiben, was seine Minister ihm vorlegten und seine Beichtväter, namentlich Balthasar Müller, Wolf und Boccabella gut hießen. Einige Lebensthätigkeit verrieth er in Regierungssachen nur, wenn es darauf ankam, irgend ein Blutbad vorzubereiten. So schrieb er, als er damit umging, Ungarn unter sein Joch zu beugen, „er werde auf die Finger klopfen, daß die Köpfe wegspringen sollen.“

Die Pläne des österreichischen Kaiserhauses, betreffend Ungarn und Siebenbürgen, erhellen am besten aus einer vom spanischen Botschafter abgegebenen, von dem Kaiser und seinen Ministern unterschriebenen Erklärung. In dieser heißt es wörtlich:

„Die Ungarn müsse man fort und fort reizen, die Türken auf sie argwöhnisch machen und, wo möglich, müsse man einen ewigen Frieden mit den Türken auszuwirken trachten. Das beste Vorbild sei, wie das spanische Königthum aus so vielfacher Beschränkung zu unbeschränkter, willkürlicher Herrschaft gelangt sei. Man solle den ungarischen Barbaren ausländische Gubernatoren setzen, welche ihnen ganz neue Gesetze bloßer Willkür geben müßten, ohne alle Rechtshülfe, welche sie auf tausenderlei Art plagen und drücken müßten, so daß sie gar keine Hülfe dagegen finden könnten. Wendeten sich die Ungarn deßhalb nach Wien, so müßte es heißen: Sr. Majestät sei davon nicht das Allergeringste bekannt und Allerhöchst denenselben derlei Vorgänge äußerst unangenehm. Die Statthalter sollten Alles aufbieten, um die Ungarn durch die allerlistigsten Künste wie wahnsinnig zu machen und gegen die Widerstrebenden unerhörte Züchtigung ersinnen. Dann würde die freiheitsstolze, eines solchen Joches ganz ungewohnte ungarische Nation nothwendig zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren schreiten. Dieses würde denselben erst den gewünschten Anlaß geben, ohne alles Urtheil und Recht unmenschliche Strafen und Martern gegen die Hochverräther zu verhängen. Darauf würden die zur Verzweiflung gebrachten

Ungarn die Hülfe der Glaubensgenossen und der Nachbarn anrufen und sodann sei der Waizen des Hochverraths in seiner schönsten Blüthe, sodann müsse man die Häupter der Größten und Besten zuerst fallen lassen, die der unumschränkten Herrschaft bisher im Wege gestanden."

Zur Ausführung dieses teuflischen Entwurfs bot die spanische Regierung Geld und Truppen an. Es bestand also eine förmliche Verschwörung zwischen dem spanischen und dem deutschen Zweige des Hauses Habsburg, an welcher sämmtliche Minister Leopold's Theil nahmen, zum Zwecke des Umsturzes der ungarischen Verfassung und der gewaltsamen Unterdrückung des Volkes. Die Absicht der Verschworenen ging dahin, einen Aufstand mit Gewalt und List anzuregen, um dann mit einigem Scheine Rechtens die Größten und Besten Ungarns niedermachen zu können.

Dieser Plan wurde in der That ausgeführt. Doch da die Türken nicht Frieden hielten, gerieth Wien und die ganze österreichische Monarchie (1683) in große Gefahr. Erst als dieselben mit Hülfe der Polen und der deutschen Protestanten zurück geschlagen waren, begannen die verruchten Mordscenen, welche die Regierung Leopold's mit unauslöschlicher Schande und Schmach bedeckten. Das Blutbad von Eperies reihte sich würdig an das irländische, an die Bartholomäusnacht, den Blutrath Alba's und die anderen Schandthaten, durch welche der Katholicismus und Despotismus des Mittelalters ihre Existenz bis auf den heutigen Tag gefristet haben.

Die Belagerung Wien's durch die Türken lag allerdings nicht im Plane der Habsburger. Sie unterbrach aber deren gegen Ungarn gerichtete Entwürfe nur auf kurze Zeit, und machte die bodenlose Niederträchtigkeit Leopold's I. nicht minder anschaulich, als das gegen Ungarn geschmiedete Complott. Sie brachte dem Polenkönige wie in unseren Tagen, dem russischen Kaiser gegenüber das erbliche Laster der Habsburger, die Undankbarkeit, in empörender Weise zu Tage. Leopold konnte es nicht einmal über sich gewinnen, den Hut zu lüften, als er mit dem Retter Wiens, Sobiesky, zusammentraf, und als dessen Sohn des Kaisers Hand küßte. Kein Wort des Dankes, keine Bewegung des Gefühles, ja nicht einmal eine Bitte, die noch immer so nothwendige Hülfe fortzusetzen, kam über die Lippen des Kaisers. Der Kurfürst von Sachsen reiste voll von Entrüstung ab und ließ nur das Contingent, das er zum Reichsheere zu stellen hatte, zurück. Viele Polen drangen in ihren König, das gleiche zu thun. Doch Sobiesky blieb und führte den Krieg gegen die Türken weiter. Bevor ein Jahrhundert vergangen war, hatte das Haus Habsburg, uneingedenk des Schlachttags vom 12. September 1683, die erste Theilung Polens, welcher die zweite und dritte auf dem Fuße folgten, vollzogen!

Doch wer wollte von dem österreichischen Kabinette Dankbarkeit erwarten, einer Regierung, deren Pfade aller Orten mit Blut bezeichnet sind? Neben den vollständig erwiesenen officiellen Mordthaten im Großen ging eine Reihe anderer her, welche nicht erwiesen, obgleich höchst wahrscheinlich gemacht wurden. Es starben während der Regierungszeit Leopold's mehrere Personen in einem für das Haus Habsburg so außerordentlich günstigen Augenblicke und unter so sehr ungewöhnlichen Umständen, daß der Verdacht eines politischen Mordes in den Gemüthern aller Zeitgenossen auftauchte. Ich rechne dahin namentlich den Tod der Königin Marie Louise von Spanien, einer französischen Prinzessin und des bairischen Prinzen Joseph von Asturien, welche beide dem deutschen Zweige des Hauses Habsburg im Wege standen, als er nach der Erbschaft des spanischen trachtete. Maria Louise starb am 12. Februar 1689 im Alter von sieben und zwanzig Jahren auffallend plötzlich. Es befand sich damals am Madrider Hofe der Graf Heinrich von Mansfeld, welcher sofort nach seiner Rückkehr von der gefährlichen Mission zum Reichsfürsten von Oesterreich erhoben wurde. In Betreff des Todes der unglücklichen Königin

schrieb die Herzogin von Orleans unterm 6. December 1721, also mehr als dreißig Jahre später, während zwischen Oesterreich und Frankreich voller Friede war, an ihre Schwester, die Raugräfin:

Der Graf von Mansfeld hat so gewiß unsere arme liebe Königin vergiftet, als ich hier schreibe. Im kaiserlichen Rathe ist man gar nicht scrupuleuse auf solche Sachen Ohne der Kaiser Wissen schicken sie die Leute in jene Welt."

An die Stelle der französischen Prinzessin wurde dem schwachen Könige Karl III. die Schwester der Kaiserin Eleonora, der Gemahlin Leopold's beigegeben. Sie sollte die österreichischen Interessen bei ihrem Gemahle vertreten. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregel ernannte der König von Spanien den bairischen Kurprinzen Joseph zu seinem Nachfolger. Doch als dieser im Begriffe stand, sich von Belgien nach Spanien einzuschiffen, starb auch er plötzlich (6. Februar 1699). Sein Vater klagte laut Oesterreich des Mordes an. Der Herzog von St. Simon erklärte: „Niemand zweifelte, daß es geschehen sei durch Einwirkung des Wiener Kabinetts."

Unzähliger anderer ähnlicher Mordthaten wird die österreichische Regierung noch beschuldigt. Doch der Beweis wird erst geführt werden können, wenn die geheimen Archive des Hauses zugänglich geworden sind. Wie weit die Kaiser persönlich bei diesen Mordthaten betheiligt waren, bleibt dahin gestellt. Sie selbst waren ihres Lebens nicht sicherer, als ihre Feinde, falls sie der herrschenden Aristokratie und Clerisei nicht huldigten. Es ist in der That auffallend, daß die wenigen aufgeklärteren und besseren Kaiser, wie z. B. Maximilian II., Joseph I. und Joseph II. so kurz (zusammen nur 28 Jahre), während die Knechte des Adels und des Pfaffenthums Leopold I., Karl VI. und Maria Theresia so sehr lange (zusammen nicht weniger, als 117 Jahre) regierten.

Joseph I. hatte im Umgange mit Protestanten, welche seine Verbündeten im spanischen Successionskriege waren, den engen habsburg'schen Gesichtskreis etwas erweitert. Er hatte einen Protestanten, den Feldmarschall-Lieutenant Baron von Erlach angestellt und überhaupt deutlich zu erkennen gegeben, daß er eine neue Bahn zu betreten gedenke. Seine Regierung war die ruhmvollste, welche je ein österreichischer Kaiser gehabt hatte. Allein sie war von kurzer Dauer (1705—1711). Um so länger saß der pfäffische und erbärmliche Karl VI. auf dem Throne (1711—1740). Unter ihm verlor der Prinz Eugen von Savoyen den wohlthätigen Einfluß, den er unter Joseph I. auf die Regierung geübt hatte. Diese fiel wieder in die Gewalt tückischer Pfaffen und habgieriger Adeliger. Die edelen Absichten des Prinzen Eugen wurden verlacht, er selbst als altersschwach verschrieen, während er die Reife des Alters mit der Frische der Jugend verband Umsonst drang er darauf, daß „die Gleichheit der Menschenrechte die Grundlage der Gesetze bilden, daß die den Landmann niederdrückenden Frohndienste und die ungeheueren Exemtionen des Adels und der Geistlichkeit vor Allem abgethan werden sollten." Vergeblich erklärte er: „wenn es um die allgemeine Wohlfahrt des Landes zu thun ist, muß sich der Adel und die Geistlichkeit aller jener Exemtionen begeben, die eine wesentliche Ungleichheit in der Tragung der Staatskosten und der Unterthänigkeit darstellen."

Diese eben so richtigen, als großmüthigen Ansichten des Prinzen Eugen fanden am Hofe Karl's VI. keinen Anklang. So lange der Prinz lebte, blieb er wohl an der Spitze des Kriegswesens. Allein auf die Verwaltung überhaupt, namentlich diejenige der Finanzen und der inneren Angelegenheiten besaß er unter Karl VI. keinen Einfluß. Eine grenzenlose Verwirrung drang in alle Zweige des Staatshaushalts wieder ein, nachdem unter Joseph I. der Versuch gemacht worden war, dem Uebel einige Schranken zu setzen.

Der Geschäftsgang wurde außerordentlich schleppend. Jedes Gesuch oder jede Rechnung mußte, um erledigt zu werden, durch nicht weniger, als achtzig Hände gehen! Die

Sporteln wurden so hoch als möglich hinauf geschraubt. Dennoch konnte Niemand zum Ziele kommen, welcher nicht durch Geschenke die betreffenden Beamten vorwärts trieb. Ohne Bestechungen halfen selbst die höchsten und einflußreichsten Verwendungen nichts. Die niedrigsten Kanzlei-Beamten wollten ihren Theil an der allgemeinen Bestechung nicht fahren lassen. Sie erwarteten Hunderte, wo ihre Vorgesetzten Tausende bezahlt erhielten.

Im Departement der Finanzen wurden die Unterschleife gewissermaßen privilegirt, indem von den höheren Beamten niemals, von den niederen nur sehr ungenügende Rechenschaft abgelegt wurde. Hormayr bemerkt daher mit Recht in seinem Taschenbuche für Geschichte vom Jahre 1849: „wie einträglich bei dem Glauben, daß es unter der Würde der Kaiser sei, sich um ihre Finanzen zu bekümmern, die österreichischen Cameral-Dienste gewesen sein müssen, das läßt sich nun auch daraus abnehmen, weil das zahllose Heer von neuen Fürsten, Grafen und Baronen in den Erblanden dieses hohen Hauses ihr Vermögen und Emporsteigen größtentheils dem Glück zu danken hat, daß ihre Voreltern an der Finanz Antheil gehabt."

Weit schlimmer, als alles Sportuliren, alle Verschleppungen und Bestechungen waren die mit den schändlichsten Mordthaten verbundenen Räubereien, welche sich die Minister erlaubten, bei Gelegenheit der großen politischen Schläge, welche sie führten. Wie unter Ferdinand II. und Ferdinand III. der deutsche, so wurde unter Leopold I. der ungarische Adel um den größern Theil seiner Besitzthümer gebracht. Es ist schwer zu sagen, ob bei den Mordscenen von Eperies und anderen ähnlichen die Habgier oder die Verfolgungswuth die erste Rolle spielte.

Zu allen diesen Mitteln der Bereicherung kamen noch die einträglichsten Monopole hinzu, welche sich der Adel zu verschaffen wußte, und welche ihm Jahrhunderte hindurch unermeßliche Summen einbrachten. Es gehören dahin das Tabacks-Monopol, das Lotterie-Monopol, Münzregal; das Privilegium, welches mehrere hohe Adelsgeschlechter sich verschafften, auf ihren Herrschaften zu Wasser und zu Lande, Mauthen und Zölle zu errichten, die Vormundschaft über adelige Pupillen und Waisen führen zu dürfen, in Klagesachen nicht vor ein fremdes Gericht außer Landes vorgefordert zu werden, das sogenannte Einstandsrecht, welches dem österreichischen Adel allein und ausschließlich die Befugniß ertheilte, Güter im Lande zu erwerben u. s. w.

Mit Hülfe aller dieser Vorrechte und über die Privilegien hinaus gehenden Schandthaten sammelte sich der neue österreichische Adel unermeßliche Reichthümer, von welchen er nichts für edlere Zwecke, für Künste und Wissenschaften, zum Besten des Volkes oder der Menschheit anwandte, welche er vielmehr in nutzlosem Prunke oder widerlichen Schwelgereien vergeudete. Jede patriotische Bestrebung des Adels wurde mit furchtbarer Strenge bestraft, gewöhnlich schon im Keime erstickt. Dafür war es fast nicht möglich, ihn wegen gewöhnlicher Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen.

In Folge blutiger Aufstände der Bauern, welche in Böhmen stattfanden, sah sich der Kaiser Leopold I. veranlaßt, zu verordnen, daß hinfort die Grundholden ihren Grundherren nicht mehr als drei Tage in der Woche frohnen sollten. Daß sie die Hälfte ihrer Zeit, drei von sechs Tagen, für ihre adeligen Bedrücker arbeiten sollten, fand der Kaiser ganz in der Ordnung.

Seit den Zeiten Karl's V. und Ferdinand's I. hatten die Habsburger verschiedenen spanischen und italienischen Herren, welche geholfen hatten, das deutsche Volk unter das Joch seiner Dränger zu beugen, reiche Besitzungen in den österreichischen Staaten ertheilt. Leopold I. und Karl VI. vermehrten noch um ein Bedeutendes die Zahl dieser Schmarotzer und willigen Werkzeuge ihres Despotismus.

Nirgends hat der Adel seine Güter durch friedliche und rechtliche Arbeit erworben.

Doch in den meisten anderen Staaten gelangte er zu seinen Gütern in Kämpfen, welche durch die Vorurtheile der Zeit und des Standes, dem er angehörte, einiger Entschuldigung fähig sind. In England setzten sich die normännischen Ritter fest, nachdem sie die alte Dynastie in offener Feldschlacht besiegt hatten. Aehnliche Rechtstitel stehen dem spanischen Adel im Kriege mit den Mauren, dem deutschen in Preußen und in den Ostseeprovinzen zur Seite. Der österreichische Adel verdankt seine Reichthümer den Proscriptionen, welche die habsburgischen Kaiser über die edelsten Männer ihrer Reiche verhängten, den Unterschleifen, deren er sich bei der Verwaltung hoher Staatsämter schuldig machte, und der Ausbeutung von Monopolen, welche nur zum Verderben des Landes ertheilt werden konnten.

Wenn wir fragen: wer sind die großen Grundbesitzer in Oesterreich, Böhmen und Ungarn, so ist die Antwort: die Enkel der Henkers- und Pfaffenknechte, mit deren Hülfe Ferdinand II. und Ferdinand III., bezugsweise Leopold I. jene Länder in einen Zustand der herabwürdigendsten Unterwürfigkeit versetzten. Religiöse Verfolgungswuth, Verrath, Mord und jegliche Art von Schergendiensten sind die Titel, auf deren Grunde sie zu Besitzern des blühendsten Theiles der österreichischen Monarchie wurden. Es sind die Enkel jener Monopolisten und Cameralisten, welche ihre unermeßlichen Reichthümer zusammen gestohlen, betrogen und ergaunert hatten. Fürwahr, von allen Adeligen der Welt haben die österreichischen am wenigsten Grund, auf ihren Ursprung stolz zu sein. Die Namen der Fürsten, Grafen und Baronen, welche in solcher Weise zu hohem Range, großen Ehren und Reichthümern gelangten, können wir hier nicht alle einzeln verzeichnen. Wir verweisen auf Vehse's Geschichte des österreichischen Hofes und Adels, welche alle wünschenswerthen Einzelnheiten auf's genaueste mittheilt.

Nur im Schooße einer durchaus verdorbenen Verwaltung konnte ein derartiger Adel entstehen und gedeihen. Die bodenlose Schlechtigkeit derselben hat Niemand mehr anschaulich gemacht, als der edelste und uneigennützigste aller Adeligen der österreichischen Monarchie, der Prinz Eugen von Savoyen, dessen treffliche Staatsmaximen wir oben mitgetheilt haben. Obgleich dieser sein ganzes Leben hindurch mit dem österreichischen Schlendrian und Bestechungssysteme im Kampfe lag, konnte er es nicht vermeiden, daß auch seinen Handlungen die unvermeidliche Bestechung anklebte. Selbst war er natürlich für die Lockungen des Mammons unzugänglich. Allein die Gräfin Lorel Batthiany-Strattmann, deren Fesseln er trug, wußte um so größern Tribut für jede Empfehlung zu erheben, zu deren Sprachrohre sie sich bei dem vertrauenden Hofkriegs-Präsidenten machte.

Während in der That die österreichischen Kaiser die Mittelpunkte waren, von welchen alle diese Schlechtigkeiten ausgingen, die Sonnen, welche alles dieses Ungeziefer ausbrüteten und die Medusenschilde, welche jede freie Bewegung erstarren machten und die großen Verbrecher des Reiches schirmten — bewährte der Adel seinen sklavischen Sinn in den herabwürdigendsten Redensarten, womit er sich selbst beschimpfte, seine Beschützer aber zu verherrlichen meinte.

So hielt z. B. der Sprecher der niederösterreichischen Stände bei der Huldigung Karl's VI. folgende Anrede an den gekrönten Schwachkopf:

„Des Himmels Fürstenlicht erstarret ob Allerhöchstderoselben niemals gesehenem Glanze. Der Erdkreis wird zu klein zum Schauplatz solcher Werke, wobei die treugehorsamsten Stände vermeinen, den Gipfel ihres Glücks erstiegen zu haben, da sie sich zu Euer Majestät Füßen legen dürfen. Vorige goldene Zeiten sind gegen diese eiserne, da die Sonne unserer lebendigen Glückseligkeit vor Augen schwebet."

Wo möglich noch widerlicher sind die Worte, welche der steierische Landmarrschall Graf von Saurau bei der Krönung desselben Kaisers an die Stände seiner Provinz richtete:

„Alles was naturrechtsfähig ist, hat schon von Anbeginn das Band der allergehor-

samsten Treue vererbet, welches keiner Pflicht nachstehet. Es soll Ihre feierlich zu betheuernde Unterwürfigkeit, meine Herren, das kräftige Unterpfand dessen sein, welches bis in Ihren letzten Blutstropfen eingeätzet ist. Rom mag an Vespasian die Liebe und Treue des menschlichen Geschlechtes sich eingebildet haben, weil sie die süße Beherrschungs-Art des österreichischen Hauses niemalen verkostet, ansonsten aber bekennet hätte, es wäre jene ein Schatten gewesen, diese aber die Wirklichkeit aller Glückseligkeit."

Zu solcher hündischer Schweifwedelei war der österreichische Adel herabgesunken. In einem ganz andern Tone hatte ein Ahne des letztgenannten Schwätzers, Ehrenreich Saurau zu Ferdinand II. gesprochen. Er hatte dem Despoten gesagt: „es könne ihm ergehen wie Philipp II. mit den Niederlanden."

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts bekamen die österreichischen Herrscher solche ernste Mahnungen nicht mehr zu hören. Am Hofe herrschte asiatischer Despotismus, auf dem Lande düstere Leibeigenschaft, unter dem Adel und der Geistlichkeit wüste Schwelgerei und schrankenlose Raubsucht und unter den Bürgern schlaffes Wohlleben und niedrige Kriecherei.

Die österreichischen Geschichtschreiber konnten sich, inmitten einer so verpesteten Atmosphäre unmöglich von deren Einwirkung frei halten. Statt die verborgenen Schandthaten der Machthaber an das Tageslicht zu ziehen, suchten sie, so leicht als möglich, an denselben vorbei zu gleiten, oder sie zu übertünchen. Wahrhaft komisch ist aber die Sucht dieser Aftergeschichtschreiber, denjenigen Kaisern, von welchen gar keine löbliche Thaten zu melden waren, wenigstens einige gemüthliche Aeußerungen in den Mund zu legen. Da übrigens dieselben Geschichtchen so oft wiederkommen, ist es sehr wahrscheinlich, daß sie alle zusammen erfunden sind. So z. B. wird vom Kaiser Leopold berichtet, er habe einmal so schön Flöte gespielt, daß er seinen Kapellmeister zu dem Ausrufe begeistert habe: „wie Schade ist es, daß Euer Majestät kein Musikus geworden sind," worauf Leopold geantwortet haben soll: „Thut nichts, haben's halt so besser." Ganz dieselbe Geschichte wird aber auch von Karl VI. erzählt, nur mit dem Unterschied, daß die Büchse hier die Stelle der Flöte einnimmt. Als nämlich Karl VI. einmal einen Kernschuß that, rief ihm sein Jäger zu: „wie Schade ist es, daß Euer Majestät kein Jäger geworden sind!" Die stereotype Antwort des Kaisers war: „Thut nichts, haben halter auch so zu leben!"

Unter der hochgefeierten Maria Theresia änderten sich die Zustände Oesterreichs nicht wesentlich. Alle weiter oben gerügten Mißbräuche dauerten unverändert fort. Das System blieb dasselbe, wenn schon die Kaiserin etwas mehr Thatkraft entwickelte, als Karl VI., ihr Vater und Leopold I., ihr Großvater. Wie in früheren Zeiten war auch unter Maria Theresia dem österreichischen Kabinette jedes Mittel recht, welches zum Zwecke zu führen versprach. Friedrich II. beklagt sich in einem Schreiben an seinen Minister-Residenten Baron Dankelmann in Mainz bitter darüber, daß man von Wien aus ihm Banditen in's Lager gesandt, von welchen einer das Bekenntniß abgelegt habe, daß er in Gegenwart des Herzogs von Lothringen in dem Hofkriegsrathe beeidigt worden sei. Doch Friedrich II. war gegen die habsburg'schen Dolche wohl auf seiner Hut. Er konnte nicht durch einzelne Banditen beseitigt werden. Man mußte mit ihm Krieg führen, und dieses verstanden die Preußen besser, als die Oesterreicher. Mit günstigerem Erfolge hatte das österreichische Kabinet die Fälschung des Testaments Ferdinand's I. durchgeführt, welches Karl VII. zu einem der Gründe seiner Ansprüche auf die österreichischen Lande diente. Der Minister Bartenstein ließ nämlich mit Hülfe des Abtes Bessel und vier gelehrter Benedictiner die Worte „eheliche Leibeserben" in „männliche Leibeserben" umändern. Ein Jahrhundert verging, bevor die Welt von dieser Fälschung Kenntniß erhielt. Mittlerweile hatten sich Maria Theresia und deren Nachfolger im Besitze Oesterreichs längst festgesetzt

Die Gewissenlosigkeit des österreichischen Kabinets ging auch in schlagender Weise aus der Art der Kriegführung hervor, von welcher es damals Gebrauch machte. Die Banditenobersten Franz von der Trenk, Johann Daniel Menzel und andere, welche Maria Theresia in's Feld schickte, setzten sich über alle Bestimmungen des Völkerrechtes hinweg, mordeten, raubten, sengten und brannten in barbarischer Weise, und sogar im eigenen Lande, namentlich in Böhmen. Der Oesterreicher Khevenhüller berichtet von diesen wilden Horden:

„Die Freicorps übten vielfältig Mordbrennerei aus bloßer Lust. Sie haben Unschuldige nach Belieben an die Stadtthore oder an die nächsten Bäume gehangen, Kirchen beraubt und heilige Gefäße verunreinigt, zertrümmert und Gold und Silber und Edelsteine der Kirchen an Juden verschachert — sie haben die Bauern der bairischen Landfahnen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Hause geschickt, ehrbaren Frauen und Mädchen auf dem Rücken der gebundenen Hausväter Gewalt angethan und alsdann noch in die Flammen geschleudert, Säuglinge aufgespießt und den Hunden vorgeworfen." Vergeblich waren alle Klagen bei Hofe. Noch im Jahre 1744 sprach Maria Theresia dem blutdürstigen Trenck ihre Erkenntlichkeit in den ehrendsten Worten aus. Sechs Jahre lang konnte dieser Bandenführer sein Unwesen treiben, und mit seinem unermeßlichen Raube wäre er straflos davon gekommen, wenn er sich selbst durch seinen Uebermuth nicht in das Verderben gestürzt hätte. Auch nach seiner Verurtheilung wurde er noch sehr gut gehalten. Er bezog täglich einen Dukaten, hatte einen Bedienten und lebte im Gefängnisse besser, als die meisten Oesterreicher im Freien.

Die einflußreichsten Minister der Kaiserin waren der schlesische Convertite Friedrich Wilhelm von Haugwitz, der Böhme Rudolf Graf von Chotek, der schlesische Graf Karl Friedrich von Hatzfeld und Fürst Kaunitz. Das Streben dieser Staatsmänner war darauf gerichtet, den übermüthigen Adel unter das Joch der Habsburger zu beugen, eine gewaltige Büreaukratie zu schaffen, welche aber nicht zum Besten des Volkes, sondern nur zur Vermehrung der Einkünfte und der Wirksamkeit der Regierung thätig war. Haugwitz befaßte sich mit den directen, Chotek mit den indirecten Abgaben, welche sie auf's äußerste steigerten, ohne jedoch Ordnung in die Finanzen zu bringen. Der österreichische Staat blieb ein Augias-Stall. Die Minister Maria Theresiens verstanden es nur, die Schraube etwas fester anzuziehen, mit deren Hülfe dem Volke die Steuern abgepreßt wurden.

Der bei weitem mächtigste Rathgeber der Kaiserin war aber Haugwitz. Seine zwei großen Werke waren der Bund mit Frankreich, welchen er gegen Friedrich II. und die Theilung Polens, welche er mit demselben zu Stande brachte.

Die Hauptpersonen jener Allianz waren auf französischer Seite die Pompadour und Ludwig XV., auf österreichischer Kaunitz und Maria Theresia. Ludwig XV. und Maria Theresia waren bigotte Katholiken und willigten in den Bund nur in der Hoffnung, mit Preußen zugleich den Protestantismus zu besiegen und wo möglich zu vernichten. Die Pompadour und Kaunitz waren über die religiösen Vorurtheile ihrer Herrschaften erhaben. Sie wurden nur durch politische Rücksichten, durch Ehrgeiz und Eitelkeit bestimmt. Jeder andere Minister, als Kaunitz wäre nach dem Hubertsburger Frieden, d. h. nachdem der von ihm Jahre lang hindurch verfolgte Zweck verfehlt war, entlassen worden. Doch er stand nachher höher, als jemals zuvor in Gunst. So wenig Klarheit besaß Maria Theresia und so sehr wurde sie durch ihre religiösen Vorurtheile und ihre politischen Leidenschaften verblendet!

Noch weit verderblicher, als der Bund mit Frankreich, welcher den siebenjährigen Krieg zur Folge hatte, war die Theilung Polens, welche nicht bloß sieben Jahre lang, sondern mehr als sieben Jahrzehnte hindurch, nicht bloß einzelne Theile Deutschlands, son-

dern das ganze europäische Staatensystem in Verwirrung brachte. Wenn wir den österreichischen Prinzipal-Minister nach diesen seinen beiden Haupt-Handlungen beurtheilen, so können wir ihn nicht hoch stellen, vielmehr müssen wir ihn zu den schlimmsten Feinden der Menschheit zählen.

Daß Kaunitz ungewöhnliche Fähigkeiten besaß, unterliegt keinem Zweifel. Er hatte einen höhern Grad der Bildung, als die meisten, oder vielleicht alle österreichischen Staatsmänner seiner Zeit. Allein er wandte dieselbe nicht zum Wohle des Volkes, dem er diente, sondern nur zur Ausdehnung der Macht des habsburg'schen Hauses an. Sein Blick reichte nicht in die ferne Zukunft. Er beherrschte nicht einmal die Gegenwart.

Wenzel Anton, Fürst von Kaunitz, stammte aus einem protestantischen Hause, welches gleich den Roggendorf, Jörger, Starhemberg, Kufstein und vielen anderen, den Mantel nach dem Winde hing, als dieser von Rom zu wehen begann. Er war verständig genug, den römischen Unsinn nicht zu glauben, allein er fügte sich der Macht der Verhältnisse und beugte sich vor dem katholischen Pfaffenthume so weit es die Umstände erheischten. In Rom nannte man ihn den ketzerischen Minister. Im Sinne der Pfaffen hatten sie darin nicht Unrecht. Voltaire war des Ministers Lieblingsschriftsteller und der Tartüffe sein Lieblingswerk. Allein Niemand hatte weniger Neigung, als er, seine behagliche Stellung aus Rücksicht für Ueberzeugung und Grundsätze auf's Spiel zu setzen. Kaunitz war voll kleinlicher Bedürfnisse, Eitelkeiten, Sonderbarkeiten und Aengstlichkeiten. Allein da er nicht bestechlich war, wie alle seine Amtsgenossen, ragte er schon aus diesem Grunde als Riese unter den Pygmäen hervor.

Bei Maria Theresia stand er in außerordentlicher Gunst und nach deren Tode behauptete er sich auch noch bei deren Sohne Joseph.

Maria Theresia besaß die ganze unbändige Herrschsucht ihres Hauses, wie nichts deutlicher beweist, als der von ihr an den Haaren herbeigezogene siebenjährige Krieg. Sie war eine Meisterin in der Verstellungskunst, und ihre Bigotterie kannte keine Grenzen. Obgleich sie in der Zeit lebte, da die Aufklärung gewissermaßen Mode geworden war, suchte sie unausgesetzt, durch Bestechung und Gewaltthat Proselyten für ihre Kirche zu machen. Sie verpflanzte viele tausende Protestanten aus Ober-Oesterreich, Steyermark und Kärnthen nach Siebenbürgen, unbekümmert um das Elend, welches nothwendig die Folge dieser Gewaltmaßregel war. Sie ließ den Protestanten ihre Erbauungsbücher wegnehmen, ihre Kinder stehlen und katholisch erziehen (wie vor ihr schon ihr Großvater Leopold I. gethan hatte). Sie erschwerte, so weit sie konnte, den Unterricht in der protestantischen Religion. Nur Katholiken waren bei ihr gut angesehen, nur diese konnten auf ihre Gunst rechnen. In der Instruktion, welche die Kaiserin für die Erziehung ihrer Kinder gab, spielte der Rosenkranz eine große Rolle. Sie wußte freilich nicht, daß derselbe eine aus Tibet stammende heidnische Erfindung war*). Sie glaubte für das Christenthum in die Schranken zu treten, während sie den krassesten Unsinn des Heidenthums beförderte.

Die Bigotterie nahm bei Maria Theresien, wie bei den meisten Menschen mit den Jahren in demselben Maße zu, als ihre sittliche Kraft und ihr Scharfblick schwächer wurden. Die Kaiserin widmete diesem Laster im Laufe ihres Lebens unermeßliche Geldsummen. Sie trug demselben bei den meisten Staatsactionen Rechnung. Sie opferte ihre eigene Tochter Josephe an dem Altare des Aberglaubens, indem sie das arme Kind zwang, in der Gruft ihrer Ahnen am Sarge der kurz zuvor an den Blattern verstorbenen zweiten Gattin Kaiser Joseph's II. ihre Andacht zu verrichten, wovon die Folge der Tod der Prinzessin war. Ein geordneter Staatshaushalt war unter ihrer Regierung schon aus dem Grunde unmöglich, weil sie selbst einen außerordentlichen Aufwand machte und sich wenig

*) S. Weltgesch. Buch VII. § 98 S. 631.

oder gar nichts darum bekümmerte, auf welche Weise die Mittel dazu herbeigeschafft wurden, wenn es ihr nur nicht an diesen fehlte. Der Hof lebte immer von Schulden, die er mit Wucher verzinste. Maria Theresia verwendete z. B. 700,000 Gulden jährlich auf Almosen, entzog aber ihrem Volke, um diese bestreiten zu können, sechs Mal soviel an Abgaben, von denen mehrere, wie z. B. das Lotto von der verderblichsten Sorte waren. Dieses trug ihr kaum die Hälfte der Summen ein, die sie für den Bettel brauchte, und erzeugte eine furchtbare Spielwuth, welche die Obrigkeit mit dem größten Eifer beförderte. Wäre es nicht besser gewesen, die Kaiserin hätte ihr Almosen auf die Hälfte jährlich beschränkt und dem Lande das Verderbniß des Lotto's erspart? Schlözer hat berechnet daß in den Jahren 1759—1769 durch die Lotterie dem Volke 21 Millionen abgelockt wurden. Davon erhielt der Hof nicht ganz 3½ Millionen, einzelne Gewinner etwa 7 Millionen. Der Rest, also die volle Hälfte ging dem begünstigten Lotteriepächter mit seinen Unterbeamten zu. Dieser eine Posten der Finanzverwaltung giebt uns ein Bild des ganzen Systems, oder vielmehr der Systemlosigkeit und bodenlos schlechten Wirthschaft, welche unter der vielgerühmten Kaiserin in Oesterreich herrschte.

Nicht genug, daß die verkehrtesten Mittel gebraucht wurden, um den Staatsschatz zu füllen, wurde derselbe auch in der heillosesten Weise vergeudet. Maria Theresia war nicht bloß in den Almosen, die sie gab, sondern auch in allen übrigen Beziehungen eine große Verschwenderin. Sie brauchte für sich und ihren Hofstaat jährlich nicht weniger als sechs Millionen Gulden. Ihr Gegner, Friedrich II., begnügte sich mit 220,000 Thalern. So lange Maria Theresia noch für ein Muster von Regententugend gilt, muß entweder der Maßstab, mit welchem gemessen wird, sehr falsch, oder müssen die wichtigsten Thatsachen ihrer Regierung mit Stillschweigen übergangen werden.

Die österreichische Verwaltung war unter Maria Theresia eben so weit hinter anderen Staaten zurück, als unter Leopold I. und Karl VI. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren aller Orten Verbesserungen eingeführt worden. Es bestand eine Literatur, welche zu solchen drängte und Friedrich II. war wenigstens in Betreff der einen Seite des Finanzwesens, des Ausgabe-Budgets ein Muster, wenn er es auch nicht verstand, die Einnahmen nach richtigen Grundsätzen zu erheben. Ganz konnte sich auch Maria Theresia dem Strome der Zeit nicht entziehen. Allein die Fortschritte, welche in den siebenzehn Friedensjahren ihrer Regierung (1763—1780) gemacht wurden, waren doch verhältnißmäßig sehr klein.

Der Jahrhunderte lang vom Hause Habsburg ausgeübte Despotismus brachte es dahin, daß die Form den Oesterreichern in allen Beziehungen: in Kirche, Staat und Gesellschaft die Hauptsache wurde, welcher sie das Wesen der Dinge, den Inhalt des Lebens durchaus unterordneten. Ueber die großen Fragen, welche die Entwickelung der Menschheit bedingen, über Freiheit, Wahrheit, Recht stritten sie sich nicht, sondern nur über die Nebendinge des Lebens. Von der Voraussetzung ausgehend, daß seine Regierungsform, seine Kirche, seine gesellschaftliche Ordnung unantastbar sei, ließ der habsburgische Unterthan und insbesondere der Wiener sich über alle diese Verhältnisse in keine Erörterung ein. Er erniedrigte sich zum Sklaven seiner Kaiser, Pfaffen und Adeligen, vergoß für diese Bedrücker sein Blut, zahlte ihnen, wenn nicht willig, so doch ohne mannhaften Widerstand zu leisten, Abgaben, leistete ihnen Frohnden und war froh, wenn er zusehen durfte, wie sich seine hohen Herren ihres Lebens freuten.

Stumpf gegen alle edleren Regungen des menschlichen Herzens ereiferte sich der Oesterreicher erst, wenn ihm eine lieb gewordene Form angegriffen wurde. Daher die nicht endenden Etiquette-, Rang- und Ceremoniel-Streitigkeiten, welche allein das Wiener Leben aus seinem gewöhnlichen Phlegma zu einiger Bewegung treiben konnten. Nicht

blos bei der Wahl der Frauen, sondern auch bei derjenigen der Maitressen spielte der Stammbaum eine Hauptrolle.

Die Frömmigkeit hielt die Frauen von Stande nicht ab, neben dem Manne, dessen Namen sie trugen, regelmäßig einen andern zu nehmen, welcher die Pflichten des Gatten erfüllte. So rächte sich, wie überall, die Unnatur der sacramentalen Eigenschaft, welche die Kirche der Ehe beilegte. In demselben Maße, als die Pfaffen die Heiligkeit der Ehe über menschliche Kräfte erhöhten, zog die menschliche Schwäche dieselbe unter das gewöhnliche Maß menschlicher Sittlichkeit herab.

Die Dame, welche uns über die Zustände der Frauenwelt die ausführlichsten Berichte ertheilt, die Lady Montague, bewies übrigens, als ihr im Harem des Sultans der Versucher begegnete, daß auch sie über weibliche Schwächen nicht erhaben sei.

Wie unter dem Drucke österreichischer Verhältnisse die Ehe zum Cicisbeat, so artete die wissenschaftliche Forschung in das Suchen nach dem Stein der Weisen aus. Alchemie, Magie, Astrologie, Zauberei, Teufelsbeschwörungen vertrugen sich sehr gut mit der katholischen Religion, obgleich nicht mit der Wissenschaft.

Der ruhige Ernst des Lebens verwandelte sich in Oesterreich aller Orten entweder in mönchischen Trübsinn, oder in wilde Ausgelassenheit. Der Possenreißer Stranitzky und der Kanzelredner Abraham a Santa Clara trugen gleichviel zur Unterhaltung der Wiener bei. Mehr, als diese, gewährte weder Kirche, noch Theater. Mehr wollte man nicht, mehr konnte man nicht bewältigen. Allerdings erhoben sich mitten aus diesem flachen und nichtigen Dasein manche großartige Erscheinungen. Maria Theresien's Sohn Joseph II bot selbst davon den schlagendsten Beweis. Allein sie waren vereinzelt und vermochten daher nicht die träge Masse in geistige Bewegung zu versetzen. Was sich von dieser im Volke regte, hielt sich möglichst im Verborgenen. Denn Niemand war in Oesterreich mehr gefährdet, als ein freier Geist. Wer nicht bestechen konnte und mit den geheimen Wegen des Hofes nicht vertraut war, vermochte kein Recht zu behaupten. Die Klagen verhallten ungehört in den Hütten der Armen, oder in den Gefängnissen, oder endlich in den dunkelen Gängen der Kanzleien.

Habsburgsche Schriftsteller gaben sich Mühe, die Welt glauben zu machen, das Volk habe seinen Fürsten mit außerordentlicher Liebe und Treue angehangen. Allein sie verwechseln die Schmeichelei der wohlbezahlten Höflinge und die stumpfe Unterwürfigkeit des gedrückten Volkes mit frei gewährten Gefühlen. So oft das Glück sich vom Hause Habsburg abwandte, kehrte ihm auch das Volk den Rücken. Dieses zeigte sich namentlich in Oesterreich zur Zeit, da die Türken vor Wien standen. Damals war Kaiser Leopold vor den Beschimpfungen und Mißhandlungen seiner „getreuen Unterthanen" nicht sicher; und als später Karl VII. nach Prag kam, waren die Böhmen eben so bereitwillig, ihm die Huldigung zu leisten, als früher oder später den Habsburgern. Die Ungarn vollends gar bewiesen ihren Abscheu vor dem Hause Habsburg, indem sie binnen einem Jahrhundert (1605—1701) sechs Mal in blutigen Aufständen sich gegen dieselben erhoben.

Unterwürfigkeit besaßen die Oesterreicher allerdings. Sie war die Folge Jahrhunderte langen, schweren Druckes. Doch nur freie Völker sind freier Gefühle fähig. Geknechtete Nationen mögen Gehorsam, sie können niemals Anhänglichkeit bekunden. Ein Volk, wie das österreichische, welchem nicht blos die regierende Familie und die Verfassung, sondern auch die Religion mit Gewalt aufgedrungen wurde, kann, den Umständen nach, zu polizeilich befohlenem und künstlich veranstaltetem Jubel gebracht werden. Allein an diesem nimmt nur der Pöbel Theil. Die besseren Klassen der Gesellschaft aller Stände ziehen sich von derartigen Kundgebungen beschämt zurück.

Es ist sehr irrig, wenn österreichische Geschichtschreiber sich auf die freiwillige Erhebung

der Ungarn zu Gunsten Maria Theresiens berufen. Für's erste besteht doch wohl einiger Unterschied zwischen den ungar'schen Magnaten, welche die schöne junge Frau elektrisirte, und dem ungar'schen Volke; dann aber ist wohl zu bedenken, daß die Ungarn sich von einer mächtigen Coalition bedroht sahen, welche gegen sie nicht minder, als ihre Königin gerichtet war. Bemerkenswerth dabei ist, daß die Länder Böhmen und Oesterreich, welche Maria Theresien entrissen werden sollten, durchaus kein Widerstreben gegen die fremde Herrschaft zeigten, so wenig als Schlesien, dessen sich der König von Preußen bemächtigte, ohne mit der Bevölkerung kämpfen zu müssen.

Mit ewiger Schande befleckte sich Maria Theresia, indem sie, trotz der capitulationsmäßig den Böhmen bewilligten Amnestie und ungeachtet des freisprechenden Urtheils, welches der von ihr selbst niedergesetzte Gerichtshof erließ, dennoch diejenigen Böhmen, welche sich Karl VII. günstig erwiesen hatten, auf's grausamste verfolgte, mit Todesstrafen, Tortur, öffentlicher Arbeit, Spinnhaus, Prügeln, Peitschen und Verbannung heimsuchte.

Ein anderer großer Verstoß, dessen sich viele Geschichtschreiber schuldig machen, besteht darin, daß sie den Privathandlungen der Kaiser, welche gar keine, oder doch nur sehr geringe Bedeutung für die Gesammtheit hatten, eine Bedeutung zuschreiben, als wäre dadurch das öffentliche Wohl wesentlich gefördert worden, während dieses doch darunter sehr litt. Ich meine die reichen Privat-Unterstützungen, welche die Habsburger nach allen Seiten hin spendeten. Im einzelnen mag durch solche Handlungen der Wohlthätigkeit wohl gutes gestiftet worden sein. Im Ganzen und Großen ging daraus aber unsäglicher Schaden hervor. Ganz abgesehen davon, daß auf diese Weise sehr bedeutende Summen vergeudet, wurden dadurch Bettler, Gauner und Betrüger in Massen künstlich herangezogen. Wer es am geschicktesten verstand, zu betteln, war sicher in Wien sein Glück zu machen. Der Bettel fing bei zwölf Dukaten an, und ging hinauf bis zu Gütern, Zöllen und anderen Rechten im Werthe von Hunderttausenden. Die gesammte Verwaltung wurde durch dieses Bettelwesen in beständiger Unordnung erhalten. Auf dem Wege der Gnade war sehr vieles, auf demjenigen des Rechts wenig oder nichts zu erlangen.

Die gerühmte Gemüthlichkeit des österreichischen Herrscherhauses sticht gegen den von demselben geübten Despotismus zu stark ab, als daß sie sich auf Herzensgüte, Milde oder Rechtsgefühl zurückführen ließe. Der gemüthliche Leopold I. war der Urheber des Blutbads von Eperies, der gemüthliche Karl VI. vollendete die von seinem Vater begonnene Unterjochung der Ungarn. Maria Theresia vergoß im siebenjährigen Kriege Ströme von Blut und stürzte durch die von ihr befohlenen Protestanten-Verpflanzungen und den von ihr angeordneten Raub protestantischer Kinder Hunderttausende in das furchtbarste Elend und in namenlosen Kummer. Daß sie einmal in das Theater stürzte und mit den Worten „der Leopold hat an Buoba" dem Publikum die Geburt des nachmaligen Kaisers Franz anzeigte, war ein gelungener Theater-Coup, welcher den Wiener Maulaffen sehr ergötzlich geschienen haben mag, sonst aber schwerlich großen Lobes werth ist.

Von allen Formen des Despotismus sind mir diejenigen die verhaßtesten, welche auf väterliche oder mütterliche Fürsorge hindeuten. Die Kuppeleien, welche Maria Theresien so großes Vergnügen machten, beweisen, daß die Kaiserin ihre despotischen Gelüste nicht auf Kirche und Staat beschränkte, daß sie vielmehr auch in die Familien mit frevelnder Hand eingriff. Die Ausstattung an Geld und Gut, womit sie die Pille vergoldete, war eine schlechte Vergütung für die Freiheit der Wahl, welche sie den zusammen genöthigten Ehe-Paaren entzog.

Die von der Kaiserin veranstalteten Heirathen waren nichts weiter, als drückende Fesseln, welche sie unter priesterlichem Segen den neu vermählten für das ganze Leben anlegte.

Die Folgen Jahrhunderte hindurch fortgesetzter Bedrückungen empfand Niemand bitterer, als Joseph II., der erste Habsburger, welcher denselben ein Ende machen wollte. Das finsterste Mißtrauen begleitete ihn auf allen seinen Schritten. Nirgends fand er bereitwilliges Entgegenkommen und kräftige Hülfe.

Joseph II. hatte eine schwere Prüfungszeit überstanden, als er (1780) den österreichischen Thron bestieg. Seine Mutter hatte ihn von den Geschäften möglichst ferne gehalten. Zwei Menschen von so verschiedener Anschauungsweise konnten unmöglich neben einander regieren. Joseph II. pflegte, gleich Friedrich II., unumwunden zu erklären, er sei nur der erste Diener, nur der Verwalter des Staates. Er machte kein Hehl daraus, daß er den während der Regierung seiner Mutter geübten Einfluß der Geistlichkeit für verderblich halte. Kurz vor Maria Theresien's Tode schrieb er an den Herzog von Choiseul: „ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viele Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen." —

Die zum Mönchthum gehörigen Personen sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staate, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden. Joseph nannte die Mönche Fakirs, „vor deren geschorenem Haupte der Pöbel in Ehrfurcht niederfalle" und beklagte auf's bitterste, daß sie sich eine größere Herrschaft auf das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen könne."

In einem Briefe vom Oktober 1781 an seinen Gesandten in Rom, den Kardinal Hrezan erklärte der Kaiser:

„Seitdem ich den Thron bestieg, — habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht." — „Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien."

„Die Grundsätze des Monarchismus von Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldene Kälber anzubeten."

Eben so erleuchtet, als in religiösen waren Joseph's II. Ansichten auch in Betreff des Adels und der Rechte und Pflichten des Volkes.

Im Juli 1786 schrieb er an den Grafen Karl Palffy, Kanzler des Königreichs Ungarn:

„Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft oder einer Nation bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten nichts beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie z. B. in England und Holland, stärker, als irgendwo; sondern sie bestehen einzig darinnen, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen."

Joseph II. machte bei der Anstellung von Beamten, bei der Bestrafung der Verbrecher und in jeder anderen Beziehung keinen Unterschied zwischen den Ständen. Er verlangte von dem Adeligen nicht minder, als jedem andern Amtsbewerber vor allen Dingen, Befähigung und wies jedes Ansinnen zurück, welches auf die Geburt und nicht auf eigenes Verdienst gegründet war. Der Adelige mußte nicht minder, als der Bürger und Bauer für seine Freveltaten büßen. „Laster ist Laster. Unter den Lasterhaften kann keiner einen Vorzug haben." Dieses war der Grundsatz, von welchem er im Strafrechte ausging.

In Betreff der Finanzen erklärte Joseph II.:

„Der Monarch darf sich bei Verwaltung der ihm nicht angehörigen Staatseinkünfte keineswegs seinem eigenen Vorurtheile für Personen, der Freigebigkeit selbst gegen Nothleidende, wiewohl einer der vorzüglichsten Tugenden, keineswegs überlassen, — weil der Bürger nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats beitragen soll."

So beherzigenswerth diese Ansichten auch sind, und ein so düsteres Licht dieselben auf die ganze frühere und spätere Staatsverwaltung Oesterreichs auch werfen, so konnten sie doch unmöglich in's wirkliche Leben eindringen, bevor die geschworenen Feinde derselben, zumal der Adel und die Geistlichkeit, nicht in dem Maße geschwächt waren, daß sie aufhörten, furchtbar zu sein.

Joseph II. ließ den bevorzugten Ständen noch zu viel Macht. Sie bedienten sich derselben, um die reinen Absichten ihres Kaisers zu vereiteln. In den beiden vom Mittelpunkte fernsten Provinzen des Reiches: in Belgien und Siebenbürgen nahm der Widerstand zuerst einen drohenden Charakter an. Dort stellte sich die Geistlichkeit, hier der Adel an die Spitze der Feinde der Krone.

Der Wallachen-Aufstand Horja's, den der ungarische Adel angezettelt hatte (1784) und die von den Pfaffen herbeigeführten belgischen Unruhen (1787) beweisen deutlich, daß nur durch die Gewalt das Joch gebrochen werden kann, welches diese beiden Stände den Völkern Oesterreichs, wie ganz Europa's aufgelegt haben. Selbst der gute Wille eines edeln Kaisers war nicht stark genug, es zu entfernen. Auf einen solchen können wir aber in unseren Tagen nicht mehr rechnen. Seit der Bund zwischen allen Zwingherren geistlichen und weltlichen Standes, dieser oder jener Nation geschlossen ist, werden die Fürsten schon in der Wiege in denselben aufgenommen, auf den Kampf mit dem Volke vorbereitet, und zum Hasse gegen dieses herangebildet. Nur das Schwert kann den Knoten lösen, mit dem die Tyrannen das Joch um den Nacken der Menschheit befestigt haben.

§ 44. Die Häuser Wittelsbach, Würtemberg und Baden*).

Nächst den Häusern Habsburg und Hohenzollern spielten die Wittelsbacher während dieses Zeitabschnittes (1648—1789) die bedeutendste Rolle in Deutschland. Baiern ist das einzige der alten Herzogthümer†), welches sich, wenn auch unter mannigfaltigen Verminderungen und Zusätzen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Zu Baiern hatte früher (d. h. vor 1156) die östliche Mark gehört, welche später die Habsburger an sich rissen und von welcher sie den Namen ihres Reiches (Oestreich) ableiteten. Um so empfindlicher mußte es für die Wittelsbacher sein, daß eine Familie, welche Jahrhunderte später, als sie, die Bühne der Welt betrat, und welche ihre Größe zunächst auf einen von Baiern losgetrennten Landestheil gründete, ihnen über den Kopf wachsen und wiederholt sogar ihre Existenz bedrohen sollte.

Wie Oesterreich, so hatte auch Brandenburg einst (1322—1373) den Wittelsbachern gehört, und sogar die Provinz Holland (1345—1433), aus welcher sich die später so mächtige Republik der vereinigten Niederlande und das jetzige Königreich dieses Namens entwickelte. Daß sich die Wittelsbacher so viele und so ansehnliche Länder entziehen ließen, spricht nicht für deren Thatkraft und Umsicht.

Der Vertrag von Pavia (1329) spaltete die Besitzungen des Hauses‡) in die Rhein- und Kurpfalz, und Baiern. Vier und ein halbes Jahrhundert vergingen, bevor die ge-

*) Vehse, Geschichte der Höfe. Bücher 23, 27.

†) Weltgeschichte Buch V. § 24. ‡) Weltgeschichte Buch VI. § 5.

trennten Theile sich wieder vereinigten, nachdem (1777) das Haus Baiern ausgestorben war.

Bei Gelegenheit der deutschen Geschichte haben wir von den Erlebnissen und Thaten der Wittelsbacher einfließen lassen, was von allgemeiner Bedeutung war, namentlich die der Reformation freundliche Handlungweise des pfälzischen Zweiges und die gehässige Stellung, welche der baierische derselben gegenüber einnahm.

Maximilian I. erfreute sich nicht lange des ruhigen Besitzes der Kurwürde und der Oberpfalz, die er auf Kosten des ältern Zweiges seines Hauses an sich gerissen hatte. Er starb 1651. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria (1651--1679). Er war ein schwacher Fürst, ein Knecht der Pfaffen und ein gefügiges Werkzeug in den Händen seiner Umgebungen. So lange der Graf Kurtz lebte, hielt ihn dieser fest bei der deutschen Sache. Nach dieses redlichen Ministers Tode verstanden es aber die Gattin des Kurfürsten, die Prinzessin Henriette Adelheid von Savoyen und sein Geheimeraths-Präsident Hermann Egon, Graf von Fürstenberg, den schwachen Mann in französischen Sold zu geben. Ferdinand Maria ließ sich von Ludwig XIV. 2,475,000 Gulden Hülfsgelder auszahlen. Diese Summe genügte ihm, sich von dem gemeinsamen Vaterlande loszusagen und an dem Kampfe gegen den eroberungsüchtigen Ludwig keinen Theil zu nehmen, wodurch natürlich die kriegerischen Operationen der Deutschen gehemmt und geschwächt, diejenigen Ludwig's XIV. gefördert wurden.

Noch weit franzosenfreundlicher und käuflicher, als Ferdinand Maria, war sein Sohn Max II. Emanuel (1679—1726). Er war im Felde tapfer, in Geschäften schwach, ein Verschwender, Wollüstling und Pfaffenknecht. Der König von Spanien ernannte ihn zu seinem Statthalter in den Niederlanden mit einem jährlichen Gehalte von 900,000 Thalern. Diese reichten jedoch bei weitem nicht aus, den Aufwand des Kurfürsten zu decken. Mit seiner zweiten Ehefrau, einer Polin, Tochter Johann Sobiesky's lebte er in heftigem Streite. Beide Eheleute brachen sich gegenseitig die Treue. Schon in den ersten Zeiten ihrer Ehe, welche im Jahre 1694 begann, erklärte Therese Kunigunde ihrem Gemahle, daß sie zu ihm keine Neigung fühle. Im Jahre 1696 erging sich der Kurfürst über sie in den bittersten Klagen. Das Leben, welches sie führte, war im höchsten Grade anstößig, und als sie während des spanischen Successionskrieges längere Zeit hindurch von ihrem Gatten getrennt war, konnte die Rechtsvermuthung für die in der Ehe geborenen Kinder nicht mehr das Kind ihrer Liebe für einen Sprossen aus dem Hause Wittelsbach gelten machen. Es wurde daher für einen armenischen Prinzen ausgegeben, obgleich allgemein bekannt wurde, daß Dorotheus Schmacke, der Beichtvater der Kurfürstin, der wirkliche Vater und Therese Kunigunde die Mutter desselben war. Der Knabe erhielt den Namen Aretin. Von ihm stammt das freiherrliche Haus dieses Namens. Die Kinder, welche Therese Kunigunde aber früher dem Kurfürsten geboren hatte, namentlich Karl Albrecht, welcher 1697 das Licht der Welt zuerst erblickte, gelten bis auf den heutigen Tag für Wittelsbacher, obgleich ein Jahr früher die Mutter schon in offener Feindschaft mit ihrem Gatten, und in sehr bedenklicher Vertraulichkeit mit verschiedenen anderen Mannspersonen gelebt hatte. Der Kurfürst Max Emanuel selbst war sehr zweifelhaft über den Antheil, den er an dem Kinde habe, mit welchem seine Gattin Therese (1696) schwanger ging. In mehreren Briefen, die er in genanntem Jahre an seine Schwiegermutter die Polenkönigin Maria Sobiesky schrieb, beklagte er sich auf's bitterste über das zwanglose und unanständige Betragen seiner Gattin und namentlich über deren vertrauten Umgang mit ihrem polnischen Conditor, einem Juden aus Plock. In einem spätern Schreiben an seine Gattin drohte er, „den lieben jüdischen Conditor“ zum Teufel zu jagen.

Unter diesen Umständen gehört ein starker Glaube dazu, die Kinder der Kurfürstin Therese Kunigunde für Wittelsbacher zu halten. Eines war jedenfalls ein Schmacke und das andere wahrscheinlich eines jüdischen Conditors Sohn. Der Kurfürst blieb seiner Gattin übrigens nichts schuldig. Er führte, wo er immer war, das ausschweifendste Leben. Mehrere seiner unehelichen Kinder hob er in den baierischen Adelsstand, andere überließ er ihrem Schicksale.

Die Wittelsbacher müssen wir daher nicht auf dem Throne, wir müssen sie unter den Adelsgeschlechtern Baiern's suchen, oder nach dem Zeugnisse der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans unter den Bewohnern der französischen Dörfer, in welchen Max Emanuel während des spanischen Erbfolgekriegs lebte. Der Kurfürst bedeckte seine Schwächen selbst gar nicht mit einem Schleier. Er erklärte offen seiner Schwiegermutter: „seine Infidelités lasse er sich nicht verwehren, weder von Gott noch von Menschen."

Max Emanuel's Sohn von dessen erster, österreichischer Gattin war es, dem die Thronfolge für den Fall des Absterbens des letzten habsburg'schen Königs von Spanien bestimmt war. Der Knabe, welcher dem österreichischen Hause im Wege stand, starb (6. Februar 1699) plötzlich zu Brüssel, und allgemein war der Glaube in ganz Europa, daß ihm habsburgisches Gift gemischt worden sei. Seit dieser Zeit neigte sich Max Emanuel entschieden auf die französische Seite. Den Ausschlag gaben übrigens die Weiber. Zuerst siegte der österreichische, später der französische Hof durch die Courtisanen, welche den elenden Kurfürsten beherrschten. So kam es, daß Max Emanuel namentlich während des spanischen Erbfolgekriegs zum Verderben Baierns und zum Schaden Deutschlands ein Bundesgenosse der Franzosen war.

Zu gleicher Zeit verrieth Max Emanuel die spanische Krone, indem er den Franzosen die niederländischen Festungen öffnete (7. Februar 1701) und Deutschland, indem er den Bruch mit dem Reiche vorbereitete, den er am 8. September 1702 offen erklärte. Nach der Schlacht bei Höchstädt fiel ganz Baiern unter die österreichische Herrschaft, welche mit so furchtbarer Grausamkeit und Härte auf dem armen Volke lastete, daß dieses für alle Zeiten die Neigung verlor, österreichisch zu werden. Max Emanuel führte mittlerweile ein liederliches Leben zu Paris, und seine Ehefrau entschädigte sich mit ihrem Beichtvater Schmacke zu Venedig. Das Unglück besserte das Ehepaar nicht. In der letzten Zeit wurde die Kurfürstin bigott. Max Emanuel blieb Pfaffenknecht, Wollüstling und Verschwender.

Ihm machte Oesterreich die ersten Anträge, Baiern auszutauschen. Er ging bereitwillig darauf ein. Allein es kam die Sache nicht zu Stande. Bei seinem Tode fand sich eine Schuldenlast von dreißig Millionen Gulden vor.

Karl Albrecht (1726—1745) hatte alle Laster seines Vaters, allein nicht die geringen Tugenden, welche diesen geziert hatten. Er war weder tapfer noch leutselig. Als Früchte seiner Ausschweifungen hinterließ er nahezu vierzig Kinder, welche ihm verschiedene baierische Gräfinnen und Freifräulein geboren hatten.

Der traurigen Rolle, welche Karl als Kaiser spielte, haben wir schon oben*) gedacht. Sein Tod machte es dem Sohne Max III. Joseph (1745—1777) möglich, durch den Frieden zu Füssen das Land vor gänzlichem Ruine zu bewahren, obgleich er selbst dieses nicht erkannte, vielmehr den Abschluß des Vertrages später immer bedauerte. Sein Beichtvater, der Jesuite Stadler übte eine fast schrankenlose Herrschaft über das Gemüth des elenden Fürsten. Die Furcht, vergiftet zu werden, welche ihn nie verließ, lähmte seine schwache Kraft mehr und mehr. Nächst Stadler war der Freiherr Max von Berchem der einfluß-

*) S. § 40 S. 226 ff.

reichste Mann am baierischen Hofe. Er sammelte sich ein Vermögen von drei Millionen durch die schändlichsten Erpressungen.

In früherer Zeit hatte die baierische Regierungsweisheit darin bestanden, eine oder die andere neue Abgabe dem Volke aufzubürden und im übrigen alles beim Alten zu belassen. Allein seit der König Friedrich II. von Preußen angefangen hatte, Verordnungen in Masse zu erlassen, hielt es auch die baierische Regierung für klug, in größere Thätigkeit zu treten. Ackerbau, Handel und Gewerbe sollten gefördert werden. In welcher Weise die bairischen Staatsmänner diesen Zweck zu erreichen gedachten, mögen folgende Verordnungen anschaulich machen.

In den Jahren 1747 und 1762 ergingen Erlasse, welche die Höhe des Tagelohns für die Handarbeiter und Werkleute festsetzten, diejenigen, welche mehr zahlten, mit Geldstrafe, und diejenigen, welche mehr nahmen, mit 8 Tagen Arbeitshaus nebst täglichen 12 Peitschenhieben bedrohten. Ein Mandat von 1762 bezeichnete die Stunden, zu welchen das Vieh der Bauern im Stalle und wie lange es auf der Weide sein dürfe. Ein Mandat von 1769 schrieb die Größe und Form der Baumaterialien, der Ziegel, Backsteine, des Holzes u. s. w. vor. Eine Verordnung von 1762 verfügte, Unbemittelte sollten mit Zwang zur Spinnerei angehalten, eine andere von 1769, alle Vaganten und Müßiggänger sollten unter das Militär gesteckt werden.

Diese hochweisen Verordnungen vermehrten nur das herrschende Elend und die allgemein verbreitete Armuth. Denn ein Drittheil der Arbeitskraft des Volkes und fast die Hälfte seines Grundbesitzes hatten die Pfaffen an sich gerissen. Adel und Regierung nahmen was die Geistlichkeit übrig ließ. Das Volk war so unglücklich, daß es nach jedem Strohhalme griff, welcher ihm Rettung versprach. In den Jahren 1754—1769 wanderten über 10,000 Baiern nach Spanien aus, und weit mehrere würden gefolgt sein, wenn die Regierung nicht aus Furcht vor „einer ganzen Depopulation und Ausödigung Unserer Lande" die Anwerber mit dem Tode bedroht hätte.

Der freiwilligen Auswanderung widersetzte sich die baierische Regierung mit allem Nachdrucke. Allein den Verkauf ihrer Unterthanen als Soldaten, betrieb sie sehr schwunghaft. Im Jahre 1738 galt der Kopf 30 Gulden, später (1746—1749) sank er auf 24 Gulden herab.

Gleichen Schritt mit der bairischen Verwaltung hielt die bairische Gesetzgebung, in welcher Kreitmayr die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. noch an Grausamkeit übertraf. Auf bloße Conjectur wurde die Tortur verhängt, und wenn das unglückliche Opfer derselben in Ohnmacht sank, wurde die Marter nur so lange ausgesetzt, bis es sich wieder erholt hatte. Ein Diebstahl von 20 Gulden wurde mit dem Strange bestraft. Auf Entweihung eines Heiligenbildes und auf Hexerei, zwei Verbrechen, welche nur im Gehirne von Pfaffen und Pfaffenknechten, nicht aber im wirklichen Leben existiren, stand das Schwert. In keinem Lande der Welt wurde so viel gehängt, geköpft, gerädert, verbrannt und torturirt, als in Baiern. In dem kleinen Rentamt Burghausen wurden während der Jahre 1748 bis 1776 nicht weniger als 1100 Menschen hingerichtet. Zu München fanden 1774 fast jede Woche zwei bis drei Executionen statt.

Ganz und gar konnte sich aber doch auch Baiern nicht dem von außen eindringenden Lichte verschließen. Im Jahre 1759 gründete Max Joseph die Akademie der Wissenschaften zu München, und als 1773 der Papst den Jesuiten-Orden aufhob, athmete Baiern wieder etwas auf, obgleich nur zu bald die Pfaffenpartei jede freiere Regung des Geistes mit Gewalt niederschlug.

Kurz darauf starb Max Joseph (1777) und mit ihm endigte der bairische Zweig der Wittelsbacher. Die deutschen Fürstenhäuser wetteiferten allerdings mit einander an sitt-

licher Verdorbenheit. Herrschsucht, Wollust, Verschwendung und fast alle Laster, die sich denken lassen, waren bei ihnen an der Tagesordnung. Allein der bairische Zweig der Wittelsbacher übertraf doch die meisten übrigen an Verdorbenheit. Solche Liederlichkeit, wie zu München oder zu Brüssel, so lange Max Emanuel dort Hof hielt, fand sich kaum an irgend einem andern Hofe in so ununterbrochener Reihenfolge wieder. Hierzu kam der Verrath, welchen dieser Zweig der Wittelsbacher im Bunde mit Frankreich fast immer an Deutschland übte. Kein anderes Fürstenhaus Deutschlands hat in dem Maße wie Baiern, das Gewicht seiner Staatskräfte in die Wagschale des Auslandes geworfen.

Eine der Folgen der Liederlichkeit dieses Hauses war es, daß ein großer Theil des bairischen Adels von den Wittelsbachern abstammte, oder denselben die zahlreichen Buhlerinnen lieferte, deren sie bedurften, um ihren Lüsten fröhnen zu können. Der bairische Adel hat in der That sehr wenig Grund, auf seine Vergangenheit stolz zu sein. Verrath an der Religion, am deutschen Vaterlande und an der Sittenreinheit waren in Verbindung mit der Wollust der Wittelsbacher die gewöhnlichen Gründe der Entstehung oder doch der Erhaltung seiner bevorzugten Stellung.

Dem letzten Kurfürsten der baierischen Linie der Wittelsbacher folgte Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz aus der älteren Linie, Sulzbachischen Zweiges.

Während der bairische Ast des Wittelsbachischen Stammes eifrig katholisch blieb, hatte sich der kurpfälzische der Reformation zugewendet. Von dieser Zeit an hegten die bairischen Wittelsbacher den Plan, ihre Verwandten von der Pfalz der Kurwürde zu berauben. Theilweise gelang dieses Maximilian I. während des dreißigjährigen Krieges. Die Kurlinie verlor die Oberpfalz und die Kurwürde zum Vortheil der bairischen Herzoge. Doch wurde zu ihren Gunsten eine neue Kur geschaffen, welche unter der bairischen ihren Rang einnahm.

Karl Ludwig, des böhmischen Winterkönigs Sohn, trat nach Abschluß des westphälischen Friedens in das geschmälerte väterliche Erbe ein. Er war im ganzen genommen, ein wohlmeinender, duldsamer und einsichtiger Fürst. Allein durch zwei Fehler, die er sich zu Schulden kommen ließ, stürzte er sein Land in großes Elend. Indem er sich mit dem Fräulein von Degenfeld zur linken Hand vermählte, während seine rechtmäßige Ehefrau noch lebte, schnitt er seinen Nachkommen selbst die Erbfolge ab, und indem er seine Tochter Elisabeth Charlotte katholisch werden ließ und dem Herzoge von Orleans zur Frau gab, bot er dem übermüthigen Franzosenkönige selbst Gelegenheit, nach dem Tode seines Sohnes sich in die Angelegenheiten der Pfalz zu mischen, dieses blühende Land furchtbar zu verwüsten und dessen Bewohnern auf ein Jahrhundert hinaus die unerträglichsten Qualen zu bereiten*).

Philipp Wilhelm, der Sohn jenes Wolfgang Wilhelm's, Pfalzgrafen von Neuburg, welcher im Anfange des dreißigjährigen Krieges zur katholischen Religion übertrat†), folgte dem Kurfürsten Karl (1685) in der Pfalz nach. Mit ihm stieg auf den kurfürstlichen Thron ein neu katholisches Haus, welches das durchaus protestantische Land mit Gewalt wieder katholisch machen wollte, und in diesem Bestreben von Frankreich und Oesterreich auf's eifrigste unterstützt wurde.

Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716) verlegte, nachdem die Franzosen sein Heidelberger Schloß zerstört hatten (1693), seinen Wohnsitz nach Düsseldorf, hielt dort, unbekümmert um die Leiden der Pfalz, einen glänzenden Hof und gab seine unglücklichen protestantischen Unterthanen den Plackereien der katholischen Pfaffen und Pfaffenknechte preis. Zu Tausenden wanderten die Pfälzer aus. Die Königin Anna von England

*) Siehe oben § 4 Seite 26, § 37 S. 211 ff.
†) S. Buch VII. § 37 S. 278.

nahm sich ihrer an. Wohl 10,000 fanden in Amerika ein Unterkommen, andere in Irland, wieder andere im englischen Kriegsdienste. Viele gingen in dem Jammer und Elend zu Grunde, das ihnen ein herzloser Fürst im Bunde mit tückischen Pfaffen bereitet hatte. Auch unter dem Kurfürsten Karl Philipp, Johann Wilhelm's Bruder (1716—1742) dauerten die Religionsplackereien fort. Er war es, der den kurfürstlichen Wohnsitz (1720) nach Mannheim verlegte und das dortige prachtvolle Schloß baute (1720 bis 1729). In jungen Jahren war Karl Philipp liederlich, im Alter bigott. Mit ihm starb die Neuburg'sche Linie aus (1742).

Die Pfalz-Neuburg'sche Linie war kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges (1612), die Sulzbach'sche Linie kurz nach dem westphälischen Frieden (1655) katholisch geworden. Karl Theodor, welcher zu dieser gehörte, folgte Karl Philipp nach. Er war ein großer Verschwender. Unter seiner Regierung nahmen alle Arten von Unfug einen großartigen Aufschwung. Die Käuflichkeit der Beamten war seit den Tagen Johann Wilhelm's (1690—1716) allgemein gewesen. Unter Karl Theodor trat die Käuflichkeit der Aemter hinzu. Diese wurden sogar für die zweite und dritte Generation verkauft. Wo nichts mehr zu verkaufen war, half man sich durch Adjunctionen und Anwartschaften. Auch die Pfarrstellen wurden öffentlich den Meistbietenden zugeschlagen. Doch alle diese Mittel reichten nicht aus, die immer leeren Kassen Karl Theodor's zu füllen. Man erhob das Lotto zu einem Regierungs-Monopol, und der Kurfürst schämte sich nicht, einen Lotto-Kalender drucken zu lassen, worin die Lotterie als eine der empfehlenswerthesten Quellen des Reichthums dem Volke gepriesen wurde.

Neben dieser finanziellen Jämmerlichkeit ging die Bedrückung der Protestanten unausgesetzt einher. Die Jesuiten machten sich aus den Bekehrungen ein schwunghaft betriebenes Geschäft, welches die Regierung durch Bestrafung der Widerspenstigen und Belohnung der Willfährigen förderte. Die Auswanderung nahm daher von neuem überhand und entzog dem Lande viele der tüchtigsten Bewohner.

Dieses Unwesen ging fort, bis es an deutschen Höfen Mode wurde, Wissenschaften und Künste zu hegen. Im Jahre 1768 gründete dann Karl Theodor die pfälzische Akademie der Wissenschaften, welcher bald mehrere andere ähnliche Gesellschaften folgten, und 1779 das erste deutsche National-Theater, nachdem vorher nur französische und italienische Theater von den deutschen Höfen begünstigt worden waren. Die noch heute in Mannheim bestehenden Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen und Gypsabgüssen gründete alle Karl Theodor.

Als im Jahre 1777 der Kurfürst Max III. von Baiern gestorben war, vereinigte Karl Theodor in seiner Person die seit dem Vertrage von Pavia getrennten Besitzungen des Hauses Wittelsbach. Pfaffen und Maitressen spielten die ersten Rollen an dem Hofe des Kurfürsten. Diesem lag an Baiern sehr wenig und an seinen unehelichen Kindern sehr viel. Dennoch gelang es ihm nicht, so gern er es zu Gunsten der letzteren gethan hätte, Baiern an Kaiser Joseph zu verschachern*).

Mit Karl Theodor wanderte die ganze Käuflichkeit und Liederlichkeit der pfälzischen Verwaltung nach Baiern und schloß einen festen Bund mit der dort herrschenden Gewaltthätigkeit und Beschränktheit. Neben dieser bodenlosen Schlechtigkeit gingen aber doch immer einige bessere Bestrebungen einher. Außer Maitressen, Pfaffen und Glücksrittern fand auch der wohlmeinende Sir Benjamin Thompson, den Karl Theodor später zum Grafen von Rumford ernannte, bei dem Kurfürsten Gehör. Doch das Gute hatte keinen tiefen Boden in Baiern, wie sich z. B. daraus ergiebt, daß der vom Kurfürsten errichteten Akademie der Wissenschaften zum Trotze Karl Theodor noch im Jahre 1784

*) S. oben § 41 S. 225 ff.

alle weltlichen Heilmittel gegen den Biß toller Hunde verbot und dessen Heilung ausschließlich der geistlichen Wunderkraft des sogenannten Heiligen Hubertus vorbehielt. Von Karl Theodor ging auch die Verfolgung des Illuminaten-Ordens aus. Ueberhaupt war es nur Coquetterie und Modesucht, was diesen Kurfürsten in die Bahnen des Fortschritts trieb. Seine Regierung war zu schlaff und sein Charakter zu lasterhaft, als daß von ihm die Anregung zu etwas Gutem in dauernder Weise hätte ausgehen können.

Mit dem pfälzischen Kurhause hatte das sächsische manche Aehnlichkeiten. Beide Familien ergriffen anfangs mit Eifer die Reformation und wandten ihr später den Rücken. Beide zeichneten sich auch durch die haarsträubende Liederlichkeit ihrer katholischen Fürsten aus. Dem pfälzischen gelang es wenigstens theilweise seine unglücklichen Unterthanen katholisch zu machen. Die Sachsen hielten aber fest an dem lutherischen Glaubensbekenntnisse, obgleich sie von dem luther'schen Feuereifer und ursprünglichen Freiheitsgeiste nur wenig behielten.

Bevor wir die sächsischen Häuser näher in's Auge fassen, wenden wir uns dem Baiern zunächst gelegenen Würtemberg zu. In diesem Ländchen nahmen die öffentlichen Angelegenheiten einen ganz andern Entwickelungsgang als in Oesterreich und Baiern. Trotz aller Versuche, welche die Jesuiten machten, die Reformation zu verdrängen, behauptete sich diese im Schwabenlande und mit ihr zugleich jene schützenden Formen der Verfassung, welche zwar nicht allen, doch jenen empörenden Gewaltmaßregeln, Verschwendungen und Bestechungen, wie sie in den habsburgischen und wittelsbachischen Ländern an der Tagesordnung waren, einige Schranken setzten.

Das würtemberg'sche Fürstenhaus war so wenig, als irgend ein anderes in Deutschland ein Muster von Tugend. Doch war das Laster in demselben nicht so vorherrschend, als in dem wittelsbach'schen und die geistige Beschränktheit nicht so haarsträubend, als im Schooße der letzten ächten Habsburger. Auf gewaltthätige Tyrannen folgte ab und zu ein wohlmeinender Fürst und mehr als ein Wollüstling bekehrte sich in seinen alten Tagen zu einem Menschen, wenn nicht von hochherziger Gesinnung, so doch von einer Mischung besserer und schlechterer Eigenschaften, neben welcher wenigstens der Schein Rechtens und die Larve des Anstands behauptet werden konnte.

Zur Zeit des westphälischen Friedens war Eberhard III. (1623—1674) Herzog von Würtemberg. Erst im Juli 1650 räumten die Franzosen, im August die Schweden das Land. Dieses war in einem Zustande vollständiger Erschöpfung. Doch erholte es sich schnell wieder. Viele Flüchtige, unter diesen der Herzog, kehrten zurück. Eberhard lebte im Frieden, wie früher im Kriege, nur seinen Vergnügungen, namentlich der Jagd. Unter ihm fing der Hof an, sehr glänzend und kostspielig zu werden. Die erste Buchhandlung wurde 1670 in Stuttgart angelegt. Der Herzog baute das erste Komödienhaus. In demselben Jahre, als dieses vollendet wurde (1674), starb er.

Eberhard's III. Sohn, Wilhelm Ludwig regierte nur drei Jahre (1674—1677). Um so länger hatte des letztern Sohn Eberhard Ludwig das würtemberg'sche Thrönchen inne (1677—1733). Ungeachtet der schweren Kriegszeiten, welche auch Würtemberg heimsuchten, wurde die Verschwendung am Hofe immer größer. Da es im Lande keinen Adel gab, zog der Herzog mit großen Opfern aus Mecklenburg und anderen deutschen Gegenden Leute, welche Ahnen hatten, herbei. Bälle, Theater und Jagden reichten nicht aus dem Herzoge die Zeit zu vertreiben. Er mußte ein stehendes Heer von 2000 Mann haben, mit dem er spielen und das Volk in Gehorsam halten konnte. Im Jahre 1706 bemächtigte sich des Herzogs die berüchtigte Grävenitz, welche von dieser Zeit an, diesen und das Land beherrschte. Ungeachtet Eberhard Ludwig schon (mit einer badischen Prinzessin) vermählt war, ließ er sich (Juli 1707) auch noch mit der Grävenitz trauen, und zwar

nicht zur linken, sondern zur rechten Hand. Der Wiener Hof ernannte das Fräulein oder vielmehr die in Bigamie mit dem Herzoge lebende Frau zur Gräfin von Urach. Der kleine Tyrann zeigte seine neue eheliche Verbindung sogar seinem Geheimeraths-Kollegium an, und entgegnete auf die ihm gemachten Einwendungen: „Ich bin Papst in meinem Lande und Niemanden anders, als mir selbst, Rechenschaft schuldig; ein lutherischer Fürst ist in Gewissensfällen nur Gott verantwortlich."

Der Skandal war aber doch zu groß, als daß ein so kleiner Fürst, wie der Herzog von Würtemberg, denselben ungestört fortsetzen konnte. Es kam eine kaiserliche Kommission nach Stuttgart. Vergebens suchte der Herzog dadurch, daß er dem Papste die Aussicht eröffnete, katholisch werden zu wollen, seine Buhlerin sich zu erhalten. Er mußte seine Vermählung mit ihr für nichtig erklären und sie aus dem Lande schaffen (1708). Allein die Folge davon war nur, daß er ihr in die Schweiz nachreiste, dort fortfuhr mit ihr zu leben, bis die Grävenitz unter dem Namen einer Gräfin von Würben zurückkehrte, und sich mit dem Titel einer Landhofmeisterin Exellenz begnügte. Der Graf von Würben wurde mit 200,000 Gulden Handgeld und 8000 Gulden jährlichen Gehaltes abgefunden. Niemand störte jetzt mehr das Glück des Herzogs. Von 1711—1731 herrschte die Grävenitz unumschränkt in Würtemberg und erwarb sich den Namen der „Landesverderberin," um den sie sich wenig kümmerte.

Zu dem ersten Verbrechen der Bigamie war das zweite des Ehebruchs hinzugetreten. Die Erklärung des Herzogs, daß seine Ehe mit der Grävenitz nichtig sei, konnte die in der Vergangenheit ruhende eheliche Verbindung nicht abändern und die zweite Ehe, welche sie mit dem Grafen von Würben einging, erschwerte das anstößige Verhältniß mit dem Herzoge nur noch mehr, da es ja nicht gelöst, sondern fortgesetzt wurde. Bigamie und Ehebruch waren übrigens geringe Schandthaten im Vergleich zu denjenigen, deren sich das unzüchtige, herrschsüchtige und habgierige Weib gegen das würtembergische Land schuldig machte, während sie die Zügel der Regierung in Händen hielt. Da im Stuttgarter Schlosse die Herzogin der Landhofmeisterin nicht weichen wollte, veranlaßte diese den Herzog, sich mit großen Kosten in Ludwigsburg eine neue Residenz künstlich zu schaffen. Die Noth im Lande wurde durch die Verschwendungen des Hofes und in Folge mehrerer unergiebiger Ernten so drückend, daß im Jahre 1717 die erste große Auswanderung nach Amerika stattfand. Aus Verzweiflung fiel das Volk in Pietismus, statt mannhaft der von oben herab ausgeübten Tyrannei die Spitze zu bieten. Der liebe Gott sollte helfen, wo nur kräftige Selbsthülfe dem Lasterleben des Hofes ein Ende machen konnte.

Die freche Buhlerin führte den Vorsitz im Geheimenrathe, in welchem nur ihre Kreaturen Sitz und Stimme hatten. Die Landstände, welche nicht so viel Geld bewilligten, als sie verlangte, bedrohte sie mit persönlichen Strafen. Sie verkaufte das Recht, die Domänen des Landes, Handelsmonopole, Aemter und Würden. Sie erpreßte Geld durch die schändlichsten Betrügereien, die sie sich erlaubte, durch Confiscationen und alle erdenklichen Mittel. Sie machte dem Herzoge, dessen Kassen sie stets leerte, gegen Wucherzinsen Vorschüsse. Zwanzig Jahre lang dauerte dieser herabwürdigende Zustand. Endlich wurde das freche Weib (1731) mit Hülfe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen gestürzt. Gegen eine Geldentschädigung von 200,000 Gulden mußte sie alle ihre Landgüter mit Ausnahme von Welzheim wieder herausgeben. Der Herzog besserte sich übrigens auch in seinen alten Tagen nicht. Der Grävenitz folgte die Gräfin Friederike Wilhelmine von Wittgenstein, welche Eberhard Ludwig noch in seinem Testamente reichlich bedachte, die sich jedoch der fürstlichen Gunst nicht lange erfreute, da der Herzog schon 1733 starb.

Während Eberhard Ludwig sein Unwesen mit der Grävenitz trieb, herrschte sein Vetter Leopold Eberhard 1699—1723 zu Mümpelgard. Er führte ein ausgelassenes Leben mit

vier Schwestern, den Töchtern eines kaiserlichen Hauptmannes, L'Esperance, welche seine Gemahlin in ihren Hofstaat aufnehmen mußte. Der Herzog hinterließ zwar mehrere außer der Ehe, allein keine in derselben gezeugte Kinder. Mümpelgard fiel an den Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, welcher davon Besitz ergriff und den Bruder seiner Buhlerin, den Grafen Wilhelm von Grävenitz, zum Statthalter ernannte. Umsonst suchten die natürlichen Kinder des Herzogs Leopold Eberhard die Herrschaft ihres Vaters sich anzueignen. Mümpelgard blieb bei Würtemberg bis in die Zeiten der französischen Revolution.

Der Herzog Eberhard Ludwig hinterließ, gleich seinem Vetter von der linken Rheinseite, Leopold Eberhard, keine ehelichen Nachkommen. Würtemberg fiel an den Herzog Karl Alexander, den Sohn des Herzogs Friedrich Karl, welcher während der Minderjährigkeit Eberhard Ludwig's bis zum Jahre 1692 die Regierung geführt hatte.

Karl Alexander hatte schon als Knabe von vierzehn Jahren im kaiserlichen Heere Dienste genommen und war (1712) zur katholischen Religion übergetreten. Um übrigens seine Nachfolge in Würtemberg zu sichern, hatte er im Jahre 1729 den Ständen die bündigsten Zusagen in Betreff der Religion gemacht. Preußen, Hannover-England und Holstein-Dänemark leisteten Bürgschaft für die Erfüllung derselben. Dessen ungeachtet setzte die katholische Partei große Hoffnungen auf den Herzog ihres Glaubens. Karl Alexander begann seine Regierung damit, daß er die Ueberreste der Grävenitz'schen Partei bitter verfolgte. Er verlegte den herzoglichen Wohnsitz von Ludwigsburg nach Stuttgart zurück, machte sich jedoch dadurch sehr verhaßt, daß er dem Juden Levi Süß Oppenheimer die Regierung des Landes überließ, während er selbst der Wollust fröhnte. Süß drückte Würtemberg nicht minder schwer, als früher die Grävenitz es gethan hatte. Er verkaufte, gleich jener berüchtigten Buhlerin, die Staatsämter, Urtheil und Recht an den Meistbietenden, zog alle geistlichen und sonstigen sogenannten frommen Stiftungen, deren er habhaft werden konnte, an sich, trieb den schändlichsten Wucher, verband mit seinem Staatsamte alle erdenklichen Handelsgeschäfte und Monopole, legte dem Lande eine sehr drückende Vermögens- und Familiensteuer auf und scharrte durch alle diese Mittel ein unermeßliches Vermögen in der kurzen Zeit seiner Herrschaft zusammen.

Während das Land den Bedrückungen des Juden schutzlos preis gegeben war, schmiedeten die Jesuiten Komplotte. Bevor diese jedoch zum Ausbruche kamen, starb der Herzog unerwartet plötzlich (am 13. März 1737), mitten im Strudel der Vergnügungen, denen er zum Verderben seiner Gesundheit in wilder Lust fröhnte. Süß wurde verhaftet und (am 4. Februar 1738) in einem roth angestrichenen Käfig gehängt.

Aus Vorliebe für den berühmten Prinzen von Savoyen hatte Herzog Karl Alexander seinen drei Söhnen den Namen Eugen gegeben. Sie folgten dem Vater einer nach dem andern auf dem würtemberg'schen Thrönchen.

Karl Eugen, der älteste, herrschte mehr als ein halbes Jahrhundert bis über das Ende dieses Zeitabschnitts hinaus in Würtemberg (1737—1793).

Im Mittelalter war die Zeit der Minderjährigkeit eines Fürsten gewöhnlich die unglücklichste für ein Volk gewesen, nicht so später. Für Würtemberg war dieselbe gerade umgekehrt fast der einzige Ruhepunkt, während dessen sich das Land von dem Drucke erholen konnte, den seine volljährigen Fürsten auszuüben pflegten. Karl Eugen's Minderjährigkeit dauerte dem Namen nach, bis 1744, in der That aber bis 1750, dem Todesjahre des wackern Georg Bernhard Bilfinger, welcher als das einflußreichste Mitglied des Geheimenraths, Würtemberg treu und redlich verwaltete. Er trug die Schulden ab, welche die beiden früheren Herzoge gemacht hatten, gab dem Lande eine neue, bessere Kirchenordnung und bewirkte, daß die drei Prinzen (1741—1743) nach Berlin geschickt wurden, wo sie unter dem Ein-

flusse Friedrich's II. standen. Das böse Beispiel, welches ihnen ihre ausschweifende Mutter gab, scheint übrigens wirksamer gewesen zu sein, als dasjenige des Preußenkönigs. Sobald Karl Eugen nach Bilfinger's Tode die Zügel der Regierung selbst ergriff, gab er sich als einen der schlimmsten Tyrannen zu erkennen, den Würtemberg jemals gehabt hatte.

So lange Bilfinger lebte, begnügte sich der Herzog damit, seinen Leidenschaften in wildem Straßenlärm, tollen Streichen und knabenhaftem Unfuge aller Art die Zügel schießen zu lassen. Allein nach dessen Tode nahm der Uebermuth des jungen Herzogs weit größere Dimensionen an. Der Stuttgarter Hof umgab sich mit einem Glanze, dessen Kosten das kleine Würtemberger Ländchen nicht aufbringen konnte, ohne fast gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Der Sturm des siebenjährigen Krieges, welcher über Deutschland hinwegbrauste, störte den lebenslustigen Herzog nicht. Gerade in der Mitte desselben, im Jahre 1760 erreichte das Freudenleben Karl Eugen's seinen Höhepunkt. Casanova behauptete, der Stuttgarter Hof sei damals der brillanteste in ganz Europa gewesen.

Theater, Oper und Ballet verschlangen unermeßliche Summen. An diese reihten sich Bälle, Concerte, Redouten, Schlittenfahrten, Illuminationen, Feuerwerke u. s. w., welche der Herzog und seine Höflinge mit vielem Geschmacke anordneten. Wo das Geld zu allen diesen Festlichkeiten herkam, bekümmerte den Herzog wenig, wenn es nur nicht fehlte. Eines der Mittel, welches am meisten Geld einbrachte, war die Seelenverkäuferei. Damit der Herzog mit seinen Cumpanen schwelgen konnte, wurden tausende redlicher und arbeitsamer Unterthanen als Soldaten verkauft. Im Jahre 1753 schloß Karl mit Frankreich einen Handel über 6000 Mann ab, für welche er anderthalb Millionen Gulden erhielt. Zuerst war der Baron Friedrich August von Hardenberg die rechte Hand des Herzogs. Als dieser aber sich nicht fügsam genug erwies, wurde er (1755) durch den Geheimenrath von Röder ersetzt, welcher bereit war, allen Leidenschaften und Launen des Herzogs unbedingte Folge zu leisten.

So lange Karl Eugen mit seiner Gattin, der Prinzessin Elisabeth Friederike Sophia von Baireuth lebte, that er sich noch einigen Zwang an. Als diese sich aber von ihm lossagte (1756) und später die Ehe geschieden wurde, durchbrach der Herzog alle Schranken des Anstandes und der Würde. Seine Maitressen, welche ihm und welchen er nie lange treu blieb, spielten die ersten Rollen am Hofe. Neben diesen hielt er sich noch zahlreiche Tänzerinnen und Sängerinnen, mit welchen er sich im Kothe der niedrigsten Sinnlichkeit wälzte. Nicht zufrieden mit den Genüssen der Wollust, hegte Karl Eugen auch die neumodische Passion der Fürsten für Soldaten. Er hielt sich ein Heer, das er bis auf 17,000 Mann vermehrte, während Würtemberg damals nur 600,000 Einwohner zählte, und schickte seine Soldaten in den Kampf gegen Friedrich II., welchen ganz Würtemberg als den Vorfechter der protestantischen Sache in Deutschland verehrte. Natürlich liefen seine Truppen davon, so oft sie mit den Preußen zusammen trafen. Vergeblich hatten sie gesucht, durch offenen Aufstand sich der Theilnahme an dem Feldzuge gegen Friedrich zu entziehen.

Ohne die empörendsten Gewaltthätigkeiten läßt sich eine derartige, den Neigungen des Volkes so sehr widerstrebende Herrschaft nicht durchführen. Besondere Aufmerksamkeit haben diejenigen erregt, welche sich der Herzog gegen drei angesehene Männer, den Obersten Rieger, den Publicisten Johann Jakob Moser und den Dichter Schubarth erlaubte. Die beiden ersteren prügelte er selbst durch und sperrte sie dann ohne Urtheil und Recht fünf Jahre, den letztern sogar zehn Jahre lang ein. Rieger und Schubarth kamen gebrochenen Geistes aus dem Kerker und verschmähten daher das Gnadenbrod nicht, das der „gnädig" gewordene Herzog ihnen reichte.

Wie Röder schlimmer, als Hardenberg, so war Montmartin, welcher von 1758 bis 1773 an des Herzogs Stelle Würtemberg beherrschte, schlimmer, als Röder. Zwölf Jahre lang (1758—1770) wurden die Stände gar nicht mehr zusammen berufen. Montmartin erpreßte in sieben Jahren (1758—1765) mehr als sechs Millionen Gulden ohne verfassungsmäßige Zustimmung der Stände. Er erhöhte die Steuern auf das dreifache, machte Zwangsanleihen, schloß die verderblichsten Lieferungsverträge ab, drückte das Land durch Quartierlasten, Frohnden und gewaltsame Werbungen, und suchte durch die grausamsten, das ganze Land furchtbar drückenden Maßregeln die geraubten Menschen bei der Fahne zu erhalten. Besondere Mißstimmung erregte die allgemeine Einkommensteuer, welche Montmartin im Jahre 1764 ausschrieb, und zu welcher für den ärmsten Kopf im Lande jährlich fünfzehn Kreuzer bezahlt werden mußten. Die Steuer stieg in zwölf Klassen bis zu dem Satze von fünf und zwanzig Gulden auf, traf aber natürlich die niedrigsten Klassen am schwersten. Ueberdieß errichtete er im Jahre 1762 eine große Lotterie. Frecher, als jemals zuvor der Jude Süß Oppenheimer, betrieb der Christ Montmartin den Verkauf von Aemtern und Staatsstellen. Das Tabacks- und Münz-Monopol, der Salzhandel, und das Zahlenlotto wurden ausgebeutet, um den unglücklichen Unterthanen den letzten Kreuzer abzulocken. Doch da Würtemberg eine ständische Verfassung besaß, waren dem Lande Mittel geboten, sich gegen die Tyrannei seines Herzogs zu vertheidigen.

Die Stände führten Klage beim Reichshofrathe zu Wien. Friedrich II. unterstützte sie auf's kräftigste. Umsonst suchte der Herzog durch eine Reise nach Venedig sich den reichsgerichtlichen Erlassen zu entziehen. Montmartin mußte im Jahre 1767 entlassen werden. Der Einfluß, den er später noch insgeheim ausübte, hörte bald (1770) auf. Der Herzog verringerte sein stehendes Heer und schloß am 2. März 1770 den sogenannten „Erbvergleich," worin er die alte Landesverfassung und die ständischen Rechte in ihrem vollen Umfange anerkannte.

Das Volk errang auf diese Weise einen glänzenden Sieg über seinen Tyrannen. In seinem Unmuthe schloß der Herzog einen Vertrag mit Oesterreich ab (1771), worin er das Stammland seines Hauses gegen das Herzogthum Modena und Privatgüter in Nieder-Ungarn und im Banate austauschte. Doch Friedrich II. wußte dieses, wie das bairische Tauschprojekt, zu vereiteln.

Auf die erste gewaltthätige Regierungshälfte des Herzogs Karl folgte eine zweite, welche weniger verfassungswidrig und wild, in der Hauptsache aber von der ersten nicht wesentlich verschieden war. Die Verschwendungen des Hofes wurden nur wenig eingeschränkt. Die Mittel zu diesen gewährte der ständische Ausschuß, mit welchem der Herzog ein gutes Verständniß, ohne große Opfer, herstellte. Statt seiner früheren zahlreichen Buhlerinnen begnügte sich der Herzog mit einer einzigen, der Frau Franciska von Leutrum, die er, von ihrem Gemahle scheiden, zur Gräfin von Hohenheim ernennen (1772), und später, im Jahre 1784, sich antrauen ließ. Franziska und Albrecht Bühler, welcher später in den Baronenstand erhoben wurde, beherrschten miteinander den Herzog und das Land. Beiden kann keine übermäßige Habgier vorgeworfen werden. Sie sammelten keine Reichthümer während der langen Zeit ihrer Herrschaft. Sie waren feiner und schlauer, als die früheren Günstlinge des Fürsten. Sie verstanden es, das Volk vollständig über die Beschaffenheit der Regierung zu täuschen. Dieses wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht neben den alten Mißbräuchen und Verschwendungen auch einige bessere Einrichtungen hergegangen wären. Das Lotto wurde abgeschafft, allein eine neue nicht viel weniger verderbliche Lotterie dafür eingeführt. Die Seelenverkäuferei dauerte fort. Noch im Jahre 1787 überließ der Herzog den Holländern ein tausend Mann, welche nach dem Kap der guten Hoffnung und den ostindischen Kolonien verschickt wurden, und von denen nur we-

nige zurückkehrten. Zur Zeit Bühler's und der Gräfin von Hohenheim war es, daß Schubarth (1777—1787) im Kerker gehalten wurde.

Herzog Karl war und blieb ein Tyrann sein Leben lang, obgleich er sich in seinen letzten Jahren viel mit Volkserziehung zu thun machte, und sich den Anschein eines strebsamen Fürsten gab. Ein Reimchen:

„Als Dionys von Syracus aufhoren mußt' Tyrann zu sein,
Ward er ein Dorfschulmeisterlein."

genügte, seinen Haß zu entflammen, den Schubarth so bitter empfand.

Die berühmteste Schöpfung des Herzogs war die Karlsschule, die er (1770) auf dem Lustschlosse der Solitüde begann. Im Jahre 1775 zählte sie schon drei hundert Zöglinge, 1781 wurde sie von Kaiser Joseph II. zur Universität erhoben. Viele Männer von Geiste, unter anderen der Dichter Schiller, der Bildhauer Dannecker und der Naturforscher Cuvier erhielten auf derselben ihre akademische Bildung.

Der Herzog Karl erlebte noch die große französische Revolution, indem er erst im Jahre 1793 starb.

Während in Würtemberg einer der schlimmsten Tyrannen auf dem Throne saß, herrschte im benachbarten Baden einer der besten Fürsten Deutschlands. Das Haus Baden zerfiel zur Zeit des westphälischen Friedens seit mehr, als einem Jahrhundert (1527) in die zwei Linien Baden-Baden und Baden-Durlach, von welchen die erstere katholisch, die letztere lutherisch war. In Baden-Baden herrschten im Laufe von 171 Jahren nur vier Markgrafen: Wilhelm (1600—1617), Ludwig Wilhelm, der berühmte Feldherr und Erbauer des Rastatter Schlosses (1677—1777), Ludwig Georg (1707—1761), ein gewaltiger Jäger und Pfaffenknecht und August Georg (1761—1771), welcher das durch Maitressen und Hofschranzen zu Grunde gerichtete Land der Baden-Durlach'schen Linie hinterließ, da mit ihm die Baden-Badensche ausstarb.

Der älteste Sohn des Markgrafen Christoph, Bernhard, stiftete die Linie Baden-Baden, der jüngere, Ernst, die Linie Baden-Durlach. Aus dieser stammte jener kühne Markgraf Georg Friedrich, welcher für die Sache der Reformation kämpfte*), zu einer Zeit, da sie ihrem Untergange nahe war und nur wenige deutsche Fürsten sich nicht vor der österreichischen Uebermacht beugten. Er hatte vor der Schlacht von Wimpfen schon die Regierung niedergelegt, um sein Land nicht in seinen Fall, der sehr wahrscheinlich war, zu verwickeln. Er hatte das Erstgeburtsrecht in seinem Hause eingeführt (1615), um weitere Zerstückelungen zu vermeiden. Er starb 1635. Seit 1622 regierte in Baden-Durlach sein Sohn Friedrich V., welcher nach mannigfaltigen Wechselfällen (1659) starb. Ihm folgte Friedrich VI. und diesem Friedrich Magnus (1677—1709), von welchen nichts bedeutendes zu melden ist. Mehr als ein Jahrhundert füllten zwei Fürsten aus: Karl III. Wilhelm (1709—1738) und dessen Enkel Karl Friedrich (1738—1811). Karl III. war ein sehr thätiger, aber auch ein sehr ausschweifender Fürst. Er gründete die jetzige Residenzstadt Karlsruhe und eine Leibgarde von 160 Mädchen, welche ihn in der Uniform von Heiducken und Husaren begleiteten, ihm Theater spielten, Tänze und Musik vortrugen, und Nachts Gesellschaft leisteten. Diese Weibspersonen wohnten in den Zellen des Bleithurms. Natürlich gaben sie allgemeines und großes Aergerniß. Der Markgraf gab der öffentlichen Stimme nur insoweit nach, als er die häßlichere Hälfte entließ (1722). Die schönere behielt er bei. Das liederliche Leben, welches Karl führte, vertrug sich sehr gut mit seiner Religiösität. Es hatte aber in seinem Gefolge mannigfaltiges Elend für die armen Unterthanen, welche die Kosten der markgräflichen Vergnügungen bezahlen und ihm die dazu erforderlichen Buhlerinnen stellen mußten. Das sittliche Gefühl im Volke

*) S. Weltgesch. Buch VII. § 39 S. 291 ff.

war übrigens so schwach, daß Karl Wilhelm ungeachtet seines Regimentes von Freudenmädchen doch weder verabscheut noch gehaßt, vielmehr im Ganzen genommen wegen seiner Thätigkeit, Duldsamkeit und Leutseligkeit beliebt war. Er arbeitete fleißig, versah selbst alle Regierungsgeschäfte und verkehrte viel mit dem Volke, welches ihm seine Schwächen nur zu leicht verzieh. Reformirte, Lutheraner, Katholiken und Juden genossen unter ihm voller Religionsfreiheit.

Karl Wilhelm's zwei Söhne waren beide vor dem Vater gestorben. Dem Markgrafen folgte (1738) Karl Friedrich, der Sohn des im Jahre 1732 verstorbenen Prinzen Friedrich. Er zählte beim Tode seines Großvaters erst zehn Jahre, und wurde 1746 vom Kaiser für volljährig erklärt. In seiner Jugend war er von den gewöhnlichen Verirrungen der Fürsten nicht frei. Doch hielt er stets auf äußern Anstand. Er war sparsam und thätig, gerecht und mild. Seine religiöse Befangenheit steigerte sich nicht bis zum Fanatismus. Seine Talente waren zwar nicht glänzend, allein sie reichten aus, das kleine Baden so glücklich zu machen, als es unter einem Monarchen sein konnte. Als die Linie Baden-Baden (1771) ausstarb und deren Ländchen an Karl Friedrich fiel, verdoppelten sich die Besitzungen des Markgrafen. Der katholische Theil fühlte sich glücklich unter dem protestantischen Herrscher. Er war von seinen katholischen Fürsten nie so schonend behandelt worden, als von Karl Friedrich. Im Jahre 1783 verlor der Markgraf seine Gattin, die Prinzessin Caroline Luise von Hessen. Vier Jahre später verehelichte er sich, als er schon nahe an sechzig zählte, mit dem neunzehnjährigen Fräulein Luise Caroline Geyer von Geyersberg, welche den Titel Reichsgräfin von Hochberg erhielt, und Mutter jener drei Fürsten wurde, deren Thronfolgerecht in Baden lange zweifelhaft war, allein endlich doch anerkannt wurde.

Unter Karl Friedrich bekam das Ländchen Baden eine Bedeutung, welche es niemals früher gehabt hatte. Es nahm zu an Wohlstand, Bildung, Freiheits- und Rechtsgefühl. Dazu trug namentlich die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche Karl Friedrich zu Stande brachte, viel bei.

Seine Regierung reicht übrigens noch ziemlich weit in den nächsten Abschnitt hinein. Namentlich gehören die geheimnißvollen Geschichten, welche seine Verbindung mit der Reichsgräfin von Hochberg in ihrem Gefolge hatte, einer späteren Periode an. Wie dem Sturze der griechischen und römischen Könige die auffallendsten Erzählungen von den im Schooße ihrer Familien statt gehabten Greuelthaten vorher gingen, so tauchen in unseren Tagen ähnliche auf, welche sich auf das Leben unserer Fürsten beziehen. Das Volk schenkt ihnen Glauben, weil es das Vertrauen auf seine Herrscher verloren hat und den Druck, welchen diese ausüben, schwer empfindet. Wie viel thatsächliche Wahrheit dabei im Spiele ist, wie viel Haß und Mißstimmung dazu gethan haben, bleibt bis jetzt wenigstens noch durchaus zweifelhaft.

§ 45. Das Haus Hohenzollern.

Was das Haus Habsburg seit langer Zeit für das südliche Deutschland gewesen, wurde im Laufe dieses Abschnitts die Familie Hohenzollern für das nördliche: die tonangebende Fürsten-Macht. Unser Vaterland, welches so lange durch die Religion in ein katholisches und in ein protestantisches Lager gespalten war, erhielt durch diese beiden Fürstenhäuser einen neuen Gegensatz, welcher zwar mit der Religion in einiger Verbindung stand, denselben jedoch nicht erschöpfte. Die dynastischen Interessen beider Häuser gaben den Ausschlag, allein sie stützten sich auf kirchliche Verhältnisse. Wie die Habsburger durch katholische, so suchten die Hohenzollern durch protestantische Redensarten und Begünstigun-

gen einen gewissen Einfluß auf ihre Glaubensgenossen in Deutschland und weiter hinaus zu gewinnen.

Despotisch waren die Hohenzollern nicht minder, als die Habsburger. Allein ihre Regierung war durchschnittlich weit thatkräftiger und einsichtsvoller, als diejenige Oesterreichs. Es lastete auf ihr kein so tiefer Aktenstaub, kein so unerträglicher Schlendrian. Brandenburg und später Preußen war eine wesentlich deutsche Macht, während Oesterreich aus Ungarn und Kroatien den größern Theil seiner militärischen Streitkräfte zog und in seinem Entwickelungsgange mehr Rücksicht auf die ungebildeten Völker des Ostens, als auf die weiter vorangeschrittenen Nachbarn im Westen nahm.

Zur Zeit des schwachen Kurfürsten Georg Wilhelm (1619—1640) befand sich Brandenburg in einer sehr gedrückten und untergeordneten Lage*). Unter dessen kräftigem Sohne Friedrich Wilhelm (1640—1688) nahm das Kurfürstenthum aber einen großartigen Aufschwung. Der Gegensatz dieser zwei Fürsten macht sehr anschaulich, von welch hoher Bedeutung in der damaligen Zeit noch die Persönlichkeit eines Fürsten für die Entwickelung eines Landes war. In unseren Tagen, da die Völker an Selbstständigkeit und Einsicht zugenommen haben, schreiten sie voran, auch wenn Trunkenbolde und Schwätzer den Thron inne haben. Im siebenzehnten Jahrhundert war dieses anders. Der elende Zustand Brandenburgs unter Georg Wilhelm und die Fortschritte, welche das Land unter dessen Sohne machten, lassen sich ganz bestimmt auf den schwachen Charakter des einen und den kräftigen des andern zurückführen.

Als Friedrich Wilhelm, welcher gewöhnlich der große Kurfürst genannt wird, den brandenburgischen Thron bestieg, hatte er nicht bloß mit Gefahren zu kämpfen, welche ihm von Seiten der Schweden und Oesterreicher drohten, der Premierminister seines Vaters, Graf Adam Schwarzenberg, und dessen Kreaturen waren ihm unzuverlässige, oder vielmehr wahrhaft verrätherische Diener. Schwarzenberg ließ die Besatzungen der brandenburgischen Festungen zuerst dem Kaiser und in zweiter Reihe dem neuen Kurfürsten huldigen. Nur mit großer Anstrengung konnte sich Friedrich Wilhelm der Treue der Truppen seines Vaters versichern. Er mußte zur List seine Zuflucht nehmen, um den Besitz der Hauptfestung seines Landes, Spandau's, zu gewinnen. Die erste Regierungshandlung des neuen Kurfürsten war, Schwarzenberg verhaften zu lassen. Dieser wurde übrigens nicht, wie er sehr wohl verdient hätte, und wie man lange glaubte, als Verräther hingerichtet, vielmehr starb er eines natürlichen Todes im Gefängnisse, am 3. Mai 1641.

Die auswärtigen Verhältnisse Brandenburg's, und den Theil, welchen dessen Beherrscher an denselben nahmen, haben wir bereits bei der Geschichte Deutschlands†) dargestellt. Es bleibt uns hier nur, die innere Entwickelung des Landes und den Charakter seiner Fürsten näher zu beleuchten. Das Streben Friedrich Wilhelm's ging nicht bloß darauf, seine Macht nach Außen hin, sondern gleichmäßig, sie im Innern zu erweitern und zu befestigen. Nur in Cleve und in Preußen besaßen zu seiner Zeit die Landstände noch einige Bedeutung. In Brandenburg war die Macht der mittelalterlichen Stände zum größten Theile schon gebrochen. Der Kurfürst konnte sich, um diese vollständig zu beseitigen, damit begnügen, ihnen den Rücken zu kehren. Die Opposition des Cleve'schen Adels warf Friedrich Wilhelm nieder, indem er das Haupt desselben, den Freiherrn von Wylich auf Winnenthal, im Jahre 1654, des Hochverraths anklagen und auf die Festung Spandau gefangen abführen ließ. Später wurde derselbe aber gegen Kaution wieder frei gegeben. Die preußischen Stände schüchterte der Kurfürst ein, indem er (1662) den Präsidenten des Schöppenstuhls zu Königsberg, Hieronimus Rhode, verhaften und bis zu dessen Tode (1678) im Gefängnisse halten ließ. Den Obersten, Christian Ludwig von Kalkstein,

*) S. Buch VII. §§ 40—44 S. 300 ff. †) S. oben § 35—41 S. 352 ff.

welcher in kräftiger Sprache die Gewaltthätigkeiten des Kurfürsten gerügt hatte, ließ Friedrich Wilhelm auf fremdem Gebiete, zu Warschau, wohin derselbe geflohen war, aufgreifen (1672) und ein Jahr später enthaupten.

Schwerlich würden diese Maßregeln genügt haben, die ständischen Verfassungen der verschiedenen unter dem Kurfürsten vereinigten Provinzen umzustoßen, falls dieselben im Volke irgend einen Halt gehabt hätten. Die Thatsache aber, daß die ständischen Rechte mit Gewalt umgestoßen wurden, ist insofern von Bedeutung, als daraus hervorgeht, daß die Gewalt, wenn auch unter stillschweigender Genehmigung des Volkes, die Grundlage des brandenburg'schen und der aus derselben hervorgegangenen preußischen Monarchie ist. Wenn daher in diesem Staate eines Tages die Gewalt, unter stillschweigender Genehmigung des Volkes die Monarchie abschaffen sollte, so wird sie nicht minder rechtmäßig sein, als die brandenburgische oder preußische Fürstenmacht es bisher war. Im höhern Sinne kann aber erst dann von Rechten die Rede sein, wenn die Gewalt vom Volke selbst geübt wird, d. h. der Wille des Volkes sich durch seine Thaten kund giebt.

Unstreitig befand sich das Land unter der unumschränkten Herrschaft des Kurfürsten Friedrich Wilhelm weit besser, als unter dem Drucke eines Adels, welcher nur die mit seinem Stande verbundenen Rechte, und zwar in möglichster Ausdehnung behaupten, die mit denselben verbundenen Pflichten aber in keiner Weise erfüllen wollte. Während des dreißigjährigen Krieges hatte der Adel nirgends in Deutschland die ihm von Alters her auferlegten Lehensdienste geleistet. Selbst die Androhung des Verlustes der Lehen war wirkungslos geblieben. Streng genommen waren daher diese verwirkt. Nirgends besaßen aber die Fürsten den Willen und die Macht, gegen den Adel nach der ganzen Schärfe des Lehenrechts zu verfahren. Aller Orten verständigten sie sich mit ihren adeligen Lehensleuten. Dieses Abkommen dauert bis auf den heutigen Tag noch fort. Eine gründliche Verbesserung kann in alle diese Verhältnisse erst gebracht werden, wenn das Volk seiner Rechte bewußt und kräftig genug geworden sein wird, sie gegen Fürsten und Adel, gegen weltliche und geistliche Tyrannen geltend zu machen.

Friedrich Wilhelm strebte allerdings zunächst nur nach Ausdehnung seiner Macht; in der Wahl der Mittel war er jedoch weit weniger gewissenlos, als die meisten Herrscher seiner Zeit. Er verschmähte die polnische Krone, welche ihm (1669) unter der Bedingung der Annahme der katholischen Religion angeboten wurde. Er schlug sie auch (1673) für seinen Kurprinzen aus. Vielleicht hätte er selbst den deutschen Kaiserthron besteigen können (1658), falls er denselben nach Ferdinand's III. Tode mit einem Glaubenswechsel hätte erkaufen wollen. Der Kurfürst von Sachsen, welchem die Polen später (1697) dasselbe Anerbieten machten, konnte der Versuchung nicht widerstehen. Er wurde katholisch und König von Polen. So oft in der Politik sonst die krummen Wege zum Ziele führen, erreichte das brandenburgische Haus doch das seinige auf dem geraden rascher und sicherer, als das sächsische auf dem Umwege über Rom. Friedrich Wilhelm blieb den alten Ueberlieferungen seines Hauses treu und verfolgte seine ehrgeizigen Bestrebungen mit größerer Entschlossenheit und Thatkraft, als alle seine Vorgänger und die meisten seiner Nachfolger. Er sah wohl ein, daß er seine Macht nicht gründen könne auf veraltete Vorurtheile. In seinen Augen begründeten nur ausgezeichnete Fähigkeiten einen Anspruch auf wichtige Aemter. Seine beiden einflußreichsten Minister Fuchs und Meinders waren bürgerlicher Abkunft, sein geachtetster Feldherr, Derfflinger, eines Schneiders Sohn. Die vorübergehende Anstellung Schomberg's, durch welche jener alte General sich so sehr verletzt fühlte, war augenscheinlich nur eine Finte, durch welche Wilhelm III. die damals von diesem beabsichtigte Unternehmung gegen Jakob II. von England erleichtert werden sollte.

Der Kurfürst wandte dem Heere, welches ihm seine Siege bei Warschau (1656) und

bei Fehrbellin (1675) erkämpfte, große Sorgfalt zu; allein er vernachlässigte darum nicht die übrigen Zweige der Staatsverwaltung, welche ihm die Mittel zur Führung seiner Kriege lieferten. Auch verstand der Kurfürst die auswärtigen Beziehungen zu seinem Vortheile zu pflegen. Die diplomatischen Verhandlungen sind durchschnittlich für ein Land nicht minder bedeutungsvoll, als die Kriegführung. Allerdings ist es leichter, nach einer gewonnenen, als einer verlorenen Schlacht günstige Verträge abzuschließen. Allein wer den Augenblick ungenützt vorüber streichen läßt, wird sich der Früchte keines Sieges erfreuen, und nach verlorener Schlacht hat oft die besonnene und feste Haltung einer Regierung sie vor Schimpf und Verlust bewahrt.

Die Heere Friedrich Wilhelm's verschlangen einen großen Theil der Staats-Einkünfte. Diese waren übrigens im Verhältniß zu denjenigen unserer Tage sehr gering. Die gesammten Steuern betrugen im Jahre 1678 nicht mehr als 653,000 Thaler. Später schraubte sie Friedrich Wilhelm zu 1,700,000 Thalern hinauf. Hierzu kamen noch die Erträgnisse der Domänen, mit welchen die Staats-Einkünfte im Jahre 1688 sich auf 2½ Million Thalern beliefen.

Um die Abgaben in dem bezeichneten Maße erhöhen zu können, beförderte Friedrich Wilhelm mit äußerstem Fleiße Landwirthschaft und Gartenbau, Handel und Gewerbe. Mit Freuden nahm er in seinem Staate die Protestanten auf, welche die Verfolgungswuth katholischer Fürsten vom heimischen Heerde vertrieb. Die französischen Hugenotten brachten ansehnliche Kapitalien und sehr einträgliche Gewerbe nach Brandenburg, namentlich Seiden-, Wollen-, Hut-, Strumpf-, Leder-, Gold- und Silber-Fabriken. Viele heut zu Tage noch blühende preußische Familien leiten ihren Ursprung von jenen Flüchtlingen ab. Sie führten nach der Aufhebung des Edictes von Nantes ihrem neuen Vaterlande geistige Kräfte zu, welche sehr hoch anzuschlagen sind, und die sich bis auf unsere Tage in der größeren Lebendigkeit und Munterkeit namentlich der Berliner fühlbar machen.

Die Pfälzer verpflanzten den Gemüse-, Obst-, und Tabacksbau nach Brandenburg. Holländer und Rheinländer, Wallonen aus dem spanischen Belgien und Waldenser aus Piemont, Protestanten aus Böhmen, Schlesien und Polen fanden unter dem Kurfürsten eine neue Heimath, und trugen viel dazu bei, die Bevölkerung, den Wohlstand und die Rührigkeit Brandenburg's zu erhöhen.

Als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, zählte Berlin nur 6000 Einwohner. Der Schmutz in den Straßen war so groß, daß die Hofleute auf Stelzen in das königliche Schloß gehen mußten. Eben so tief, als der Koth in den Straßen, war der Aberglaube in den Köpfen ihrer Bewohner. Der Glaube an Gespenster, unter welchen die „Weiße Dame" die erste Rolle spielte, war allgemein verbreitet. Der Kurfürst haßte die französische Frivolität, welche allerdings eine Verirrung ganz anderer Art, als der preußische Gespensterglaube war.

Er verbot auf's strengste seinem Adel (am 30. Januar 1686) das Reisen in's Ausland, worunter man dazumal aber nicht das Land außerhalb Brandenburgs, sondern die Gegenden außerhalb Deutschlands verstand.

Die Veranlassung zu diesem Verbote Friedrich Wilhelm's gab die in Paris herrschende Sittenlosigkeit, welche dieser Kurfürst mit Recht fern halten wollte. Doch liefen wohl auch einige andere ökonomische und politische Rücksichten unter.

Friedrich Wilhelm selbst führte einen sehr geregelten Lebenswandel. Obgleich er die Pracht liebte, betrugen doch die Ausgaben für sich und den Hof nicht mehr als 226,000 Thaler jährlich. Des Kurfürsten erste Gemahlin, Louise von Oranien, mit welcher er sehr glücklich lebte, starb im Jahre 1667. Ihre Nachfolgerin Dorothea, die Wittwe des Herzogs Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg-Celle, eine geborene Prinzessin

von Holstein-Glücksburg, machte sich durch ihren Geiz verhaßt und lud auf sich den Verdacht, mehreren Prinzen des brandenburgischen Hauses Gift gemischt zu haben, um ihren Söhnen den Weg zum Throne zu bahnen. Im Jahre 1674 starb der neunzehnjährige Kurprinz Karl Emil unter auffallenden Verhältnissen, der zweite Sohn Louisen's von Oranien, der nachmalige König Friedrich wurde im Jahre 1680, nach dem Genusse einer Tasse Kaffee, die er bei einem Gastmahle in den Gemächern der Kurfürstin zu sich genommen hatte, von einer heftigen Colik befallen. Mit Mühe rettete ihm sein treuer Danckelmann durch Anwendung eines Brechmittels das Leben. Der Prinz hielt sich in Berlin nicht für sicher. Drei Jahre später starb des Prinzen Gemahlin eines plötzlichen Todes. In zweiter Ehe vermählte sich der Kurprinz Friedrich (1684) mit Sophie Charlotte von Hannover und verlor den ersten Sohn, welchen diese ihm schenkte, im Alter von fünf Monaten.

Der Kurprinz sowohl als seine Gattin hegten einen so bestimmten Argwohn gegen ihre Stiefmutter, daß sie, als eine neue Entbindung bevorstand, eiligst nach Hannover abreisten. Der zweite Sohn kam unterwegs todt zur Welt (1687). Im gleichen Jahre starb der jüngere Sohn des Kurfürsten erster Ehe, Ludwig, im Alter von ein und zwanzig Jahren, nach einem Balle bei der Kurfürstin, seiner Stiefmutter. Eine große Orange soll das Gift, das ihm den Tod bereitete, enthalten haben. Die Kurfürstin wurde laut des Mordes beschuldigt. Das Volk nannte sie „Giftmischerin" und die „brandenburgische Agrippina." Der Kurfürst, obgleich dem Tode nahe, setzte eine Untersuchungs-Commission nieder, die er jedoch bald schon wieder aufhob. Kurz darauf starb er, am 29. April (9. Mai) 1688. Aus seiner ersten Ehe mit Luisen von Oranien lebte nur noch Friedrich, der nachmalige erste König von Preußen. Später gebar Sophia Charlotte ihren dritten Sohn, den spätern König Friedrich Wilhelm I.

Der Verdacht der Vergiftung, welcher an und für sich schon sehr stark gegen die Kurfürstin Dorothea war, erhielt durch deren boshaften Charakter und deren ehrgeizige, nur den Vortheil ihrer Kinder bezweckenden Umtriebe eine starke Bestätigung. Sie brachte den alternden Kurfürsten dahin, daß er ein Testament machte, durch welches er den brandenburgischen Staat zerstückeln wollte, indem er dem Kurprinzen nur das Herzogthum Preußen und Kurbrandenburg, die übrigen Provinzen dagegen den Söhnen zweiter Ehe zuwies. Dieser unsinnige letzte Wille trat jedoch nicht in's Leben ein. Der Kaiser stand auf Seiten des Kurprinzen und dieser erklärte, nachdem er den Thron bestiegen hatte, das Testament seines Vaters für nichtig.

In rascher Folge waren unter höchst verdächtigen Nebenumständen gestorben: 1) der Kurprinz Karl Emil; 2) die Kurprinzessin, des Kurprinzen Friedrich erste Gemahlin; 3) der älteste Sohn des Kurprinzen Friedrich; 4) der Prinz Ludwig. Der Kurprinz Friedrich selbst kam durch den bei der Kurfürstin genossenen Kaffee an den Rand des Grabes, sein zweiter Sohn kam todt zur Welt.

Niemand kann glauben, daß alle diese außerordentlichen Schläge, welche die Nachkommen des Kurfürsten aus der ersten Ehe trafen, bloßen Zufälligkeiten beizumessen seien. Fanden sie aber ihre Ursache in einer böswilligen Absicht, so läßt sich kaum eine andere denken, als diejenige, welche bewirkte, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm einen, den Nachkommen seiner Ehe mit Luisen von Oranien und dem Lande selbst so nachtheiligen letzten Willen zu Gunsten der Söhne zweiter Ehe machte. Doch im Interesse des guten Namens des hohenzollernschen Hauses wurden diese furchtbaren Begebenheiten möglichst vertuscht. Friedrich söhnte sich mit seiner Stiefmutter und seinen Halbgeschwistern aus. Dorothea erreichte das Ziel ihrer Wünsche nicht. Sie starb verachtet und gehaßt schon ein

Jahr nach dem Gatten, dessen letzte Jahre sie mit Trauer erfüllt, und dessen Ruhm sie getrübt hatte.

Friedrich Wilhelm's und Louisen's von Oranien einzig noch lebender Sohn, als Kurfürst Friedrich III., als König Friedrich I. folgte seinem Vater in der Regierung nach. Er war von Jugend auf schwächlich gewesen, hatte einen krummen Rücken, den er vergeblich durch eine große Perücke zu verbergen suchte, und stand, wie körperlich, so auch geistig, seinem Vater durchaus nicht gleich. Anfangs leitete sein ehemaliger Hofmeister, Eberhard Danckelmann, nebst dessen sechs Brüdern die Angelegenheiten des preußischen Staates. Im Jahre 1697 sah sich Danckelmann indeß veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, welcher ihm mit einem Jahrgehalte von 10,000 Thalern bewilligt wurde. Am 10. December desselben Jahres sprach der Kurfürst zu ihm noch in den freundlichsten Ausdrucken. Doch in der folgenden Nacht ließ er seinen vormaligen Hofmeister und Minister verhaften ihm seine sämmtlichen Güter, ohne Urtheil und Recht, abnehmen und ihn erst im Jahre 1707 wieder in Freiheit setzen.

Friedrich gab das eingezogene Vermögen Danckelmann's nie wieder heraus. Diese eine That wirft auf den Charakter Friedrich's ein sehr düsteres Licht.

Danckelmann's Nachfolger wurde schon bald Johann Casimir von Kolbe, welcher (1704) unter dem Namen von Wartenberg in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, und dessen Gattin lange Zeit die erste Rolle am Berliner Hofe spielte.

Friedrich war ein eiteler und prunksüchtiger Fürst. Zwei seiner Nachbarn: der Prinz von Oranien und der Kurfürst von Sachsen setzten sich während der ersten Jahre seiner Regierung Königskronen auf das Haupt, der eine die englische, der andere die polnische. Friedrich wollte nun auch König werden. Endlich gelangte er (1700) mit großen Opfern zu seinem Ziele. Er erkaufte den preußischen Königstitel mit sechs Millionen Thalern an Gelde und dem Versprechen, hinfüro in allen Kriegen Oesterreichs 10,000 Mann zu stellen. Es frägt sich wohl, ob jene große Summe nicht hätte besser angewandt werden können, und ob der Titel, welcher Selbstherrlichkeit andeutet, nicht durch die damit verbundene lehensähnliche Zusage den größern Theil seines Werthes verlor.

Wartenberg hatte seinen Herrn dazu angetrieben, nach der Königskrone zu streben. Seine Frau stand zu dem Könige in einem sehr zweideutigen Verhältnisse. Beide blieben in hoher Gunst bis gegen Ende des Jahres 1710. Kurz darauf (1713) starb der erste König von Preußen.

Während seiner 25jährigen Regierung (1688—1713) setzte er sich drei bleibende Denkmäler durch die Akademie der Wissenschaften, die Universität Halle und den prachtvollen Schloßbau zu Berlin, welche ihm ihre Entstehung verdanken.

Friedrich Wilhelm I., Friedrich's I. Sohn von seiner zweiten Gemahlin Charlotte von Hannover, vereinigte in sich die sonderbarste Mischung guter und schlimmer Eigenschaften. Er war viel zu selbstsüchtig und gewaltthätig, als daß er hätte gut, zu beschränkt und zu sehr mit niedrigen Neigungen behaftet, als daß er hätte gerecht sein können. So weit seine Habgier und seine Vorliebe für die Soldaten und namentlich für seine „langen Kerle," seine Abneigung gegen die feinere Bildung des Lebens und gegen jeden Widerspruch es zuließen, war er wahrheitsliebend und gerecht. Allein diese Beschränkungen vernichteten fast gänzlich die besseren Regungen des Königs. Friedrich Wilhelm I. war ein Barbar, und dessen Ideal ein noch größerer Barbar, Peter I. von Rußland. Er war ein Barbar inmitten eines Volkes, welches die Barbarei des Mittelalters schon einigermaßen abgestreift hatte. Er war kein Wollüstling und kein Schlemmer, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, allein die Abwesenheit zweier Laster, begründet noch keine Tugend, und die rührige Thätigkeit, die er besaß, hätte nur insofern zum Heile seines Landes gereichen

können, als sie nicht durchgängig Kleinigkeiten zugewandt gewesen und sehr oft im Dienste durchaus verkehrter Neigungen gestanden wäre.

In seinem Testamente suchte Friedrich Wilhelm I. zwar sehr schlau seine allgemein bekannten zwei Hauptfehler: Geiz und Soldatenspielerei dadurch zu beschönigen, daß er bemerkte: „Schatz und Armee sind da und nun bedarf mein Nachfolger weiter keiner Maske." Allein es hätte ein weit größerer Schatz und eine weit bessere Armee da sein können, wenn der König etwas mehr Rücksicht auf die Finanz-Wissenschaft und auf die Kriegs-Wissenschaft genommen hätte. Sein Geiz und seine Vorliebe für den Kamaschen-dienst und „lange Kerle" waren keine Masken, vielmehr zwei sehr große Verirrungen.

Um große Leute zu seiner Potsdamer Garde zu erlangen und unter der Fahne zu halten, verschwendete er unermeßliche Summen und erlaubte er sich die empörendsten Gewaltthätigkeiten. Kein Mann von hohem Wuchse war weit und breit seiner Freiheit sicher. Die preußischen Werber waren in ganz Deutschland eine furchtbare Landplage. Der König vermehrte das Heer von 30,000 auf 89,000 Mann, welche nur durch die größte Strenge einigermaßen in Ordnung gehalten werden konnten.

Außer seinen Soldaten hatte Friedrich Wilhelm I. nur Freude an Jagd, Taback und Bier. Das Tabacks-Collegium, in welchem er die meisten Abende zubrachte, zeichnete sich durch die Roheit des Tones, welcher darin herrschte, vor allen königlichen Gesellschaften jener Zeit aus. Künste und Wissenschaften verachtete Friedrich Wilhelm gründlich und beschäftigte sich mit denselben nur, um sie selbst und deren Träger lächerlich zu machen. Niemand, der in die Nähe des Königs kam, selbst nicht hohe Offiziere und Beamte, war vor körperlicher Mißhandlung sicher, wenn Friedrich Wilhelm I. in übeler Laune war. Der Despot mischte sich in alle Familienverhältnisse ein, von denen er Kenntniß erhielt. Er wollte seine Unterthanen zwingen, zu essen und zu trinken, zu wohnen und sich zu kleiden, ja selbst sich zu verheirathen nach seinem Willen und Befehl. Wie in allen übrigen Beziehungen, so war er auch in religiösen Dingen durchaus beschränkt und voll von Vorurtheilen. Der Glaube hielt ihn von keiner Gewaltthätigkeit und keinem Unrechte ab, vielmehr bestärkte derselbe ihn nur in seinem Wahne unumschränkter Machtvollkommenheit. Die ganze Wildheit und Roheit seiner Natur trat insbesondere im Verhältnisse zu seinem Sohne, dem nachmaligen Könige Friedrich II. zu Tage.

Dieser war zwar im allgemeinen ein dem Vater sehr unähnlicher Sohn, allein gewisse Charakterzüge hatte er doch mit Friedrich Wilhelm I. gemeinsam. Friedrich II. hatte eine nicht blos unglückliche, sondern wahrhaft schauderhafte Jugend. Schon als Knabe wurde er von seinem Vater dermaßen angestrengt und geängstigt, daß der österreichische Gesandte Seckendorf im Jahre 1725, als der Prinz erst dreizehn Jahre zählte, nach Wien berichtete: „er sehe von den Fatiguen, die er sich müsse gefallen lassen, so ältlich und steif aus, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte." Friedrich Wilhelm I. begnügte sich nicht damit, seinen Sohn wiederholt körperlich zu mißhandeln. Er fügte den Prügeln noch die bittersten Ehrenkränkungen hinzu und trieb den Kronprinzen dadurch an den Rand des Selbstmordes und zu dem verunglückten Fluchtversuche des Jahres 1730. Dieser ist in vielen seiner bedeutungsvollsten Einzelnheiten bis auf den heutigen Tag noch nicht vollständig aufgeklärt. Wahrscheinlich hatte dabei der österreichische Hof seine Hand mit im Spiele. Vielleicht war selbst davon die Rede, daß Friedrich zur katholischen Religion übergehen wollte. Allein selbst in diesem Falle läßt sich die haarsträubende Wuth des Vaters gegen seinen Sohn in keiner Weise entschuldigen. Ohne die Dazwischenkunft des Generals von der Mosel hätte Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn am 12. August 1730 mit dem Degen durchbohrt, nachdem der General Waldow vier Tage zuvor den König mit Mühe abgehalten hatte, seinen Sohn, den er an Haar und Brust gefaßt hatte, zu erwür-

gen. Diese wahrhaft viehischen Zornausbrüche kühlten den Haß des Vaters nicht ab. Er ließ seinen Sohn zum Tode verurtheilen, und nur die dringendsten Verwendungen befreundeter Höfe und die demüthigendsten Versprechungen des Sohnes retteten diesem das Leben. Doch der Freund des Kronprinzen, Lieutenant Katt, büßte mit seinem Kopfe die Treue, welche er diesem bewiesen hatte.

Eine Folge der Gewaltmaßregeln Friedrich Wilhelm's I. war es, daß sein Sohn nicht wagte, die ihm von seinem Vater aufgenöthigte Gattin abzulehnen. Wider seine Neigung heirathete er (12. Juni 1733) die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, und kam dadurch, daß er in der wichtigen Frage der Ehe dem Vater gehorchte, mit diesem wieder auf einen etwas freundlichern Fuß.

Nach allen diesen schweren Prüfungen und Opfern bestieg Friedrich II., als sein Vater starb, den preußischen Thron, den er sechs und vierzig Jahre lang inne hatte (1740—1786) und mit einem Lichtglanze umgab, welcher heut zu Tage noch Millionen blendet.

Friedrich II. hatte einen durchdringenden Verstand, einen weiten Gesichtskreis, eine außerordentliche Arbeitskraft. Er verband mit Löwenkühnheit den ausdauerndsten Muth. Er wurde schnell ein großer Feldherr, weit langsamer ein kluger Diplomat, niemals aber ein Staatsmann im höhern Sinne des Wortes und noch weniger ein Menschenfreund. Diejenige Anschauung, die er sich in kirchlichen, staatlichen und socialen Dingen gebildet hatte, führte er mit großer Kraft durch. Doch dieselbe war keineswegs rein. Sie ruhte vielmehr auf mannigfaltigen Vorurtheilen, welche sein Volk um so bitterer empfinden mußte, je größer die Kraft war, mit welcher er sie geltend machte. Daß Friedrich die protestantische Religionspartei gegen die Angriffe der katholischen, und im Schooße der ersteren die freiere Richtung gegen die pietistisch-knechtische in Schutz nahm, gereicht ihm gewiß zur Ehre. Allein das Beispiel, welches er dem Volke in seinem Leben und in seiner Ausdrucksweise gab, war nicht so erhaben und fleckenlos, als es von dem Vorkämpfer einer Zeitrichtung erwartet werden kann. Er verließ sich in allem seinem Wirken zuviel auf die königliche Gewalt, von welcher er den ausgedehntesten Gebrauch machte, und zu wenig auf die Macht der Ueberzeugung oder gar der Begeisterung.

Niemand ist groß, dessen sittliche Gefühle nicht rein und vorherrschend sind. Denn diese geben den Ausschlag, wenn es sich darum handelt, den Werth eines Menschen zu ermitteln. Friedrich II. war unstreitig ein großer König, allein kein großer Mensch. Um dieses zu sein, fehlte ihm die Sittenreinheit, die Menschenliebe, die Gewissenhaftigkeit. Ein großer Mensch darf nicht soviel Ehrgeiz, Herrschsucht und Eigenwillen, als Friedrich II., besitzen.

Die Kriege, welche Friedrich II. führte, haben wir schon in der Geschichte Deutschlands*) besprochen. Hier bleibt uns nur einiges über die innere Regierung desselben nachzuholen.

Friedrich II. kam darin mit seinem Vater überein, daß er durchschnittlich die Leute, welche mit der Feder arbeiteten, namentlich die Juristen und Finanzbeamten gründlich verachtete, daß er deren Fächer nur insofern verstand, als sein Genie ohne gründliche Studien ihm einen Blick in dieselben eröffnete, und daß er dessen ungeachtet auf diesen Gebieten eben so unumschränkt schaltete, wie auf demjenigen des Krieges oder der auswärtigen Angelegenheiten, deren er vollständig Meister war. Er machte daher wiederholt große Fehlgriffe, wie z. B. in dem berühmten Arnold'schen Prozesse, in welchem er sich nicht damit begnügte, sein Urtheil an die Stelle der kammergerichtlichen Entscheidung zu setzen, sondern auch die betheiligten Regierungs- und Gerichtsbeamten aus eigener Machtvollkommenheit mit den strengsten Strafen heimsuchte, ungeachtet er selbst später insgeheim anerkannte, daß er von dem Müller Arnold getäuscht worden sei.

*) S. §§ 40, 41 S. 326 ff.

Unstreitig hegte er in diesem Falle, wie sonst gewöhnlich die beste Absicht. Er wollte, daß die Rechtspflege ohne Ansehen der Person gehandhabt werde. Allein da er von den Einzelnheiten des preußischen Rechtes nichts verstand, sich über alle Formen desselben erhaben glaubte, und mehr von seinem Zorne als von einem gemäßigten Eifer für das Recht geleitet wurde, ließ er sich zu den größten Ungerechtigkeiten hinreißen.

Allen seinen freisinnigen Redensarten zum Trotze war Friedrich II. ein Despot, in dessen Nähe sich auf die Dauer nur unterwürfige Knechte behaupten konnten. Männer von Selbstbewußtsein und Kraft verscheuchte er nicht blos aus Berlin, sondern aus ganz Preußen mit sehr wenigen Ausnahmen.

Die Vorurtheile, welche der König zu Gunsten des Adels hegte, gereichen ihm um so mehr zum Vorwurfe, als sein Vater von denselben frei war, sie also recht eigentlich ihm selbst allein und persönlich zur Last fielen. Nur Adelige beförderte er zu Offizier- und höheren Beamtenstellen und die Bürgerlichen, welche er beim Antritt seiner Regierung in denselben vorfand, entfernte er so schnell als möglich. Nur adelige Gutsbesitzer erhielten von ihm ansehnliche Vorschüsse aus der Staats-Kasse. Er bildete sich ein, den Adeligen schon nach seiner äußeren Erscheinung von den Bürgerlichen unterscheiden zu können.

Friedrichs Vorliebe für den Adel war nicht minder verkehrt, als diejenige, welche er dem Soldatenstande widmete. Nur kriegerische Verdienste wogen in seiner Wagschale schwer genug, um ihn zu bestimmen, den Adel zu verleihen. Daß er in seiner ersten Jugend die Literatur der Franzosen der deutschen vorzog, läßt sich entschuldigen. Allein es trifft ihn ein schwerer Tadel, daß er im Laufe seines ganzen Lebens nicht einmal orthographisch deutsch schreiben lernte und daß er die Fortschritte, welche sein Volk in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf literarischem Gebiete machte, keiner Beachtung würdigte. Die französischen Finanzleute, welche Friedrich mit großen Kosten nach Preußen kommen ließ, und denen er die Accis-Verwaltung übergab, brachten dem Lande wenig Vortheil, großen Schaden und unerträgliche Plackereien. Der König erkannte später selbst den Mißgriff, den er gemacht hatte, und schaffte dieselben allmälig wieder ab. Er schraubte die Staats-Einnahmen von 7½ auf 24 Millionen Thaler hinauf, sammelte einen Schatz von 72 Millionen, den sein Nachfolger schnell verschwendete, und welcher in den Händen des Volkes bessere Früchte getragen hätte, als in den Gewölben von Berlin, Breslau, Magdeburg und Stettin.

Friedrich's Ansichten im Fache der Finanzen waren überhaupt sehr beschränkt. Er ließ z. B. absichtlich keine Chausseen bauen, „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen desto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müßten."

Ungeachtet dieser Verirrungen und Fehler brachte Friedrich II. neues Leben und frische Bewegung in alle Theile der Staatsverwaltung. Allein was er that, geschah alles auf despotische Weise, durch Machtbefehl von oben herab. Er liebte nicht die Menschen, sondern verachtete sie. Die Milde, welche er übte, kam weniger aus seiner Seele, als aus den Büchern der französischen Philosophen, die er eifrig las und bewunderte.

Schon im Jahre 1750 berichtete der englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams von ihm:

„Es ist unglaublich, wie sorgsam sich dieser Vater des Vaterlandes um seine Unterthanen bekümmert. Er nimmt sich ihrer so sehr an, daß er sich in ihre Familienangelegenheiten, in ihre Heirathen, in die Erziehung ihrer Kinder und in die Verwaltung ihrer Güter einmischt. Er kann nicht leiden, daß irgend Jemand heirathet, besonders ein Offizier, von welchem Range er auch sein mag; von dem Augenblicke an, da er eine Frau nimmt, kann er darauf rechnen, daß er nie mehr befördert wird." „Ich denke, Hamlet sagt

irgendwo: „„Dänemark ist ein Gefängniß.““ Das ganze preußische Land ist eines im buchstäblichen Sinne des Worts.“

In ganz ähnlicher Weise urtheilte im Jahre 1767 der englische Gesandte Lord Malmesbury. Als er von Berlin nach Warschau versetzt wurde, schrieb er: „Ich gestehe, daß es für mich erfrischend war, die Luft einer Republik zu athmen, nachdem ich so lange in einem so despotischen Staate zugebracht hatte.“

Göthe, Wieland, Merk, Forster und alle Zeitgenossen von einigem Selbstgefühle klagten über das Stockregiment und die Tyrannei des Königs. Ein Jahr vor seinem Tode sprach Friedrich die denkwürdigen Worte aus: „ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.“ In dem Gefühle, welches ihm diesen Klageton auspreßte, hatte er die Strafe dafür, daß er sich nicht bemühte, sein Volk frei zu machen, sondern es in Sklavenfesseln hielt. Hätte er die Menschen geliebt, deren ewige und unveräußerliche Freiheitsrechte geachtet, wäre er mit anderen Worten auf seinen Lippen gestorben.

Eben so despotisch, wie im Staate, war Friedrich II. auch in seiner Familie. Die kalte Herzlosigkeit, mit welcher er seine Gemahlin behandelte, wirft einen düstern Schatten auf seinen Charakter. Das Beispiel, welches er dem Volke in dieser Beziehung gab, mußte im höchsten Grade entsittlichend wirken. Ihn entschuldigt nur theilweise der ihm von seinem tyrannischen Vater auferlegte Zwang. Friedrich gab diesem nach, weil er damals schon über das weibliche Geschlecht und die Ehe die verkehrtesten Ansichten hegte. Er ließ sich die Prinzessin von Braunschweig-Bevern gefallen, weil er entschlossen war, in einem dauernden Ehebruche mit ihr, oder vielmehr ohne sie zu leben.

Die nothwendigen Folgen blieben nicht aus. Die eheliche Treue wurde erschüttert, so weit der Einfluß des Hofes reichte. Die Ehelosigkeit nahm in bedenklicher Weise zu, mit ihr die Liederlichkeit. Sehr verkehrt ist es aber, diese traurigen Erscheinungen auf die religiösen Tendenzen Friedrich's II. zurückführen zu wollen. Diese standen mit ehelicher Treue und Sittenreinheit in keinem ursächlichen Zusammenhange. Friedrich II. war nicht der einzige Monarch seiner Zeit, welcher seiner Gattin in empörender Weise die eheliche Treue brach. Im Gegentheile verletzten die meisten seiner königlichen Zeitgenossen z. B. Ludwig XV. in Frankreich, August von Sachsen-Polen und andere in noch viel empörenderer Weise die guten Sitten. Allein diesen hat auch Niemand den Beinamen groß gegeben. Von einem Friedrich II. ist die Menschheit berechtigt, mehr zu erwarten. als von einem gewöhnlichen Könige. Zu einem guten Theile fällt die Schuld dieser Mißverhältnisse auf das gesammte Königthum zurück

Der junge König oder Erbprinz kann nicht nach seiner Neigung heirathen, weil die Macht der äußeren Verhältnisse schwerer in der Schale der Staatskunst wiegt, als die persönlichen Wünsche selbst des mächtigsten Herrschers. Wie zwischen König und Königin, so kann auch zwischen dem königlichen Vater und den Söhnen, zwischen dem Könige und seinen Geschwistern kein natürliches Verhältniß statt finden. Die Monarchie mit ihrer Gewalt und mit den durch sie bedingten Rücksichten stört jede verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehung des Lebens.

Die Regierungsform, welche mit einem schönen und reinen Familienleben, mit wahrer Freundschaft und Liebe unvereinbar ist, kann nur ein Nothbehelf sein. Sie muß abgeschafft werden, sobald sich die Pflichten des Familien- und des Staatslebens in Einklang bringen lassen. Dieses ist nur möglich in der Republik.*)

*) Auf Friedrich II. folgte dessen Neffe Friedrich Wilhelm II., von dessen Regierung eine zu kurze Zeit in diesen Abschnitt fällt, als daß wir sie hier besprechen könnten. Wir geben sie zusammenhängend im folgenden.

§ 46. Die Häuser Sachsen, Hannover und Hessen.

Nächst den Hohenzollern waren in Nord- und Mittel-Deutschland die sächsischen, hannoverschen und hessischen Fürstenhäuser die mächtigsten. Sachsen erhielt durch seine Beziehungen zu Polen, Hannover durch die Erhebung seines Fürstenhauses auf den englischen Thron eine besondere Wichtigkeit. Von minderer, doch nicht ohne einige Bedeutung waren die Verhältnisse, in welchen das hessische Haus zu Schweden stand.

Alle diese Familien hatten sammt ihren Ländern die Reformation frühzeitig und mit Eifer ergriffen. Das Volk blieb ihr auch später treu. Die Fürsten kehrten ihr dagegen den Rücken so oft sie hofften, durch einen Glaubenswechsel irgend einen Vortheil gewinnen zu können. Kein Haus hatte sich größere Verdienste um Luther und dessen Anhänger erworben, als das sächsische*). Doch der Eifer war nicht von langer Dauer. Schon Moritz ordnete den Glauben seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht unter. Während des dreißigjährigen Krieges hatte Kurfürst Johann Georg I. (1611—1656) durch seine schwankende, ebenso charakterlose als unkluge Haltung sich selbst verächtlich gemacht und sein Land in furchtbares Elend gestürzt. Dessen nächste Nachfolger Johann Georg II. (1656—1680), Johann Georg III. (1680—1691) und Johann Georg IV. (1691—1694) waren nicht minder schwache und geistesarme Menschen, als der erste ihres Namens. Eine nothwendige Folge der Erbärmlichkeit dieser Fürsten war es, daß Kursachsen den Einfluß verlor, den es früher besessen hatte, während andere benachbarte deutsche Fürstenhäuser die Grenzen ihrer Länder erweiterten und für Deutschland und selbst ganz Europa eine erhöhte Bedeutung gewannen. Brandenburg schwang sich zu der ersten protestantischen Macht in Deutschland auf, Sachsen sank zur zweiten herab.

Nachdem die Kurfürsten von Sachsen ein Jahrhundert hindurch mit der katholischen Partei coquettirt hatten, ging endlich August Friedrich (1694—1733) offen zur katholischen Religion über (1697). Die unmittelbare Veranlassung dieses Schrittes war die polnische Krone, welche er dadurch erwarb. August war eben so klein und schwach an Geist, als groß und stark an Knochen und Muskeln. Außer seinem Glauben opferte er zehn Millionen polnischer Gulden für die polnische Krone. Zudem mußte er sich noch den demüthigendsten Bedingungen unterwerfen. Schon vor dem Erwerbe des ausländischen Thrones hatte August das arme Sachsen furchtbar gedrückt. Er führte die schändlichste Maitressenwirthschaft, die unsinnigste Verschwendung ein, und hob zuerst die Soldaten, welche früher geworben worden waren, durch Zwang im Lande aus. Vergeblich widerstrebten die Rekruten. Die feigen Massen ließen die geringe Zahl der muthigen Gegner des Tyrannen im Stiche. Wer den Fahneneid nicht leisten wollte, wurde durch die Folter dazu gezwungen.

Durch August, welcher als Kurfürst der zweite, als König von Polen der dritte hieß, wurde Sachsen in den nordischen Krieg verwickelt, welcher dem unglücklichen Lande neue Lasten und unsägliche Leiden bereitete, obgleich es an demselben gar kein Interesse hatte.

Die Noth des Volkes setzte der Verschwendung des übermüthigen Despoten kein Ziel. Die Vermählung seines Sohnes (1719) feierte August mit Festen, welche vier Millionen verschlangen. Während er in Polen abwesend war, schaltete sein Statthalter, der katholische Fürst Egon von Fürstenberg, ein Mitglied jener verrätherischen Familie, deren wir schon weiter oben†) Erwähnung gethan haben, gleich einem türkischen Vezier im Lande.

*) S. Buch VII. S. 259, 271, 287, 305, 307, 311, 314 ff., 319, 325, 329.

†) S. oben § 37. S. 213.

Die Steuern wurden bis zum unerschwinglichen erhöht. Als dieses doch nicht ausreichte, verkaufte August mehrere Herrschaften, unter anderen auch die alte Stammburg des Hauses Wettin, und seine Ansprüche auf Lauenburg, das ihm angefallen war. Er ließ falsches Geld prägen, suchte bei Goldmachern Hülfe, bei welcher Gelegenheit übrigens Böttger das Porzellan erfand, welches dem Kurfürsten bedeutende Summen einbrachte.

Die wahrhaft sultanische Lebensweise des Kurfürsten-Königs erhellt am besten aus der Thatsache, daß er 352 Kinder hinterließ, daß seine Maitresse, die Gräfin Kosel zwanzig Millionen und daß sein Minister Flemming sechszehn Millionen Thaler an sich reißen konnten.

Nicht besser, als der Vater war dessen Sohn und Nachfolger August III. (1733—1763). Auch dieser trat (zuerst heimlich 1712, dann öffentlich 1717) zum Papstthum über. Zum Lohne dafür erhielt er die österreichische Prinzessin Josephe zur Frau und später die polnische Krone, welche Deutschland so theuer zu stehen kam*). Statt seiner ließ August III. den Grafen von Brühl herrschen. Die alte Maitressen- und Günstlingswirthschaft dauerte fort. Wie im dreißigjährigen Kriege, so hatte Sachsen auch im österreichischen Successions- und im siebenjährigen Kriege zu leiden, ohne den geringsten Vortheil für die gebrachten Opfer zu gewinnen, oder auch nur vernünftiger Weise erwarten zu können.

Die Schätze, welche die beiden Kurfürsten im grünen Gewölbe sammelten, waren dem Volke eine schlechte Entschädigung für seine Lasten. Dagegen bildeten mehrere Kunstsammlungen, welche sie anlegten oder mehrten, namentlich die Bildergallerie, und viele prachtvolle Gebäude, welche sie errichteten einen Schmuck für ihre Hauptstadt Dresden, welcher übrigens den gedrückten Klassen des Volkes, den Bauern und armen Bürgern wenig Vortheil brachte, so viel Genuß er auch den höheren Ständen gab.

Die schiefe Stellung, in welche die herrschende Familie durch den Uebertritt der beiden Auguste zur katholischen Religion ihrem eigenen Lande und ganz Deutschland gegenüber versetzt wurde, dauerte auch unter deren Nachfolgern, Christian Friedrich (vom 3. Oktober bis December 1763) und Friedrich August III. (1763—1827) bis auf den heutigen Tag fort, und Jahrzehnte vergingen, bevor die Wunden heilten, welche das wüste Leben und die Kriege, worein sie ihr Land verflochten, dem Lande geschlagen hatten.

Die Ernestinische Linie von Sachsen besaß in ihrer Mitte Männer von höherem Talente und besserem Charakter, als die Albertinische. Allein ihre Ländchen waren zu klein, als daß auch die begabtesten unter ihnen viel hätten leisten können. Unter allen sächsischen, ja unter allen deutschen Höfen verstand es der weimar'sche am besten, große Talente zu würdigen und dem fortschreitenden Zeitgeiste Rechnung zu tragen.

Während Kurhessen durch das Verschulden seiner Fürsten seine frühere Bedeutung für Deutschland fast gänzlich einbüßte, schwang sich das Haus Hannover mehr durch die Gunst des Schicksals, als eigenes Verdienst empor.

Das Haus Hannover stammt von jenem Heinrich, dem Löwen ab, welcher, nachdem er von Friedrich I., Rothbart, geächtet worden war, nur seine Erblande Braunschweig und Lüneburg behaupten konnte. Sein Enkel, Otto das Kind, trug seine Besitzungen Lüneburg, Braunschweig, Kalenberg, Grubenhagen und Göttingen dem Kaiser Friedrich II. zu Lehen auf (1235) und beherrschte dieselben seither unter dem Titel eines Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Die an sich nicht große Macht dieses Hauses verminderte sich noch durch zahlreiche Theilungen und Zwistigkeiten, welche im Schooße desselben stattfanden und welche keine einmüthigen Rathschlüsse aufkommen ließen. Die jüngere Linie des Hauses, dessen älterer Zweig sich mit dem Herzogthume Braun-

*) Siehe oben § 39 S. 234.

schweig begnügen mußte, schwang sich zu einer der mächtigsten Familien Europa's empor. Der erste Schritt zu ihrer Erhöhung war die Feststellung des Erstgeburtsrechts (1680), der zweite die Erlangung der Kurwürde (1692), der dritte der Erwerb der englischen Krone (1714).

Nach dem Tode des Herzogs Ernst von Celle (1548), welcher in seinen Landen die Reformation eingeführt hatte, spaltete sich das Haus Braunschweig-Lüneburg in die Linie Braunschweig, welches der ältere Sohn Heinrich, und in die Linie Lüneburg, welches der jüngere Sohn Wilhelm erbte. Als später Hannover die Hauptstadt dieses Zweiges des guelfischen Hauses wurde, benannte er sich nach ihr. Herzog Wilhelm, dessen Ländchen zwischen Elbe und Weser schwach bevölkert und nicht reich war, hinterließ sieben Söhne und acht Töchter. Das Erstgeburtsrecht bestand damals noch nicht im guelfischen Hause. Um die Macht der Familie nicht vollständig durch Zersplitterung zu vernichten, beschlossen die Brüder, der älteste solle die Regierung führen, und nur einer, den das Loos dazu bestimme, die Familie standesmäßig fortpflanzen. Von dem sechsten Bruder Georg, welcher (1641) starb, während der vierte Bruder Friedrich ihn bis 1648 überlebte, stammt die ganze hannover'sche Dynastie ab.

Im dreißigjährigen Kriege spielten die zahlreichen Herzoge von Braunschweig-Lüneburg eine traurige Rolle. Im westphälischen Frieden wurde ihnen der abwechselnde Besitz des Bisthums Osnabrück zugesichert.

Während der Regierung der vier Söhne Herzogs Ernst I. hatten diese Grubenhagen, Kalenberg, Göttingen, Hoya, Diepholz und Harburg erworben. Allein diese Länder bildeten kein Ganzes. Herzog August, der dritte Bruder, welcher von 1633—1636 regierte, trat dem Herzoge Georg Hoya und Diepholz ab und dieser bewirkte durch seinen letzten Willen, daß das Haus sich wieder in zwei Linien spaltete, von welchen die ältere zu Celle die jüngere zu Hannover ihren Sitz aufschlug. Diese Spaltung erhielt sich auch beim kinderlosen Tode des Herzogs Christian Ludwig (1665), indem der Herzog Georg Wilhelm von Hannover Celle, und dessen jüngerer Bruder Johann Friedrich Hannover erhielt. Der letztere war 1649 zur katholischen Religion übergetreten. Da er jedoch 1679 ohne männliche Erben starb, folgte ihm sein jüngster Bruder Ernst August, welcher (1680) das Erstgeburtsrecht in Hannover einführte, 1689 Sachsen-Lauenburg erwarb und 1692 die Kurwürde erlangte. Ihm folgte (1705) sein Sohn Georg Ludwig, welcher beim Tode Herzogs Georg Wilhelm von Celle in demselben Jahre Celle mit Hannover vereinigte und (1714) den englischen Thron bestieg*).

Seit dieser Zeit wurde Hannover bis zum Jahre 1833 von London aus regiert. England litt unter dieser Verbindung, indem es zu oft durch die deutschen Neigungen der George in die Händel des Continentes, Hannover aber nicht minder, indem es durch die Kurfürsten-Könige in Kriege verwickelt wurde, die es unter einer selbstständigen Regierung ganz oder theilweise hätte vermeiden können. Beide Länder hatten Schaden dabei, daß mit hannover'schem Gelde englische Politiker, und mit englischem Gelde hannover'sche Hofschranzen und Kebsweiber bezahlt wurden.

Die hannoversche Regierung zerfiel von nun an in zwei Theile: in die deutsche Kanzlei, welche zu London, und in das Geheimeraths-Kollegium, welches zu Hannover seinen Sitz hatte. An der Spitze der ersteren stand, bis zum Jahre 1726, der Baron Andreas Gottlieb von Bernstorf und unter diesem der sehr gewandte und einflußreiche Legationsrath Johann von Robethon. Der bedeutendste Mann in Hannover war Leibnitz. So lange die Kurfürstin Sophie lebte, spielte dieser Gelehrte am Hofe eine große Rolle. Sein Rath wurde in Staats- und Hofangelegenheiten hoch geschätzt. Er stattete als

*) S. oben § 23 S. 166.

Censor seinen Bericht ab, ob ein Buch gedruckt werden dürfe, oder nicht, und sprach ein entscheidendes Wort bei der Einrichtung der Wasserkünste zu Herrenhausen. Nach dem Tode Sophien's hatte Leibnitz von dem Minister Bernstorf viel zu leiden. Er überlebte seine freundliche Herrin nicht lange, indem er schon (1716) starb.

Trotz der Abwesenheit der Landesherren wurde das Hofleben fast unverändert zu Hannover fortgesetzt. Ein Stuhl, auf welchem das Bild des Königs=Kurfürsten stand, vertrat die Stelle des Herrschers. Die Hofleute traten in den Empfangssaal ein, verneigten sich vor dem Stuhle, sprachen leise mit einander, aßen und tranken, wie zur Zeit da die Kurfürsten noch im Lande waren. Alle Hofämter waren besetzt, der Marstall voll von Pferden, wie früher. Die Wache zog im Schlosse auf und ab, mit großer Regelmäßigkeit. Doch die Seele, welche bei einem Hofe der Fürst ist, fehlte. Die Langeweile zu Hannover wurde nicht durch die sonst übliche Geschäftigkeit unterbrochen. Sie setzte sich fest und wurde zur Gewohnheit, welche selbst die persönliche Anwesenheit der königlichen Kurfürsten nicht zu besiegen vermochte.

Georg I. und Georg II. waren mehr deutsch, als englisch. Beide kamen wiederholt nach Hannover, namentlich brachte Georg II. bei seinen häufigen Besuchen gewöhnlich drei bis vier Monate daselbst zu. Die Aristokratie theilte sich in alle hohen Staatsämter, der König=Kurfürst zog die Hälfte der Landes=Einkünfte an sich. Während die herrschende Familie sich mit dem Adel in die Erträgnisse der Landes=Regierung theilte, und die Unterthanen fleißig arbeiteten, nahm das Land an Wohlstand und Bildung zu.

Georg I. vereinigte (1715) die Herzogthümer Bremen und Verden, die er im nordischen Kriege an sich brachte, mit Hannover. Georg II. gründete (1734 bezugsweise 1737) die Universität Göttingen, welche unter der Pflege des Freiherrn Gerlach Adolf von Münchhausen eine der Zierden Deutschlands wurde.

Das Heer, welches Hannover aufstellte, war übermäßig groß. Es zählte bei einer Bevölkerung von 700,000 Menschen 33,000, und stieg im Jahre 1760 sogar auf 46,000 Mann. Allein im Vergleich zu den meisten übrigen deutschen Staaten war Hannover noch ziemlich glücklich. Im siebenjährigen Kriege hatte das Ländchen viel zu leiden. Doch erholte es sich nach dem Hubertsburger Frieden schnell wieder. Die reichen Hülfsquellen, unter welchen die Harz=Bergwerke obenan standen, wurden allerdings nur mit geringer Kraft ausgebeutet; allein wenn auch langsam, schritten Volk und Land unausgesetzt voran. Ein praktisch=politisches Leben gab es in Hannover so wenig, als irgendwo sonst in Deutschland. Allein auf dem Felde der Wissenschaft leistete das Land vermittelst seiner Universität Göttingen doch manches gute.

Im Süden grenzt an Hannover Hessen.

Zur Zeit der Reformation war dieses ein weit größeres, volkreicheres und mächtigeres Land, als Hannover. Die Landgrafen von Hessen spielten im Verein mit dem Kurfürsten von Sachsen damals unter den protestantischen Fürsten die ersten Rollen auf der Weltbühne*). Allein durch die Zersplitterung des Landes und insbesondere durch die niederträchtige Politik des darmstädtischen Zweiges verlor Hessen einen großen Theil seiner früheren Bedeutung. Die heldenmüthige Amalie von Hanau†) konnte nur mit Mühe den gänzlichen Zerfall der hessen=kassel'schen Linie verhindern. Sie überlebte den westphälischen Frieden nicht lange. Sie starb (8. August 1651), nachdem sie kurz zuvor (25. September 1650) die Regierung ihrem Sohne Wilhelm VI. übergeben hatte. Dieser erreichte nur ein Alter von 34 Jahren. Nach seinem Tode (1663) führte dessen Wittwe Hedwig Sophia von Brandenburg mit großer Umsicht und Kraft die vormund=

*) S. Buch VII. der Weltgeschichte S. 26, 272, 305, 313, 319, 326.

†) Weltgeschichte Buch VII. S. 311, 315, 317, 321 f., 333.

schaftliche Regierung zuerst für ihren Sohn Wilhelm VII., welcher schon im Alter von 19 Jahren (1670) zu Paris starb, und dann (bis zum Jahre 1677) für ihren Sohn Karl. Dieser (1677—1730) war ein seiner Mutter und väterlichen Großmutter sehr wenig ähnlicher Nachkomme. Es fehlte ihm zwar nicht an Talenten und Fähigkeiten. Er wandte diese aber mehr den Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, die er mit großem Aufwand an Zeit und Kosten sammelte, als einer gewissenhaften Erfüllung seiner Regentenpflichten zu. Er legte die Wasserkünste des Weißensteins, welcher später den Namen Wilhelmshöhe erhielt, nebst der dreißig Fuß hohen Bildsäule des Herkules an, errichtete das Kunst-Kabinet zu Kassel, stiftete daselbst unter dem Namen Carolinum eine höhere Schule, mußte aber, um die Kosten dieser Schöpfungen zu decken, die Abgaben außerordentlich erhöhen. Weit verderblicher als der Steuerdruck wirkte die Soldatenverkäuferei, welche er einführte. An Venedig (1687), an die Seemächte (1702 und 1706), an England (1720) verkaufte er nicht weniger als 32,000 Mann, die beste Kraft des Landes. Mit dem Blute der frischen Jugend von Hessen wurden die Liebhabereien des Landgrafen bezahlt. Fürwahr, hätte Karl ein fühlendes Herz gehabt, seine Sammlungen und Bauten wären für ihn so reich an trüben Erinnerungen gewesen, daß sie ihm keine Freude hätten machen können.

Karl's ältester Sohn Friedrich hatte (1715) Ulrike Eleonore, Schwester Karl's XII. geehelicht, welche ihm, nachdem sie (1719) zur Königin erhoben worden war, (1720) die schwedische Krone überließ. Nach dem Tode seines Vaters kam er zwar (1731) nach Kassel, kehrte aber bald nach Schweden zurück, woselbst er ohne eheliche Kinder starb. Von 1730—1751 regierte sein Bruder Wilhelm VIII. an seiner Stelle. Die beiden Brüder erhöhten das hessische Heer auf 24,000 Mann, welche dem Landbau und den Gewerben entzogen wurden, und überdieß dem Staate fast unerschwingliche Lasten bereiteten. Nach dem Tode seines Bruders herrschte Wilhelm VIII. in eigenem Namen noch neun Jahre (bis 1762). Die Soldatenverkäuferei ging unter ihm ihren gewohnten Gang fort. Wilhelm schämte sich nicht, während des österreichischen Erbfolgekriegs sogar in die beiden entgegengesetzten Lager: an Georg II., den Verbündeten Maria Theresien's und an deren Feind Karl VII. je 6000 Mann zu verkaufen.

Das Blutgeld, welches er auf diese Weise erwarb, verwendete Wilhelm, gleich seinem Vater, auf kostbare Bauten, namentlich die Gemäldegallerie und das Schloß Wilhelmsthal nebst Park bei Kassel, und auf seine Maitressen. Im Jahre 1736 fiel ihm die Grafschaft Hanau an, wodurch sich sein Gebiet und seine Einkünfte ansehnlich vermehrten. Mitten im Sturme des siebenjährigen Krieges starb er (1760).

Sein Sohn Friedrich II. (1760—1785) war in seiner Jugend katholisch geworden. Auf ihn setzten die Jesuiten große Hoffnungen. Zwei alte protestantische Häuser: Hessen und Würtemberg standen damals unter katholischen Fürsten. Die Gefahr, daß mit deren Hülfe ganz Deutschland wieder unter das Joch des Papstthums gebracht werden möchte, war groß. Doch Friedrich II. von Preußen sorgte dafür, daß dieser Glaubenswechsel für Hessen ohne merkliche Folgen blieb. Die Kinder des Landgrafen wurden in der protestantischen Religion erzogen. Die Gewissensfreiheit der protestantischen Hessen wurde sicher gestellt. Mit dem Convertiten Friedrich ging daher die katholische Religion in der regierenden Familie wieder zu Ende.

In Friedrich II. erreichten die Laster des hessischen Fürstenhauses ihren Höhepunkt. Er überbot alle seine Vorfahren an Eitelkeit, Prunksucht und Wollust. Sein Hof wurde einer der glänzendsten und ausschweifendsten Europa's. Alle Thätigkeit des Landgrafen war nur auf den Schein, nicht auf nachhaltige und gediegene Wirkung berechnet. Die Abgaben wurden noch höher geschraubt. Doch sie genügten der Habgier des Tyrannen

nicht. Das Lotto und der Seelenverkauf mußten ihm weitere Mittel liefern, seinem Geize und seiner Verschwendungslust fröhnen zu können. Friedrich brachte auf den hessischen Namen jenen Schandfleck, welcher im Laufe von achtzig Jahren noch nicht erloschen ist, welcher heute noch der gesammten deutschen Nation in der neuen Welt zum Vorwurfe gemacht wird, und welcher so lange fortdauern muß, bis das hessische Volk durch mannhaften Widerstand gegen die Tyrannei seine Ehre wieder hergestellt haben wird.

Friedrich verkaufte an Georg III. von England jene 19,400 Soldknechte*), mit deren Hülfe die junge Freiheit Amerika's im Keime erstickt werden sollte. Hessen-Kassel hatte damals nur 400,000 Einwohner. Jene Mannschaft betrug also fast den zwanzigsten Theil der gesammten Bevölkerung! Das Volk murrte zwar, allein es erhob sich nicht in Masse wider seinen Zwingherrn. Es erkaufte nicht mit dem Blute eines einzigen Frevlers und seiner wenigen Genossen, das Leben und die Ehre der Tausende, welche in Amerika zu Grunde gingen, und darum mußte es selbst die Folgen der Schandthaten des kleinen Despoten bitter empfinden. Ganz Hessen wurde in eine Art von Kriegszustand versetzt, um die unglücklichen Opfer fürstlicher Tyrannei unter den Fahnen zu erhalten. Trotz seiner Verschwendungen hinterließ Friedrich einen Schatz von 56 Millionen Thalern, wozu die Seelenverkäuferei†) und das Lotto nebst Zinsen den größten Theil lieferten. Aus diesem Blutgelde, welches Friedrich's II. Nachfolger, Wilhelm IX. (1785—1807) noch mehrte, ging der Reichthum dieses christlichen Fürsten- und des jüdischen Banquier-Hauses Rothschild hervor.

So tief sank im Laufe eines Jahrhunderts die hessen-kassel'sche Familie, an deren Spitze zur Zeit des westphälischen Friedens die heldenmüthige Amalie von Hanau gestanden, dasselbe Fürstenhaus, welches im Laufe des dreißigjährigen Krieges so großen Ruhm durch seine Ausdauer und seine Entschlossenheit errungen hatte! Wie hoch ragte es damals über den Zweig Darmstadt empor! In kurzer Zeit war es noch verächtlicher, als dieser geworden.

Das Hessen-Darmstädtische Haus suchte schon seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges dadurch, daß es sich dem Kaiser anschloß, einen Stützpunkt zu gewinnen. Eine natürliche Folge davon war es, daß so viele Glieder dieser Familie katholisch wurden. Von den Kindern des Landgrafen Georg II. (1626—1661) nahm der jüngste Friedrich, ein verschwenderischer und liederlicher Geselle, den päpstlichen Glauben an, und erhielt dafür seine Schulden bezahlt. Ein gleiches that dessen Schwester Elisabeth Christine welche zum Lohne dafür Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg (seit 1685 Kurfürst von der Pfalz) ehelichte. Von den sechs Söhnen Ludwig's VI. (1661—1678) wurden die vier jüngsten, welche nicht hoffen konnten, in Darmstadt unter zu kommen, katholisch

Die Landgrafen dieser Familie waren übrigens durchgängig so unbedeutende Menschen, daß sich kaum mehr von ihnen sagen läßt, als sie suchten soviel Geld als möglich aus ihren Unterthanen zu pressen, vergnügten sich so gut sie konnten, hauptsächlich durch die Jagd, sahen Gespenster und räumten dem lauernden Erben immer zu spät ihren Platz. Dieses gilt namentlich vom Landgrafen Ernst Ludwig (1678—1739) und von dessen Nachfolger Ludwig VIII. (1739—1768). Unter Ludwig IX. (1768—1790) fing die Soldatenspielerei und das Maitressenunwesen in Darmstadt an. Die Finanzen des Landes kamen dadurch so sehr in Verwirrung, daß der Reichshofrath sich derselben annehmen mußte, und dadurch dem Lande noch größere Lasten bereitete. Statt römisch-katholisch, wie sonst in diesem Hause üblich war, wurde die Tochter des Landgrafen Wilhelmine griechisch-katholisch, um sich des russischen Großfürsten Paul würdig zu machen. Unter Ludwig IX.

*) Gleich anfangs 12,800 Hessen und 400 Hanauer, später noch 4200 Rekruten.

†) Sie brachte 22 Millionen Thaler ein.

ereignete es sich, daß ein Katholik und Jesuit, Johann August Stark Oberhofprediger an dem protestantischen Hofe von Darmstadt wurde. Er blieb in dieser Stelle 35 Jahre lang (1781—1816). Niemand nahm Anstoß an seinen Lehren, Niemand ahnte, was er im Herzen war, so lange der Pfaffe lebte. So gering ist der Unterschied zwischen protestantischen und katholischen Jesuiten!

§47. Die übrigen deutschen Fürstenhäuser und Höfe.

Die wenigsten Deutschen haben auch nur eine oberflächliche Kenntniß der inneren Zustände der Kleinstaaten. Zwar wird in den Schulen jedes Duodezfürsten Landesgeschichte gelehrt; jedoch natürlich in pflichtschuldiger Unterthänigkeit, welche es nicht wagt, die Laster der erlauchten fürstlichen Vorfahren zu enthüllen. Mit den übrigen Kleintheilen Deutschlands befaßt man sich gewöhnlich gar nicht, und doch ist es nicht möglich, sich ein Bild Deutschlands zu machen, ohne seine Theile zu kennen. Deutschland geht weder in Oesterreich und Baiern, noch in Preußen und Hannover auf. Es gleicht einem Mosaik, in welchen jedes Steinchen seine Bedeutung hat. Viele der größten Männer Deutschlands stammen aus den kleinsten Staaten, oder haben denselben doch ihre Bildung und nicht selten ihre Existenzmittel zu verdanken. Manche Anregungen zum Guten wie zum Bösen gingen von den Kleinstaaten aus. Wir dürfen diese daher nicht, wie die meisten Schreiber der deutschen oder der Weltgeschichte thun, mit Stillschweigen übergeben.

Wir beginnen unsere Rundreise an den kleinen deutschen Höfen mit Mecklenburg. In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges hatten die alten Herzoge ihr Land verloren, und Wallenstein war ihr Nachfolger geworden. Ob es für die Mecklenburger ein Unglück gewesen wäre, falls sich der Friedländer behauptet hätte, bleibt dahin gestellt. Dieser war wenigstens ein thätiger, einsichtiger Despot, während die angestammten Herzoge größtentheils sehr wenig begabte Menschen waren. Gustav Adolph setzte die vom Kaiser geächteten Herzoge wieder ein. Damals zerfiel das Haus in die Linien Schwerin und Güstrow, später (seit 1701 bis jetzt) in die Linien Schwerin und Strelitz.

In den Jahren 1592—1658 herrschte in Schwerin mit Ausnahme der friedländischen Periode, Herzog Adolph Friedrich. Er war ein gewaltthätiger und heftiger Mann, an welchem die Mecklenburger wenig eingebüßt hätten, wenn er nicht wieder in's Land zurückgekehrt wäre. Sein Sohn Christian (1658—1692) ward in Paris katholisch und nannte sich dann aus Verehrung für den französischen Despoten Christian Louis. Er hatte als Erbprinz mit seinem Vater im bittersten Hader gestanden, und gerieth bald schon in Streit mit seinen Landständen, d. h. mit dem Adel, welcher im Schooße derselben die überwiegende Stimmenmehrheit hatte. Da der Herzog einen großen Theil seiner Zeit in Paris verbrachte, wuchsen ihm die Stände über den Kopf, beschwerten sich beim Reichshofrath über ihn, und brachten ihn dadurch in große Verlegenheiten.

Da der katholisch gewordene Herzog keine ehelichen Kinder hinterließ, fiel bei dessen Tode Mecklenburg an seinen Neffen Friedrich Wilhelm, den debauchirten (1692—1713). Auch unter seiner Regierung dauerten die unseeligen Streitigkeiten zwischen Fürst und Adel fort, bei welchen das Volk nur insofern betheiligt war, als es sich fragte, ob es von dem einem oder dem andern gedrückt werden solle. Um seine Einkünfte zu mehren, griff auch er, wie so viele andere deutsche Fürsten, zu dem empörenden Mittel der Seelenverkäuferei. Die Herzoge besaßen vier Zehntheile des Landes, der Adel fünf, der zehnte Zehntheil bestand aus Klöstern und Kämmereigütern. Die Masse des Volkes mußte arbeiten und darben. Karl Leopold (1713—1747) trieb das Unwesen auf den höchsten Gipfel. Er wollte, wie zu jener Zeit fast überall in Deutschland geschehen war, oder geschah, den

Adel in ein Verhältniß unbedingter Abhängigkeit von sich setzen. Er erhöhte sein Heer auf 14000 Mann. Zugleich stellte er, um die Gunst des österreichischen Hofes zu gewinnen, diesem den Uebertritt zur katholischen Kirche in Aussicht. Allein der Adel hatte bessere Freunde zu Wien, als der Herzog. Der Reichshofrath schritt wider Karl Leopold ein. Als der Herzog sich nicht fügen wollte, rückten hannover'sche Truppen in's Land. Der Adel errang einen vollständigen Sieg über den Herzog. Das Volk gewann nicht dabei. Die Aristokraten drückten es härter, als irgend ein Fürst in Deutschland das seinige. Karl Leopold starb fern von Mecklenburg. Ihm folgte sein Bruder Christian Ludwig II. (1747—1756), welcher sich mit dem Adel verständigte. Er schloß unterm 18. April 1755 den berüchtigten Rostocker Erbvergleich ab, unter dessen Fluche das Land bis zum heutigen Tage schmachtet, und welcher daher der mecklenburg'schen Geschichte gewissermaßen ein Ende machte, weil, so lange dieser Alp auf dem Lande lastet, nichts weiter als Adelsdruck und Bauernleiden zu berichten sind. In diesem Vergleiche sicherten sich Fürst und Adel gegenseitig zu, daß jeder Theil in seinen Landen „nach Willkür Gesetze erlassen und die Unterthanen besteuern dürfe." Der Herzog versprach, daß „die Landesgerichte sich nicht anmaßen sollten, die Bauern wider die Gutsherren zu schützen, und daß die Grundsteuer, (die einzige, zu welcher der Adel einen direkten Beitrag lieferte), unter keinerlei Vorwand jemals solle gesteigert werden." Sie betrug nur 40,000 Thaler jährlich, wovon der Adel die Hälfte zahlte, d. h. von seinen Unterthanen erhob. Durch diesen Erbvergleich stellte sich der Adel als gleichberechtigter Theil an die Seite des Herzogs, welcher von dieser Zeit an gewissermaßen nichts anderes, als der reichste unter den adeligen Gutsbesitzern Mecklenburgs war. Der engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft beherrschte das Land. Er bestand aus fünf adeligen und vier bürgerlichen Mitgliedern. Der Adel hatte also in diesem immer die Stimmenmehrheit. In einem noch größern Mißverhältniß waren in der Ständeversammlung selbst die Stimmen des Adels und der Bürger vertheilt. Unter dem Drucke dieser Verfassung und dieses Adels blieb Mecklenburg an Volkszahl, Wohlstand und Bildung weit hinter allen Nachbarländern zurück. Ungeachtet seiner überaus günstigen Lage konnten Handel und Gewerbe niemals einen den Verhältnissen entsprechenden Aufschwung nehmen. Mecklenburg war das letzte deutsche Land, in welchem die Leibeigenschaft eingeführt (dieses geschah erst nach dem dreißigjährigen Kriege) und das letzte, in welchem sie dem Namen nach aufgehoben wurde (1820). In ihren Folgen besteht sie noch immer fort.

Einen schlagenden Gegensatz zu Mecklenburg bildet Oldenburg, welches von 1667—1773 unter dänischer Oberherrschaft stand, allein unter dem fremden Könige weit glücklicher war, als jenes unter dem einheimischen Adel. In Oldenburg wurden durch eine Verordnung des Jahres 1681 die Hand- und Spanndienste und die Frohnden in eine Geldabgabe umgewandelt und dadurch thatsächlich die Leibeigenschaft beseitigt.

Im Jahre 1773 trat Christian VII. von Dänemark Oldenburg an den Großfürsten Paul von Rußland gegen dessen Antheil an Holstein-Gottorp ab. Paul überließ Oldenburg seinem Vetter, dem Herzoge Friedrich August von Holstein-Gottorp, Bischof von Lübeck, welcher auf diese Weise Gründer des Oldenburg'schen Hauses wurde. Im Jahre 1785 folgte dem ersten Herzoge sein gemüthskranker Sohn Peter Friedrich Wilhelm (1785—1823), an dessen Stelle sein Vetter Peter Friedrich Ludwig das Land einsichtig, gerecht und milde verwaltete.

Unter den zahllosen weltlichen kleinen Höfen wollen wir noch Braunschweig besprechen und dann zu den geistlichen übergehen.

Braunschweig war der ältere Zweig des hannoverschen Hauses. Von 1634—1666 herrschte daselbst der Herzog August, einer der besten deutschen Fürsten seiner Zeit. Sein

Sohn Rudolph August (1666—1704) war ein gewaltthätiger Mann. Er unterwarf sich die Stadt Braunschweig, welche bis dahin ihre Reichsfreiheit behauptet hatte. Er trieb, gleich vielen anderen deutschen Fürsten, Handel mit Soldaten. In den Jahren 1688 bis 1690 verkaufte er 2000 Mann an Venedig, 1694 mehr als noch einmal soviel, 5000 Mann an England. Sein Bruder und Nachfolger, Anton Ulrich (1704—1714) trieb einen noch vortheilhaftern Handel mit seiner Großkinder und seiner eigenen Religion. Die eine seiner Enkelinnen, Elisabeth, ließ er römisch-katholisch werden (1706) und verheirathete sie an den Erzherzog Karl, den nachmaligen Kaiser Karl VI., die andere, Charlotte Christine führte er in den Schooß der griechisch-katholischen Kirche über, um sie des Großfürsten Alexei von Rußland, der sie heimführte, würdig zu machen (1711). In der Mitte zwischen seinen Töchtern wurde er selbst, im Alter von sieben und siebenzig Jahren in der Hoffnung auf hohe Kirchenwürden römisch-katholisch (1710) und nahm sogar die Tonsur. Die Pfründen blieben aber aus. Die Jesuiten hatten ihm die Lockspeise blos vorgehalten, gaben sie ihm aber nicht. Der Superintendent Nitsch predigte in Braunschweig: „Eine Prinzessin haben wir dem Papstthum, die andere dem Heidenthum übergeben — wenn morgen der Teufel kommt, werden wir ihm die dritte Prinzessin geben." Von allen deutschen Fürstenhäusern, welche einige politische Bedeutung hatten, hielt nur das hohenzollern-brandenburgsche an den protestantischen Glaubensformen fest. Alle übrigen: Sachsen, Hannover, Hessen, Braunschweig, Würtemberg und andere schwankten im Laufe dieses Zeitabschnitts lange zwischen dem protestantischen und dem katholischen Bekenntniß hin und her. Daß in den meisten am Ende doch die protestantische Kirche den Sieg davon trug, hatte seinen Grund theils in der Liederlichkeit der von den Jesuiten gewonnenen Convertiten, welche diese unfähig machte Nachkommen zu zeugen, theils in der Wachsamkeit Friedrich's II. von Preußen, welchem Hessen-Kassel und Würtemberg die Erhaltung der protestantischen Religion im Schooße ihrer fürstlichen Familien verdankten.

Nimmermehr hätten diese Schwankungen stattfinden können, hätten die deutschen Fürstenhäuser, welche sich äußerlich zum Protestantismus bekannten, den ursprünglichen Geist desselben oder gar den Geist reiner, über alles Dogma erhabene Menschenliebe erfaßt gehabt. Allein von einer Formel zur anderen ist der Uebergang gar leicht.

Auf den Convertiten Anton Ulrich folgten dessen beide Söhne: August Wilhelm (1714—1731) und Ludwig Rudolf (1731—1735), mit welchem der Hauptzweig des Wolfenbüttel'schen Hauses ausstarb. Es folgte der jüngere Zweig Bevern. Der erste dieses Hauses Ferdinand Albrecht starb schon im Jahre 1735. Um so länger saß auf dem braunschweig'schen Thrönchen sein Sohn Karl (1735—1780). Er war ein großer Verschwender und Schuldenmacher. Er mußte sich deßhalb dazu bequemen (1773) seinen Sohn Karl Ferdinand als Mitregenten anzunehmen, und durfte ohne dessen Mitunterschrift nicht die geringste Summe verausgaben. Die beiden Herzoge verkauften (1776—1782) 5700 Mann an England, von welchen die größere Hälfte nicht mehr zurück kehrte. Trotzdem hinterließ der Herzog Karl bei seinem Tode noch eine Schuldenlast von sieben Millionen, nachdem vier bis fünf Millionen schon abbezahlt worden waren. Im Braunschweig'schen führte damals (1770—1780) Lessing ein kümmerliches Dasein als Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Er starb daselbst höchst unzufrieden mit seiner Lage im Alter von zwei und fünfzig Jahren (1781) kurz nach dem alten Herzoge, welcher ihm (1780) vorangegangen war. Karl Wilhelm Ferdinand (1780—1806) ist mehr bekannt geworden durch seinen Feldzug in der Champagne, als durch seine Regierung in Braunschweig. Im folgenden Abschnitte werden wir noch auf ihn zurückkommen.

Das Unwesen, welches die weltlichen Fürsten trieben, war groß. Es wurde aber doch

überboten durch dasjenige der geistlichen. Die weltlichen Fürsten nahmen den Umständen nach doch einige Rücksicht auf ihre Familie, auf das deutsche Vaterland und waren für gewisse Begriffe von Ehre zugänglich. Allein die geistlichen Fürsten, welche größtentheils ohne allen innern Beruf, blos um der guten Versorgung willen ihren Stand ergriffen hatten, wurden durch keine derartige Schranken von Verrath und Verbrechen jeglicher Art abgehalten. Die geistlichen Fürsten, welche durch den dem Papste geleisteten Eid von ihrem Vaterlande und allen Gefühlen für Recht und Menschlichkeit losgelöst wurden, waren während dieses ganzen Zeitabschnitts fast ununterbrochen die schlimmsten Feinde Deutschlands, das sie bereitwillig an das Ausland, namentlich an Frankreich, verriethen und verkauften.

Von der Zeit an, da der offene Krieg zwischen Protestantismus und Katholicismus aufhörte, überließen sich die reichen Prälaten fast durchgängig der ekelhaftesten Schlemmerei, welche sie nur ab und zu unterbrachen, um ihrer fanatischen Verfolgungswuth zu fröhnen. Alle schützenden Bestimmungen des Tridentiner Conciliums, welche wenigstens einen gewissen Schein äußern Anstands hätten bewahren können, wurden mit Füßen getreten. Die Gelehrsamkeit, welche in früheren Zeiten noch einigen Anspruch auf Beförderung in der Kirche gegeben hatte, galt nichts mehr. Der Adel bemächtigte sich aller einträglichen Pfründen, verwies die bürgerlichen Mitbewerber auf Pfarreien und andere niedere Kirchenämter und sah in Erzbisthümern, Bisthümern und Abteien nur Versorgungsanstalten für seine jüngeren Söhne, welche ihm von Rechtswegen gebührten. Als Mitglieder des Adels hielten die bevorzugten Prälaten sich für vollständig berechtigt, sich allen bei diesem Stande üblichen Ausschweifungen hinzugeben. Das geistliche Gewand hatten sie nur angelegt, um sich der damit verbundenen Ehren und Einkünfte zu versichern. Der Unfug der Pfaffen wurde daher größer, als er jemals zuvor gewesen war, obgleich der Glaube, welcher ihm früher zu Grunde gelegen hatte, mehr und mehr aus den hohen und niederen Kreisen der Gesellschaft verschwand.

Unter den Pfaffen, welche sich durch ihre großartige Schwelgerei hervorthaten, nenne ich hier nur den Erzbischof Clemens von Köln, den Bruder des Kurfürsten von Baiern, den Bischof von Würzburg und Bamberg aus dem Hause Schönborn, den Erzbischof Johann Ernst von Salzburg und den Abt Augustin von Altaich. Unter den grausamen Verfolgern Andersglaubender machte sich der brutale Erzbischof von Salzburg, Leopold Anton von Firmian einen ewig fluchwürdigen Namen. Hundert andere waren nicht besser, als sie. Wer könnte sie alle nennen?

§ 48. Die sogenannten freien Reichsstädte.

Nachdem die Hansa und die verschiedenen anderen Städtebünde*), welche einst so große Bedeutung gehabt hatten, gefallen waren, konnten die vereinzelten Gemeinwesen nur insofern sich dauernd behaupten, als sich in deren Schooß eine, auf Gleichberechtigung gegründete neue Ordnung entwickelte. Allein dazu kam es nicht. Die Patricierfamilien, die Zünfte und die Gilden mit ihren Vorrechten waren zu tief gewurzelt, als daß sich aus deren Trümmern eine freie Verfassung und ein frisches Volksleben hätte emporheben können. Die Fürsten erweiterten aller Orten ihre Grenzen nach Außen hin, und ihre Machtvollkommenheit im Innern ihrer Staaten. Auf despotischem Wege wurden durch sie manche Mißstände abgeschafft, welche sich in den Städten von einem Jahrhundert auf das andere vererbten. Die Residenzen der deutschen Kaiser, Könige und Fürsten wurden Mittelpunkte der Gewerbe und des Handels, der Künste und der Wissenschaften, mit welchen

*) S. B. V. § 7, 17.

nur wenige der sogenannten freien Reichsstädte wetteifern konnten. Mächtiger, als Fürstengunst wirkt wohl der Zauber der Freiheit, allein dieser fand sich nicht in den Städten, welche von Freiheit nur den Schein, von Spießbürgerthum, veralteten Einrichtungen und Vorrechten die Wirklichkeit besaßen.

Die alten Handelswege hatten sich verändert. Die Reichsstädte verstanden es nicht, die neuen Bahnen zu ebnen. Sie konnten in ihren engen, von fürstlichen Ländern umgebenen Gebieten sich nicht frei bewegen. Sie mußten erliegen. Die Fürsten standen sich gegenseitig bei. Die Städte sahen ruhig zu, wenn eine derselben nach der anderen von benachbarten Machthabern unterjocht wurde. Im Innern der Städte fanden wiederholt ernstliche Zerwürfnisse statt, welche den herrschsüchtigen Nachbarn deren Unterwerfung erleichterten. Ludwig XIV. riß von Deutschland Straßburg und die übrigen freien Städte des Elsasses los. Bremen entging nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksale, das ihm von Seiten der Schweden drohte. Münster verlor durch den ehrgeizigen Bischof Bernhard von Galen (1661), Erfurt (1664) und Hörter (1674) durch den Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, ersteres mit Hülfe französischer Truppen, Magdeburg durch den sogenannten großen Kurfürsten, Köln durch den Kurfürsten Joseph Clemens, Braunschweig durch den Herzog Rudolph August ihre Reichsfreiheit. Nirgends leisteten die Städte ihren Feinden einen mannhaften Widerstand. Aller Orten zeigte es sich, daß ihre Organisation derjenigen der Fürsten nicht gewachsen sei. Nicht der eigenen Kraft, sondern nur der Macht der Verhältnisse, und namentlich der Eifersucht der Fürsten verdankten sie es, daß nicht alle während dieses Zeitabschnittes unterjocht wurden. Sie erlagen jedoch mit vier Ausnahmen sämmtlich dem Sturme, welchen die französische Revolution über Deutschland ergehen ließ.

Die despotische Gewalt der Fürsten mußte, wie auf dem Lande, so in den Städten die Ueberbleibsel des Mittelalters erst brechen, bevor der Geist der Neuzeit innerhalb der Mauern desselben frische Kraft gewinnen konnte. Von oben herab mußte geschehen, was die Völker von unten herauf zu thun, nicht kräftig genug waren.

Das städtische Element ging übrigens nicht unter, wenn es von den Fürsten ihrer Staaten einverleibt wurde. Im Gegentheile machte es sich im Schooße dieser insofern geltend, als es die Herrscher zwang, es bei allen Gesetzen, die sie erließen, und der gesammten Staatsverwaltung mehr und mehr zu berücksichtigen.

Der Entwickelungsgang Deutschlands bringt es augenscheinlich mit sich, daß, nachdem die kaiserliche Gewalt von den Fürsten absorbirt wurde, die fürstliche von den unter deren Fittigen herangewachsenen bürgerlichen und bäuerlichen Elementen absorbirt werden wird. Unstreitig haben sich diese beiden Grundbestandtheile unsers deutschen Staatswesens doch großartiger entwickelt, als die Fürstengewalt sammt der mit ihr verbundenen Geistlichkeit und Aristokratie.

§ 49. Deutsche Literatur.

Lessing fand die Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber haben, darin, daß unsere schönen Geister selten Gelehrte und unsere Gelehrte selten schöne Geister seien. Jenen mangele es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen. In dieser Bemerkung liegt allerdings einige, auch noch auf unsere Tage anwendbare, allein gewiß nicht die ganze Wahrheit. Die Geschichtschreibung setzt, um vortrefflich zu sein, das Streben voraus, jeden Irrthum und jedes Unrecht rücksichtslos zu rügen. Dazu ist ein Grad von Muth erforderlich, der sich unter den deutschen Gelehrten eben so selten, als unter den deutschen Schöngeistern fand.

Die Deutschen können sich, was Gelehrsamkeit, philosophische Klarheit und Tiefe, poetische Auffassung und Darstellung betrifft, seit den Zeiten Lessings mit den Schriftstellern anderer Nationen wohl messen; allein der politische Druck, welcher auf dem deutschen Volke schwerer, als auf Franzosen und Engländern, Holländern, Schweizern und Nord-Amerikanern lastete, hat den politischen Muth der gesammten Nation und folgeweise auch der Schriftsteller gelähmt. Daher kommt es auch, daß gerade auf dem Gebiete der politischen Geschichte unsere Literatur so trübselig beschaffen ist. Die abstrakt-philosophischen und die kirchlichen Verhältnisse konnten seit Jahrhunderten in Deutschland eher mit einiger Freiheit besprochen werden, als die politischen, und deßhalb ist es nicht zu verwundern, daß abstrakte Philosophie und Religion mit etwas mehr Kraft und Entschiedenheit, als der Staat behandelt wurden.

Der Muth bildet den Hauptbestandtheil jeder frischen Lebens-Aeußerung. Er mangelte unseren Schriftstellern der ersten Hälfte dieses Zeitabschnitts vollständig, und darum vermochten sie, nichts zu schaffen. Erst als später einzelne es wagten, mit dem verdorbenen Zeitgeschmacke und mit den herrschenden Vorurtheilen kühn in die Schranken zu treten, entstanden schöpferische Leistungen von bleibendem Werthe

Die deutsche Nation, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch jeden höhern literarischen Genuß entbehrt hatte, verschlang mit wahrem Heißhunger die erste bessere Nahrung, die ihr wieder in ihrer eigenen Sprache geboten wurde. Dieselbe bestand in zwei durchaus verschiedenartigen Gerichten. Auf der einen Seite suchten beschränkte, aber ursprünglich doch wohlwollende, menschenfreundliche Pietisten, die durch Concordien-Formeln und Katechismen gebundenen Gemüther aufzurichten und zu beleben, auf der anderen bemühten sich denkende Männer, auf den Verstand ihrer Leser zu wirken. Selten finden wir jedoch sittliche Kraft in Verbindung mit Klarheit der Begriffe, Reinheit des Strebens im Bunde mit großem Talente. Zu oft wurde in die Posaune gestoßen, nicht um auf Ideen und Wahrheiten, sondern um auf deren vorgebliche Verkünder die Aufmerksamkeit zu lenken. Menschliche Schwächen verbergen sich, wie immer, unter glänzenden Aushängeschildern. Dennoch war der Fortschritt, welchen die deutsche Nation auf geistigem Gebiete machte, namentlich in der zweiten Hälfte dieses Zeitabschnittes überraschend. Er ging so schnell von statten, daß er fast alle seine einzelnen Träger weit hinter sich ließ. Die meisten Männer, welche in der Jugend an der Spitze der geistigen Bewegung Deutschlands gestanden hatten, geriethen in ihren älteren Jahren unter die Nachzügler. Fast Alle, die als Neuerer begonnen hatten, endigten als Gegner der von ihnen selbst angeregten Neuerungen, nicht weil sie ihre Ansichten änderten, sondern weil ihnen der Muth gebrach, mit den frischen Kräften, welche sie angefeuert hatten, gleichen Schritt zu halten.

Die geistige Regsamkeit der Deutschen in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war groß, aber nicht stürmisch. In Deutschland stand kein Mann auf, der sich in ähnlicher Weise wie Voltaire, Diderot oder Jean Jacques Rousseau in einen offenen und gefahrvollen Kampf gegen die herrschenden Mißbräuche in Staat, Kirche und Gesellschaft einließ. Alle hervorragenden Träger des Fortschrittes in unserm Vaterlande waren fürstliche Diener, welche schon aus diesem Grunde nicht radikal sein konnten. Keiner ging in seinen Worten und Schriften so weit, als in seinen Gedanken. Alle, selbst Lessing nicht ausgenommen, behielten einen guten Theil ihrer entdeckten Wahrheiten für sich. Die meisten vergruben ihre Perlen in einen Wust ungenießbarer Gelehrsamkeit, und selbst diejenigen, welche gleich Gottsched, Nicolai, Wieland, Herder und anderen für das Volk schrieben, hüteten sich wohl, weiter zu gehen, als sie ohne Gefahr für ihre äußere Stellung konnten.

Die Bewegung hatte daher in Deutschland durchaus keinen revolutionären Charakter,

wie in Frankreich. Sie hing auf's innigste mit den bestehenden Gewalten zusammen, obgleich sie doch bedeutend genug wurde, diese selbst einigermaßen mit sich fortzuziehen.

In Deutschland ruhte der Fortschritt wesentlich auf gelehrter Forschung, in Frankreich auf gesundem Menschenverstande und natürlichem Gefühle. In Deutschland verging lange Zeit, bevor die sogenannten höheren Stände an der geistigen Bewegung Theil nahmen. In Frankreich war sie von Anfang an von den bevorzugten Klassen der Gesellschaft getragen. Die deutschen Fortschrittsmänner hatten zugleich den Stumpfsinn der Massen und die Vergötterung, welche die höheren Stände der französischen Literatur widmeten, zu bekämpfen. Allein die Franzosen hatten Bahn gebrochen. Sie hatten Eifer und Liebe für die Literatur überhaupt erweckt. Die Deutschen schöpften nicht blos aus den Schriften ihrer Nachbarn. Es wurde ihnen auch leichter, die „vornehmen" Leute, welche bisher nur für französische Literatur geschwärmt hatten, als die stumpfen Menschen, welche keinen Sinn für irgend eine Art von Lektüre hatten, für deutsche Bücher empfänglich zu machen.

Zwar sind die meisten Ansichten, welche die Schriftsteller dieses Zeitabschnitts in Umlauf brachten, veraltet. Allein darum bleibt doch die Anregung, welche von ihnen ausging, höchst bedeutungsvoll. Die Kluft, welche die strebenden Geister unserer Tage von denjenigen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts trennt, ist weit und tief. Der Werth der Literatur der neuesten Zeit besteht darin, daß diese auf eigenen Füßen steht, daß sie das Gängelband zerrissen hat, in welchem Königthum, Pfaffenthum und Adel unsere Vorgänger mehr oder weniger gefangen hielten. Das Verdienst unserer Vorfahren war es, daß sie wenigstens die schlimmsten Auswüchse der herrschenden Gewalten bekämpften und dadurch eine gänzliche Emancipation von denselben vorbereiteten. Unserer Zeit ist es vorbehalten, den Beweis zu liefern, daß die Nation sich auf idealem Gebiete ebenso wenig, als auf dem unmittelbar praktischen harmonisch entwickeln könne, so lange Könige, Pfaffen und Adelige unsere Geschichte bestimmen, und dem freien Fluge des Geistes Fesseln anlegen.

Das schwerste Joch ist nicht das, welches die freie Bewegung nach Außen hin hemmt, sondern dasjenige, welches die innere Entwickelung des Menschen erdrückt, welches dem Kinde nicht erlaubt, sich naturgemäß zu entfalten, sondern ihm schon die Keime religiöser, politischer und socialer Unfreiheit in die junge Seele legt. So lange die Erziehung der Jugend von dem Willen jener Fürsten abhängt, deren Reichthümer und Ehren durch den Aberglauben und den Knechtsinn der Massen bedingt sind, können wir auf Freiheit und Recht nicht hoffen. Im Laufe des Zeitabschnittes, welcher zwischen dem westphälischen Frieden und der französischen Revolution in der Mitte liegt, hatte sich der scharfe Gegensatz zwischen den bevorzugten Ständen und den bedrückten Massen, auf welchem unsere heutige Entwickelung beruht, noch nicht gebildet. Damals gehörte ein, wenn auch der Zahl nach geringer, doch seiner Bedeutung nach sehr ansehnlicher Theil der bevorzugten Klassen selbst zur Fortschrittspartei.

Deutschland war mehr als ein Jahrhundert hindurch der Mittelpunkt religiöser Streitigkeiten und Kriege gewesen. Die schönen Künste und Wissenschaften mußten natürlich unter dem Drange dieser unglücklichen Verhältnisse sehr leiden. Allein nachdem der Friede wieder hergestellt und die protestantische Glaubensform einigermaßen sicher gestellt war, fing auch die Literatur, gleich Handel und Gewerben, wieder an empor zu blühen. Natürlich stand die deutsche, wie jede andere Literatur, im Verhältniß zu dem Bildungszustande der Nation, und da dieser damals sehr traurig beschaffen war, so konnten auch die Geisteswerke, für welche das Volk Empfänglichkeit besaß, und welche daher unter seinem Schutze entstanden, nicht den Stempel eines großartigen Aufschwunges tragen.

Unter den Trägern des Fortschritts auf literarischem Gebiete nennen wir zuerst Leibniz*), Thomasius†) und Gottsched‡). Alle drei erhoben sich zwar weder in religiöser, noch in politischer Beziehung hoch über den Aberglauben und die Vorurtheile ihrer Zeit. Leibnitz brach noch für die Ewigkeit der Höllenstrafen eine Lanze, Thomasius hatte Mühe, den Hexenglauben abzustreifen, und Gottsched wurde noch bei Lebzeiten von einer jüngeren Generation, welche mehr Kraft und Geist, als er besaß, und welcher er vergebens widerstrebte, in den Hintergrund gedrängt, Dennoch erleuchtete ihr Licht die finsteren Zeiten, in welchen sie lebten.

Leibnitz, (Gottfried Wilhelm) war unstreitig ein großes Genie. Allein er zersplitterte seine Kraft, theils indem er zuviel von derselben dem Dienste der Fürsten widmete§), theils aber auch, indem er sich auf zu vielen und verschiedenartigen Gebieten versuchte. Seine prästabilirte Harmonie, seine geschichtlichen Werke, zum Theile erst in den Jahren 1842—45 im Drucke erschienen, seine staatsrechtlichen Abhandlungen und seine Bemühungen, Katholicismus und Protestantismus zu versöhnen, haben in unseren Tagen ihre Bedeutung verloren. Vor 150 Jahren brachten sie aber eine lebendige Bewegung in den gelehrten Kreisen der Gesellschaft hervor. In das Volk konnten seine Werke schon aus dem Grunde nicht eindringen, weil er sie nicht in dessen Sprache schrieb. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik stellten ihn dem größten damals lebenden Manne dieses Faches, dem berühmten Isack Newton an die Seite.

Weit tiefer in das Leben griff Thomasius (Christian) ein. Als Philosoph und Rechtsgelehrter, als Schriftsteller und Universitätslehrer stand er an der Spitze der geistigen Bewegung seiner Zeit in Deutschland. Er eiferte, freilich erst nachdem ihm von seinem Amtsgenossen Stryk die Augen geöffnet worden waren, gegen Hexen-Prozesse. Er drang auf Abschaffung der Tortur, welche sich aber dessen ungeachtet noch lange, in einigen Theilen Deutschlands bis in das dritte Jahrzehent dieses Jahrhunderts erhielt. Die Logik, die Sittenlehre und die deutsche Sprache verdanken ihm viel. Es gehörte einiger Muth dazu, den herrschenden Vorurtheilen zum Trotze, die lateinische Sprache mit derjenigen des Landes in seinen akademischen Vorträgen zu vertauschen. Ihm verdankt es Deutschland zunächst, daß die Fesseln gebrochen wurden, in welchen bis zu seiner Zeit die todte Sprache des Alterthums den deutschen Geist gefangen hielt.

Johann Christoph Gottsched wirkte zunächst auf dem Felde der schönen Literatur. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts konnte er auf demselben den Ton angeben, schon im fünften wurde er Hemmschuh, nachdem er früher die Geißel geschwungen hatte.

Christian Ludwig Liscov||) war der erste, welcher der Plattheit der Gottsched'schen Schule entgegen arbeitete. Mit scharfer Satyre bekämpfte er die „elenden Scribenten" seiner Zeit, und brach besseren Schriftstellern die Bahn. Bis zu den sechsziger Jahren blieb er unerreichter Meister sprachlicher Reinheit und körnigen Styls.

Spalding¶) (Johann Joachim) brachte wieder einiges Gefühl in das starre Formenwesen des damaligen Protestantismus und wies, indem er seine Sittenlehre aus dem Wesen der menschlichen Natur ableitete, darauf hin, daß die Bibel wenigstens nicht die einzige Quelle sei, aus welcher der Theologe zu schöpfen habe. Viel weiter, als er ging Reimarus**) auf der Bahn des Fortschritts. Dieser war kein Gottesgelehrter, sondern

*) Geboren 1646, gestorben 1716. †) Geboren 1655, gestorben 1728.
‡) Geboren 1700, gestorben 1766.
§) S. oben § 46 S. 286.
||) Geboren 1701, gestorben 1760. ¶) Geboren 1714, gestorben 1804.
**) Hermann Samuel Reimarus, geboren 1694, gestorben 1765.

ein Arzt von Profession. Dennoch besaß er eine gründlichere theologische Bildung, als alle Geistlichen seiner Zeit. Er war der Verfasser jener Wolfenbüttel'schen Fragmente, welche Lessing später herausgab, und welche die unmittelbare Veranlassung zu dessen Streite mit dem berüchtigten Pfaffen Götze zu Hamburg gaben. „Seine vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" und sein Werk „über die Triebe der Thiere" zeichnen sich nicht blos durch Tiefe der Gedanken und eine freie Richtung, sondern auch durch Kraft und Reinheit der Sprache aus, und übten einen mächtigen Einfluß auf die geistige Entwickelung der Deutschen aus, welche diese Schriften mit Eifer lasen und durch dieselben über viele von den Pfaffen genährte Vorurtheile aufgeklärt wurden.

Michaelis und Semler regten auf theologischem, Möser und F. C. Moser auf juristischem Felde in mannigfaltiger Weise an, obgleich sie alle sich nicht weit über den herrschenden Autoritätsglauben erhoben, und letzterer namentlich in den Banden des starrsten Katechismusunwesens gefangen lag.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich nach dem Hubertsburger Frieden gewann die literarische Thätigkeit in Deutschland eine immer steigende Wichtigkeit und wachsende Ausdehnung. Ganze Schaaren talentvoller und strebsamer junger Schriftsteller, welche da und dort sich zu Gruppen bildeten, kämpften für Aufklärung und schwangen sich auf den Fittigen der Begeisterung in die Lichtregionen der Poesie empor. Nicolai in Berlin bildete längere Zeit einen einflußreichen Mittelpunkt literarischer Thätigkeit. Doch fiel er bald in's Flache und Gemeine und konnte sich neben den großen Geistern, an welchen Deutschland immer reicher wurde, nicht behaupten. Herder, obgleich er immer Pfaffe blieb, lockerte doch die Fesseln der Glaubensformeln, und seiner Kenntniß fremder Sprachen, seinem Fleiße und seinen dichterischen Gaben verdanken wir es, daß viele Schätze des Auslands in gefälligen Formen unserer Nation zugänglich wurden. Wieland stand auf einem zu niedern sittlichen Standpunkt, um erhebend auf seine Zeitgenossen wirken zu können. Er unterhielt sie. Zur dauernden Schande gereicht es ihm, daß er der letzte Schriftsteller von einigem Namen war, der es wagte, (in seinem Mercur), zu behaupten, die fürstliche Gewalt sei wirklich von Gottes Gnaden.

Das deutsche Lese-Publikum ließ sich noch immer viel gefallen. Ein salbadernder Pfaffe, wie Lavater, konnte nicht blos auf theologischem, sondern auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete durch seine physiognomischen Fragmente eine Rolle spielen. Umsonst geißelte ihn Lichtenberg. Lavater verstand es so gut, auf die Eitelkeit seiner Zeitgenossen zu spekuliren, daß eine geraume Zeit verging, bevor sich seine Träumereien vor dem Lichte der Wissenschaft, gleich einem Nebel, vertheilten. Er brachte alle Bestrebungen, von der äußeren Seite der menschlichen Bildung auf deren innere Beschaffenheit zu schließen, in Verruf und führte dadurch einen Widerwillen gegen dieselben herbei, der in unseren Tagen noch nicht überwunden ist.

Die Seitenhiebe, welche Schlosser*), bei Gelegenheit der Schilderung Lavater's der Phrenologie geben will, treffen übrigens nicht. Weder Gall, noch Spurzheim, noch irgend einer ihrer Nachfolger hat um die Gunst der Könige und Kaiser gebuhlt. Keiner von ihnen hat die geringste Unterstützung von den Mächtigen der Erde erhalten. Alle deutschen Phrenologen haben der Wissenschaft nur Opfer an Zeit und Geldmitteln gebracht. Sie haben der Unwissenheit ernste Arbeit, dem Hohne stille Verachtung und der Pedanterie frische Kraft entgegen gesetzt. Gall's und Spurzheim's unsterbliche Verdienste um die Lehre vom „Gehirn und dem Nervensysteme," oder mit anderen Worten um die Lehre „von den unmittelbaren Organen des geistigen Lebens" sind in unseren Tagen von zwei Welttheilen anerkannt. Schlosser weiß davon freilich nichts. Er hat sich nie mit

*) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts Bd III.

Naturwissenschaft beschäftigt. Er thäte daher besser nicht darüber abzusprechen. Im nächsten Abschnitte werden wir ausführlicher von diesem Gegenstande handeln. Denn erst im neunzehnten Jahrhundert entfalteten sich die von Gall gemachten Entdeckungen in ihrer ganzen Großartigkeit.

Es ist eine traurige Verirrung, wenn sich das warme Gefühl oder die geflügelte Phantasie den Unsinn als Gegenstand ihrer Anstrengungen erwählt, allein nicht minder trübselig ist es, wenn kalter Verstand oder pedantischer Eifer ohne vorgängige Prüfung verwirft, was ein hoher Geist mit Mühen und Kämpfen errungen hat.

Die gewaltige Bewegung, in welche J. J. Rousseau durch seinen „Emil" das ganze Erziehungswesen versetzt hatte, wirkte auch auf Deutschland zurück. Basedow, Bahrdt, Campe und viele andere bemächtigten sich dieses wichtigen Gegenstandes. Das größte Verdienst hatte unstreitig Pestalozzi, welcher zugleich anregend schrieb und edel handelte. Dessen Roman Gertrud und Lienhard zeugt von seltener Tiefe des Gemüths und Reinheit des Willens, obgleich er auf einer veralteten Ansicht über das Wechselverhältniß der Stände ruht. Wenn die Bemühungen dieser Männer auch manches zu wünschen übrig ließen, so hatten sie doch den Erfolg, den Jugend-Unterricht dem pfäffischen Einflusse, unter welchem er noch immer zu seinem Verderben stand, theilweise zu entziehen, mancherlei Vorurtheile, vielen alten Schlendrian in Mißkredit zu bringen und dadurch eine bessere Zukunft anzubahnen.

Von allen Kämpfen, welche die bevorzugten Geister Deutschlands damals mit den Finsterlingen ausfochten, fesselte keiner die allgemeine Aufmerksamkeit in dem Maße, und hatte keiner größere Bedeutung als Lessing's Streit mit Pastor Götze.

Gotthold Ephraim Lessing*) war ohne Zweifel das größte kritische Genie, welches Deutschland jemals gehabt, um so größer, als seine Werke sich nie auf eine bloße Verneinung beschränkten, sondern reich an Ideen waren, welche den Grund zu besseren Schöpfungen legten. Seine Dramen, zumal Nathan der Weise und Emilia Galotti haben sich bis auf unsere Tage die Gunst des Publikums erhalten. Seine eigentliche Sphäre war aber die Kritik.

In seinen gegen den Zionswächter Götze gerichteten Schriften zerhieb er mit der Schärfe seiner Logik die rostigen Waffen des starr-protestantischen Kirchenglaubens und machte denselben in dem Maße lächerlich, daß seitdem Niemand, der zur Partei des Fortschritts gehörte, sich öffentlich mehr zu demselben bekannte.

In einem andern Kreise, unter den in Aktenstaub gehüllten Beamten wirkte Schlözer. Er war zwar noch in gar vielen Vorurtheilen befangen, z. B. wüthete er mit unsinnigem Eifer gegen die Erhebung der Nordamerikaner wider die englische Krone. Allein er verstand es, den kleinen Despoten, welche er in seinem „Briefwechsel" und später in seinem „Staatsanzeiger" der öffentlichen Verachtung preis gab, einen sehr heilsamen Schrecken einzujagen.

Am eifrigsten und mit dem größten Erfolge bauten die deutschen Schriftsteller dieses Zeitabschnitts das früher so unfruchtbare Feld der Poesie an. Je trübseliger das wirkliche Leben, aller Literatur zum Trotze, noch immer in Deutschland beschaffen war, desto mehr Vorliebe gewannen junge Herzen für jenes Reich der Ideale, von dem sie inmitten von Pfaffen, Fürsten, Soldaten, Beamten und Adel so weit entfernt waren. Lange war Klopstock der gefeierte Dichter Deutschlands. Doch als ein besserer Geschmack sich Bahn brach und der herrschende Kirchenglaube mehr und mehr erschüttert wurde, genügte er dem strebenden Theile der Nation nicht mehr. Voß bürgerte Homer in Deutschland ein. Das klassische Alterthum rückte der Nation näher. Die Göttinger Barden,

*) Geboren 1729, gestorben 1781

Seume, Bürger, Göthe, Schiller und unzählige andere hochbegabte Dichter gaben uns eine poetische Literatur, welche hinter den Werken keiner anderen Nation zurücksteht, deren Klänge mitten im Lärme der Revolutionskriege des folgenden Abschnitts noch fort tönten, und die Hoffnung auf künftige bessere Zeiten im deutschen Gemüthe wach erhielten.

Die Zahl der Bücher und Zeitschriften nahm zu. Universitäten und Residenzen wetteiferten auf dem Felde der Literatur. Fürsten und selbst hochstehende Geistliche erkannten deren Bedeutung und suchten die Gunst und die Federn begabter Schriftsteller zu gewinnen. Nur zu häufig gelang es ihnen, den freien Sohn der Künste und Wissenschaften in einen Söldner zu verwandeln. Allein es war ein Gewinn, daß sich eine Macht bildete, welche unabhängig von den herrschenden Gewalthabern, sich geltend machte und deren Stimme sich um so schwerer ersticken ließ, je zahlreicher die deutschen Gebiete waren, welche auf Landesherrlichkeit und Selbstständigkeit Anspruch machten.

Eine merkwürdige Thatsache bleibt es aber, daß an dieser großartigen geistigen Bewegung mit wenigen Ausnahmen nur protestantische Kräfte Theil nahmen. Ein deutlicher Beweis, daß der Katholicismus der geistigen Entwickelung seiner Anhänger nicht förderlich sein konnte. So verknöchert auch der Protestantismus in Deutschland war, wuchs aus demselben noch eine Literatur hervor, welche wir vergeblich in dem katholischen Deutschland suchen, und auf welche wir noch immer stolz sein können.

Die literarischen Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts waren in Deutschland allerdings nicht so unmittelbar praktisch, als sie schon bald in dem benachbarten Frankreich wurden. Allein sie hoben unsere Nation auf eine weit höhere Stufe der Bildung. Sie erschütterten für immer den Köhlerglauben, nicht blos auf religiösem, sondern auch auf jedem andern Gebiete des Wissens. Sie brachen die Fesseln, in welchen der Gebrauch der lateinischen Sprache, der Dünkel der Universitäts-Professoren und hundertjährige Vorurtheile die Geister gefangen gehalten hatten. Doch nur in den idealen Regionen der Dichtung entstanden positive Gebilde von dauerndem Werthe. Auf dem Felde des praktischen Lebens in Kirche, Staat und Gesellschaft wurden mit Hülfe und auf Anregung unserer Literatur manche Mißstände beseitigt. Die aus dem Mittelalter ererbten Einrichtungen blieben im wesentlichen bestehen bis auf den heutigen Tag.

Die Leistungen der deutschen Fortschrittsmänner waren gewiß sehr verdienstlich. Wie wenig wahrhafter Muth denselben zu Grunde lag, zeigte sich aber nur zu bald. Als jenseits des Rheins die Bewegung ernstlich wurde, als die Fürsten für ihre Kronen, die Pfaffen für ihre Pfründen, der Adel für seine Vorrechte, die Beamten für ihre Besoldungen zu fürchten begannen, schlug die ganze Literatur Deutschlands nur zu schnell um.

So lange Friedrich II. in Preußen, Joseph II. in Oesterreich und viele andere Fürsten die freisinnige und vorwärts strebende Literatur der Deutschen duldeten oder selbst förderten, so lange die Träger derselben auf ein großes Publikum, auf Ruhm und Ehre rechnen konnten, gehörte sehr wenig Muth dazu, für den Fortschritt zu wirken. Die Prüfungszeit erschien erst, als es galt, dem von oben drohenden Ungewitter fürstlicher Ungunst die Spitze zu bieten. Nur wenige bestanden sie. Selbst Schiller konnte der Macht der Verhältnisse nicht widerstehen. Er schrieb die Glocke, worin er zwar das Familienleben anmuthig schilderte und pries, die große Freiheitsbewegung im Nachbarlande aber gleich den schlimmsten Fürstenknechten, verunglimpfte und lästerte.

Ein viertel Jahrhundert verging, bevor das deutsche Volk aus seinem durch Fürsten und Pfaffen künstlich erzeugten geistigen Schlummer erwachte (1813) und ein zweites, bevor es sich (1848) zu mannhafter That aufraffte und wenigstens einen Versuch machte, seine tausendjährigen Ketten zu brechen.

§ 50. Deutscher Jammer.

Die Geschichte der deutschen Höfe enthält zwar schon im Wesentlichen die Geschichte des deutschen Jammers, dessen letzte Ursache und Quelle dieselben waren. Allein um das Elend der Oesterreicher, Preußen, Baiern, Würtemberger, Sachsen und anderer deutscher Unterthanen in seinem innern Zusammenhange anschaulicher zu machen, widmen wir hier dem deutschen Jammer einen besondern Paragraphen.

Es war für Deutschland ein großes Unglück, daß es durch seine Fürsten in so viele Theile gespalten wurde, welche sich gegenseitig bekriegten, anfeindeten und an das Ausland verriethen. Die Zerstückelung in viele verschiedene landesherrliche Gebiete war an und für sich schlimm genug. Sie wurde aber durch den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus noch weit bedenklicher. Die Zwietracht der Deutschen, die Grundursache ihrer Leiden, stellte sich in dem dreihundertfach zerrissenen Zustande seiner Landesgrenzen offenkundig dar, und trat namentlich in den Kriegen dieses Zeitabschnitts zum Verderben und zum Schimpfe der Nation zu Tage.

Die Fürsten führten Eroberungskriege, trieben Menschenraub und Seelenverkauf in großem Maßstabe. Die Pfaffen beider Glaubensbekenntnisse bemühten sich, in die alte Finsterniß keinen Lichtstrahl dringen zu lassen. Sie hegten die Furcht vor dem Teufel nicht minder, als die Gottesfurcht, den Gespensterglauben eben so eifrig als den Wunderglauben. Der Adel begnügte sich nicht damit, seine Unterthanen auszusaugen, er schaute mit Verachtung auf Bürger und Bauern herab und betrachtete beide als eine tief unter ihm stehende Menschenklasse. Die Gerichte schritten nicht bloß gegen Mörder und Diebe, sondern mit größerer Vorliebe gegen Hexen und Zauberer ein. Die Tortur war das gewöhnliche Mittel zur Erforschung der Wahrheit, Rad und Galgen die gerühmtesten Stützen der Ordnung im Staate.

In unseren Tagen sind zwar manche Mißbräuche abgeschafft worden. In der Hauptsache ist aber alles noch beim Alten. An die Stelle von Hexenprozessen sind Hochverrathsprozesse getreten. Diese sind nicht besser als jene.

Der Jammer, den die bevorzugten Stände dem Volke bereiteten, war zwar groß aber den größern bereitete das Volk sich selbst durch seinen Stumpfsinn, indem es geduldig über sich ergehen ließ, was kein freiheitsliebendes Volk erträgt. Im ruhigen Gange der Entwickelung lassen sich nur kleine, niemals große Mißstände beseitigen. Der Druck, welcher die Folge Jahrhunderte alter Einrichtungen ist, wird nur durch eine Revolution entfernt. Nur ein Gewitter reinigt die verdorbene Luft, nur ein Sturmwind weht die Miasmen hinweg, unter welchen ganze Landstriche leiden.

Seit dem westphälischen Frieden war die Verfassung des deutschen Reiches mehr und mehr aristokratisch geworden, d. h. die kaiserliche Gewalt hatte ab-, die landesherrliche zugenommen. Doch waren die Rechtsverhältnisse der einzelnen Länder sehr verschiedenartig. Unter allen deutschen Ländern hatte das mecklenburg'sche am meisten von seinem Adel zu leiden. In keinem besaß dieser so große Vorrechte und die Landesherren ihm gegenüber so geringe Macht, als dort. In Preußen war die landesherrliche Gewalt am unumschränktesten. In den sogenannten freien Städten, in Würtemberg und einigen anderen Ländern hatte das Volk noch verfassungsmäßige Rechte. In Oesterreich war die fürstliche Gewalt durch Adel und Geistlichkeit in mannigfaltiger Weise beschränkt, in den geistlichen Staaten bildeten die Kapitel ein Gegengewicht gegen die Prälaten, welche zugleich Landesherren waren.

Das deutsche Reich als solches war thatsächlich eine aristokratische Republik. Die Macht des Kaisers war nicht größer, ja nicht einmal so groß, als diejenige der Dogen von Venedig oder Genua. Im Schooße des Reiches finden wir Republiken, Aristokratien und Monarchien in buntester Mischung neben einander. So schwach die Reichsgewalt auch war, und so wenig sie zum wohlverstandenen Besten der Nation leistete, schritt sie doch bisweilen ein, wenn dieser oder jener Landesfürst zu freches Spiel mit seinen Unterthanen trieb. Die Habsburger und Hohenzollern hatten nichts von ihr zu fürchten, wohl aber den Umständen nach die minder mächtigen Fürsten, wie z. B. der Herzog Karl von Würtemberg, oder Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, falls sie mit den bevorzugten Klassen ihrer Unterthanen in Streit geriethen.

Die landesherrliche Gewalt ist eine Usurpation gegenüber der kaiserlichen, die Gewalt des Adels und der Geistlichkeit eine Usurpation gegenüber der Nation. Auf Usurpation beruht der ganze thatsächliche Zustand in Deutschland. Nur einmal (in den Jahren 1848 und 1849) wurde die deutsche Nation in ihren Vertretern zu Rathe gezogen. Aber auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Rechtlosigkeit der deutschen Zustände in ihrer ganzen Nacktheit. Die mit Zustimmung der Fürsten berufene constituirende Versammlung wurde mit Waffen aus einander getrieben. In Deutschland giebt es daher nur thatsächliche, keine rechtliche Verhältnisse. Der rechtlose Zustand wird bleiben, bis die Nation sich einmal aufrafft, ihre Zwingherren zur Rechenschaft zieht, und eine neue Verfassung und Verwaltung gründet, welche aus der freien Wahl der Bürger hervorgeht.

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden: wer mehr zu leiden hatte, die Bewohner der größeren oder der kleineren Staaten Deutschlands? Die Laster der Fürsten waren groß da und dort. Unstreitig konnten sie sich aber an den Höfen der mächtigeren Fürsten in weiteren Kreisen geltend machen, als an den Sitzen der kleineren Herrscher. Dagegen war der Gesichtskreis beschränkter in Schwerin und Braunschweig, als in Berlin und Wien. Die mächtigeren Fürsten hielten ihre Unterthanen in festeren Ketten, als die minder mächtigen. Diesen konnten die Opfer zwingherrlichen Zornes leichter über die nahe Grenze entschlüpfen, als jenen. Dafür vermochte sich in einem kleinen Staate fast Niemand vor den Blicken der Tyrannen zu verstecken. In den kleineren Staaten wurden mehr Soldaten verkauft, in den größeren mehr gebraucht. In den kleineren Staaten hing mehr von der Individualität der Fürsten, in den größeren mehr von den im Laufe der Jahrhunderte getroffenen Einrichtungen ab.

Weder die Bewohner der großen noch der kleinen Staaten haben Grund, auf ihre Vergangenheit mit Selbstgefälligkeit zurück zu blicken. So viel ist übrigens gewiß, daß nicht in den großen, sondern in den kleinen Staaten einzelne Perioden friedlichen Still-Lebens, wie z. B. in Baden unter Karl Friedrich statt fanden, und daß auch hier die ersten Spuren politischer Mannhaftigkeit zu Tage traten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kleinstaaten Deutschlands ein verhältnißmäßig weit größeres Contingent zu den bevorzugten Geistern stellten, als Oesterreich und Preußen. Schiller und Göthe, Lessing und Leibnitz, vielleicht die vier glänzendsten Sterne am deutschen Firmamente dieses Zeitabschnitts, gehörten nach ihrer Geburt und ihrer Entwickelung den deutschen Kleinstaaten an.

Größere und kleinere Staaten hatten übrigens manche Leiden gemeinsam, abgesehen davon, daß die kleineren nothgedrungen an vielen Schicksalen der größeren, an deren Kriegen und an vielen friedlichen Einrichtungen derselben Theil nehmen mußten.

In der Geschichte des deutschen Jammers spielen der deutsche Adel und die deutsche Geistlichkeit die Hauptrollen. Beide Stände hatten um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts diejenige Bedeutung, welche sie im Mittelalter gehabt, verloren. Der Adel bildete nicht mehr, wie früher den Kern der Volksbewaffnung. Das Lehnwesen war,

insofern es einen Theil der wirklichen Staatsverfassung und Verwaltung ausgemacht hatte, untergegangen. An die Stelle der Lehensheere waren geworbene Truppen getreten. Geblieben waren davon nur die Lehensgüter, deren sich der Adel erfreute, ohne die früher mit denselben verbundenen Dienste mehr zu leisten. Der Adel hatte die Nutzungen der Lehen behalten, die Dienste aber, für welche sie ihm ertheilt worden waren, abgeschüttelt, und nicht zufrieden damit, da und dort noch Steuerfreiheit erlangt. Er war von dem früher nützlichen Stande der Krieger herabgesunken zu dem nutzlosen Stande der Drohnen, welche verzehren, ohne zu arbeiten.

Ganz ähnlich war diejenige Veränderung, welche mit der Geistlichkeit vorging. Im finstern Mittelalter war dieser Stand, trotz aller seiner Laster und Verderbnisse doch in der That lange Zeit der einzige gewesen, welcher als solcher sich mit Wissenschaften befaßte. Während des Reformations-Zeitalters hatte er schon gänzlich aufgehört, im Alleinbesitze der Wissenschaft zu sein, und später wurden die Pfaffen aller Orten die schlimmsten Gegner der Wissenschaft, weil sie wohl erkannten, daß der von ihnen gelehrte Glaube mit Vernunft und Wissenschaft unvereinbar sei.

Beide Stände hielten nur ihre Ehrenrechte und Besitzthümer fest, und wurden durch diese ihre thatsächliche Stellung gezwungen, dem fortschreitenden Geiste der Zeit mit immer wachsender Bitterkeit entgegen zu treten.

Es läßt sich bestimmt nachweisen, daß in mehreren Theilen Deutschlands der Adel und die Geistlichkeit zuerst den in ihrer Nähe wohnenden ärmeren freien Grundbesitzern verschiedene Abgaben und Lasten auferlegten und diese immer schwerer machten, bis die Bauern zu eigentlichen Leibeigenen herabgedrückt waren. Später, als die bevorzugten Stände die persönliche Freiheit ihrer Hörigen anerkennen mußten, was in Mecklenburg erst im Jahre 1820 geschah, erhielten sie sich im Besitze des Bodens ihrer Leibeigenen, und gaben sich den Anschein, als brächten sie ein großes Opfer, indem sie ihren Unterthanen, denen sie ihren Grund und Boden geraubt hatten, die persönliche Freiheit zurück gaben.

Auf diese Weise haben Adel und Geistlichkeit und deren Rechtsnachfolger fast im ganzen nördlichen und in einem großen Theile des südlichen Deutschlands ihre Landgüter und nutzbaren Rechte erworben. In den österreichischen Erbstaaten ist der Besitztitel des Adels und der Geistlichkeit noch schlechter. Er ruht dort fast durchgängig auf Gewaltstreichen der Regierung, welche dem alten Adel seine Güter entriß, um ihre gefügigen Werkzeuge für geleistete Henkers- und Schergendienste zu belohnen. Fast der ganze Grundbesitz des Adels und der Geistlichkeit beruht auf Betrug und Gewaltthat. Der deutsche Jammer muß fortdauern, bis die Nation zum Bewußtsein des ihr zugefügten Unrechts gelangt ist, und mit ihren Bedrückern Abrechnung hält.

Der Wohlstand eines Volkes ist eine der wichtigsten Grundlagen seines Glückes, allein nicht die einzige. Geistesbildung fällt noch schwerer in die Wagschale, obgleich sie ohne gewisse Erdengüter schwer zu erringen ist.

Was hat die Geistlichkeit für die unermeßlichen Summen, welche sie dem Volke abgepreßt, in dieser Beziehung geleistet? Hat sie der Nation für das ihr gereichte Geld und Gut Wahrheit, für die ihr gezollte Verehrung Wissenschaft gegeben?

Wir werden auf diese Frage noch weiter unten im letzten Abschnitte dieses Buches zurück kommen. Hier mögen einige Bemerkungen genügen, welche sich besonders auf die katholischen Theile Deutschlands beziehen.

Die Stammsitze des päpstlichen Aberglaubens in Deutschland sind Oesterreich und Baiern. Beide Länder standen während dieses ganzen Zeitabschnitts mit Ausnahme etwa der letzten anderthalb Jahrzehnte desselben unter der fast unbestrittenen Herrschaft des

Pfaffenthums. Jede Art des Unsinns, welche den habgierigen Mönchen Geld einbrachte wurde auf's eifrigste genährt und gehegt. Die Literatur, welche in diesen beiden Ländern blühte, bestand aus Schriften, wie z. B. „Teufelspeitsche," „christliche Handpistolen," „die geistlichen, Leib und Seele zusammenhaltenden Hosenträger u. s. w."

Als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einiges Licht nach Baiern drang, erließ der Kurfürst (1746) ein ausführliches Landverbot „gegen Aberglauben, Zauberei und Teufelsspuk." Dasselbe umfaßte aber nur einen sehr kleinen Theil des von den Pfaffen betriebenen religiösen Schwindels. Denn der größte Theil desselben galt in den Augen des Kurfürsten selbst noch für rechtgläubig und göttlich. Da die eigentliche Quelle des religiösen Unsinns nicht verstopft, vielmehr auf's sorgfältigste gehütet wurde, ließen sich diejenigen Ausflüsse derselben, als Weissagen aus Sternen, Krystallen, Ringen und Sieben im Schwange unmöglich unterdrücken. Die meisten christlichen Feiertage, namentlich Christfest und Thomastag, die meisten christlichen Symbole, insbesondere Kreuze und Weihwasser waren mit allen Arten des lächerlichsten Aberglaubens so fest verbunden, daß eine Trennung des von der Kirche gelehrten von dem durch sie selbst verdammten Unsinn nicht mehr möglich war.

Eine große Rolle in den religiösen Verirrungen der Katholiken spielten Alraunwurzeln und Farrensaamen, aus Todtengebeinen gebrannte Zauberpulver, mit welchen die verblendeten Menschen wähnten Wunder thun zu können. Schatzgräberei war eine ihrer größten Liebhabereien. Gewitter, Hagel, Ratten, Mäuse und anderes Ungeziefer glaubten sie bannen zu können. Der Wundsegen sollte hieb- und stichfest machen. Der Haut, in welcher ein Kind geboren worden war, schrieben die unglücklichen Opfer des Aberglaubens besondere Wunderkräfte zu. Man trug sie daher mit Vorliebe. Durch Zaubersprüche welche die Gläubigen an Thüren, Truhen, Bettpfosten und anderem Hausgeräthe anschrieben, vermeinten sie, ihre Habe wider die Macht des Satans zu schützen. Eltern zogen den priesterlichen Segen der ärztlichen Hülfe am Krankenbette ihrer Kinder vor. Oft bildeten sich Bauern ein, ihr Vieh sei behext und gaben es dann entweder verloren, oder bezahlten einen Hexenmeister, um es zu retten, oder warfen ihren Groll auf irgend einen unschuldigen Menschen, von dem, wie sie wähnten, das Unheil ausging. Waffen aus Ketten gehenkter Verbrecher, Nadeln von Kleidern, welche Leichname in den Särgen getragen hatten, und hundert anderen ähnlichen Gegenständen wurde eine eigenthümliche, wunderbare Kraft zugeschrieben. Waffensalben, welche selbst die in größter Entfernung geschlagenen Wunden heilen sollten, standen hoch im Preise. Viele Klöster machten glänzende Geschäfte mit geweihten Kräutern, Lukaszetteln und Brustsäckchen, welche die Pfaffenknechte auf dem Leibe trugen, um sich gegen Teufel und Hexen fest zu machen. Das Benedictiner-Kloster Scheyern verkaufte z. B. deren jährlich an 40,000 in Zwillich und Seide. Besonders eifrig beförderten die Kapuziner alle diese Arten des Aberglaubens, welcher ihnen reichliche Spenden einbrachte, und zu dessen Ausbreitung ihnen ein päpstliches Privilegium vom Jahre 1652 große Dienste leistete.

Alle diese und hundert andere Sorten des Aberglaubens hatte das Volk mit der Muttermilch eingesogen. Die Mütter hatten aber den Unsinn nicht aus sich selbst geschöpft, sondern von den Pfaffen, denen er gute Zinsen trug, eingetrichtert erhalten. Auch viele Protestanten nahmen an diesen Abgeschmacktheiten Theil. Allein da sie durchschnittlich den Mönchen, diesen eifrigsten Beförderern des Aberglaubens, kein Vertrauen schenkten, waren sie doch nicht in gleichem Maße, als die Katholiken den Gaunereien verschmitzter Bösewichter preis gegeben.

Die unmittelbare Folge des Aberglaubens ist immer eine Verstimmung der Gefühlswelt und der Phantasie und eine Verdüsterung des Verstandes. In ihrer künstlich erzeug-

ten Angst sind die armen Menschen zu allen Zeiten bereit gewesen, Hab' und Gut, ihre eigene und ihrer Kindheit Freiheit den tückischen Pfaffen zu opfern, welche ihnen Schrecken eingejagt hatten, sich aber stellten, als wollten sie ihre Schaafe von drohenden Gefahren erretten.

Erst gegen Ende dieses Zeitabschnitts fingen die katholischen Fürsten Deutschlands an, etwas duldsamer zu werden. Furchtbar hatten aber viele Provinzen, namentlich die Pfalz seit 1680, Salzburg in den Jahren 1733 und 1740, Oesterreich noch unter Maria Theresia um der Religion willen zu leiden.

Die dem äußern Anscheine nach übersinnlichen, in der That aber sehr sinnlichen Bestrebungen des Pfaffenthums treffen mit denjenigen, welche ohne Umschweife sich als sinnliche kund thun, sehr nahe zusammen. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß jene sich in einen Dunst hüllen, diese nicht. Beide sind gleich wenig geeignet, die edlere Natur des Menschen zu entwickeln. Die wahrhaft humane Geistesrichtung besteht in der Unterordnung der thierischen Triebe unter die sittlichen Gefühle und das Denkvermögen. Im gewöhnlichen Leben machen sich die materiellen Menschen sehr breit. Meistentheils gehen sie Hand in Hand mit dem Pfaffenthum, obgleich sie an dasselbe nicht glauben. Bisweilen sagen sie sich aber von demselben los und suchen, der Ansicht Geltung zu verschaffen, als wenn die ganze menschliche Entwickelung sich um die Frage drehe, ob das Ziel des Menschen ein sinnliches, oder ein materielles sei. Sinnlichkeit und Uebersinnlichkeit, Materialismus und Supernaturalismus erschöpfen aber keineswegs das ganze Gebiet menschlichen Strebens. Im Gegentheile liegt in der Mitte dieser beiden Grenzpfähle die höhere und edlere Natur des Menschen, welche die Sinnlichkeit auf der sie ruht, nicht verschmäht, aber in die ihr gebührende untergeordnete Stellung bringt, die Uebersinnlichkeit, deren Gefahren sie kennt, nicht den Pfaffen irgend eines Glaubens anheimgiebt, vielmehr in das nebelhafte Gebiet der Phantasie und in die bewegte Sphäre der Gefühle verweist, folglich von dem praktischen Leben möglichst ferne hält, und niemals ihr den Vorzug vor der fest begründeten Wissenschaft einräumt, vielmehr im Zwiespalt zwischen beiden, immer der Wissenschaft den Vorzug vor dem Glauben giebt.

Der Mensch, welcher blos nach sinnlichen, materiellen Gütern strebt, läßt seine besten Kräfte unentwickelt und verzichtet auf die reinsten Genüsse. Wer sich in das Labyrinth der Uebersinnlichkeit vertieft, stürzt sich führerlos in eine Welt, die er nicht versteht, und nach seiner Natur nicht verstehen kann.

Vaterland, Freiheit und Recht sind Begriffe, deren der Mensch fähig ist. Sie zeigen uns ein Feld erhabener Thätigkeit, während dasjenige der Sinnlichkeit sehr schmutzig, dasjenige der Uebersinnlichkeit sehr unsicher ist. Beide Gebiete begegnen sich im Sumpfe, dessen einzige Leuchten Irrlichter sind. Das Ziel wahrer Humanität geht nicht über diese Erde, nicht über die Menschen-Natur hinaus. Der vernünftige Mensch strebt, in richtiger Würdigung der verschiedenen, in der Menschenbrust ruhenden Kräfte, das einzelne Individuum und die ganze Gesellschaft auf die höchste Stufe des Wohlstands, der Bildung und der Freiheit zu stellen, deren sie fähig sind.

Der Sprossen der Leiter, welche von der Knechtschaft zur Freiheit, von dem Aberglauben zu vernünftiger Erkenntniß führen, sind viele. In verschiedenen Zeitaltern sind die Nationen nicht gleichmäßig befähigt, auf denselben hinan zu klimmen.

Wie wir vollständig berechtigt sind, von den jammervollen Zuständen des achtzehnten Jahrhunderts zu sprechen, so werden unsere Enkel von den trübseligen Verhältnissen des neunzehnten viel, weit mehr, als wir, zu erzählen wissen. Verkehrt und lächerlich ist nur der Wahn, als liege die gute Zeit hinter uns, und als hätten wir, gleich den Krebsen, rückwärts zu gehen, um vorwärts zu kommen.

Die Schattenseiten der Vergangenheit, insofern sie sich noch ganz oder theilweise erhalten haben, muß jeder denkende Mensch bekämpfen. An den großen Charakteren der Vorzeit wird er sich ein Muster nehmen. Allein in den Zuständen früherer Jahrhunderte wird er nur weniges finden, was der Erhaltung werth wäre. Die Sklaverei des Alterthums und die Leibeigenschaft des Mittelalters sind noch immer nicht überwunden. Das römische Recht ruht wesentlich auf der ersteren, das deutsche auf der letzteren. Das Königthum ist ein Kind der Sklaverei, Adel und Pfaffenthum sind Folgen der Leibeigenschaft. Die meisten unserer bürgerlichen und bäuerlichen Einrichtungen sind Kinder jener drei Anstalten, Enkel der Sklaverei und der Leibeigenschaft. Diese können erst schwinden, wenn die Sonne der Freiheit über die alte und die neue Welt aufgehen, wenn der Staat weder auf Kaisern noch Königen, weder auf Adel noch Pfaffen, sondern nur auf gleichberechtigten Bürgern ruhen wird.

Fünfter Abschnitt.

Die katholischen Reiche.

§ 51. Spanien.

Die bigott katholischen Reiche, denen es gelungen war, die Reformation von ihrem Schooße fern zu halten, ernteten in diesem Zeitabschnitte mehr und mehr die Früchte ihrer Saaten. Sie sanken in eine immer tiefere innere Erschlaffung, von welcher vor allen anderen ihre eigenen Herrscher am stärksten ergriffen wurden. Diejenigen Einflüsse, unter welchen die Völker standen, wirkten auch auf die Könige. Schwerlich saßen jemals auf zwei benachbarten Thronen zwei Reihen von Fürsten, welche gleich unfähig waren, als die Könige, welche im Laufe dieses Zeitabschnitts Spanien und Portugal zu beherrschen die Aufgabe hatten, ungeachtet das Haus Braganza in Portugal erst im Jahre 1640 und das Haus der Bourbonen im Laufe dieses Abschnitts in Spanien zur Herrschaft gelangte. Vergebens waren die Bemühungen zahlreicher Ausländer von Talent, welche wie z. B. Schomberg und von der Lippe in Portugal, Orvi, Alberoni, Ripperda und andere in Spanien der trägen Masse der Bewohner der pyrenäischen Halbinsel einiges Leben einzuhauchen bemüht waren.

Alle Einrichtungen in Staat, Kirche und Gesellschaft waren darauf berechnet, den Geist des Menschen in Ketten und Bande zu schlagen. Wie hätte er sich frei bewegen, wie seine Fittige entfalten können? Es gehörte eine heroische Kraft dazu, durch das Ableiern des Rosenkranzes nicht den Verstand, durch den Anblick der Auto-da-fe's nicht das menschliche Gefühl und durch Beichte und die anderen den Gläubigen auferlegten Frohndienste nicht alles Selbstbewußtsein zu verlieren. Durch die Pfaffen verfinstert und geschwächt, trat der Jüngling in's bürgerliche Leben ein, welches von den starren Formen eines despotischen Königthums und eines hochmüthigen Adels beherrscht wurde. Zur Zeit Karl's V. und Philipp's II. richtete sich der Spanier an dem Gedanken auf, daß er in seiner Hand die Wage halte, auf welcher die Geschicke der Menschheit gewogen würden. Doch nur zu bald verflog auch dieser Trost. Im Laufe des ganzen Zeitabschnitts von 1648—1789 konnten die Spanier niemals und nirgends auch nur den Ausschlag in den

Kämpfen der Großmächte Europa's geben. Der Glaube, welchem sie alles geopfert hatten: ihre Freiheit, ihren Wohlstand, ihre Bildung — hörte auf, der Angelpunkt zu sein, um welchen sich die Geschicke Europa's drehten. Eine neue Weltanschauung brach sich Bahn, durch welche die Religion überhaupt und zumal die katholische mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Spanier, welche mit der Zeit nicht gleichen Schritt hielten, blieben auf allen Gebieten menschlichen Strebens hinter den übrigen Völkern: Engländern, Franzosen, Deutschen, Holländern, Schweizern und Nordamerikanern zurück. Der innere Zerfall ihres Gemeinwesens that sich äußerlich schon dadurch kund, daß sie alle ihre Besitzungen außerhalb ihrer Landesgrenzen in Europa und selbst innerhalb derselben Gibraltar aufgeben mußten. Die Verluste in der alten Welt waren die Vorboten derjenigen, welche sie im folgenden Zeitabschnitte in der neuen erlitten.

Den westphälischen Frieden hatte Spanien durch Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande erkaufen müssen. Dieses Opfer machte übrigens nur dem Kriege mit einem seiner Feinde ein Ende. Der Kampf mit Frankreich*) dauerte bis zum pyrenäischen Frieden (1659) und dieser legte, ganz abgesehen von den unmittelbaren Verlusten, die er in seinem Gefolge hatte, den Grund zu neuen, weit größeren, welche vor Ablauf eines halben Jahrhunderts die spanische Monarchie betrafen. Indem Ludwig XIV. die älteste Tochter Philipp's IV., Maria Theresia, als Gatttin gewann, eröffnete er seinem Hause die Aussicht auf den spanischen Thron. Zwar leistete die Infantin Verzicht auf ihr Nachfolgerecht. Allein ohne Zweifel dachte Ludwig damals schon daran, daß es nicht schwer sein würde, eine derartige Verzichtleistung als nichtig zu bezeichnen.

Mit den Engländern schloß Philipp IV. keinen Frieden. Sie blieben im Besitze von Jamaica in Westindien und von Dünkirchen in den Niederlanden. Die Spanier konnten nicht hoffen, diese beiden hochwichtigen Besitzungen wieder zu gewinnen und gaben dieselben stillschweigend auf.

Portugal war nach dem pyrenäischen Frieden das einzige Reich, mit welchem der Madrider Hof noch Krieg führte. Spanien war so schwach, daß es mit seiner ganzen Macht nichts gegen diesen kleinen Nachbarstaat ausrichten konnte, und endlich (1668) dessen Unabhängigkeit anerkennen mußte. In Amerika an den Ufern des La Plata fanden jedoch noch lange Zeit Grenzstreitigkeiten statt, welche sich mit geringen Unterbrechungen bis in das letzte Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts (1778) fortschleppten.

Bei Philipp's IV. Tode (1665) zählte sein einziger noch lebender Sohn Karl II. erst drei Jahre. Das Kind war von Geburt an schwächlich und kränklich. Schon damals war daher voraus zu sehen, daß Karl ohne männliche Nachkommen sterben würde. Für diesen Fall hatte Philipp seine zweite mit Leopold I. vermählte Tochter Margarethe, deren Erben, deren Gemahl und dessen Erben in erster Reihe, den Herzog von Savoyen, welcher von Philipp's II. Tochter, Katharina, abstammte, in zweiter Reihe zu Nachfolgern seines Sohnes ernannt. Erst in dritter Reihe sollte Maria Theresia, Ludwig's XIV. Gattin und deren Nachkommen einen Anspruch auf den spanischen Thron haben.

Während der Minderjährigkeit Karl's II. führte dessen Mutter Marianna von Oesterreich, ein beschränktes und schwaches Weib die vormundschaftliche Regierung. Unfähig zu herrschen, überließ sie ihren Günstlingen die Zügel der Regierung. Der Jesuit Neidhard, welcher zugleich der Beichtvater der Königin und Großinquisitor war, erregte so großes Mißvergnügen am Madrider Hofe, daß seine Gönnerin ihn (im Jahre 1668) entlassen mußte. Nach Neidhard trat eine seiner Kreaturen, Don Fernando de Valenzuela an die Spitze der Regierung. Doch auch dieser konnte sich nicht lange auf seinem Posten behaup-

*) Siehe oben § 3 S. 13.

ten. Im Jahre 1675 hörte die vormundschaftliche Regierung auf und Karl II., damals erst vierzehn Jahre alt, sollte selbst das Steuerruder führen.

Schon im Januar des folgenden Jahres wurde Valenzuela gestürzt. Er mußte nach den Philippinen, die Königin Mutter in ein Kloster nach Toledo wandern. Don Juan, ein unehelicher Sohn Philipp's IV., welcher für den größten spanischen Feldherrn damaliger Zeit galt und längst darnach gestrebt hatte, die Herrschaft über Spanien an sich zu reißen, wurde von seinem Bruder zum Premierminister ernannt. Obgleich er ungewöhnliche Talente besaß und den regen Willen hatte, sein Vaterland aus dem Zustande der Erniedrigung, in den es versunken war, wieder aufzurichten, so vermochte doch auch er nichts Bedeutendes zu leisten. Er hatte das Ziel seiner Wünsche nur erreicht, um sich aus eigener Anschauung von der trostlosen Lage des Landes zu überzeugen. Don Juan starb, gebrochenen Herzens, im September 1679.

Zwei schimpfliche Kriege mit Frankreich waren mit großen Opfern beendet worden.*) Durch die Friedens-Verträge von Aachen und Nimwegen verlor Spanien ansehnliche Landestheile. Die Kämpfe, welche diesen beiden Verträgen vorher gegangen waren, raubten Spanien die letzten Reste seines frühern militärischen Ruhmes.

Schon wenige Jahre nach dem Frieden von Nimwegen begann Ludwig XIV. seine sogenannten Reunionen, welche der spanischen Monarchie wiederum theuer zu stehen kamen.†) Neue Opfer legte ihr der Friede von Ryswick auf. Unter diesen war für Spanien der Verlust der größeren Hälfte der Insel St. Domingo, welche damals an Frankreich fiel, am empfindlichsten.

Während Ludwig XIV. sich anfangs damit begnügte, einzelne Städte und Landstriche von Spanien loszureißen, bereitete er seine weit aussehenden Pläne, welche seinem Hause die ganze spanische Monarchie unterwerfen sollten, mit großem Eifer und seltener Schlauheit vor.

Kaum war der Frieden von Ryswick abgeschlossen, als Ludwig XIV. ernstliche Anstalten traf, für den Fall des kinderlosen Todes Karl's II. dessen Krone an sich zu reißen. Karl II. konnte voraussichtlich nicht lange mehr leben, und da er keine Kinder hatte, entstand die große Frage, wer ihm nachfolgen sollte? Die Töchter Philipp's IV., Maria Theresia, Ludwig's XIV. Gemahlin und Margaretha, Leopold's I. Kaisers von Deutschland Gattin, waren nicht mehr am Leben. Beide hatten jedoch Nachkommen hinterlassen. Der Dauphin von Frankreich war Maria Theresien's Sohn. Margaretha's Tochter, Maria Antoinette, Kurfürstin von Baiern, war gestorben, doch hatte sie ein Sohn überlebt, der Kurprinz Joseph. Neben dem französischen und dem bairischen Hause machte auch das österreichische Anspruch auf die Thronfolge in Spanien. Kaiser Leopold hatte, gleich Ludwig XIV., schon seit lange daran gearbeitet, seiner Familie die reiche Erbschaft zuzuwenden. Als seine Tochter Marie Antoinette den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern ehelichte, hatte er sie auf ihre mütterliche Erbschaft Verzicht leisten lassen. Doch da dieser Akt weder von dem spanischen Könige, noch von den Cortes genehmigt worden, war die spanische Nation an denselben in keiner Weise gebunden. Manche Geschichtschreiber sahen sogar in dem Tode der französischen Gemahlin Karl's II., welcher im Jahre 1689 erfolgte, und in der Heirath Karl's II. mit der Pfalzgräfin von Neuburg, zwei durch das österreichische Haus herbeigeführte Ereignisse, welche diesem den spanischen Thron sichern sollten. Kaiser Leopold war durch seine Mutter Maria Enkel Philipp's III. von Spanien. Er und seine Söhne waren die letzten männlichen Nachkommen der unglücklichen Johanna§), der Gattin Philipp's des Schönen. Aus beiden Gründen streckte er

*) S. oben § 3, S. 17 ff. †) S. oben § 4, S. 25 f.
‡) S. oben § 4, S. 28. §) S. B. VII. §§ 57 58, S. 381 ff.

für den Fall des Todes Karl's II. die Hand nach der spanischen Krone, die er übrigens, um nicht Besorgnisse vor der Uebermacht seines Hauses zu erregen, seinem zweiten Sohne Karl überlassen wollte.

Lange Zeit setzten die von den verschiedenen Thronbewerbern ausgehenden Ränke den Madrider Hof in Bewegung. Bis kurz vor dem Tode Karl's II. hatten die Bourbonen sehr wenig Aussicht, den Sieg davon zu tragen. Doch die Diplomatie Ludwig's war die feinste der damaligen Zeit. Sie überlistete alle übrigen Kabinette. Der erste Faden zu dem Netze, in welchem der König von Frankreich endlich die spanische Krone fing, bestand in einem Theilungsvertrag, den er mit Wilhelm III. für England und Holland abschloß, und welchem später Leopold I. beitrat. Die spanische Monarchie sollte, so bestimmten diese drei Fürsten, zwischen den Häusern Baiern, Bourbon und Habsburg getheilt werden. Sobald dieser Vertrag unterzeichnet war, gab Ludwig XIV. dem Madrider Hofe davon Kenntniß und schob die Schuld desselben auf den König von England. Um die Theilung zu vermeiden, machte Karl II. ein Testament, in welchem er den Kurprinzen Joseph von Baiern zu seinem Nachfolger ernannte. Dieser starb jedoch, als er im Begriffe stand, sich nach Spanien einzuschiffen. Sein Vater, der Kurfürst Max Emanuel beschuldigte unverholen den österreichischen Hof, seinem Sohne Gift gemischt zu haben. Im März 1700 schlossen England, Frankreich und Oesterreich einen zweiten Theilungsvertrag ab. Auch von diesem gab Ludwig XIV. dem Madrider Hofe sofort Nachricht. Noch immer hatte aber die österreichische Partei das Uebergewicht in Spanien. Karl II. schickte einen Courier nach Wien, mit dem Versprechen, den Erzherzog Karl zu seinem Nachfolger ernennen zu wollen, falls dieser mit 15,000 Mann Truppen nach Spanien kommen würde. Leopold nahm dieses Versprechen an, schickte aber weder Truppen noch seinen Sohn nach Madrid. Der Graf von Harcour, welcher das Interesse Ludwig's XIV. mit weit größerer Gewandtheit vertrat, täuschte den Grafen Harrach, den österreichischen Gesandten. Er bewirkte, daß Karl II. unterm 2. Oktober 1700 einen letzten Willen zu Gunsten Philipp's von Anjou machte und den zum Vortheile des österreichischen Hauses gemachten verbrennen ließ. Einen Monat darauf (3. November 1700) starb der letzte spanische König aus dem Hause Habsburg. Ludwig XIV. setzte seinen Enkel in den Besitz der spanischen Krone. Der Erbfolgekrieg brach aus*), welcher dem Hause Habsburg unermeßliche Opfer an Menschen und Geldmitteln kostete, die es sich hätte ersparen können, wenn es zur rechten Zeit eine kleine Heeresabtheilung nach Spanien geschickt hätte.

Mit Hülfe seines Großvaters setzte sich Philipp so fest in Spanien, daß, als später (1704) der Erzherzog Karl an der Spitze eines englisch-holländischen Heeres in der pyrenäischen Halbinsel landete, er von den Spaniern als Feind betrachtet wurde, dessen Verbindung mit den protestantischen Seemächten und Portugal ihm in den Augen der Nation großen Schaden that. Nur in Catalonien fand er unter dem Volke einigen Anhang. Die einzige kriegerische Operation, welche dauernde Folgen hatte, war die Einnahme von Gibraltar. Sie gereichte aber dem Erzherzog Karl nicht zum Vortheil. Die Engländer behielten diese Festung für sich, machten sie uneinnehmbar und besitzen sie noch heutigen Tages. Alle übrigen Eroberungen, welche Karl und seine Bundesgenossen in Spanien machten, gingen früher oder später wieder verloren. Die Catalonier büßten zur Strafe für die feindliche Stellung, welche sie dem neuen bourbonischen Könige gegenüber eingenommen hatten, die letzten Reste ihrer mittelalterlichen Freiheiten ein.

Unter dem Namen seines Enkels herrschte in Spanien Ludwig XIV., auf welchen der größere Theil der Lasten des Krieges fiel, da der Hof von Madrid weder Finanzen noch Trup-

*) S. oben § 5 S. 37.

pen hatte, mit denen es den Verbündeten die Spitze bieten konnte. Der Franzose Orri wurde Finanzminister. Philipp V. empfing aus den Händen seines Großvaters Maria Luise Gabriele von Savoyen, die jüngere Schwester seiner Schwägerin, der Herzogin von Burgogne, zur Frau, welche bald eine fast unumschränkte Herrschaft über ihren Gemahl erlangte und ihrerseits wieder von der ihr als Oberhofmeisterin beigegebenen Prinzessin Orsini geleitet wurde. Der französische Botschafter nahm Platz im spanischen Geheimerathe und schrieb diesem Gesetze vor, während Philipp selbst sie von seiner Frau und deren ersten Hofdame empfing.

Ludwig XIV. hatte bei allen diesen Einrichtungen dem spanischen Nationalstolze zu wenig Rechnung getragen. Philipp sah sich genöthigt (1709), den französischen Botschafter aus seinem Geheimerathe zu entfernen, und den Finanzminister Orri zu entlassen. Da übrigens die Prinzessin Orsini am Madrider Hofe blieb, herrschte Ludwig XIV. nach wie vor durch sie in Spanien, wenn auch unter weniger verletzenden Formen.

Durch den Utrechter Frieden*) wurde nach einem zwölfjährigen blutigen Kriege die spanische Monarchie zerrissen. Die beiden Theilungsverträge, welche so großen Unwillen erregt hatten, wurden in der Hauptsache verwirklicht, nur mit dem Unterschiede, daß weder ein bairischer, noch ein österreichischer, sondern ein französischer Prinz den Löwenantheil erhielt.

Philipp V. war ein schwacher und unfähiger Mensch. So lange seine erste Frau lebte, stand er unter deren Herrschaft. Die Königin starb (1714). Unter Vermittelung des parmesanischen Gesandten Alberoni nahm die Prinzessin Elisabeth von Parma den Platz Maria Luisens ein, nachdem die Orsini die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Philipp ihr denselben nicht einräumen würde. Elisabeth trieb sofort ihre Nebenbuhlerin zum Lande hinaus und beherrschte von diesem Augenblick an ihren Gemahl und Spanien. Sie erhob Alberoni zum Premierminister und dachte nur daran, für sich selbst und ihre Kinder Eroberungen in Italien zu machen.

Das unglückliche Spanien, welchem der Erbfolgekrieg tiefe Wunden geschlagen hatte, wurde in neue Kämpfe gestürzt, deren Zweck nur war, den Ehrgeiz eines herrschsüchtigen Weibes zu befriedigen.

Die Ränke, welche Alberoni gegen den Regenten von Frankreich spann, wurden nicht vom Erfolge gekrönt†), so wenig als der Krieg, welchen Spanien (1717) an Oesterreich erklärte, obgleich das Haus Habsburg damals mit den Türken zu kämpfen, daher Mühe hatte, Truppen nach Italien zu senden. Frankreich schloß mit England und Holland eine Triple-Allianz gegen Spanien, welcher später Oesterreich beitrat. An der Spitze aller dieser Reiche standen aber damals keine kriegerischen Männer. Alle waren zum Frieden geneigt. Dieser kam leicht zu Stande, da es sich nur um italienische Provinzen handelte. Alberoni mußte vom Schauplatze abtreten (5. December 1719). Parma und Toscana wurden der Königin Elisabeth und deren Erben zugesichert. Der Herzog von Savoyen mußte Sicilien gegen Sardinien austauschen. Später gingen aber doch die weiter reichenden Pläne Alberoni's in Erfüllung.

Die französische Krone ruhte damals auf dem Haupte eines Kindes, dessen Leben mehr als einmal von Krankheit bedroht war. Für den Fall seines Todes hoffte Elisabeth Königin von Frankreich zu werden. Um dazu alles vorzubereiten, bewirkte sie, daß ihr Gatte (1724) die Krone zum Vortheil seines ältesten Sohnes Ludwig nieder legte. Ludwig von Frankreich wurde wieder gesund, Ludwig von Spanien starb. Schon nach acht Monaten ergriff Philipp die nur zum Scheine aufgegebene Krone wieder.

Mit neuem Eifer betrieb die Königin die Entwürfe, welche sie mit Alberoni gemacht

*) S. oben § 5 S. 37. †) S. oben § 7 S. 47 f.

hatte. Baron Ripperda bot sich ihr als williges Werkzeug an. Doch fiel er schneller und tiefer, als Alberoni. Er starb, nachdem er vom Protestantismus zum Katholicismus und Islam übergegangen war in den Diensten des Pascha von Tetuan.

Der polnische Erbfolgekrieg gab endlich der Königin Elisabeth die erwünschte Gelegenheit, das Ziel ihrer Wünsche, wenn nicht ganz, doch zum größten Theile zu erreichen. Während die österreichischen Streitkräfte durch die Franzosen in Anspruch genommen wurden, sandte sie ein Heer nach Italien, woselbst die habsburg'sche Herrschaft sehr verhaßt war, und eroberte ohne große Mühe das ganze Reich Neapel und Sicilien. In den Friedens-Präliminarien (1735) trat Karl VI. seine Besitzungen in Unter-Italien an den Herzog von Parma, Elisabeth's Sohn ab. Die Herzogthümer Parma und Piacenza und der Rückfall von Toskana waren eine geringe Entschädigung für diese Verluste. Die Königin Elisabeth war übrigens mit diesen Bedingungen noch nicht zufrieden, und nahm sie erst im Jahre 1736 an. Die Unterhandlungen zu Wien dauerten bis zum Jahre 1739 fort, ohne jedoch zu wesentlichen Aenderungen in den Präliminarien zu führen.

Der Friede war nicht von langer Dauer. Die Handelsvortheile, welche Spanien den Engländern im Utrechter Frieden eingeräumt, hatten seit langer Zeit zu mancherlei Zwistigkeiten geführt, welche endlich (1739) sich zu einem offenen Kriege steigerten. Ein Jahr darauf starb Karl VI. von Deutschland. Der österreichische Erbfolgekrieg brach aus, welchen die Königin Elisabeth nicht ungenützt vorübergehen ließ. Im Laufe desselben (1746) starb Philipp V. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand VI., welcher friedlicher gesinnt war. Allein die Ränke seiner Stiefmutter erschwerten die von dem Könige eingeleiteten Unterhandlungen. Im Frieden zu Aachen (1748) erhielt der zweite Sohn der Königin Elisabeth, der Infant Philipp die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, von welchen die zwei ersten an Oesterreich, das letztere an Savoyen kommen sollten, falls durch den Tod Ferdinand's VI. Karl auf den spanischen und Philipp auf den neapolitanischen Thron berufen würde. So erreichte die ehrgeizige Elisabeth am Ende doch das Ziel ihrer Wünsche. Spanien hatte keinen Vortheil davon, obgleich mit seinem Blute und seinen Schätzen die Kriege geführt wurden, welche die Mutter anzettelte, um ihren Söhnen Kronen zu erobern.

Ferdinand VI. versank frühzeitig in einen an Blödsinn grenzenden Zustand, doch auch in diesem blieb er seinem Widerwillen gegen nutzlose Kämpfe treu. So lange er lebte, nahm Spanien keinen Theil an dem siebenjährigen Kriege, welcher die alte und die neue Welt in ihren Grundfesten erschütterte. Sein Halbbruder Karl, welcher ihm (1759) folgte, war kriegerischer. Er setzte es durch, daß Neapel nicht an seinen Bruder Philipp, sondern an einen seiner Söhne fiel. Der älteste, Philipp, war blödsinnig, der zweite, Karl sollte ihm in Spanien nachfolgen. Der dritte, Ferdinand wurde König von Neapel und Sicilien.

Karl III. ließ sich durch Choiseul bestimmen, jenen unglücklichen Familienvertrag abzuschließen, dessen Folge war, daß Spanien im Pariser Frieden die beiden Florida's abtreten und das Recht der Engländer, in Honduras Campeche-Holz zu schlagen, anerkennen mußte.

Nach wiederhergestelltem Frieden machten mehrere Minister, namentlich Squilaci und Aranda, Versuche, den spanischen Staatshaushalt in einige Ordnung zu bringen. Allein dieselben scheiterten an der Uebermacht des Pfaffenthums, welches, im Bunde mit dem verdummten Pöbel von Madrid dem Könige solche Angst einjagte, daß er seine tüchtigsten Rathgeber entließ. Doch entgingen die Jesuiten nicht dem ihnen drohenden Verhängniß. Sie wurden (1767) aus Spanien und dessen Kolonien verbannt und nach Civita-Vecchia gebracht.

Aranda gab sich alle erdenkliche Mühe, die darnieder liegenden Gewerbe, Handel und Ackerbau zu beleben. Es gelang ihm, die verödete Sierra Morena durch Kolonisten aus Deutschland, Italien und der Schweiz von neuem zu bevölkern. Doch fiel er, gleich Squilaci, inmitten seiner gut gemeinten Bestrebungen als Opfer pfäffischer Wuth. Die Inquisition verurtheilte sogar einen seiner verdienstvollsten Gehülfen, Don Pablo Olavide, zwar nicht zum Scheiterhaufen, wie sie in früheren Zeiten zu thun pflegte, allein zum Verluste seines Amtes und Vermögens, zu achtjährigem Gefängnisse nebst vielen entehrenden Beigaben.

Krieg und Frieden gereichten, wenn auch in verschiedener Weise, dem unglücklichen Lande zum Verderben. Die Kämpfe, in welche Spanien durch Elisabeth verwickelt worden war, brachten Spanien keinen Zuwachs an Macht, obschon die Söhne der Königin durch dieselben Kronen in Italien erwarben. Der Familienvertrag mit Frankreich hatte dem Lande neue Verluste zugezogen. Kaum war das Schwert in die Scheide gesteckt, so versank die Nation in ihre frühere Erschlaffung zurück, aus welcher sie Niemand erwecken konnte, weil alle, die es versuchten, schon bei ihren ersten Bemühungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen. Wohlstand ist mit Pfaffenherrschaft, Bildung mit der Inquisition, Freiheit mit Despotismus unvereinbar. Der Haß, welchen der spanische Hof England widmete, verblendete das Madrider Kabinet. So sehr die Interessen beider Regierungen in anderen Dingen auseinander lagen, darin stimmten sie überein, daß beide Höfe nur durch Gewalt ihre amerikanischen Kolonien in Unterwürfigkeit erhalten konnten. Indem Spanien (1779) an dem Kriege Theil nahm, welchen die Freiheitsbestrebungen der nordamerikanischen Provinzen entzündet hatten, indem es das Gewicht seiner Streitkräfte in die Wagschale wider England legte, und somit die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerika's befestigen half, bereitete es selbst jene Bewegungen vor, welche ein halbes Jahrhundert später die Befreiung seiner amerikanischen Kolonien herbeiführten. Vergebens waren alle Angriffe, welche die französisch-spanischen Flotten und Heere auf Gibraltar machten. Sie wurden abgeschlagen. Die Feste blieb den Engländern. Allein die Insel Minorca, welche ihnen abgenommen worden war, und West-Florida fielen an Spanien zurück. Ost-Florida tauschte das Madrider Kabinet gegen die Bahama-Inseln ein, überdieß mußten sich die Engländer bedeutende Gebietsabtretungen in Honduras gefallen lassen. Der Frieden von Versailles (1783) war der vortheilhafteste, welchen Spanien seit Jahrhunderten abgeschlossen. Der Madrider Hof hatte aber die Bestimmungen desselben nicht der eigenen Kraft, sondern den Verhältnissen beizumessen, welche einen großen Theil Europa's und Amerika's im Kampfe gegen England vereinigten. Die Nachwehen blieben für Spanien nicht aus. Sie bestanden in dem Verluste seiner sämmtlichen Besitzungen auf dem Festlande von Amerika.

Florida Blanca, welcher (seit 1775) an der Spitze der spanischen Regierung stand, befolgte, wenn auch mit größerer Vorsicht und geringerer Entschiedenheit, in der Hauptsache das System Aranda's. Ganz Europa hatte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts rasche Fortschritte auf der Bahn der Entwickelung gemacht. Spanien wurde mit Gewalt vorwärts getrieben. Es konnte dem Strome der Zeit nicht vollständig widerstehen. Es blieb aber noch immer hinter seinen Nachbarstaaten im Osten und Norden zurück. Die Inquisition konnte nicht mehr so viele Opfer schlachten, wie früher, allein es war Schimpf und Schande genug, daß sie noch bestand. Florida Blanca schaffte manche Mißbräuche ab. Es blieb aber im wesentlichen der alte Despotismus, wie ihn Philipp II. eingeführt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er die alte Kraft verloren hatte, und daß manche neue Ideen, welche aus Frankreich herüberkamen, nicht mehr so leicht, wie früher, im Keime erstickt werden konnten. Zu einer Zeit, da im übrigen Europa die Einimpfung

der Blattern schon ziemlich allgemein war, konnte sich der König aus abergläubischen Vorurtheilen nicht dazu entschließen von derselben Gebrauch zu machen. Er verlor an dieser furchtbaren Krankheit zuerst seine Schwiegertochter, Donna Maria Victoria, und deren neugeborenes Kind, dann deren Gatten, seinen Sohn Don Gabriel. Einen Monat nach letzterem starb er selbst im Alter von 73 Jahren (December 1788). Seine Regierung fiel in die Zeit, da fast alle Fürsten Europa's Reformen einführten. Auch Karl III. wollte solche. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er seinen Minister Florida Blanca trotz allen Ränken der altspanischen Partei auf seinem Posten erhielt. Diesem einsichtigen Staatsmanne sind die, wenn auch langsamen und kleinen Fortschritte, welche das Land machte, beizumessen.

§ 52. Portugal.

Spanien verdankte seine politische Bedeutung zum großen Theil der Ausdehnung seines Gebietes und der Zahl seiner Bevölkerung. Portugal war zu klein, um durch die Menge viel zu vermögen. Seine frühere Weltstellung war die Frucht des Unternehmungsgeistes seiner Kaufleute, der Regsamkeit seiner Bürger, der Kühnheit seiner Seeleute und der Umsicht mehrerer seiner Könige, Prinzen und obersten Staatsbeamten.

Mit der frischen Kraft der Nation, von welcher nach der Periode der spanischen Einverleibung wenig übrig blieb, gingen die schönen Tage des portugiesischen Reiches zu Grabe. Der Krieg mit Spanien, welcher bis zum Jahre 1668 fortdauerte, hielt zwar das portugiesische Volk in gespannter Thätigkeit, allein dasselbe war schon zu sehr geschwächt, als daß es die Opfer, welche der Streit erforderte, bringen konnte, ohne vollständig erschöpft zu werden. Portugal ging nicht, wie die Niederlande, aus dem Kampfe mit Spanien stark, sondern kraftlos hervor, und es hatte doch erst zum Schwerte gegriffen, nachdem die Macht seines Gegners schon gebrochen war.

Johann IV., der erste König aus dem Hause Braganza starb 1656. Brasilien war zu seinen Lebzeiten noch vollständig unterworfen worden. Doch von den einst so blühenden Kolonien in Ostindien war den Portugiesen wenig mehr, als Bombay und Goa geblieben. Die zwei Söhne, welche Johann überlebten, Alfonso und Pedro, waren beide noch minderjährig. Die Königin Wittwe Luisa übernahm die vormundschaftliche Regierung für Alfonso VI. Sobald dieser herangewachsen war, gerieth er mit ihr in Streit (1662), und vertrieb sie (1663) vom Hofe. Alfonso hatte guten Grund, mit seiner Mutter unzufrieden zu sein. Sie hatte unnützerweise die werthvollsten Kolonien, welche dem Reiche in Ostindien und Afrika geblieben waren: Bombay und Tanger, ihrer Tochter Katharina, welche Karl II. ehelichte, als Mitgift geschenkt. So kamen dieselben an England.

Im Kriege mit Spanien gewannen die Portugiesen, hauptsächlich durch die Verdienste des Grafen von Schomberg, zwei Schlachten, unter welchen namentlich diejenige von Villa Viziosa so entscheidend war, daß sie dem Streite gewissermaßen ein Ende bereitete, indem die Spanier später keinen ernstlichen Versuch mehr wagten, Portugal zu unterwerfen.

Alfonso war ein unfähiger, unverträglicher und halsstarriger Mensch. Als die für ihn erkorene Prinzessin von Nemours aus dem savoyischen Hause in Lissabon anlangte (1666), konnte er nur mit Mühe dazu bestimmt werden, sich trauen zu lassen. Allein er lebte nicht mit ihr zusammen. Vor der Brautnacht entfernte er sich und gab, da Niemand irgend einen Grund zu diesem unerhörten Verfahren kannte, allgemeines Aergerniß. Mit seinem Bruder gerieth er bald in offene Feindschaft. Die obersten Staatsbeamten verschworen sich mit dem Infanten Pedro gegen ihren König und zwangen ihn, am 23. No-

vember 1667 abzudanken. Die Stände des Reiches genehmigten den Staatsstreich (Januar 1668). Alfonso wurde nach einer der Azoren gebracht. Pedro regierte in seines Bruders Namen. Kurz darauf (im Februar 1668) schloß der Prinz-Regent Frieden. Spanien erkannte die Unabhängigkeit Portugals an und erhielt zum Danke dafür, Ceuta in Afrika. Erst im Jahre 1683 starb der abgesetzte Alfonso. Der Prinz-Regent nannte sich dann König Pedro II.

In dem spanischen Erbfolgekrieg nahm Portugal auf Seite der Feinde Spanien's Theil; doch erlebte Pedro II. nicht dessen Ende. Er starb im Jahre 1706. Ihm folgte sein ältester Sohn Johann V.

Gleich dem Kaiser Karl VI. wollte auch Johann den Utrechter Frieden anfangs nicht genehmigen. Im Jahre 1715 mußte aber auch er der Gewalt der Verhältnisse weichen und sich den von Frankreich und England abgeschlossenen Vertrag gefallen lassen.

Die Einzelnheiten der Reibungen zwischen den beiden Reichen Portugal und Spanien, welche an den Ufern des La Plata stattfanden, und trotz aller Verträge immer von neuem ausbrachen, übergehen wir.

Johann V. starb im Jahre 1750. Sein Sohn und Nachfolger Joseph war ein eben so unbedeutender Herrscher, als sein Vater. Statt seiner regierte in Portugal der talentvolle und energische Premierminister Don Sebastian José de Carvalho e Mello, welcher unter dem Namen Marquis von Pombal auf die Nachwelt übergegangen ist. Dieser Mann bemühte sich, durchgreifende Reformen in Portugal einzuführen. Er suchte Ackerbau, Handel und Gewerbe zu heben, verfuhr dabei oft gewaltthätig; allein schwerlich hätte er durch freundliche Worte oder guten Rath bei dem durch Pfaffen und Adel verdummten und ausgesogenen Volke viel ausgerichtet.

Zu seiner Zeit fand jene furchtbare Erderschütterung statt, welche Lissabon fast gänzlich zerstörte. Mehr als 15,000 Menschen wurden unter den Trümmern der Stadt begraben. Verruchte Mörderbanden erhöhten noch die allgemein verbreitete Noth, indem sie absichtlich Feuer anlegten, um ungestört plündern und rauben zu können. Ganz Europa wurde durch diese Katastrophe in Bewegung gesetzt. Von allen Seiten erhielten die unglücklichen Bewohner Lissabon's Hülfe. Der thätige Minister Pombal hob von neuem den Muth der tief gebeugten Nation und wirkte, so weit die Mittel des Staates reichten, erfrischend und ermunternd auf alle Kreise des bürgerlichen Lebens ein.

Das größte Verdienst, welches sich Pombal um Portugal und die Menschheit erwarb, bestand darin, daß er die Jesuiten aus dem Reiche trieb und allen katholischen Regierungen Europa's jene Anregung gab, in deren Folge der Orden später vom Papste Clemens XIV. vollständig aufgehoben wurde. Die unmittelbare Veranlassung zu dieser außerordentlichen Maßregel war eine Verschwörung gegen das Leben des Königs Johann, in welche außer mehreren Personen vom höchsten Adel, auch viele Jesuiten verwickelt waren. Noch immer ist diese ganze Verschwörungsgeschichte in ein gewisses Dunkel gehüllt. So viel ist übrigens gewiß, daß ein höchst gefährlicher Angriff auf das Leben des Königs gemacht wurde, und daß dieser die Rettung nur der Geistesgegenwart seines Kutschers verdankte, welcher rasch die Pferde wandte und den von den Verschworenen gelegten zweiten Hinterhalt vermied, indem er einen andern Weg einschlug, als der König gewöhnlich fuhr (1758). Der Prozeß der Verschworenen wurde mit der in Spanien und Portugal üblichen Unregelmäßigkeit geführt. Der Herzog von Aveiro, der Marquis von Tavora, zwei Söhne des letztern und Andere wurden zum Rade, die alte Marquisin zum Schwerte verurtheilt und nebst mehreren Personen hingerichtet (Januar 1659). Die junge Marquise von Tavora wurde in ein Kloster gesperrt. Ueberdieß mußten viele Betheiligte das Land verlassen oder im Kerker ihr Verbrechen büßen.

Ob der Beweis der unmittelbaren Betheiligung der Jesuiten bei dem Komplotte geliefert wurde, bleibt dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß die Lehren, welche dieselben seit langer Zeit in Betreff des Königsmordes verbreiteten, die Herrschsucht, welche dem Orden eigenthümlich war und die große Gewalt, die er in Portugal an sich gerissen hatte, die Aufhebung desselben vollständig rechtfertigte.

Die friedliche Regierung Pombal's wurde im Jahre 1760, durch den siebenjährigen Krieg unterbrochen, in welchen Portugal verwickelt wurde, weil es sich weigerte, seine Festungen den Spaniern einzuräumen. Auch im Kriege bewährte sich Pombal's hoher Geist. Mit Hülfe des Grafen von der Lippe setzte er schnell das portugiesische Heer auf einen Achtung gebietenden Fuß. Die Spanier mußten sich mit Verlust zurück ziehen. Sobald der Pariser Friede abgeschlossen war, nahm Pombal seine friedlichen Arbeiten wieder auf, während der Graf von der Lippe fortfuhr, das Heerwesen zu verbessern. Die Presse erhielt einige Freiheit. Die Sicherheit der Person und des Eigenthums wurde durch Einrichtung einer kräftigen Polizei hergestellt. Auch den Schulen und der Universität Coimbra wandte Pombal seine Sorgfalt zu. Er setzte den Majoraten einige Schranken, erschwerte die Aufnahme von Novizen in die Klöster und unterwarf die Inquisition der königlichen Aufsicht. Das Land erkannte die Verdienste des Ministers an. Der Gemeinderath von Lissabon setzte ihm ein sprechendes Denkmal, indem er das Brustbild Pombal's auf das Piedestal der Bildsäule des Königs setzen ließ (1775).

Als aber Joseph (1777) starb, änderte sich rasch der Gang der Verwaltung im portugiesischen Reiche. Die Königin Maria, welche nach ihm den Thron bestieg, eine Tochter Joseph's, zürnte dem Minister ihres Vaters nicht bloß wegen der von ihm eingehaltenen Richtung, sondern auch aus dem Grunde, weil derselbe ihrem Sohne Joseph statt ihrer hatte die Krone zuwenden wollen.

Maria begann ihre Regierung damit, daß sie den zahlreichen Feinden Pombal's, welche in den Gefängnissen gehalten wurden, die Freiheit gab und den verdienstvollsten aller Portugiesen zum Tode verdammen ließ.

Zwar wurde das Urtheil nicht vollzogen, allein Pombal mußte sich auf eines seiner Güter zurück ziehen, sein Brustbild wurde von der königlichen Bildsäule entfernt, und er konnte nie wieder Einfluß auf die Verwaltung des Reiches gewinnen.

Maria war in allen Vorurtheilen einer bigotten Katholikin befangen und konnte demzufolge, da der Urquell aller Leiden des Volkes das Pfaffenthum war, für die Hebung der Nation nichts nennenswerthes thun.

§ 53. Italien vom westphälischen bis zum Utrechter Frieden (1648—1713).

Die Hülflosigkeit und Unselbstständigkeit, in welche Italien versunken war, geht schon aus den Ueberschriften der diesem Lande gewidmeten Paragraphen hervor. Nicht die Thaten der Nation, oder auch nur ihrer Könige und Staatsmänner, sondern der Wille der Gebieter von Frankreich, England, Oesterreich und Spanien bestimmte die Geschicke der appeninnischen Halbinsel. Nicht zu Rom, Neapel oder Mailand, sondern zu Utrecht, Wien, Aachen und Paris fielen die Würfel Italiens. Dort wurde ohne alle Rücksicht auf den Willen des betheiligten Volkes entschieden, wer in Neapel, Sicilien, Sardinien, Mailand, Toskana, Parma, Piacenza und Guastalla oder in Korsica herrschen, und welches die Grenzen der einzelnen Staaten sein sollten.

Die Geschichte Italiens macht uns anschaulich, daß die Formen eines Staates nicht hinreichen, dessen Blüthe zu sichern. Die Republiken Genua und Venedig nahmen Theil

*) S. oben § 8, S. 57.

an dem allgemeinen Entwickelungsgange der Halbinsel, wie die sogenannten freien Reichsstädte an demjenigen Deutschlands. Den republikanischen Formen dürfen wir aber doch die wenigen Glanzpunkte zuschreiben, welche sich während dieses Zeitabschnitts in der Geschichte Italiens finden.

Der einzige Staat, welcher Geltung hatte, dessen Bündnisse von auswärtigen Mächten eifrig gesucht und dessen Stimme im Rathe der Nationen noch gehört wurde, war keine Republik. Es war Savoyen, welches, nachdem es Sardinien erworben hatte, von dieser Insel sich benannte und den königlichen Titel führte.

Wie die Republiken Italiens an dem allgemeinen Zerfall des Landes Theil nahmen, so konnte sich auch der Kirchenstaat demselben nicht entziehen. Die Päpste verloren ihre gebietende Stellung durch die Reformation. Allein ihnen blieb noch immer eine Stadt und ein Land, welches früher ohne geistliche Gewalt die Herrschaft über die Erde erobert hatte. Was war Rom im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert geworden? Die Stadt, in welcher die Päpste sich selbst eine Schandsäule von Stein zu errichten gezwungen wurden, nachdem sie sich schon lange eine andere aus Verbrechen und Missethaten jeder Art erbaut hatten. Rom war allerdings noch der Mittelpunkt einer Religion, an welche aber die gebildeteren Klassen nicht mehr glaubten. Es enthielt wohl noch Reliquien-Magazine. Diese waren aber zum Spotte der ganzen Welt geworden, selbst Derjenigen, welche sich aus denselben einen Artikel verschrieben. Der Vatican stand noch, aber seine Blitze hatten ihre Kraft verloren. Sie zündeten nicht mehr, und weil die päpstlichen Jupiter dieses wußten, hüteten sie sich wohl, von denselben gegen andere, als etwa einen kleinen Herzog von Parma Gebrauch zu machen.

Der frühere religiöse Fanatismus der Italiener hatte sich in Gleichgültigkeit verwandelt. Diese bildete den Uebergang zu jenem glühenden Hasse gegen das Pfaffenthum, welcher in unseren Tagen die Hoffnung auf die endliche Befreiung Italiens und der Menschheit von dem römischen Joche begründet.

Die letzten Freiheitsbewegungen in Neapel und Sicilien waren durch Verrath und Treubruch niedergeworfen und im Blute der hervorragendsten Kämpfer erstickt worden*). Allein der Ingrimm des Volkes glimmte unter der Asche fort, und brach (1674) zu Messina in neuen Flammen aus. Der verhaßte spanische Statthalter Diego di Soria mußte fliehen. Doch die übrigen Städte und die ländlichen Bezirke schlossen sich dem Aufstande langsam und schlaff oder gar nicht an. Aus Furcht, von der spanischen Uebermacht erdrückt zu werden, warf sich Messina Ludwig XIV. in die Arme. Dieser führte damals einen seiner Eroberungs-Kriege mit Spanien. Ihm war daher die Verlegenheit, in welche der Madrider Hof durch die Volksbewegung in Messina gerieth, erwünscht, weil sie seine Pläne förderte. Für die Leiden der Sicilianer hatte er kein Gefühl. Um ihre Rechte und deren Verletzung durch die Spanier bekümmerte er sich nicht. Er ließ sich zwar in Messina als König von Sicilien ausrufen, schickte auch eine französische Flotte dahin ab. Als er aber sich entschloß, den Frieden zu Nimwegen zu unterzeichnen, gab er die unglücklichen Sicilianer der Rache der Spanier schutzlos preis. Er wirkte für seine Bundesgenossen, deren Krone er angenommen hatte, was ihm leicht gewesen wäre, keine Amnestie aus, ja er ließ seine Flotte so rasch aus den italienischen Gewässern absegeln, daß nur ein kleiner Theil der gefährdeten Sicilianer, und dieser mit Zurücklassung aller Habe auf den französischen Fahrzeugen eine Zuflucht finden konnte. Sieben tausend kehrten ihrem Vaterlande den Rücken. Zwei tausend, die sich noch einschiffen wollten, blieben im Angesichte der Flotte händeringend zurück. Es ist schwer zu sagen, wer furchtbarere Qualen auszustehen hatte, die Flüchtlinge oder die zurückgelassenen Freiheitskämpfer. Die ersteren gab Ludwig XIV. schon

*) S. Buch VII. § 71 S. 477 f.

bald hülflos ihrem Schicksale preis, das sie zur Verzweiflung und zu Verbrechen trieb; über die letzteren verhängten die Spanier die grausamsten Strafgerichte.

Diese, wie jede andere revolutionäre Bewegung zeigt uns deutlich, daß ein Volk entweder geduldig das ihm auferlegte Joch tragen, oder entschlossen sein muß, es durch eigene Kraft und vollständig zu brechen. Alle halben Maßregeln führen nur zu größerem Unheil. Wer die Knechtschaft haßt, werfe die Scheide weg und lasse sich selbst keine andere Wahl, als zwischen Freiheit und Tod! Wer nicht lieber sterben, als Sklave sein will, trage stumpfsinnig seine Ketten! Das letztere that die überwiegende Mehrzahl der Italiener. Die Einzelnheiten der Tyrannei der Fürsten und der Knechtschaft der Völker, so abstoßend und Ekel erregend sie sind, verdienen nicht, hier erwähnt zu werden. Nur von Savoyen bleibt uns, einiges mitzutheilen, bevor wir zum Utrechter Frieden kommen, welcher eine neue Vertheilung der italienischen Länder dekretirte.

Durch den pyrenäischen Frieden trat Karl Emanuel II. in sein Herzogthum Savoyen wieder ein. Doch Pignerol und die Alpenpässe blieben im Besitze der Franzosen. Victor Amadeus II., welcher dem Vater (1676) folgte, wand sich mit großer Schlauheit durch die gefahrvollen Zeiten seiner Regierung hindurch. Er trat dem Augsburg'schen Bunde bei, zog sich aber (1696), als Ludwig XIV. ihm günstige Bedingungen in Aussicht stellte, vom Kampfplatze zurück, nachdem er den Franzosen geholfen hatte, die Neutralität Italiens sicher zu stellen. Der Preis, den Victor Amadeus gewann, war Pignerol und alle übrigen Plätze von Savoyen und Piemont, welche die Franzosen besetzt hatten.

Weit tiefer, als der Krieg, welchem der Ryswicker Friede ein Ende machte, griff der spanische Successionskrieg in die Verhältnisse Italiens ein. Zwar nahm an demselben nur der Herzog von Savoyen einen thätigen Theil von einiger Erheblichkeit. Dennoch wurden die Schicksale der größeren Hälfte Italien's durch den Utrechter Frieden bestimmt.

Victor Amadeus erwarb durch denselben die Alpenpässe, Montferrat und einige Bezirke vom Mailändischen, welche seine Besitzungen abrundeten, überdieß die Insel Sicilien und mit ihr die Königskrone. Der spanischen Herrschaft in Italien wurde ein Ende bereitet, allein nicht, um die unterworfenen Provinzen zu befreien, sondern um sie von einem andern, nicht minder verhaßten Staate abhängig zu machen. Neapel, Sardinien, Mailand, Mantua und die spanischen Besatzungsstädte in Toscana fielen an Oesterreich. So beschlossen die zu Utrecht versammelten Diplomaten, ohne die betheiligten Länder nur zu befragen. Von jeher waren alle Völker, die keine innere Kraft besaßen, die Spielbälle fremder Mächte. Wer sich selbst nicht zu beherrschen versteht, empfängt das Gesetz von Anderen.

§ 54. Italien vom Utrechter bis zum Aachener Frieden (1713—1748.)

Die italienische Nation sollte sich nicht lange der gewonnenen Waffenruhe erfreuen. Eine ehrgeizige Frau benützte deren Schwäche, die appeninnische Halbinsel zum Tummelplatze ihrer Eroberungspläne zu machen.

Elisabetha Farnese, seit 1715 Königin von Spanien brütete mit ihrem Minister Alberoni über Entwürfe, welche ganz Europa umfaßten. Ihr Ziel war Italien. Allein um dasselbe zu erreichen, zettelte sie in Frankreich und England Unruhen an, setzte sie sich sogar mit dem Könige Karl von Schweden und dem Kaiser Peter I. von Rußland in Verbindung. England, hoffte sie, für sich zu gewinnen, indem sie dem vertriebenen Stuart Hülfe leistete, den Thron seiner Väter wieder zu erobern, Frankreich, indem sie wähnte, den Prinzen-Regenten stürzen und ihren Gemahl an dessen Stelle setzen zu können. Dem Könige Victor Amadeus von Savoyen-Sicilien spiegelte sie einen Austausch

der fernen Insel gegen das benachbarte Mailand vor. Trefflich verstand sie es, aus der Unzufriedenheit ihrer Landsleute mit der österreichischen Herrschaft Vortheil zu ziehen. Mehrere italienische Fürsten, namentlich der Papst und der Großherzog von Toscana liehen ihren Eröffnungen bereitwilliges Gehör.

Spanische Truppen landeten in Sardinien (1717) und vertrieben mit geringer Mühe die unvorbereiteten österreichischen Besatzungen. Im folgenden Jahre (1718) segelte eine starke spanische Flotte nach Sicilien und bemächtigte sich der ganzen Insel. Zu spät erkannte Victor Amadeus, daß er von der schlauen Elisabeth getäuscht worden sei.

Um Oesterreich zufrieden zu stellen, mußte er sich den Austausch Siciliens gegen Sardinien gefallen lassen, und um die Königin Elisabeth nicht noch mehr zu reizen, wurde ihr die Nachfolge in Parma und Toscana für ihren Sohn Carlos versprochen (1720). In der That folgte dieser (1731) dem letzten Herzoge von Parma und Piacenza aus dem Hause Farnese, Antonio, nach und der letzte Großherzog aus dem Hause der Mediceer, Giovani Gastone erkannte ihn, wenn auch mit Widerstreben, als seinen Nachfolger in Toscana an.

So fern Polen von Italien lag und so wenig die Wahl eines Königs an den Ufern der Weichsel mit der Krone Italiens zusammen hing, so verstand doch die Königin Elisabeth, die Verlegenheiten, welche die polnische Nachfolge dem deutschen Kaiser bereitete, für sich in der Weise auszubeuten, daß sie ihrem Sohne Carlos Neapel und Sicilien verschaffte. Das Haus Habsburg wurde durch Parma und Piacenza entschädigt. Der Herzog Franz von Lothringen tauschte sein Land gegen Toscana aus, welches durch den Tod Giovan Gastone's während der Friedens-Unterhandlungen erledigt wurde. Der König von Sardinien endlich mußte sich mit den Bezirken von Tortona und Novara abfinden lassen. Also beschlossen die zu Wien versammelten Diplomaten (1735), welche übrigens noch vier Jahre (bis 1739) brauchten, um alle ihre Verträge fertig zu bringen.

Schon im Jahre darauf wurden diese wieder umgestoßen. Karl's VI. Tod hatte den österreichischen Successionskrieg zur Folge, von welchem ein wichtiger Theil in Italien geführt wurde.

Die Königin Elisabeth schickte Truppen nach Toscana, welchen der Gemahl Maria Theresien's keinen Widerstand entgegen zu setzen wagte. Oesterreichische und französische Heere schlugen ihre Schlachten in Ober-Italien. Der Krieg zog sich bis an die Grenzen des Königreichs Neapel.

Victor Amadeus von Sardinien hatte (1730) die Krone nieder gelegt. Sein Sohn Karl Emanuel III., welcher ihm gefolgt war, schloß sich Maria Theresien an, welche ihm ansehnliche Hülfsgelder von England verschaffte und mehrere Grenzbezirke des Herzogthums Mailand abtrat. Ins geheim unterhandelte er aber immer mit Frankreich. Bald in östlicher, bald in westlicher Richtung strömte die Kriegeswoge hin und her durch Piemont und Savoyen. Im Jahre 1745 erklärte sich Genua für die Bourbonen. Nach dem Rückzuge der Franzosen und Spanier aus Ober-Italien, fiel die Republik in die Gewalt der Oesterreicher, welche aber unter General Botta die Bevölkerung so weit brachten, daß diese sich in Masse erhob, über die Besatzung herfiel und sie theils in Stücken hieb, theils aus der Stadt jagte. Die Franzosen kamen den Genuesern zu Hülfe (1747). Bevor es den Oesterreichern gelang, sich zu rächen, machte der Aachener Friede dem Kriege ein Ende. Die Bedingungen desselben haben wir schon oben*) mitgetheilt

*) S. oben § 54 S.

§ 55. Italien vom Aachener Frieden bis zur französischen Revolution (1748—1789).

Nach dem Frieden zu Aachen erfreute sich Italien eines ununterbrochenen Friedens, bis die Stürme der französischen Revolution es aus seinem Schlummer weckten. Von der ganzen Halbinsel gehörte nur Mailand zu einem auswärtigen Staate. Alle übrigen Theile Italiens standen, wenn nicht unter Fürsten von italienischer Abstammung, doch unter Herrschern, welche früher oder später italienische Sitten und Gewohnheiten annahmen. Der Kaiser Franz vermachte Toscana seinem zweiten Sohne Leopold. Italien befand sich in einem ähnlichen staatsrechtlichen Zustande, wie Deutschland. Es enthielt eine Mehrzahl von Monarchien und Republiken, welche übrigens noch loser zusammen hingen, als diejenigen unsers Vaterlandes. So schwach die deutsche Reichsverfassung war, gab sie doch dem Gemeinsinne einen gewissen Haltpunkt und Ausdruck. Italien, dem jedes verfassungsmäßige Band fehlte, welches seine verschiedenen Theile zusammen gehalten hätte, besaß nicht einmal den Schein der Einheit, den die Deutschen damals immer noch bewahrten.

Weit wichtiger, als die Staatsformen sind für jede Nation ihre sittlichen und intellectuellen Verhältnisse. Diese waren in Italien von der traurigsten Beschaffenheit, ohne allen Vergleich trübseliger, als in Deutschland. Es fehlte dem Volke nicht an Feinheit und Schlauheit, wohl aber an Kraft und Offenheit. Die Massen lagen entweder in den Banden des finstersten Aberglaubens oder eines mit Heuchelei gepaarten Unglaubens, welcher jeden mannhaften Aufschwung durchaus unmöglich machte.

Der Vortheil der Monarchie besteht nur in der Concentration der Gewalt. Die Zersplitterung Italiens in so viele Gebiete vernichtete denselben, im Verhältnisse zum Auslande vollständig, vermehrte für jedes einzelne die Lasten der Staats-Verwaltung und der Hofhaltung bis zum unerträglichen und machte den Druck der Fürsten um so herber, je kleiner das Land war, in welchem er seinen Leidenschaften ungezügelt Spielraum lassen konnte.

Die Eifersucht der Beherrscher der einzelnen Theile Italiens war zu groß, als daß sie jemals einen auch noch so schwachen Bund unter sich hätten schließen können. Eine Bundesverfassung ist unter monarchischen Staaten ein Unding. Ein Verhältniß der Gleichheit ist nur möglich unter Freistaaten. Die Monarchie, welche wesentlich auf Unterordnung beruht, ist geschickt, zu erobern, zu unterjochen, nicht aber sich dauernd in Verhältnissen der Gleichheit zu bewegen.

Die Republiken Italiens waren damals schon so schwach geworden, daß sie den Ton nicht angeben konnten. Sie mußten von den Monarchien absorbirt werden, um diesen die Reste ihrer besseren Bestrebungen einzuhauchen und dadurch die dermaleinstige allgemeine Befreiung Italiens vorzubereiten.

Das Grundübel Italiens blieb aber das Papstthum. Dieses lastete in doppelter Beziehung, gleich einem schweren Alpe, auf dem Lande. Es hielt die Nation ab, auf der Bahn geistiger Entwickelung voran zu schreiten, lähmte die politische Kraft des Volkes und spaltete die Halbinsel in zwei Theile, welche sich, so lange der Kirchenstaat in ihrer Mitte lag, niemals zu einem festen Bunde auch nur vorübergehend vereinigen konnten.

Karl VII. von Neapel und Sicilien, später Karl III. von Spanien, suchte mit Hülfe seines Ministers Tanucci manche Verbesserungen in die Verwaltung seines Reiches einzuführen. Seine Regierung war seit dem Vertrage von Aachen friedlich. Doch hatte sie keine lange Dauer mehr; da Karl schon (1759) durch den Tod seines Bruders Fer-

dinand VI. auf den spanischen Thron berufen wurde. In Neapel und Sicilien folgte ihm sein Sohn Ferdinand IV., welcher seine Krone bis über das Ende dieses Zeitabschnitts trug. Ferdinand IV. war ein durchaus unwissender, tölpelhafter Mensch, welcher sich besser für das Gewerbe eines Fischers oder Lazaroni's, als den Beruf eines Königs eignete. Seine Gattin Karoline von Oesterreich beherrschte ihn und das Reich, und ließ sich ihrerseits wieder von ihrem Günstling Acton leiten. Tanucci mußte sich zurückziehen. Von dieser Zeit an wurde Neapel der Sitz ausgelassenster Sittenlosigkeit und einer Corruption, welche in alle Theile des Staatswesens überging und den Franzosen im folgenden Zeitabschnitte die Zertrümmerung des bourbonischen Thrones daselbst sehr leicht machte.

Der Kirchenstaat war ein lebender Beweis der Unfähigkeit der Kirche, einen Staat zu beherrschen. Unter allen Theilen Italiens hatte keiner eine schlechtere Verwaltung, obgleich die Päpste dieses Zeitabschnittes persönlich die Laster ihrer Vorgänger nicht in gleich hohem Grade hatten, vielmehr durchschnittlich die mildesten und tadellosesten waren, welche auf dem sogenannten Stuhle Peters saßen.

Piemont und Savoyen waren diejenigen Länder Italiens, welche von der Fackel des Krieges bei weitem am meisten zu leiden hatten. Dennoch waren sie unter allen Monarchien der Halbinsel die glücklichsten. Denn schlimmer als die Stürme des Kriegs sind die verpestenden Dünste, welche aus den Sümpfen der Schlaffheit und der Verweichlichung aufsteigen. Karl Emanuel III. hielt die Zügel der Regierung, welche ihm sein Vater übergeben hatte, fest in seiner Faust. Als Victor Amadeus (1731) den Versuch machte, sie wieder zu ergreifen, strafte ihn Karl Emanuel mit Härte. Nicht lange überlebte der Vater die ihm angethane Schmach. Er starb (1732) im Gewahrsame seines Sohnes. Sein Nachfolger that sich gleichmäßig im Kriege und im Frieden durch Entschlossenheit, Arbeitsamkeit und Ausdauer hervor. Ihm folgte (1773) sein Sohn Victor Amadeus III., welcher in ähnlichem Geiste, wie seine Vorfahren, wenn auch mit geringeren Fähigkeiten friedlich herrschte, bis die französische Revolution ihn aus seiner Ruhe aufscheuchte.

Unter allen Regierungen Italiens war diejenige Leopold's (1765—1790) die mildeste und einsichtigste. Die Statthalter, durch welche Franz I. bei seinen Lebzeiten Toscana hatte verwalten lassen, waren Männer gewesen, welche suchten, in Vergessenheit zu bringen, daß das Land unter einem auswärtigen Herrscher stehe. Leopold ging auf der Bahn der Verbesserung noch einen Schritt weiter. Er förderte den Ackerbau, indem er wüste Ländereien urbar machen ließ, dieselben in kleinere Güter vertheilte und deren Bebauern nur einen mäßigen Zins auferlegte. Er befreite den Handel von vielen Hemmnissen, welche diesen früher beschränkt hatten. Er entließ das Heer, dessen er zu seiner persönlichen Sicherheit nicht bedurfte. Auch in das Gebiet der Kirche führte er einige Verbesserungen ein. Er hob die Inquisition auf, verminderte die Zahl der Mönche und Nonnen und übte eine gewisse Aufsicht über das Unwesen des noch immer zu mächtigen Pfaffenthums. Er nahm bei der Wahl seiner Beamten nicht auf Geburt und Gunst, sondern auf Kenntnisse und Verdienste Rücksicht. Besonders wohlthätig wirkten seine Verbesserungen in der Rechtspflege. Er schaffte die Tortur, die verstümmelnden Strafen, die Vermögens-Einziehung und die Todesstrafen ab und hatte die Genugthuung zu sehen, daß diesen Reformen die Verminderung der Zahl der Verbrechen auf dem Fuße folgte.

Doch der gute Wille eines Fürsten kann den fehlenden Hauch der Freiheit nicht ersetzen. Das Glück der Toscaner glich dem Wohlsein von Kindern, welche einen gütigen Vormund haben. Die Unterthanen Leopold's wurden nicht zu Männern herangebildet, sondern fortwährend am Gängelbande geführt. Sie konnten, als die Stunde der Gefahr nahte, dieser nicht mit festem Muthe in's Auge schauen, und mußten, wie früher, ihr Glück

oder Unglück dem Zufalle anheimgeben, der ihnen bald einen milden, bald einen harten, heute einen bessern, morgen einen schlimmern Herrscher verlieh.

Wir übergehen die Kleinstaaten Lucca, Parma, Piacenza, Guastalla, Modena und San Marino. Von Mailand haben wir nur zu berichten, daß es die Geschicke der österreichischen Monarchie theilte. Von den beiden Republiken Genua und Venedig wenige Worte!

Nachdem sich Genua einmal noch aufgerafft hatte (1745), fiel es bald wieder in seinen alten Zustand der Erschlaffung zurück. Das Volk besaß noch Kraft, doch seine Beherrscher, die Senatoren und die reichen Kaufleute waren verweichlicht. Die Oligarchen wagten nicht, an dem heldenmüthigen Aufstande der Genueser Theil zu nehmen, ja, selbst nachdem dieser mit Erfolg gekrönt worden war, lehnten sie alle Verantwortlichkeit für denselben ab, und wurden erst durch die hochfahrenden Erlasse der österreichischen Regierung gezwungen, gemeinsame Sache mit dem Volke zu machen, da sie befürchten mußten, trotz ihrer unterwürfigen Erklärungen, mit diesem die österreichische Rache zu empfinden.

Derselbe Senat, welcher sich den Oesterreichern gegenüber so feig benahm, trieb die Insel Corsica, die einzige Kolonie, welche der Republik geblieben war, zu wiederholten Aufständen durch seine drückende Verwaltung. Im Jahre 1730 hatte er sogar habsburgische Hülfe in Anspruch genommen, um Corsica von neuem zu unterjochen. Als die österreichischen Truppen wieder abzogen, weil Karl VI. ihrer im polnischen Erbfolgekriege bedurfte, brach der Aufstand mit erneuter Kraft aus. Unser Landsmann Theodor Baron von Neuhoff schwang sich auf kurze Zeit an die Spitze des Volkes, verließ aber (1736) die Insel, um im Auslande Hülfe zu suchen, welche ihm nicht zu Theil wurde. Im Gefühle seiner eigenen Schwäche rief der Senat von Genua die Franzosen herbei. Auch sie mußten, wie früher die Oesterreicher, als ihr König deren im Kriege bedurfte, wieder abziehen (1740). Die Corsicaner gründeten dann eine selbstständige Republik. Der Kampf mit den Genuesern, welchen die Franzosen ab und zu Hülfe leisteten, dauerte fort. Paschal Paoli brachte ihnen wiederholte Niederlagen bei. Nach dem siebenjährigen Kriege kehrten die Franzosen aber in großer Zahl zurück, unterwarfen die Insel, und ließen sich dieselbe (1768) von Genua abtreten. So kam das Land unter französische Hoheit, von welchem Frankreich zwei Kaiser empfing. Corsica rächte sich für das ihm auferlegte Joch, indem es dasselbe den Franzosen zweimal zurück gab.

Während Genua in die meisten italienischen Kriege verwickelt wurde, hielt sich Venedig mit äußerster Sorgfalt fern von denselben, und ließ sich viele Demüthigungen gefallen, um nur Frieden zu behalten. Genua erschöpfte seine letzten Kräfte in nutzlosem Kampfe gegen Corsica, Venedig die seinigen im Kriege wegen seiner Kolonien im Mittelmeere. Besonders erbittert war der Streit, in den die Lagunenstadt mit der Türkei um Candia gerieth. Im Jahre 1669 mußte das Kreuz dem Halbmonde weichen. Nur wenige Hafenplätze behauptete Venedig mühsam. Die ganze übrige Insel fiel der Türkei anheim. Als aber (1684) die Pforte Krieg mit Oesterreich führte, rächte sich Venedig. Im Frieden von Carlowitz (1699) blieben der Republik als Siegespreis Morea, die Landenge von Corinth, die Inseln Egina und St. Maura und einige Festungen in Dalmatien. Der schwedische Graf von Königsmark hatte viel zu diesen Erfolgen beigetragen. Es waren die letzten, deren sich Venedig rühmen konnte. Im Laufe eines Monats (1714) nahmen die Türken den Venetianern jene festen Plätze wieder ab, welche sie ein Viertel Jahrhundert früher mit so großen Opfern nach langwierigen Belagerungen erobert hatten. Von allen ihren auswärtigen Besitzungen blieben im Frieden (1718) der Republik nur die sieben jonischen Inseln und ein Theil von Albanien.

Von dieser Zeit an spielte Venedig keine selbstständige Rolle mehr auf der Welt=

bühne. Der Despotismus der Oligarchen dauerte fort, obgleich das gebändigte und entnervte Volk auch ohne solchen leicht im Zaum gehalten werden konnte. Nur die Form der Republik war geblieben. Von Freiheit, Tugend und Recht war jede Spur verschwunden. Die Schwäche nach außen hin war die Folge der inneren Corruption. Die Lagunenstadt hatte für Europa nur noch Bedeutung als Stelldichein für alle Wollüstlinge. Sie hatte längst aufgehört, der große Markt für die Waaren des Ostens zu sein. Der Handel mit den Reizen ihrer Töchter, den sie trieb, führte wohl verruchten Müttern und feilen Kupplerinnen einiges Gold zu. Dem Staate brachte er Schmach und Schande. Die Republik verdiente nicht länger zu sein und ging in den Stürmen der französischen Revolution ruhmlos unter.

Venedig und Genua, wie mehr oder weniger ganz Italien sollten jedem Volke ein warnendes Beispiel sein. Wer nicht den Launen stolzer Gebieter anheim fallen will, ehre die Tugend und bestrafe das Laster, bevor dieses übermächtig geworden! Das Volk, welches die Corruption nicht im Keime erdrückt, wird später selbst von ihr ergriffen. Denn diese ist ansteckender als die Pest und wirkt verderblicher, als der Krieg. Sie verlangt zuerst Duldung, dann Unterwerfung. Sie beginnt im Kleinen, greift um sich, so weit sie kann, und hört erst auf mit dem Tode. Mögen alle Republiken und zumal diejenigen Amerika's die Lehren beherzigen, welche ihnen Italien bietet! Venedig und Genua waren auch einst, wie New-York und New-Orleans in unseren Tagen blühende Handelsstädte. Sie wichen ab von der Grundlage der Freiheit, des gleichen Rechtes und der Menschlichkeit. Sie verließen den Pfad der Tugend, Sittenreinheit und edler Einfachheit, verloren dadurch ihre Kraft, zugleich die Achtung des Auslandes, dem ihre Schwäche nicht lange verborgen blieb. Die benachbarten Despoten schlugen das inhaltlose Gehäuse dieser Republiken in Stücken und verschlangen deren Reste.

Sechster Abschnitt.

Die nordischen Reiche.

§ 56. Dänemark.

Vom Osten waren die Schaaren gekommen, welche mehr als ein halbes Jahrhundert lang Europa überfluthet hatten. Die Nationen des Westens gingen daher aus einer Mischung der früher unter römischer Herrschaft gestandenen Völker und der neu eingewanderten Stämme hervor. Im Nordosten Europa's dagegen erhielten die Völker nur sehr schwache Beimischungen auswärtiger Bestandtheile. In Scandinavien herrschte das germanische, in Polen und Rußland das slavische Element entschieden vor. Der Nordosten zeigt uns die frische Kraft der Vorzeit, der Südwesten die höhere Bildung einer späteren Periode. Insofern hatten die nordischen Reiche wohl etwas gemeinsames. Allein in ihrem Schooße traten doch auch wieder die schroffsten Gegensätze hervor. Das germanische Scandinavien war protestantisch, das slavische Rußland griechisch-, Polen römisch-katholisch. In den scandinavischen Reichen kämpften Adel und Königthum um die Oberherr-

schaft. In Rußland war die Monarchie in ihrer despotischen Form fest begründet. Polen war eine aristokratische Republik mit einem Schattenkönige an seiner Spitze.

Scandinavien und Polen, welche nicht vermochten, sich in die höheren Regionen der Freiheit hinanzuschwingen, mußten das Uebergewicht Rußlands, dessen monarchische Organisation ihm eine mehr sich concentrirende Kraft verlieh, bitter empfinden.

Alle Nationen sind dann am stärksten, wenn die Verfassung und die Verwaltung ihres Staates ihren Bedürfnissen am besten entsprechen. Sobald ein Mißverhältniß zwischen den Formen eines Staates und dem Geiste des Volkes oder zwischen der von der Regierung und der von der Nation genommenen Richtung eintritt, fehlt der Verwaltung die kräftige Mitwirkung der Massen oder umgekehrt entbehrt die Nation desjenigen Organs, welches allein ihre Bestrebungen in großem Maßstabe zu fördern vermag.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes erhielt das russische Reich eine Regierung, welche der barbarischen Kraft des Landes entsprach. Rußland nahm daher in überraschender Weise an Macht und Bedeutung zu. Polen, Schweden und Dänemark dagegen konnten zu keiner tüchtigen Regierung gelangen. Alle drei Staaten besaßen zu viel Bildung und Freiheitsdrang, als daß sie sich bei einer despotischen Regierungsform hätten glücklich fühlen können. Es fehlte ihnen aber an denjenigen Bestandtheilen, welche allein einer freien Verfassung und Verwaltung eine feste Grundlage geben. Die Bauern schmachteten unter dem Joche des Adels und die Bürger waren zu schwach, um den bevorzugten Ständen die Spitze bieten zu können.

Rußland hatte seit den Zeiten Peter's I. nicht blos die größeren Länderstrecken, und die größere Zahl der Unterthanen, sondern auch die (wenn auch gezwungene) Uebereinstimmung der Nation mit der Verfassung und der Verwaltung des Staates vor seinen westlichen Nachbarn voraus. Während an dem einen Ende Europa's die despotische Macht der spanischen Könige zerfiel, thürmte sich am andern diejenige der russischen Czaaren auf. Beide kamen darin überein, daß sie ganz Mittel-Europa mit den Gefahren eines Despotismus bedrohten, mit welchem die fortschreitende Bildung der Völker unvereinbar war, welcher aber allen Tyrannen zum Stützpunkte diente.

Die russische Monarchie nahm unter Nicolaus in den Jahren 1848 und 1849 eine ähnliche Stellung den politischen Freiheitsbewegungen Europa's gegenüber ein, wie die spanische zur Zeit Karl's V. und Philipp's II. im Kampfe mit der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. Je weniger die Spanier damals an dem religiösen Aufschwunge der Völker Theil nahmen, desto leichter wurde es ihren Beherrschern, sie in den Kampf gegen den fortschreitenden Geist der Zeit zu führen. Je unfähiger die Russen waren, das Bedürfniß politischer und socialer Freiheit zu empfinden, desto gefährlichere Feinde desselben wurden sie in unseren Tagen.

Die Aufgabe der Neu-Zeit besteht darin, alle Klassen der Gesellschaft und alle Nationen der Erde in den Kreis der Civilisation zu ziehen. Je größer die Masse ist, welche durch den Hebel der Idee in Bewegung gesetzt, aus dem Schlummer tausendjähriger Barbarei erweckt und mit den Vortheilen höherer Bildung vertraut gemacht werden soll, desto langsamer ist natürlich der Entwickelungsgang, allein desto großartiger sind auch die Resultate, zu welchen wir gelangen.

Im Alterthume war nur ein kleiner Theil der Erde den gebildetsten Völkern bekannt und in deren Schooße setzte die Sclaverei dem Fortschritte der Menschheit sehr enge Schranken. Der Gesichtskreis unserer Tage hat sich über Amerika und Australien erweitert. Die Länder der alten Welt sind sich näher gerückt. Der Sklaverei des Alterthums und der Leibeigenschaft des Mittelalters ist der Stab gebrochen. Sie bestehen da und dort zwar

noch, allein der Fluch des bessern Theils der gesammten Menschheit ruht auf diesen Ueberbleibseln einer zum Theile wenigstens überwundenen Vergangenheit.

Die Gesammtverbindlichkeit der Völker der Erde ist nicht mehr eine leere Redensart. Sie ist in das Bewußtsein der Massen übergegangen. Keine Nation führt uns diesen Gedanken in brennenderen Zügen vor die Seele, als die russische. Wir haben keine Wahl: entweder müssen die gebildeteren Völker Europa's russische Barbarei, oder muß Rußland europäische Civilisation annehmen. Einzelne Tyrannen, welche sich die Rohheit ihrer Völker zu Nutze machten, um auf dieselbe ihre Herrschaft zu gründen, mögen wir hassen. Die Nationen, welche selbst am herbsten deren Joch fühlen, obgleich sie sich dessen nicht klar bewußt werden, müssen wir zu gewinnen suchen. Für die Barbarei, womit sie uns bedrohen, bringen wir ihnen Bildung, für die Knechtschaft, welche sie uns auferlegen wollen, Freiheit, und statt der Armuth, in der sie leben, Wohlstand!

Blinder Haß und tolle Zerstörungswuth sind nicht die Hebel des Fortschritts. Der Haß gegen die Tyrannei muß ein wohl berechneter, die Zerstörung der Zwingburgen derselben nur Vorarbeit, nur Ebnung des Bodens zum Aufbau der Freiheit sein.

Rußland hat einen großen weltgeschichtlichen Beruf. Es ist die einzige Macht, welche den unermeßlichen Binnenländern Asiens eine kräftige Anregung zum Fortschritte zu geben vermag. Die civilisirten Völker Europa's haben von den Czaaren nichts zu fürchten, wenn die heilige Flamme der Freiheit sie entzündet. Sinken sie aber in Schlaffheit und Stumpfsinn, dann mögen die Hiebe der russischen Knute zu denjenigen der einheimischen Geißeln noch hinzutreten, um ihre schlummernde Widerstandskraft zu wecken!

Durch die Friedensverträge von Lübeck*) und Brömsebro†) hatte die dänische Monarchie sowohl an Glanz als auch an Gebiet verloren, und diese Einbuße war um so beschämender, als sie sich nicht durch das Festhalten an irgend einem Grundsatze entschuldigen ließ, indem Christian IV. zuerst gegen das Haus Habsburg zu Gunsten der protestantischen Sache, später aber auf österreichischer Seite und folgeweise zum Vortheile der katholischen Partei an dem dreißigjährigen Kriege Theil genommen hatte.

Ein großer Theil der Schuld der Niederlagen, welche Dänemark während der letzten Jahrzehnte der Herrschaft Christian's IV. und später noch unter dessen Sohne Friedrich III. (1648—1670) erlitt, läßt sich sehr bestimmt auf die Mißverhältnisse zurückführen, in welchen sich der alternde König verstrickte.

Seit dem Jahre 1615 lebte Christian IV. mit Christiana Munk und dachte in späteren Jahren mehr daran, die mit ihr erzeugten Kinder, welche er 1629 sogar für legitim erklärte, standesmäßig zu versorgen, als das Wohl seines Reiches zu fördern. Er verheirathete seine fünf Töchter an adelige Herren, welche die höchsten Staatsämter und unermeßliche Einkünfte an sich rissen. Unter den fünf königlichen Schwiegersöhnen thaten sich besonders Corfitz Uhlefeld und Hannibal Sehestädt durch ihren Ehrgeiz und ihre Habgier zum Verderben des Landes hervor. Zwar hatte Christian IV. kurz vor seinem Tode, unter dem Einflusse einer jüngeren Geliebten, der Wybeke, die Christiana Munk des Ehebruchs für schuldig erklären und vom Hofe verbannen lassen und dadurch den Saamen der Zwietracht in seiner eigenen Familie ausgestreut, indem ein Theil derselben auf Seite der Angeklagten, der andere auf Seite der Ankläger Partei nahm, dennoch behaupteten die königlichen Schwiegersöhne beim Tode Christian's IV. eine sehr gebietende Stellung im Reiche. Corfitz Uhlefeld hegte sogar den Gedanken, Friedrich III. zu verdrängen, und sich selbst auf den dänischen Thron zu schwingen.

Dieser Plan gelang allerdings nicht, weil, obgleich Dänemark damals ein Wahlreich war, die Erbfolge in dem königlichen Hause sich durch die Gewohnheit zu sehr festgesetzt

*) S. Buch VII. § 40 S. 304. †) S. Buch VII. § 89 S. 594.

hatte, als daß ein Mann, wie Corfitz Uhlefeld, eine Ausnahme zu seinen Gunsten hätte durchsetzen können.

Als Reichshofmeister war Uhlefeld nächst dem Könige die wichtigste Person in Dänemark. Da er seine auf den Thron gerichteten Pläne bald fallen lassen mußte, arbeitete er um so erfolgreicher daran, die königliche Macht, freilich nicht zu Gunsten des Volkes, vielmehr zu dessen Verderben und zum Vortheile einer schon übermächtigen Aristokratie, zu beschränken. Der König mußte in seiner Wahl-Capitulation vom 8. März 1648 die Ernennung der Reichsräthe dem Adel überlassen. Den Statthalter von Norwegen und die vier höchsten Reichsbeamten sollte er nur aus drei ihm vom Reichsrathe vorgeschlagenen Adeligen wählen dürfen. Die Beschlüsse des Reichsraths mußte der König versprechen, nicht abzuändern. Durch alle diese und mehrere andere ähnliche Bestimmungen der Wahl-Capitulation wurde der König thatsächlich dem Reichsrathe und überhaupt dem Adel geradezu untergeordnet.

Friedrich III. war kein ehrgeiziger und herrschsüchtiger Monarch. Er hätte sich die ihm angelegten Fesseln wahrscheinlich gefallen lassen, wenn seine Gemahlin, Sophia Amalia von Lüneburg nicht mehr Kühnheit und Entschlossenheit, als der König besessen hätte. Sie war überdieß gegen die Kinder der Christina Munck im höchsten Grade aufgebracht. Ihr Haß gegen dieselben und deren habgierige Ehemänner trat, wenn auch anfangs verdeckt, doch mehr und mehr zu Tage. Viele Dänen, namentlich auch unter dem Adel, theilten die Erbitterung der Königin. Anfangs bewirkte zwar Corfitz Uhlefeld, daß die von seinen Feinden vorgeschobenen Ankläger verurtheilt, Dina Windhofners sogar hingerichtet wurde. Allein er erkannte bald, daß er nicht im Stande sein würde, denselben auf die Dauer die Spitze zu bieten. Am 14. Juli 1651 entwich er aus Dänemark, und ruhte von dieser Zeit an nicht, bis er sein Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Seine Flucht diente zahlreichen Feinden zum Signale, über ihn und seine ganze Familie herzufallen. Die Güter der königlichen Schwiegersöhne wurden eingezogen und die meisten dieser selbst zum Lande hinaus getrieben.

In Schweden fanden die flüchtigen Dänen freundliche Aufnahme und Corfitz Uhlefeld nur zu williges Gehör. Allein weder die Königin Christine noch anfangs ihr Nachfolger Karl X. ließen sich durch Uhlefeld in einen Krieg mit Dänemark verwickeln. Als aber die Schweden sich in einen weitaussehenden Krieg mit Polen eingelassen hatten, glaubten die dänischen Aristokraten, der Augenblick sei gekommen, die verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Im März 1657 erklärte Dänemark den Krieg an Schweden. Karl X. zog seine Truppen schnell aus Polen, überfluthete Holstein und besetzte schon im Juli desselben Jahres Jütland. Im Januar 1658 rückten die Schweden über den gefrorenen kleinen Belt und langten am 8. Februar, nachdem sie auch den großen Belt überschritten hatten, auf Seeland an.

Schon am 18. Februar wurden die Präliminarien und am 26. der Friedensvertrag zu Roeskilde unterzeichnet. Dänemark mußte Halland, Schonen, Bornholm und Bledingen, einen Theil von Norwegen, Bohusleben und Drontheim abtreten. Zu Gunsten des Herzogs von Holstein-Gottorp erkannte Dänemark die Freiheit Schleswigs vom Lehensverbande an und verlor überdieß das Amt Schwabstadt. Die beiden Brüder Uhlefeld sollten in ihre früheren Rechte, Corfitz namentlich in sein ganzes Vermögen wieder eingesetzt werden.

Doch der Friede war nicht von langer Dauer. Ganz kam er gar nicht in Vollziehung. Am 8. August landeten 16,000 Schweden in Korsör, vierzehn Meilen von Kopenhagen und bedrohten von neuem die dänische Hauptstadt.

Im Augenblicke der Gefahr überließ der hochmüthige Adel dem Könige und der Bevöl-

ferung Kopenhagens den Kampf. Friedrich III. und seine entschlossene Gemahlin Sophia Amalia, der Bürgermeister Nansen und der Commandant Hans Schack, leiteten die Vertheidigung, und ermuthigten durch ihr Beispiel die Belagerten. Die Studenten, Bürger und einige zusammengeraffte Söldner retteten die Stadt. Zwar kamen den Dänen die Holländer zu Hülfe, doch blieb Kopenhagen lange Zeit sehr gefährdet. Karl's X. Tod erleichterte den Abschluß des Friedens. England, Frankreich und Holland vermittelten. Am 3. Mai 1660 kam der Vertrag von Oliva zwischen Schweden, Polen und Brandenburg, am 6. Juni der Frieden von Kopenhagen zwischen Schweden und Dänemark zu Stande. Dänemark erhielt die Stadt und die Provinz Trontheim in Norwegen, die Insel Bornholm, die dänische Colonie auf der Küste von Guinea, sowie das Recht der Erhebung des Sundzolles von schwedischen Schiffen zurück. Im übrigen blieb der Frieden zu Roeskilde in Kraft.

Die beiden Kriege mit Schweden erschöpften die schon früher zerrütteten Finanzen Dänemarks vollständig und brachten den schlechten Zustand des Heerwesens, die Feigheit und den Uebermuth des Adels so klar zu Tage, daß alle Verständigen erkannten, die Macht der Aristokratie müsse gebrochen werden, falls sich das Reich von den erlittenen schweren Verlusten erholen und einige Ordnung in den Staatshaushalt kommen solle.

So richtig dieser Gedanke, so verkehrt war die Art und Weise, wie er ausgeführt wurde. Statt die Macht des Adels durch Hebung des Bürger- und Bauernstandes zu brechen, wußten es die Ränkeschmiede in Kopenhagen, namentlich die Königin und deren beide vertraute Rathgeber Gabel und Lenthe, der Stadt-Commandant Schack, der Bischof Suane und Hannibal Sehestädt dahin zu bringen, daß die bis dahin sehr beschränkte Wahl-Monarchie in ein unumschränktes Erbreich verwandelt wurde.

Am 25. September 1660 verlangten die Vertreter des Bürgerstandes und der Geistlichkeit Verpachtung der Krondomänen, welche bisher der Adel um geringen Zins inne gehabt hatte, an den Meistbietenden, Verwandlung der Frohnden in eine Geldabgabe, Erleichterung der kleinen Städte und andere gemeinnützige Verbesserungen. Der Adel widersetzte sich diesen gerechten Forderungen mit großer Bitterkeit. Allein nicht die Aristokraten, sondern die Bürger Kopenhagens hatten das Vaterland im Kampfe mit den Schweden gerettet. Nicht der Adel, sondern die Bürger waren in Waffen und Herren der Stadt. Die Thore wurden besetzt, der Adel eingeschüchtert. Am 13. Oktober beschlossen die drei Stände gemeinsam die Erblichkeit der Monarchie. Mit dem Wahlreiche fiel von selbst die Wahl-Capitulation, welche sämmtliche Beschränkungen des Königthums enthielt. Es kam darauf an, dieselbe durch eine die Bedürfnisse der großen Masse des Volkes berücksichtigende Verfassung zu ersetzen. In der That wurde auch ein Ausschuß erwählt, welcher die neue Verfassung ausarbeiten sollte. Statt den ihm gewordenen Auftrag zu vollziehen, gab derselbe alles dem Könige anheim, welcher sich wohl hütete, sich selbst die Hände zu binden.

Die unter so freudigen Hoffnungen begonnene Revolution fiel in Folge des Verrathes eines Ausschusses und der Schlaffheit der versammelten Stände in die Hände einiger Ränkeschmiede, welche sie zum ausschließlichen Vortheile des Königthums ausbeuteten Das verblendete Volk, welches nur die Ereignisse der letzten Jahre vor Augen hatte, und weder an die Zukunft, noch an vergangene Zeiten dachte, jauchzte dem Umsturze der alten Verfassung zu. Es erkannte nicht, daß es nur ein Uebel mit dem andern vertauscht habe: den Adels-Despotismus mit dem Despotismus des Königthums.

Seit dem Jahre 1660 stand Dänemark unter dem sogenannten Königsgesetze (lex regia), welches die Monarchie in ihrer schroffsten Auffassung, wie sie sich in den Zeiten der oströmischen Kaiser gestaltet hatte, darstellte. Was die Verfassung nicht gethan hatte,

holte der Minister des Königs, Peter Schuhmacher, welcher später unter dem Namen Greifenfeld in den Grafenstand erhoben wurde, nach. Dieser führte in Dänemark den dort früher nicht gekannten Unterschied zwischen höherem und niederem Adel ein, und verwandelte dadurch die bedeutende sociale Stellung, welche der dänische Adel auch nach 1660 behauptete, in ein leeres Titelwesen.

Dänemark hörte von dieser Zeit an auf, nach Außen hin Selbstständigkeit und in seinen inneren Verhältnissen einen bewußten Fortschritt zu bekunden. Seine Könige trachteten nur darnach, entweder im Osten oder im Westen, entweder gegen Schweden oder gegen Holstein einige kleine Eroberungen zu machen, und vergeudeten in nutzlosen Kriegen die beste Kraft des Volkes. Unter tüchtigen Staatsmännern, wie Struensee und Bernstorf wurde das Volk wohl vorwärts getrieben, allein die Entwickelung war nicht die Folge nationaler Regsamkeit, sondern ministerieller Befehle. Unter den zahlreicheren unfähigen, oder doch flachen Herrschern begnügten sich die Dänen damit, in der Tretmühle des täglichen Lebens zu arbeiten und in das leere Faß der Danaiden, den königlichen Schatz, ihre Ersparnisse zu gießen, während der Hof sich gütlich that.

Königliche Beamte und Soldaten sogen das Land aus, begegneten dem Volke mit Uebermuth und hemmten dessen Fortschritt. Die Personen hatten sich verändert. In der Hauptsache: in der Erkenntniß der ewigen Rechte der Menschheit und in der Abhülfe offenbarer Mißbräuche und Uebelstände gingen die Verbesserungen sehr langsam von statten.

Besonders traurig war die Rolle, welche Dänemark zur Zeit Ludwig's XIV. spielte. Zuerst trat es diesem Despoten feindlich gegenüber, in der Hoffnung, im Bunde mit dem Kurfürsten von Brandenburg und dem deutschen Reiche, einige Vortheile zu erringen. Als diese Aussicht sich nicht erfüllte, sprang es auf französische Seite über. Allein auch auf dieser konnte es nichts durchsetzen.

Christian V. folgte (1670) seinem Vater Friedrich IV. nach. Er ließ an seiner Stelle sechs Jahre lang den Grafen von Greifenstein herrschen. Im Jahre 1676 stürzten aber mächtige Feinde den Minister, welcher im Begriffe stand, Dänemark schon damals in französischen Schutz zu bringen. Greifenfeld wurde in die Festung Munkholm, bei Drontheim, geworfen, und zwei und zwanzig Jahre lang daselbst gefangen gehalten (von 1676—1698). Er starb 1699, nachdem ihm ein Jahr zuvor die Erlaubniß ertheilt worden war in Drontheim zu wohnen.

Was Greifenfeld voraus gesehen hatte, traf ein. Die deutschen Staaten waren keine Verbündeten, mit deren Hülfe Dänemark seine Pläne gegen Schweden oder gegen Holstein durchsetzen konnte. Christian V., welcher nach der Schlacht von Fehrbellin (1675) gewähnt hatte, der Augenblick sei gekommen, in Holstein seine Macht auszudehnen, konnte zwar, durch Verrath und Treubruch, den Herzog Christian Albert von Holstein-Gottorp und dessen Gemahlin in seine Gewalt bekommen, und ersteren zur Unterzeichnung des sogenannten Rendsburger Vertrages zwingen, durch welchen alle Städte des Herzogs den Dänen eingeräumt, die holsteinischen Soldaten dem Könige von Dänemark in Dienste gegeben und der Röskilder Friedensvertrag umgestoßen wurde, — allein die Nachwehen blieben für den König nicht aus. Im Frieden zu Fontainebleau, am 10. August 1679, mußte Christian V. den Herzog von Holstein-Gottorp in alle seine Besitzungen und Rechte wieder einsetzen. Der kurz darauf abgeschlossene Friedensvertrag von Lunden (26. September 1679) gab den Schweden zurück, was sie verloren hatten. Dänemark hatte vergeblich vier Jahre lang Krieg geführt, umsonst das Blut seiner tapfersten Söhne verspritzt und die Finanzen des Reiches erschöpft.

Da Christian V. auf deutscher Seite ohne Erfolg Krieg geführt hatte, schlug er sich (1682) auf die französische. Er schloß (am 21. April 1682) einen Bund mit Lud-

wig XIV. Dieser versprach, ihm jährliche Hülfsgelder im Betrage von 800,000 Thalern zu entrichten und überdieß die auf Holstein, Lübeck und Hamburg gerichteten Eroberungspläne der Dänen zu fördern. Dagegen sollte Christian V. eine Heeresabtheilung von 12,000 Mann für Ludwig XIV. in's Feld stellen. Im Vertrauen auf diesen Vertrag fielen die Dänen noch in demselben Jahre in Holstein ein. Der Herzog Christian Albert mußte der Gewalt weichen. Von Hamburg, welches der König von Dänemark (1689) überrumpeln zu können vermeinte, zog sich dieser, nothgedrungen unverrichteter Dinge zurück. Im Altonaer Vertrage (20. Juni 1689) mußten die Dänen den Herzog von Holstein-Gottorp in alle seine früheren Gerechtsame wieder einsetzen. Auch dieser Krieg, wie der frühere, hatte für Dänemark nur Schimpf und Schaden in seinem Gefolge.

Alle diese unglücklichen Erfahrungen hielten die Könige von Dänemark nicht ab, ihre gierigen Hände nach Holstein und Schleswig auszustrecken. Christian V. starb im Jahre 1699. Unter seinem Nachfolger Friedrich IV. (1699—1730) brach der nordische Krieg aus. Eine der Hauptursachen desselben war wieder die Hoffnung der Dänen, Schleswig und Holstein, oder irgend eine schwedische Provinz zu gewinnen.

Karl XII. von Schweden verfuhr aber mit solchem Nachdrucke gegen die Dänen, daß diese schon am 18. August 1700 zu Travendahl Frieden schlossen, um zu bewirken, daß die Schweden Seeland wieder räumten.

Nach der Schlacht von Pultawa, welche der Siegeslaufbahn Karl's XII. ihr Ende bereitete, nahm zwar Friedrich IV. von neuem an dem nordischen Kriege Theil; allein im Frieden, den er (1720) mit Schweden schloß, ging er, wie seine Vorfahren, wiederum leer aus. Dänemark mußte die den Schweden abgenommenen Landstriche wieder herausgeben. Es wurde zwar für seine Kriegskosten dadurch entschädigt, daß England und Frankreich ihm den Besitz der dem Herzoge von Holstein-Gottorp abgenommenen Provinz Schleswig verbürgten; dafür hatte es aber mitgeholfen, Rußland's riesige Macht zu begründen, durch welche sämmtliche östliche Staaten Europa's herabgedrückt und dauernd bedroht wurden.

Friedrich IV. war in jüngeren Jahren ein Wollüstling und Verschwender. In seinem Alter wurde er karg und sammelte sogar einen Schatz von mehreren Millionen. Nach dem Tode seiner Gattin ehelichte er, gleich seinem Vorfahren Christian IV., eine seiner zahlreichen Buhlerinnen, die Gräfin von Reventlow, welche in Verbindung mit dem Bischofe, der ihr bei der Heirath behülflich gewesen war, das Land tyrannisirte und aussog. Als später eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet wurde, verstanden es die beiden nach dem Sprichworte: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen, auf ihre Gehülfen die Rache des Gesetzes abzuleiten.

Christian VI. (1730—1746), Friedrich's IV. Sohn und Nachfolger war ein beschränkter Kopf, welcher vermeinte, von oben herab durch Gewaltmaßregeln seinem Volke den Unsinn, den er Religion nannte, eintrichtern zu können. In seinem pietistischen Eifer artete er zum grausamen Tyrannen aus. Er drohte z. B. jedem, der Sonntags nicht wenigstens einmal dem sogenannten Gottesdienste beiwohnte, mit Geldstrafe oder Pranger, setzte auf die sogenannte Gotteslästerung und sogar die unterlassene Anzeige derselben die strengsten Strafen, verschärfte die Strafe des Mordes auf barbarische Weise, und wüthete gegen Theater und andere ähnliche Volksvergnügungen.

Die Dänen mußten durch bittere Erfahrung lernen, daß der schlimmste aller Volksbedrücker derjenige sei, welcher Gott, statt den Menschen dienen will, welcher Liebe zu Gott heuchelt, während ihm die Menschenliebe fehlt.

Friedrich V. (1746—1766) war ein Weltmensch, der viel auf äußern Glanz hielt, unter dessen Regierung Dänemark aber doch in Kunst und Wissenschaft, Handel,

Gewerben und Ackerbau, wenn auch langsam, voran schritt. Die Beamten-Aristokratie, welche sich unter ihm mehr und mehr ausbildete, hatte viel Elend in ihrem Gefolge, und hemmte jede kräftige Entwickelung. Doch konnte sie dem Strome der Zeit, welcher damals rasch vorwärts drängte, nicht Halt gebieten.

Christian VII. (1766—1784, bezugsweise 1808) hat nur durch Struensee (1770—1772) und Bernstorf den jüngern (1772—1774 und 1784—1797), welche seine Minister waren, einige Bedeutung erhalten. Er selbst war immer geistesschwach und wurde in späteren Jahren vollständig blödsinnig.

Schwerlich hat wohl jemals der Minister eines Königs in der kurzen Zeit von sechszehn Monaten so ausgezeichnetes geleistet, als Struensee während seiner Verwaltung. Er befreite die Presse von den Fesseln, in welchen sie gehalten wurde, schaffte eine fast unbegreifliche Menge von Mißbräuchen ab, führte Ordnung in die Finanzen, Gleichheit in die Rechtspflege und in die Besteuerung ein, bereitete die Abschaffung der Leibeigenschaft vor, bekämpfte die Unduldsamkeit des lutherischen Pfaffenthums, reformirte die Universität und die städtische Verwaltung von Kopenhagen, förderte das Seewesen und griff überhaupt in alle Theile des Staatshaushalts in so großartiger Weise ein, daß fast jede Verbesserung, die während eines halben Jahrhunderts nach ihm Platz griff, auf ihn zurückgeführt werden kann.

Natürlich machte er sich alle Aristokraten, Pfaffen und Beamten, welche auf Kosten des Volkes zu schwelgen gewohnt waren, zu Feinden. Mit Recht kann ihm nur sein zweideutiges Verhältniß zur Königin Karoline Mathilde, seine zu stürmische Thätigkeit und Mangel an Vorsicht gegenüber den nationalen Vorurtheilen der Dänen vorgeworfen werden. Hätte er mehr an sich selbst und weniger an das Wohl der Nation gedacht, an deren Spitze er sich geschwungen hatte, so hätte er Jahrzehnte lang herrschen können. Allein sein Eifer für das Gute war zu groß, als daß er nicht die kleinen Geister seiner Zeit erschreckt, sein Streben zu freisinnig, als daß ein an das Joch der Monarchie gewöhntes Volk es zu würdigen verstanden hätte. Er fiel als Opfer einer ruchlosen Verschwörung, in welcher die Stiefmutter des Königs, Juliana, deren Sohn Friedrich und der Pfaffe Guldberg die Anstifter, und einige verkommene Aristokraten und Soldaten die ausführenden Theilnehmer waren. In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 verhafteten die Verschworenen den Minister, nachdem sie sich des schwachsinnigen Königs bemächtigt und diesem seine Zustimmung abgedrungen hatten. Am 28. April 1772 büßte der größte Wohlthäter, welchen Dänemark jemals gehabt hatte, mit dem Kopfe dafür, daß er es gewagt hatte, ein Land, welches weit hinter den benachbarten Staaten zurück geblieben war, auf der Bahn des Fortschritts voran zu treiben. Pombal in Portugal wurde begnadigt. Struensee in Dänemark blutete auf dem Schaffotte, mit ihm sein Freund Brandt. Die Königin Karolina Mathilde, welche die Verschworenen nicht auf das Blutgerüste bringen konnten, suchten sie wenigstens in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Sie ließen deren Ehe scheiden und schickten sie in's Hannover'sche zurück, woselbst sie (1775) zu Celle starb.

Bis auf den heutigen Tag ist das Verhältniß, welches zwischen Karoline Mathilde und Struensee bestand, in Dunkel gehüllt. Soviel ist übrigens gewiß, daß dieses blos Vorwand, nicht die Ursache der Verschwörung war, welche Struensee stürzte. Sittenreinheit war ein Gefühl, von welchem Juliane, Guldberg und Genossen keine Ahnung hatten, so wenig als die zahllosen Höflinge damaliger Zeit, welche in Rußland, Frankreich und fast in allen Wohnsitzen der Könige und Kaiser am Altare der Unzucht und der Gewalt ihre Opfer brachten.

Die Königin Juliane und Magister Guldberg behielten die Zügel der Regierung

bis zum Jahre 1784 in ihren Händen. Das einzige Ereigniß von Bedeutung, welches ihre Verwaltung bezeichnete, war der durch Bernstorf abgeschlossene Vertrag des Jahres 1775, durch welchen Dänemark die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dem Fürstbischofe Friedrich August von Lübeck abtrat, und dafür den Gottorp'schen Theil von Holstein erwarb.*) Schleswig hatte schon Friedrich IV. (1721) an sich gerissen. Der Erwerb von Schleswig-Holstein war somit vollendet. Ueber das Wechselverhältniß dieser beiden Herzogthümer und deren Beziehungen zu Deutschland, welche in unseren Tagen so wichtig geworden und noch immer nicht erledigt sind, werden wir im nächsten Buche zu sprechen haben.

Sobald Bernstorf jenen für Dänemark so vortheilhaften Vertrag abgeschlossen hatte, wurde er entlassen. Denn er war zu mannhaft, um sich von den beiden verächtlichen Menschen, welche in Dänemark herrschten, als Werkzeug gebrauchen zu lassen. In ähnlicher Weise, wie die Stiefmutter und deren Magister zur Macht gelangt waren, verloren sie dieselbe wieder. Als des unglücklichen Königs Sohn, Friedrich volljährig geworden war, zwang dieser seinem Vater (April 1784) den Namenszug ab, und herrschte von dieser Zeit zuerst als Regent und dann (seit 1808) als König Friedrich VI. über Dänemark. Er begann seine Regierung damit, die beiden Häupter der gegen Struensee gerichteten Verschwörung nebst deren ganzem Anhange vom Hofe zu entfernen. Bernstorf trat an die Spitze der Regierung, an welcher er sich bis zu seinem Tode über das Ende dieses Zeitabschnitts hinaus behauptete, und das Werk, welches Struensee begonnen hatte, wenn auch langsam und zögernd, doch mit redlichem Willen fortsetzte.

Im Laufe der Zeit, welche zwischen dem westphälischen Frieden und der französischen Revolution in der Mitte lag, verlor Dänemark seine sämmtlichen in Schweden belegenen Gebietstheile. Es erwarb dafür im Westen Schleswig und den Gottorp'schen Theil von Holstein. Unter der Krone waren daher drei wesentlich verschiedene Nationalitäten und Länder vereinigt: Norwegen, Dänemark und die deutschen Herzogthümer. Drei verschiedene Sprachen, eben so viele verschiedene Interessen und Eigenthümlichkeiten waren durch die Macht der Verhältnisse unter eine und dieselbe Regierung gebracht worden, welche der Rolle, die sie in früheren Zeiten auf der Weltbühne gespielt hatte, nicht mehr gewachsen war und durch Aufrechthaltung eines schrankenlosen Despotismus im Innern und empörender Ansprüche nach Außen hin, vermeinte, ihre Stellung behaupten zu können.

Der Sundzoll bildete die reichste Einnahmequelle der dänischen Finanzen. Das Recht auf denselben war allerdings so gut begründet, als dasjenige aller Könige auf ihre Throne, d. h. es beruhte ursprünglich auf Gewalt und wurde bekräftigt durch langjährige Gewohnheit. Die Machthaber sahen dieses ein, und lösten in unseren Tagen den gehässigen Zoll ab. Wer weiß, ob nicht in ähnlicher Weise früher oder später manche andere sogenannte Hoheitsrechte und selbst Thronrechte werden abgelöst werden? Das wäre die wohlfeilste Art, sich der Könige zu entledigen. Die Völker sind im Laufe der Jahrhunderte so reich und die Kriege sind so kostbar geworden, daß es der beste Plan wäre, statt einen Revolutionskrieg zu führen, einen Revolutions-Kaufvertrag abzuschließen. Schwerlich werden aber die Könige Europa's alle so klug sein, als der König von Dänemark in Betreff der Ablösung des Sundzolls war. Wahrscheinlich erkennen sie nicht, daß ihre Throne den Völkern nach und nach weit lästiger geworden sind, als die Zölle. Eine scandinavische Verbrüderung ist augenscheinlich nicht denkbar unter der monarchischen Staatsform. Die Verbrüderung setzt Gleichheit und folgeweise republikanische Formen voraus. Eine Vereinigung unter Königen würde nur eine andere, den Zeiten mehr noch widerstrebende Calmarische Union†) sein.

*) Siehe oben § 47 Seite 291. †) S. Buch VI. § 69.

§ 57. Schweden.

Nichts ist schwerer für einzelne Menschen und ganze Staaten, als eine glänzende, durch die Gunst der Verhältnisse und heldenmüthige Anstrengungen gewonnene Stellung, auf die Dauer zu behaupten. Schweden besaß im Anfange dieses Zeitabschnittes außer dem Stammlande, die Herzogthümer Bremen, Verden und Pommern und die Stadt Wismar in Deutschland, Liefland, Esthland und Finnland an der Küste der Ostsee. Es hatte sich durch den Frieden von Brömsebro gegen Dänemark abgerundet und durch den westphälischen Frieden festen Fuß in Deutschland gefaßt. Allein die religiöse Begeisterung, welche die schwedischen Heere beseelt hatte, als sie den Kampf mit dem Hause Habsburg begannen, konnte auf die Dauer nicht bestehen. Gustav Adolph sank schon früh in's Grab, und seine Tochter Christine hatte von dem Vater keine seiner Tugenden geerbt. Sie war ein verschwenderisches, eigenwilliges, wollüstiges Weib, welches für Kunst und Wissenschaft gerade so viel Geschmack hatte, als erforderlich war, um ihre Neugierde zu wecken, allein nicht genug, um sie für ideale Schönheit oder wirkliche Wahrheit empfänglich zu machen. Christine stürzte die schwedischen Finanzen im Laufe der kurzen Zeit ihrer Regierung (1644—1654) in eine solche Verwirrung, daß sie selbst einsah, sie könne ihre Vergeudungen nicht fortsetzen. Sie haßte jede eheliche Verbindung, weil diese ihren thierischen Neigungen einen Zwang auferlegt hätte, der für sie unerträglich war. Sie wollte lieber auf ihre Krone verzichten, als sich selbst beschränken. Sie hatte keine Liebe für ihr Volk. Die Erinnerung an ihre Vorfahren, zumal ihren Vater Gustav Adolph gab ihr keinen Sporn, auf der von denselben betretenen Bahn, welche Schweden zu einer nie erlebten Höhe geführt hatte, fortzuschreiten.

Als sie im Alter von achtzehn Jahren die Zügel der Regierung ergriff, saß schwerlich auf irgend einem Throne ein Fürst, dem sein Volk mit solcher Innigkeit als die Schweden der Tochter Gustav Adolph's ergeben waren. Das einzige Verdienst, das sich Christine um ihre Nation und die Menschheit erwarb, bestand darin, daß sie die Abschließung des Friedens förderte. Damals hatte sie noch nicht mit ihrer ganzen Vergangenheit gebrochen, sich noch nicht von den Todfeinden ihres Reiches und ihrer Religion bestricken lassen, noch nicht mit Jesuiten und Jesuitenfreunden insgeheim gekost.

Nach den schweren Opfern, welche die Schweden gebracht, hatten sie ein doppelt gutes Recht, zu erwarten, daß durch Sparsamkeit und eine umsichtige Verwaltung die tiefen Wunden langjähriger Kriege geheilt würden. Christine verstand es nicht, dem habgierigen Adel Schranken zu setzen. Im Gegentheile theilte sie in sinnloser Verblendung nicht bloß die Staats-Einnahmen, sondern auch die Quellen derselben, die Krondomänen unter ihre Günstlinge aus. Sie umgab sich mit einem Schwarme schmarotzender Künstler und Gelehrter, welche ihr den Ruhm einer Freundin der Musen verschaffen sollten, in der That aber nur dazu beitrugen, die Staatskasse zu leeren, und die Königin für ihren Beruf mehr und mehr untauglich zu machen.

Bald hatte Christine die Finanzen des Reiches in solche Verwirrung gebracht, daß es ihr oft an den nothwendigsten Mitteln gebrach, ihren Hofhalt zu führen. Um sich diese zu verschaffen, ohne förmlich Bankerott zu machen, versetzte sie ihr Silbergeschirr, machte sie Anlehen bei denselben Leuten, an welche sie die Krongüter verschenkt hatte und stieg noch zu anderen verwerflicheren Nothbehelfen herab.

Christinen's Lage wurde immer peinlicher. Aus dem Umgange mit Gelehrten und

Künstlern konnte sie wenig Trost ziehen. Denn es war mehr Neugierde, als Wissensdrang, mehr Spielerei, als Ernst, welcher sie belebte.

Während sie öffentlich gelehrte Feste feierte, pflog sie insgeheim Verkehr mit Jesuiten und Jesuitenfreunden, welche ihr das heitere und zwanglose Leben im Süden mit reizenden Farben schilderten und, ohne daß sie sich selbst dessen versah, das Netz woben, in welchem sie die Christine fingen und auf Lebenszeit fest hielten. Der spanische Gesandte Pimentelli und der französische Wundarzt Bourdelot spielten bei diesen Intriguen die Hauptrollen.

Das schwedische Volk, dessen Wünsche und Bedürfnisse die Königin in keiner Weise berücksichtigte, hörte bald auf, sie, wie früher, zu lieben und zu verehren. Vergebens drangen die Stände wiederholt darauf, daß sie sich verehelichen möchte. Auf dem Reichstage des Jahres 1649 erklärte Christine unumwunden, daß sie entschlossen sei, sich nicht zu vermählen. Zugleich ernannte sie ihren Vetter, Karl Gustav, den Sohn einer Schwester Gustav Adolph's, und des Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken-Kleeburg zu ihrem Nachfolger. Die Stände erkannten diese Wahl (am 10. März 1649) an. Karl Gustav mußte aber geloben, den Adel im Besitze aller Schenkungen, welche diesem zu Theil geworden waren, oder noch gemacht werden möchten, schützen und erhalten zu wollen.

Christine, welche sich durch die Ernennung ihres Nachfolgers selbst die Hände gebunden, durch die Verwirrung, worein sie die Finanzen des Reiches gebracht, sich die größten Verlegenheiten bereitet und durch ihre Beziehungen zu den in Schweden auf's äußerste verhaßten Jesuiten in eine ganz unhaltbare Stellung versetzt hatte, kam schon im Jahre 1651 auf den Gedanken, die Krone nieder zu legen. Damals gab sie zwar noch den Vorstellungen des Reichsrathes und der Familie Oxenstierna nach. Wenige Jahre später hatten aber alle die Mißverhältnisse, welche die Königin selbst herbei geführt, einen solchen Höhepunkt erreicht, daß Christine denselben nur durch Abdankung entgehen zu können vermeinte.

Im Juni 1654 legte die Tochter Gustav Adolph's die schwedische Krone nieder. Sie that es unter Bedingungen, welche beweisen, daß nicht Uneigennützigkeit, sondern gerade das Gegentheil der Beweggrund ihrer Handlungsweise war. Gleich einem am Rande des Bankerottes stehenden Kaufmanne, welcher aus dem drohenden Schiffbruche seiner Finanzen noch so viel als möglich zu retten sucht, übergab Schweden's Königin zwar das Reich mit allen darauf ruhenden Lasten ihrem Nachfolger, behielt sich aber selbst fast alle noch vorhandenen Geldmittel vor. Sie bedang sich aus, Niemandem zu Gehorsam und Unterwürfigkeit verpflichtet und keine Verantwortlichkeit für die größtentheils von ihr selbst gemachten Kronschulden zu haben. Das Schloß und die Stadt Norköping, Oeland, Gothland, Oesel, Poel und Neukloster bei Wismar, Wollgast und die Tafelgüter in Pommern sollten ihr verbleiben. Die Einwohner aller dieser Orte mußten ihr, obgleich unbeschadet ihres Verhältnisses zur schwedischen Krone, huldigen und alle Beamten sollten von ihr angestellt werden.

Kaum hatte Christine die Krone niedergelegt, so trat sie zuerst zu Brüssel insgeheim und dann zu Innsbruck öffentlich zur katholischen Religion über. Von dieser Zeit an überließ sie sich ihren Neigungen und Leidenschaften, ohne denselben irgend einen Zügel anzulegen. Eine Zeit lang hoffte sie, trotz ihrer früheren Erklärung, sich nicht verheirathen zu wollen, Ludwig XIV. werde sie auf den französischen Thron erheben. Doch, nachdem Christine, am 10. November 1657, ihren Oberstallmeister und früheren Liebhaber, den Marquis Monaldeschi zu Fontainebleau hatte ermorden lassen, erhob sich in Frankreich ein solcher Sturm des Unwillens gegen das freche Weib, daß sie es für räthlich hielt, Frankreich zu verlassen und nach Rom zurück zu kehren. Dort führte die Tochter Gustav

Adolph's das elende Leben einer vornehmen Convertitin. Vergebens suchte sie (1660 und 1666) die schwedische Krone, die sie in so schnöder Weise von sich geworfen hatte, wieder zu ergreifen. Die ehemalige Beherrscherin Schwedens hatte selbst in frevelhafter Weise alle Bande zerrissen, welche sie einst so fest an das Reich ihrer Väter geknüpft, und starb wenig geachtet von den Genossen ihres neuen Glaubens und vergessen von den Anhängern der Religion des Hauses Wasa, am 19. April 1689 in der Stadt der Päpste, zu Rom, im Alter von 62 Jahren.

Der Zustand, in welchem Christine bei ihrer Abdankung Schweden ihrem Nachfolger, Karl X. Gustav hinterließ, war so traurig, daß dieser mehr in den Künsten des Krieges, als des Friedens herangebildete Fürst glaubte, das Reich nur durch Kämpfe und Schlachten retten zu können. Die besten Aussichten auf Erfolg schien ihm ein Krieg mit Polen zu versprechen. Der König Johann II. Casimir gab seinem Bruder in Schweden einen erwünschten Vorwand zur Kriegserklärung, indem er, als allein berechtigter Sprosse des Hauses Wasa*) die schwedische Krone in Anspruch nahm.

Karl X. Gustav fing sofort seine Kriegsrüstungen an. Am 24. November 1654 verständigte er sich mit der Stadt Bremen, welche seine Truppen in jener Zeit belagert hatten, und welche die Schweden ihrer Reichsfreiheit berauben wollten. Die Stadt behauptete ihre Unabhängigkeit, mußte aber dem schwedischen Könige und dessen Nachfolgern einen Huldigungseid leisten, welcher übrigens keine weiteren Folgen nach sich zog.

Um die Finanzen des Reiches einigermaßen zu ordnen, bewirkte Karl X., daß alle Domainen, welche nach Gustav Adolph's Tode (16. November 1632) weggeschenkt worden waren, an die Krone zurück fielen.

Es war dies ein Mittelweg zwischen dem Reichstagsbeschlusse vom Jahre 1604, demzufolge kein Kronlehen Privateigenthum werden durfte, und dem Versprechen, welches Karl X. vor seiner Thronbesteigung dem Adel in Betreff der demselben verliehenen und noch zu verleihenden Krongüter gegeben hatte. Schon im Jahre 1655 begann der König den von ihm längst beabsichtigten Krieg gegen Polen. Mit leichter Mühe trieb er den elenden Johann II. Casimir aus dem Lande und eroberte dessen ganzes Reich, bis auf Danzig. Er fand es jedoch schwieriger, ein so ausgedehntes Gebiet, voll von Wald und Sumpf zu behaupten, als die ihm gegenüber stehenden ungeordneten und schlecht befehligten Heere auseinander zu treiben.

Am 7. Januar 1656 schloß er, um sich der brandenburgischen Hülfe zu versichern, mit dem sogenannten großen Kurfürsten den Vertrag von Königsberg ab, durch welchen sich dieser von Polen lossagte, für einen Vasallen der schwedischen Krone erklärte und dafür das Bisthum Ermeland erhielt. In Verbindung mit den Schweden führte darauf der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Zeit lang Krieg gegen Polen. Doch als das Glück sich gegen die Schweden zu neigen schien, trat der Kurfürst schnell wieder auf die entgegengesetzte Seite.

Die Holländer nahmen sich der Polen an und schickten der Stadt Danzig Hülfe. Leopold, welchem sein Vater im März 1657 die österreichischen Erblande abgetreten hatte, schickte in Gemäßheit des am 1. December 1656 mit den Polen abgeschlossenen Bündnisses, Truppen in das Nachbarland. Endlich erklärte Friedrich III. von Dänemark den Schweden den Krieg.

Karl X. zog rasch seine Streitkräfte aus Polen. Der Kurfürst von Brandenburg schloß (am 19. September 1657) den Vertrag von Welau ab, wodurch König Casimir II. Preußen als unabhängiges Herzogthum anerkannte und trat dann dem Bündnisse wider Schweden bei. Dänemark, dessen Hauptstadt von den Schweden ernstlich bedroht war,

*) S. Buch VII. § 90 S. 597.

bequemte sich, am 25. Februar 1658, zu dem Frieden von Röskilde, welchem, nach Wiederaufnahme der Fehde, der Friede zu Kopenhagen 6. Juni 1660 folgte.*) Schon früher (3. Mai 1660) hatte Schweden mit Oesterreich, Polen und Brandenburg sich verständigt. Es verzichtete zu Gunsten Brandenburgs auf alle Vortheile, welche ihm durch den Vertrag von Königsberg zugesichert worden waren. Ein Jahr später (21. Juni 1661) schloß Schweden mit Rußland den Frieden zu Cardis, durch welchen der Vertrag zu Stollbowa†) bestätigt wurde. Das Resultat des fünfjährigen blutigen Krieges bestand für Schweden in dem Verluste zahlreicher Heere und kostbaren Kriegs-Materials. Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte gewußt, aus den Verlegenheiten seiner Nachbarn Nutzen zu ziehen.‡)

Karl X. hatte den Abschluß dieser Friedensverträge nicht mehr erlebt. Er war am 13. Februar 1660 gestorben. Sein minderjähriger Sohn folgte ihm auf dem schwedischen Throne, unter dem Namen Karl XI. nach.

Wie in Dänemark, so schwankte auch in Schweden die Regierungsform zwischen der Herrschaft des Adels und des Königthums lange Zeit hin und her. Saß ein kräftiger Fürst auf dem Throne, so verstand er es, seine Gewalt auszudehnen. Diese schrumpfte aber wieder zusammen, wenn ein Schwächling die Krone trug.

Karl X., welcher fast die ganze Zeit seiner Regierung hindurch Kriege führte, hatte Schweden mit eisernem Scepter beherrscht. Mit doppelter Gier benützte der Adel die Gelegenheit, welche ihm die Jugend Karl's XI. bot, seine Macht und seine Besitzungen auf Kosten der Krone zu erweitern.

Schweden befand sich seit dem Tode Gustav Adolph's in einer durchaus unnatürlichen, gezwungenen Stellung, aus welcher es den Uebergang zu einer friedlichen Entwickelung nicht finden konnte. Eine Reihe der außerordentlichsten Verhältnisse hatte zusammen gewirkt, diesem Reiche die Rolle einer europäischen Großmacht aufzunöthigen. Ein vollständiger Umschwung war eingetreten. Europa bedurfte Schwedens nicht mehr, um den Kampf gegen Papstthum und Kaiserthum siegreich durchzuführen. Dennoch wollten die schwedischen Herrscher einen Rang behaupten, welcher mit den Kräften des Landes nicht in Einklang zu bringen war. Die Lorbeeren, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege um ihre Schläfe gewunden, kamen ihnen später theuer zu stehen. Fast jeder König wollte, gleich Gustav Adolph, glänzen, jeder Staats-Minister war lüstern, die Bedeutung Oxenstierna's zu gewinnen, jeder General glaubte sich berufen ein Feldherr, gleich Torstenson oder Wrangel zu werden. Mittlerweile hatten aber England, Frankreich und mehrere deutsche Länder, namentlich Oesterreich und Brandenburg an kriegerischer Macht in dem Maße zugenommen, daß Schweden ihnen gegenüber unmöglich dieselbe Stellung behaupten konnte, die es früher eingenommen.

Die Kriege, welche Karl X. geführt hatte, brachten Schweden weder Gewinn, noch Ruhm. Allein das Land trat doch für seine eigenen Interessen und selbstständig in die Schranken. Der Theil, welchen Schweden aber an den Kriegen Ludwig's XIV. zur Zeit der Minderjährigkeit Karl's XI. nahm, beruhte auf den unreinsten Beweggründen und führte zu schmählichen Niederlagen.§)

Nur der habgierige Adel, welcher von dem französischen Monarchen erkauft war, zog Vortheil aus den Schlachten, in welchen die Schweden auf dem Altare der Eroberungssucht des französischen Despoten geopfert wurden.

Nach dem Frieden von Lunden‖) erreichte die Verwirrung im schwedischen Staatshaushalte einen Höhepunkt, welcher die drei Stände der Bauern, Bürger und Geistlichen

*) S. oben § 56. †) S. oben § 36 S. 210.
‡) S. Buch VII. § 90 S. 598. §) S. oben § 37 S. 214. ‖) S. § 56.

bestimmte energische Schritte zu thun, um derselben abzuhelfen. Dem Adel konnten die ihm zur Last fallenden Vergehungen theilweise wenigstens in Zahlen vorgerechnet werden. Die Domänen, welche auch nach der von König Karl X. vorgenommenen Einziehung eines Theiles derselben im Besitze der Aristokraten geblieben waren, konnten allein die erschöpften Staatsfinanzen wieder in einiges Gleichgewicht bringen. Die Stimmung war mit gutem Grunde sehr erbittert gegen einen Stand, welcher, nicht zufrieden mit dem Raube der Staatsländereien, das Blut des Volkes um schnöden Gewinnes willen an Frankreich verkauft hatte. Wie in Dänemark schoß aber auch in Schweden die Erbitterung der Massen über das Ziel hinaus. Statt die Verfassung in einer Weise umzuändern, welche den Bauern und Bürgern den ihnen gebührenden Einfluß auf die Verwaltung gesichert, dem Adel und dem Königthume zugleich Schranken gezogen hätte, waren die drei Stände der Bauern, Bürger und Geistlichen nur darauf bedacht, an die Stelle eines habgierigen Adels ein despotisches Königthum zu setzen. Die schwedische Nation hatte seit den Tagen der Reformation nur geringe Fortschritte auf dem Gebiete allgemeiner Bildung gemacht. An die Stelle religiöser Begeisterung war nach und nach ein verknöchertes Lutherthum getreten, welches die Gemüther sehr geneigt machte, die Gewalt des Königthums auszudehnen, und sich unter die Vormundschaft einer beschränkten Geistlichkeit zu begeben. Unter solchen Verhältnissen konnte das arme Volk der Schweden trotz seiner Aufopferungsfähigkeit, seinem Fleiße und seinem Heldenmuthe nicht gedeihen und blühen. Seine zahlreichen Revolutionen waren nichts anderes, als Schwankungen zwischen der Scylla der Aristokratie und der Charybdis der Monarchie. Die Nation hatte keine Vertreter, sie war zerklüftet in vier Stände, unter welchen in ruhigen Zeiten der Adel immer den überwiegenden Einfluß besaß, Bürger und Bauern nur in Verbindung mit dem Königthume in revolutionärer Weise ihre Wünsche durchsetzen konnten.

Schon am 9. December 1680 erklärten die Stände der Bauern, Bürger und Geistlichen, daß der König durch keine Regierungsform gebunden werde, daß er in Betreff der Reichsverwaltung keine Rechenschaft zu geben verpflichtet sei, und daß er sogar letztwillig die Verfassung und die Regierung des Landes ändern könne. Der Adel mußte diesem Beschlusse der drei übrigen Stände zustimmen. Der Reichstag von 1682 auf 1683 ging um einen Schritt weiter. Er bestätigte einen Urtheilsspruch, demzufolge allen Mitgliedern der vormundschaftlichen Regierung, welche an der Verwaltung der Finanzen Theil genommen hatten, die Verpflichtung auferlegt wurde, dem Reiche den während ihrer Amtszeit zugefügten Schaden zu ersetzen. Die Verfassung des Landes wurde wesentlich verändert. An die Stelle der fünf hohen Reichs-Aemter, welche früher eine die königliche Gewalt beschränkende Macht besessen hatten, trat ein von derselben durchaus abhängiger Staatsrath, mit dessen Hülfe die von Karl X. nur zu einem geringen Theile vorgenommene Einziehung der Krondomänen in umfassendster Weise ausgeführt wurde. Der Adel verlor nicht blos in Schweden, sondern auch in dessen Nebenländern: in Liefland, Esthland, Ingermannland, in Bremen und Verden, in Mecklenburg und Pommern die der Krone entrissenen Güter. Die Regierung ging dabei mit solcher Strenge zu Werke, daß die meisten Adelsfamilien verarmten.

Dieser Umschwung der Dinge wäre für Schweden gewiß eine große Wohltbat gewesen, wenn die verbesserten Finanzen des Reiches nicht hauptsächlich auf die Vermehrung der Kriegsmacht zu Land und zur See verwendet worden wären.

Nur zu bald sollte Schweden zu seinem Verderben erfahren, daß die königliche Gewalt ein doppelschneidiges Schwert sei, welches eben sowohl gegen Bürger und Bauern, als gegen den Adel gezückt werden könne. Alle die Schätze und Vorräthe, welche Karl XI. sammelte, alle die kriegerischen Vorbereitungen, welche er traf, schützten Schweden nicht vor

furchtbaren Niederlagen. Sie entflammten nur die Kriegslust seines Sohnes zu jener unauslöschlichen Gluth, welche fast ein Vierteljahrhundert hindurch brannte, Schweden vollständig erschöpfte und damit endigte, daß das einst so mächtige Reich seine früher gebietende Stellung und alle seine, im Laufe von Jahrhunderten, mit großem Aufwande von Blut und von Schätzen gewonnenen Eroberungen verlor. Schwerlich würde Schweden so tief gedemüthigt worden sein, wenn die Nation sich nicht selbst ihrer verfassungsmäßigen Rechte, gegenüber ihrem Könige begeben hätte. Der unbeschränkte Monarch folgte nur seinen persönlichen Leidenschaften und richtete das Land durch diese zu Grunde. Hätte das Volk sich die Kraft bewahrt, dem Könige einige Schranken zu setzen, so hätte es die vielen Gelegenheiten, die sich boten, einen vortheilhaften und ruhmreichen Frieden zu schließen, nicht versäumt. Nachdem aber Schweden, unter Karl XI. in ein großes Heerlager umgewandelt worden war, mußte es sich gefallen lassen, von Karl XII. als solches benützt zu werden. Es wurde von diesem in einen Strudel von Kriegen verwickelt, ohne auf deren Beendigung den geringsten Einfluß ausüben zu können, bis der königliche Feldherr in den Laufgräben von Friedrichshalt, sein Leben schloß.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatten sich noch keine festen Grenzen zwischen Dänemark, Schweden, Polen, Rußland, Brandenburg und Hannover gebildet. Durch das Schwert hatte Schweden mehrere deutsche Landstriche und Städte an sich gerissen. Jahrhunderte lang hatten die Reiche des Nordens um den Besitz der Grenzprovinzen, namentlich um Liefland, Esthland, Ingermannland und Karelien gestritten. Seit den Tagen Gustav Adolph's hatte sich die Wage des Glücks zu Gunsten Schwedens geneigt. Um so lüsterner waren die Nachbarn, ihm seine Eroberungen wieder abzunehmen. So lange Karl XI. auf dem Throne saß, wagten sie nicht, mit ihren Plänen hervor zu treten. Kaum war derselbe aber gestorben (1697), als sie alle glaubten, dessen erst fünfzehnjährigen Nachfolger mit Aussicht auf Erfolge überfallen zu können. Friedrich IV. von Dänemark, Friedrich August II. von Polen und Peter I. von Rußland schlossen einen eigentlichen Räuberbund gegen Schweden. Den Grund dazu legte ein schon Mitte des Jahres 1698 zwischen Peter I. und Friedrich August II. zu Nawa abgeschlossener Vertrag, welcher jedoch erst in's Leben trat, nachdem Friedrich August den König von Dänemark (September 1699) gewonnen und Peter I. (21. November 1699) dem Bunde dieser beiden Könige beigetreten war.

Dieser Bund nahm aber schnell ein klägliches Ende. Die drei gekrönten Räuber konnten nicht zu gleicher Zeit über das von ihnen auserschene Opfer herfallen, und die Liefländer, auf deren Empörung gegen die schwedische Regierung sie gerechnet hatten, blieben ruhig. Der Anschlag der Sachsen gegen Riga (Februar 1700) scheiterte eben so, als derjenige der Dänen gegen Tönningen, die bedeutendste Stadt im Gebiete des mit Karl XII. verbundenen Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp. Karl XII. landete auf der Insel Seeland und traf so gute Anstalten zur Beschießung Kopenhagens, daß der König von Dänemark eiligst durch den Frieden zu Travendahl (18. August 1700) sich von dem Kampfe lossagte. Der junge schwedische Held warf sich auf die Russen, schlug sie bei Narwa (21. November 1700) und zog dann gegen Friedrich August. Er trieb denselben durch ganz Polen, ereilte ihn bei Clissow (Juli 1702) und brachte den unter seiner Fahne vereinigten Sachsen und Polen eine entscheidende Niederlage bei.

Die Schweden hatten ihre Feinde aller Orten besiegt. Der Krieg, den sie bisher geführt hatten, war gerecht gewesen. Es hing nur von Karl XII. ab, einen Frieden zu schließen, welcher für ihn ehrenvoll und für sein Reich vortheilhaft gewesen wäre. Allein zum Unglück für sein Volk betrachtete sich Karl XII., als unumschränkten Herrscher Der gerechte Vertheidigungskrieg schlug schnell in einen unverantwortlichen Eroberungs-

kampf um. Karl XII. verlor vollständig alle Selbstbeherrschung. Das Glück, welches seinen Waffen bis zu jener Zeit immer treu geblieben war, verblendete ihn. Sein Haß gegen Friedrich August von Polen-Sachsen trieb ihn zu Maßregeln, welche noch weniger zu rechtfertigen waren, als diejenigen, welche seine Feinde gegen ihn ergriffen hatten. Friedrich August hatte, im Bunde mit Peter I. und Friedrich IV. nur darnach getrachtet, den Schweden einige Grenzprovinzen zu entreißen, welche diese selbst durch das Schwert gewonnen hatten. Karl XII. ruhte nicht eher, bis er seinem Gegner die polnische Krone entrissen, und diese auf das Haupt Stanislaus Leszinsky's gesetzt hatte (Juli 1704). Er machte sich dadurch nicht blos Friedrich August zum Todfeinde, sondern reizte auch das Nationalgefühl der Polen auf's Aeußerste. Das schlimmste für ihn war aber, daß er, während seiner gehässigen Unternehmungen gegen Friedrich August seinem weit mächtigeren Feinde, Peter I. Zeit ließ, neue Kräfte zu sammeln und Gelegenheit bot, diese im Kampfe mit den kleinen schwedischen Heeresabtheilungen, welche den Russen gegenüberstanden, zu üben und allmälig in furchtbare Krieger umzuwandeln. Zwei Jahre (1704—1706) vergeudete Karl XII. in nutzlosen Zügen durch Polen und Litthauen und rieb bei dieser Gelegenheit Tausende seiner tapfersten Krieger auf. Endlich schloß er (am 24. September 1706) Frieden mit August II. unter Bedingungen, welche für Polen zu demüthigend und für Friedrich August persönlich zu nachtheilig waren, als daß dieser sie dauernd halten konnte.

Karl XII. zeigte seine ganze Härte in der Forderung, daß ihm Patkul, Peter's I. Gesandter am sächsischen Hofe ausgeliefert werde und daß er denselben nachher in grausamer Weise rädern ließ. Wenn Patkul auch nicht unter dem Schutze des Völkerrechts gestanden, wäre es unverantwortlich gewesen, dessen Auslieferung zu verlangen, um an ihm für einen sogenannten Hochverrath Rache nehmen zu können. Auslieferung politischer, wenn auch durch einen Urtheilsspruch feiler Richter zu Verbrechern gestempelter Gegner, war zu allen Zeiten eine höchst niederträchtige Handlung von Seiten der ausliefernden, eine höchst gehässige Forderung von Seiten derjenigen Macht, welche die Auslieferung durchsetzte. Im vorliegenden Falle war sie aber noch empörender, weil Patkul kein Schwede, sondern Liefländer, also nicht durch die Bande gleicher Nationalität und gleichen Interesses an die Gesammt-Monarchie geknüpft war.

Dieselbe, alle Rücksichten der Klugheit und alle Mäßigung verhöhnende Blindheit, welche Karl XII. in seinem Kriege gegen Friedrich August und in dem mit diesem abgeschlossenen Frieden bekundete, führte ihn auch in den Kampf gegen Peter I. und richtete ihn zu Grunde.

Karl XII. war allerdings kein Wollüstling und Weichling, gleich Friedrich August von Sachsen-Polen, und kein Barbar, wie Peter I., allein er stürzte trotzdem sein Land in größeres Elend, als jene beiden Fürsten durch ihre Laster über die ihrigen verhängten. Für einen König ist die schlimmste Eigenschaft zügelloser Uebermuth, denn dieser macht den Herrscher noch mehr als die Wollust und als die Barbarei unfähig, zu erwägen und in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen seines Volkes zu handeln.

Die Macht seiner Feinde hatte Karl XII. besiegt, allein da er seinen eigenen Starrsinn nicht bezwang, ging er elend unter. Im schwedischen Lager wurde zwar sehr viel gebetet. Alles geschah unter Anrufung Gottes. Die religiöse Außenseite stand aber, wie gewöhnlich, in gar keiner Beziehung zu den sittlichen Zuständen des Königs und des Heeres. Karl XII. behielt, trotz seinen häufigen Kniebeugungen seinen Uebermuth und seine Härte unverändert bei, und seine Soldaten nahmen während ihres langen Aufenthalts in Sachsen die bei anderen Heeren üblichen Laster sehr schnell an.

Karl XII. hatte zwar in den Jahren (1702—1707) viele Zeit und große Kräfte

nutzlos vergeudet. Doch war seine Stellung noch immer gebietend. Er konnte, falls er nur dann einen klugen Plan gefaßt hätte, noch immer siegreich aus seinen Kämpfen hervorgehen. Allein nicht wie ein Staatsmann, nicht wie ein Feldherr, selbst nicht wie ein geschickter Vorposten-Offizier, sondern wie ein Stier, der ein ihm vorgehaltenes rothes Tuch mit toller Wuth verfolgt, stürzte er seinen Feinden entgegen. Auch nach Abschluß des Altranstädter Friedens ließ er noch fast ein ganzes Jahr verstreichen, bevor er sich gegen seinen mächtigsten Feind, Peter I. von Rußland wandte. Dieser hatte, während Karl sich nutzlos in Sachsen und Polen herum trieb, (1703) den Grund zu der neuen Hauptstadt seines Reiches auf bisher schwedischem Boden gelegt. Statt den Feind vor allen Dingen aus der nächsten Nähe Schwedens zu vertreiben, statt ihm dessen jüngste Eroberungen abzunehmen, statt das Bollwerk anzugreifen, welches Peter I. recht eigentlich den Schweden zum Trotze und um diese in beständiger Angst zu erhalten, nahe an der Mündung der Newa zu bauen im Begriffe stand, warf sich Karl XII. auf das entgegengesetzte Ende des russischen Reiches, auf die Steppen der Ukraine. Statt den Marsch nach dem kalten Rußland im Frühjahre zu beginnen, was er recht gut gekonnt hätte, wartete er das Herannahen des Winters ab. Erst am 4. September 1707 setzte er sich in Bewegung. Das Unvermeidliche trat ein. Zahlreiche Gefechte, furchtbare Strapatzen und die Kälte des ungewöhnlich strengen Winters von 1708 auf 1709 lichteten die Reihen des schwedischen Heeres. Am 8. Juli 1709 verlor Karl XII. die entscheidende Schlacht bei Pultawa. Es war dieses zwar eine furchtbare Niederlage für ihn. Doch noch wäre nicht alles verloren, wenn Karl wenigstens dann für Vernunftgründe zugänglich gewesen. Schweden hätte durch die Gegenwart seines damals noch vergötterten Königs zu neuen Kraftanstrengungen bewogen werden können. Allein statt in sein Reich zurück zu kehren, trieb sich Karl XII. fünf Jahre lang in der Türkei herum. Es gelang ihm zwar, (November 1710) die Pforte zu einem Kriege gegen Rußland aufzustacheln. Allein der Großvezier schloß (Juli 1711) mit Peter I., nachdem er diesen und dessen Heer vollständig umzingelt hatte, Frieden. Ein zweiter Krieg, welchen die Türkei den Russen (December 1711) erklärte, kam gar nicht zum Ausbruche und ein dritter erreichte schon nach sechs Monaten sein Ende (1713). Auch dann kehrte Karl aber noch nicht in sein Reich zurück. Er opferte das Leben seiner treuen Begleiter in nutzlosem Kampfe gegen die Türken auf, welche ihn in seinem befestigten Hause, bei Bender (1713) angriffen. Nur dem Edelmuthe seiner Feinde, welche ihn mit eigener Gefahr aus den Flammen trugen, verdankte Karl XII. die Erhaltung seines Lebens.

Auch nach diesem äußersten Schritte der Türken verweilte er noch ein Jahr unter denselben. Erst am 23 Oktober 1714 verließ er die Türkei und traf am 22. November desselben Jahres, nach einem raschen Ritte, in Stralsund ein. Mittlerweile hatten aber Karl's XII. zahlreiche Gegner und beutelustige Nachbarn die Hände nicht in den Schooß gelegt. Friedrich August von Sachsen-Polen und Friedrich IV. von Dänemark hatten ein neues Bündniß mit Rußland geschlossen, an welchem der König von Preußen und der Kurfürst von Hannover bald darauf Theil nahmen. Der den Polen aufgenöthigte König Stanislaus Leszinsky wurde schnell vertrieben und konnte seinem schwedischen Gönner nicht mehr von Nutzen sein. Peter I. besetzte Polen, Esthland und Liefland und gewann die Stadt Elbing. Die Schweden waren nicht im Stande, ihre ausgedehnten Besitzungen gegen ihre übermächtigen Feinde zu behaupten. Dennoch verweigerte Karl XII. dem sogenannten Haager Conzert, durch welches England, Holland, der deutsche Kaiser und mehrere Reichsstände, um den Krieg von Deutschland's Grenzen fern zu halten, die Neutralität der schwedischen Besitzungen in Deutschland verbürgen wollten, seine Zustimmung.

Die Russen rückten im Jahre 1711 nach Pommern. Die Schweden gewannen

zwar unter Stenbock die Schlacht bei Gadebusch (1711), wußten ihren Sieg aber nicht zu benützen. Im Mai 1713 mußte sich Stenbock, der die holsteinische Festung Tönningen besetzt hatte, den Dänen ergeben. Russen, Dänen und Sachsen verhängten alle denkbaren Uebel des Krieges über das unglückliche Holstein. Liefland, Esthland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland hatten die Russen, Pommern zum größten Theile die Preußen, die Herzogthümer Bremen und Verden die Hanoveraner an sich gerissen. Viermal hundert tausend Schweden hatten in dem Kriege ihr Leben verloren. Der Adel dachte mehr daran, die Macht seines Standes wieder herzustellen, als die Grenzen des Reiches gegen äußere Feinde zu vertheidigen. Die Rückkehr des Königs schüchterte zwar die selbstsüchtigen Aristokraten ein, doch war Karl XII. in der Türkei und in Rußland nicht gebessert worden und konnte jetzt so wenig, als früher, die Gelegenheiten, die sich ihm boten, zum Abschluß eines, den Verhältnissen entsprechenden Friedens benützen.

Es wäre nicht schwer gewesen, die unter sich uneinigen Feinde Schwedens zu trennen. Allein alles, was Karl XII. unternahm, beruhte auf einer durchaus verkehrten Würdigung der thatsächlichen Verhältnisse. Statt mit den minder gefährlichen und leichter zu versöhnenden Feinden: den Dänen, Hanoveranern und Preußen mit verhältnißmäßig geringen Opfern Frieden zu schließen, pflog Karl durch Görz mit Peter I. Unterhandlungen. Statt die Besitzungen fahren zu lassen, welche mit Schweden keine Wahlverwandschaft hatten, welche es im Widerspruch mit den von Gustav Adolph abgegebenen Erklärungen im westphälischen Frieden errungen hatte und welche es nicht hoffen konnte, auf die Dauer zu behaupten, schloß Karl mit Peter I. Friedenspräliminarien ab, in welchen der Russe zwar seine deutschen, polnischen und dänischen Verbündeten preis gab, sich selbst aber die gemachten Eroberungen sicherte. Karl war thöricht genug, sich durch die schönen Worte Peter's I. zu einem Eroberungszuge gegen Norwegen verleiten zu lassen. Während er die norwegische Festung Friedrichshald belagerte, machte ein Pistolenschuß seinem Leben ein Ende (11. December 1718).

Es war lange zweifelhaft, ob Karl XII. durch die Hand eines Meuchelmörders gefallen sei. Schon die Thatsache, daß nicht eine Kanonen- oder Musketen-, sondern eine Pistolenkugel ihn tödtlich getroffen hatte, deutete mit Bestimmtheit an, daß der Schuß nicht aus der belagerten Festung kommen konnte. Ohne Zweifel war Magnus Stjernroos, damals Korporal im schwedischen Trabantencorps, später Oberst und General der Reiterei, der Mörder des Königs. Einer seiner Mitschuldigen war der damalige General-Major Cronstedt. Die Anstifter des Mordes sind unter dem schwedischen Adel zu suchen, welcher schon längst gegen Karl XII. erbittert war und mehr als einmal, durch Mord sich eines mißliebigen Königs zu entledigen wußte. Ein ähnliches Schicksal, wie Karl XII., hatte kurz darauf sein Minister Görz: auch er fiel als Opfer des Hasses der Aristokraten. Nachdem Karl XII. aus der Welt geschafft worden und eine unter dem Einfluß des Adels stehende Regierung begründet war, fiel es dem Adel nicht schwer, den Minister ihres ermordeten Königs, Görz, (am 13. März 1719) öffentlich hinrichten zu lassen. Das Verbrechen des Grafen war kein anderes, als dem Könige Karl XII. treu gedient zu haben.

Der Adel beutete den Tod des Königs zum ausschließlichen Vortheil seines Standes aus. Er bewirkte, daß Schweden für ein Wahlreich erklärt und die alte, durch Karl XI. gestürzte Staatsverfassung, mit einem Reichsrathe und fünf Großwürden wieder hergestellt wurde. In Stockholm war alles für diesen Staatsstreich vorbereitet. Sobald die Nachricht von dem Tode des Königs eintraf, ließen die Aristokraten ihre Minen springen. Der Adel herrschte von dieser Zeit an unumschränkter in Schweden, als jemals zuvor. Er fürchtete sich mehr vor den Heeren Karl's XII., als vor denjenigen der Feinde Schweden's

und begann daher seine Wirksamkeit damit, daß er, obgleich umringt von drohenden Feinden, die Streitkräfte des Landes bedeutend verminderte.

Der Uebermuth Karl's XII. hatte Schweden an den Rand des Verderbens gebracht. Die Verrätherei und die Bestechlichkeit des Adels vollendeten, was die Eroberungssucht des Königs begonnen hatte. Im Juli des Jahres 1719 schloß Schweden Frieden mit Hannover, indem es dem Kurfürsten Georg die Herzogthümer Bremen und Verden gegen eine Million Thaler abtrat. Ein ähnliches Handelsgeschäft schlossen die schwedischen Aristokraten im Jahr darauf (Februar 1720) mit Preußen ab, dem sie, gegen drei Millionen Thaler, den zwischen Oder und Peene gelegenen Theil Pommerns überließen. Sachsen verlangte keine Abtretungen und zahlte kein Geld. Beide Theile gewährten sich gegenseitig Amnestie (Januar 1720). An Dänemark mußte Schweden sechsmal hundert tausend Thaler entrichten, um die von diesem Nachbarn besetzten Landestheile zurück zu erhalten; überdies verlor Schweden die früher so mühsam errungene Befreiung vom Sundzolle. Mit Rußland dauerte der Krieg bis zum Jahre 1721 fort. Im Frieden zu Nystädt trat Schweden an Peter I. Liefland, Esthland, Karelien, Wiborg, Kexholm und die Insel Oesel ab, und erhielt dafür die ärmliche Entschädigungssumme von zwei Millionen Thaler.

Hätte Karl XII. gelebt, er hätte jedenfalls unter so schmählichen Bedingungen nicht Frieden geschlossen!

Den Verlust seiner deutschen Provinzen, allenfalls auch Liefland's und Esthland's hätte Schweden verschmerzen mögen. Indem es aber an Rußland Karelien, Wiborg, Kexholm und Oesel abtrat, bahnte es dem mächtigen Nachbarn im Osten selbst den Weg nach Finnland, welches nur zu bald demselben zur Beute wurde.

Schweden hörte nach dem Nystädter Frieden auf, eine der Großmächte Europa's zu sein. Auf dessen Schultern schwang sich Rußland empor. Jeder Deutsche wird sich freuen, daß die Herzogthümer Bremen, Verden und Pommern von Schweden losgerissen und mit dem alten Vaterlande wieder vereinigt wurden. In wiefern die Vergrößerung Rußland's zu beklagen, oder zu preisen sei, werden wir im nächsten Paragraphen besprechen. Schweden hatte seine Rolle auf der Bühne Europas ausgespielt. Es hatte sich selbst die Schuld aller seiner Niederlagen beizumessen und verdient daher schwerlich das Mitgefühl, welches ihm von protestantischen Geschichtschreibern so reichlich gewidmet wird. Die Schweden des Jahres 1721 waren sehr verschieden von denjenigen, welche unter Gustav Adolph's Fahnen gekämpft hatten.

Um dieselbe Zeit, in welcher durch den nordischen Krieg die Macht Schwedens, wurde durch den spanischen Erbfolgekrieg diejenige Spaniens gebrochen. Beide Kriege standen in mannigfaltigen Beziehungen zu einander. Ludwig XIV. trachtete lange darnach, die Schweden zu einem Einfalle in das österreichische Gebiet zu bestimmen, während die Engländer und Holländer sich bemühten, deren Waffen im Osten beschäftigt zu halten. Die Interessen, welche übrigens den Kriegen im äußersten Nordosten und Südwesten Europas Nahrung gaben, waren zu verschiedenartig, als daß eine Vereinigung derselben möglich gewesen wäre.

Der Tod Karl's XII. bezeichnet einen Hauptabschnitt in der schwedischen Geschichte. Der kriegerische Ruhm dieses Königs hatte eine Zeit lang Schweden in den Augen Europa's eine Bedeutung gegeben, wie dieses Reich sie zur Zeit Gustav Adolph's gehabt hatte, obgleich der Sieger von Narwa und Clissow schon aus dem Grunde tief unter dem Helden von Leipzig und vom Leche steht, weil er von keiner Idee getragen wurde und nur zu bald kein anderes Streben, als dasjenige eines Eroberers kund that.

Ulrike Eleonore, Karl's XII. jüngere Schwester, welche die Stände des Reiches ihm

als Nachfolgerin erwählten, war, so wenig als ihr Gatte Friedrich von Hessen-Kassel, welcher (1720) an der Stelle seiner Gemahlin die Regierung übernahm, geeignet, dem Verfalle des Reiches Schranken zu setzen. Die Verfassung, wie sie nach Karl's XII. Tode wieder hergestellt wurde, verlieh dem Könige so wenig Gewalt, daß seine Stellung eine höchst klägliche war. Schweden hörte gänzlich auf, eine nationale Politik zu besitzen. Die Frage war nicht, welche Maßregeln für das Vaterland die nützlichsten seien, sondern welche von Rußland oder von Frankreich gewünscht würden?

Auf dem Gegensatze zwischen russischen und französischen Bestrebungen ruhten die beiden Parteien der „Mützen" und der „Hüte," welche sich gegenseitig zu Gunsten der auswärtigen Herren, an welche sie sich verkauft hatten, bekämpften und verfolgten. Nicht zufrieden mit den Summen, welche das Ausland an sie bezahlte, rissen die schwedischen Aristokraten auch sämmtliche Einkünfte ihres Landes an sich, um sie selbst zu vergeuden, oder an ihre Günstlinge zu vertheilen. Die Verwaltung des ganzen Staates und namentlich auch Heer und Flotte kamen schnell in Verfall. So wenig Schweden auch zum Kriege gerüstet war, brachten es die „Hüte" im Interesse Frankreich's doch dahin, daß der König (1739) Rußland den Krieg erklärte. Ihre Gegner, „die Mützen," waren schlecht genug, die Ehre und das Wohl des eigenen Landes so weit zu vergessen, daß sie selbst zu der Ermordung des schwedischen Gesandten, des Majors Malkolm Sinclair, welcher auf der Reise von Constantinopel nach Stockholm begriffen war, beitrugen.

Der Krieg wurde auf eine so erbärmliche Weise geführt, daß, um nicht ganz Finnland zu verlieren, die Schweden den Herzog Adolph Friedrich von Holstein, der russischen Kaiserin zu Gefallen, als Nachfolger ihres Königs wählten. Dennoch mußten sie, im Frieden zu Abo (1743) den im Süden des Kymeneflusses belegenen Theil Finnlands an Rußland abtreten.

Unter Adolph Friedrich (1751—1771) herrschten die Aristokraten, wo möglich, noch zügelloser, als unter dessen unmittelbarem Vorfahren in der Regierung. Die Parteikämpfe zwischen „Mützen" und „Hüten" dauerten fort. Das unglückliche Land war die Beute eines Adels, welcher an Verworfenheit kaum seines Gleichen in Europa hatte. Der Antheil, welchen auf französischen Antrieb die Schweden an dem siebenjährigen Kriege nahmen, gereichte ihnen zu Schimpf und Schande.*) Die Mißstimmung des Volkes über die Tyrannei des Adels nahm immer zu. Allein es wußte sich nicht selbst zu retten. Mit Hülfe der Nation brach Gustav III. (1771—1792) zwar die Herrschaft der Aristokraten schon im zweiten Jahre seiner Regierung (1772), allein nicht zum Besten der Gesammtheit, vielmehr setzte er nur seine Willkür an die Stelle der Mißregierung des Adels. Das Volk gewann dabei um so weniger, als Gustav III. nicht, gleich Karl XI., sparsam und vorsichtig, sondern im höchsten Grade verschwenderisch und leichtsinnig war. Der Krieg, den er (1788) gegen Rußland unternahm, brachte die ganze Tücke des schwedischen Adels zu Tage. Derselbe gehört übrigens in seinen weiteren Entwickelungen dem nächsten Zeitabschnitte an. Hier genüge die Bemerkung, daß ein Reich, welches soviel weniger Menschen und Quadratmeilen zählt als Rußland, unmöglich mit Erfolge Krieg gegen diese Macht führen kann, so lange es nicht einig ist und durch eine höhere Idee, als diejenige des kriegerischen Ruhmes beseelt wird, Einigkeit und höheres Streben sind aber für die schwedische Nation Unmöglichkeiten, sowohl unter der Adels-Herrschaft als unter der Königsherrschaft. Das despotische Rußland wird dem benachbarten Schweden immer überlegen sein, bis sich dieses auf den Fittigen der Freiheit zu einem höhern Standpunkt hinaufgeschwungen haben wird.

*) S. oben § 40 S. 231. ff.

§ 58. Polen.

Dänemark und Schweden schwankten während dieses Zeitabschnitts zwischen der Willkür des Adels und des Königthums hin und her, Polen zwischen Adelsherrschaft, Monarchie und Anarchie. Jene beiden Reiche verloren an Macht und Bedeutung, Polen ging seiner Auflösung entgegen. In Scandinavien hatte die Reformation feste Wurzeln geschlagen, obgleich nur zu bald deren Baum aufhörte, Früchte zu tragen, zu wachsen und zu gedeihen. Polen warf sich mehr und mehr den Jesuiten in die Arme, verfolgte die Protestanten und erzeugte dadurch gewaltsam eine offene Wunde, welche einen großen Theil seiner Lebenssäfte verschlang und die übrig bleibenden verdarb. Die scandinavischen Länder nannten sich Königreiche, gewährten aber doch der großen Masse der Bevölkerung weit größere Freiheit, als Polen, welches sich mit dem Titel einer Republik schmückte, den gesammten Bauernstand aber in Leibeigenschaft hielt, nur dem Adel politischen Einfluß gewährte und diesem keine Schranken zu ziehen vermochte. Polen übte und duldete größeres Unrecht, als irgend ein anderer Staat Europa's in diesem Zeitabschnitte. Das Unrecht, das es zu leiden hatte, war die Frucht desjenigen, das es beging. Es wird sich aus seiner Asche nie wieder erheben, bevor es die Fehler abgelegt hat, welche seinen Untergang herbeiführten.

Der Ruin Polens läßt sich mit voller geschichtlicher Sicherheit auf den Kampf der Jesuiten gegen die Protestanten dieses Reiches zurückführen. Denn alle Wirren des politischen Treibens im Lande waren nur die bestimmt nachweisbaren Folgen religiöser Unduldsamkeit. Als der Jesuiten-Zögling Siegmund III. (1587) den polnischen Thron bestieg, hatten die Akatholiken, oder Dissidenten, wie sie in Polen genannt wurden, die Mehrzahl im Senate. Siegmund vergab alle Sitze im Senate, die im Laufe seiner fünf und vierzigjährigen Regierung erledigt wurden, nur an Katholiken oder solche Dissidenten, welche die Würde mit dem Uebertritte zur katholischen Kirche erkauften. In ganz ähnlicher Weise verfuhr er bei Besetzung aller übrigen von ihm abhängigen Staatsämter. Indem er jedes Verdienst, jede Tugend dem Bekenntnisse des katholischen Glaubens unterordnete, setzte er nach und nach eine Rotte fanatischer oder heuchlerischer Menschen in den Alleinbesitz der Staatsgewalt, welche von dieser nur zum Verderben des Landes Gebrauch machen konnten. Der jesuitische Geist, welchen Siegmund der gesammten Verwaltung einhauchte, trat namentlich bei der Rechtspflege in empörender Weise zu Tage. Kein Verbrechen wurde bestraft, wenn es an Protestanten verübt worden war, während die geringste Unvorsichtigkeit, welche sich diese zu Schulden kommen ließen, auf's grausamste heimgesucht wurde und nicht selten sogar gegen Hunderte und Tausende, welche mit dem Uebertreter nichts gemeinsam hatten, als dessen protestantische Religion. Rechtsgefühl und Gesetzlichkeit wurden auf diese Weise vom Könige selbst systematisch untergraben. Kein Wunder, daß in Polen nach und nach diese beiden Grundpfeiler jedes geordneten Staates vollständig zusammenstürzten.

Die Nachfolger Siegmund's III. vermochten diejenige verderbliche Richtung, welche das öffentliche Leben in Polen genommen hatte, nicht zu verändern. Nur ein großartiger Charakter von hervorragendem Talente hätte dieses zu thun vermocht. Ein solcher fand sich unter den Polenkönigen der späteren Zeit nicht. Die Anarchie nahm daher im Laufe der Zeiten immer zu. Unmittelbare Folgen derselben waren jene Conföderationen, d. h. Aufstände des Adels, welche den herrschenden Mißbräuchen abhelfen sollten, gewöhnlich dieselben aber nur vermehrten, weil sie entweder den Absichten einzelner

Machthaber, oder im günstigsten Falle eines Standes dienen sollten. Bürger und Bauern wurden dabei nie berücksichtigt. Der Adel war meistentheils in sich gespalten. Für die Freiheit und das Recht ließ sich von derartigen Erhebungen nichts gutes erwarten.

Johann II. Casimir (1648—1668), welcher Ladislaus IV. folgte, befand sich im Kloster, als er nach dem Tode seines Bruders, auf den polnischen Thron berufen wurde. Es wäre für sein Land wohl besser gewesen, wenn er unter den Mönchen, zu welchen er nach seinen Neigungen und Gewohnheiten gehörte, geblieben wäre. Der Haß, welchen ihm die Pfaffen gegen den Protestantismus eingehaucht hatten, brach sich gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung Bahn, indem er durch seinen Gesandten, Canasiles in Stockholm darauf hinweisen ließ, daß die schwedische Krone ihm gebühre und gegen die Thronbesteigung Karl Gustav's Verwahrung einlegte. Hätte er eine Spur von gesundem Menschenverstande besessen, so hätte er einsehen müssen, daß die streng gläubigen Protestanten Schweden's einen Mönch niemals zum Könige annehmen würden. Die Verwahrung seiner Ansprüche auf die schwedische Krone konnte daher keine andere Folge haben, als sein Reich in einen Kampf zu verwickeln, dem es durchaus nicht gewachsen war. Die Frömmigkeit, welche Johann Casimir bei Gelegenheit seines Krieges mit Schweden an den Tag legte, indem er (im April 1656) in der bischöflichen Kirche zu Lemberg, die sogenannte „heilige Jungfrau von Czenstochau" mit großem Pompe zur Königin und Schutzpatronin des polnischen Reiches erklärte, mochte zwar fanatischen Pfaffen und verdummten Pfaffenknechten höchst erbaulich scheinen, in den Augen einigermaßen verständiger Menschen, wenn auch Katholiken, mußte es ihn nur lächerlich machen. In der That entsprachen auch die polnischen Waffenthaten vollständig den Erwartungen, welche man von einer Nation hegen kann, die unter dem Befehle eines angestrichenen Götzenbildes steht, d. h. die Polen wurden bei jedem Zusammentreffen mit den Schweden in schimpfliche Flucht getrieben, und würden, ohne Zweifel damals schon einen großen Theil ihres Gebietes verloren haben, wenn sich nicht andere Mächte: der deutsche Kaiser, Dänemark und theilweise auch der Kurfürst von Brandenburg ihrer angenommen hätten.*) Unter dem Schutze dieser Mächte kam Polen mit dem Verluste des Bisthums Ermeland und seiner oberlehensherrlichen Rechte über das Herzogthum Preußen davon. Ueberdies mußte es aber im Frieden von Oliva seinen Ansprüchen auf die Insel Oesel, Esthland, Liefland und auf den schwedischen Königstitel entsagen.

Noch verderblicher, als der Krieg mit Schweden wurden unter Johann Casimir die Beziehungen Polens zu Rußland. Im Jahre 1654 begaben sich die Kosacken, nachdem sie von Polen abgefallen waren, unter russischen Schutz. Smolensk, Kiew und die Ukraine mußten 1667 im Waffenstillstande zu Andrussow an Rußland abgetreten werden, und blieben im sogenannten ewigen Frieden (1686) diesem mächtigen Nachbarlande.

Die Verluste, welche Polen seinen äußeren Feinden gegenüber erlitt, waren nur die Folgen der Verwirrung, welche mehr und mehr in seinen inneren Angelegenheiten um sich griff. Zu Johann Casimir's Zeiten war es, daß das sogenannte freie Veto gesetzliche Kraft erhielt. Der Widerspruch eines einzigen Landboten genügte in dessen Folge, die dringendsten Beschlüsse der gesammten Ständeversammlung unwirksam zu machen. Eine geordnete Staatsverwaltung war mit einer derartigen verrückten Bestimmung durchaus unvereinbar. Johann Casimir wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er (1668) die Krone niederlegte. Mit ihm starb (1672) auf fremdem Boden die Familie der Jagellonen aus.

Auf Johann II. Casimir folgte der durchaus unfähige Michael Wisniowiecki und auf diesen Johann III. Sobieski (1674—1696).

*) Siehe oben § 58 S. 342.

Sobieski war ein ausgezeichneter Feldherr und erwarb sich namentlich bei dem Entsatze des von den Türken belagerten Wiens (1683) unsterblichen Ruhm. Allein die Schwierigkeiten, mit welchen ein König in Polen zu kämpfen hatte, setzten nicht blos militärische, sondern in weit höherem Maße staatsmännische Fähigkeiten voraus, welche Sobieski nicht besaß.

Da Sobieski trotz seines Feldherrntalents und mancher guter Eigenschaften nicht die Kraft gehabt hatte, dem innern Zerfalle seines Vaterlandes Schranken zu ziehen, konnten dessen niederträchtigen, durchaus verdorbenenen Nachfolger, welchen Polen ein fremdes Land war und blieb, natürlich den herrschenden Uebelständen nicht steuern. Die Verwirrung nahm in Polen unter den beiden sächsischen Augusten immer weiter überhand. Eine Nation, welche schwach genug ist, sich ihre Herrscher vom Auslande aufdrängen zu lassen, und welche durch Bestechlichkeit diesem selbst dazu die Hand bietet, kann ihre Selbstständigkeit nicht behaupten. Sie muß untergehen, sobald sich die fremden Mächte mit einander verständigen und kann bis dahin nur ein schimpfliches Dasein führen.

Der Kurfürst August II. von Sachsen, den wir schon in der Geschichte Deutschlands*) kennen gelernt haben, war einer der lasterhaftesten Fürsten seiner, an derartigen Herrschern besonders reichen Zeit. Sein Ehrgeiz war von der kleinlichsten und verächtlichsten Art. Er wollte eine Krone tragen. Allerdings waren die mit der polnischen verbundenen Herrscherrechte sehr klein, auch waren die Opfer riesengroß, welche er bringen mußte, um sie zu gewinnen. Doch August hoffte, seine Herrscherrechte, durch Meineid und Gewaltthat auszudehnen und aus diesem Grunde scheute er keine Opfer, um sein Ziel zu erreichen. Das erforderliche Geld lieferten seine gutmüthigen Sachsen. Die Religion seiner Väter, die er abschwören mußte, hatte er, gleich jedem bessern Gefühle, längst abgestreift. Es handelte sich bei ihm nur um eine Komödie. August schämte sich nicht, zu gleicher Zeit mit Oesterreich und mit dem Feinde des deutschen Reiches, Ludwig XIV. Unterhandlungen einzuleiten. Um übrigens sicher zu sein, sich durch einen vorschnellen Uebertritt zur katholischen Kirche nicht lächerlich zu machen, wartete er ab, bis er von einem Theile des Adels gewählt war, unterwarf sich dann der herkömmlichen Ceremonie und ließ diese um einen Monat zurück datiren.

Der König von Frankreich ging auf die Eröffnungen August's nicht ein, weil er den Prinzen von Conti auf den polnischen Thron erheben wollte. Die französischen Gesandten streuten mit vollen Händen das Geld unter dem käuflichen Adel der Sarmaten aus. Doch August und das Haus Habsburg waren in ähnlicher Weise thätig. Der Sachse versprach seinen Wählern nicht weniger, als zwölf Millionen Gulden und stellte denselben die Wiedervereinigung Schlesiens mit Polen in Aussicht, welches er gegen Abtretung sächsischer Gebietstheile von Oesterreich erhalten zu können vorgab. Durch alle diese schmutzigen Mittel setzte August durch, daß eine Minderheit der Wahlversammlung ihm (28. Juni 1697) die polnische Krone anbot. Die Mehrheit hatte sich für den Prinzen von Conti entschieden. Mit Hülfe Peter's I. von Rußland, welcher ein Heer gegen Polen vorrücken ließ und einer gefälschten Urkunde, welche besagte, August sei am 1. Juni (statt am 1. Juli 1697) zur katholischen Kirche übergegangen, setzte sich der Sachse in Besitz der von einer Minderheit durch Bestechung erkauften Krone, verdrängte er seinen französischen Mitbewerber, machte sich aber zugleich von Rußland unbedingt abhängig.

Unter einem so verächtlichen Könige, wie August, mußte das Reich nothwendig immer tiefer sinken. Dieses wurde durch seinen König zu einem Tummelplatze des nordischen Krieges gemacht, welcher dem unglücklichen Lande neue, tiefe Wunden schlug.

Nach der Wahl-Capitulation sollte August nicht mehr, als 1200 Mann sächsischer,

*) S. § 46 S. 284.

oder überhaupt ausländischer Truppen in Polen halten. Diese Bedingung seiner Wahl brach er schon in der ersten Zeit. Auf die ungestümen Beschlüsse des Reichstages nahm August, welcher in Polen der erste König seines Namens war, nur in sofern Rücksicht, als er seine Sachsen gegen Liefland schickte und dadurch den nordischen Krieg thatsächlich eröffnete, dessen Wechselfälle wir schon oben*) mitgetheilt haben.

Nachdem Rußland den Polen den König August aufgedrungen hatte, mußten diese sich gefallen lassen, daß Schweden denselben einen andern in der Person Stanislaus Leczinsky's gab. August stützte sich, im Bewußtsein der eigenen Schwäche immer auf fremde Mächte. Er schämte sich nicht, nach dem Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs wiederholt dem Reichsfeinde Ludwig XIV. seine Hülfe anzubieten. Da übrigens Rußland ihm näher war, als Frankreich, kam er am Ende immer wieder zu Peter I. zurück. Mehr, als irgend ein anderer deutscher Fürst trägt August die Schuld russischer Einmischungen in die Angelegenheiten Polens, unsers Vaterlandes und ganz West-Europa's.

Stanislaus Lesczinsky, welcher (von 1704—1709) polnischer Schattenkönig war, verdient das Lob, welches manche Geschichtschreiber ihm zollen, sehr wenig. Er war ein Pfaffenknecht, gleich allen anderen Polenkönigen des achtzehnten Jahrhunderts. Wenn August II. Polen zu einem Vasallenstaate Rußlands machte, so that Stanislaus was in seinen Kräften stand, es in ein ähnliches Verhältniß zu Schweden zu bringen. Der Unterschied zwischen beiden Königen bestand nur darin, daß August sich der steigenden, Stanislaus der sinkenden Sonne des Glückes anschloß. Für die Selbstständigkeit und Würde Polens und für die Freiheit des Volkes thaten beide gleich wenig.

Die Rolle, welche Polen während des ganzen nordischen Krieges spielte, war die ärmlichste, die sich denken läßt. Es duldete alle Leiden einer kriegführenden Macht, ohne eine solche zu sein. Es wurde nicht minder mißhandelt, als Sachsen, mußte sich die Absetzung eines, die Einsetzung und die Entfernung des andern Königs gefallen lassen und vermochte nicht, sich jemals zu einem mannhaften Widerstande gegen seine Feinde aufzuraffen. Schon damals tauchten Theilungs-Projekte auf. Sie kamen allerdings nicht zur Ausführung. Allein sie scheiterten nicht an der kräftigen Haltung des polnischen Reiches, sondern an der Verzagtheit Friedrich's I. von Preußen und Friedrich August's von Sachsen-Polen, an der Einsprache, welche Oesterreich und die Seemächte erhoben, endlich und hauptsächlich an der ausdauernden Tapferkeit der Schweden, welche die Russen so ernstlich und so lange beschäftigten, daß diese des Friedens bedurften, und sich daher nicht in neue Gefahren zu stürzen wagten.

Nachdem Sachsen, Schweden und Russen mehr als anderthalb Jahrzehnte hindurch das Land mißhandelt hatten, errichtete der polnische Adel (November 1715) die Conföderation zu Tarnogrod, um den Abzug der fremden Truppen zu bewirken. Ein auf beiden Seiten durch furchtbare Grausamkeiten geschändeter Kampf entbrannte zwischen Adel und König. Da derselbe von Seiten des Volkes weder mit der erforderlichen Energie, noch mit der in einem Bürgerkriege doppelt nothwendigen Disciplin geführt wurde, erhielt Peter I. eine neue, erwünschte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Polens zu mischen. Die schlimmsten Feinde des Reiches: die Jesuitenknechte und die Russen verständigten sich. Die einen gaben die Kriegsmacht, die anderen die Religionsfreiheit preis. So kam der Vertrag vom 3. November 1716 zu Stande, in welchem festgesetzt wurde, das polnische Heer solle von 80,000 auf 18,000 Mann vermindert werden. Für dieses Zugeständniß, welches Polen auf immer unfähig machte, einem ausländischen Feinde die Spitze zu bieten, gab Peter I. die Dissidenten preis, indem er im Widerspruch mit der bisherigen Verfassung des Reiches und allen Gesetzen der Menschlichkeit zugab, daß

*) S. § 58 5.

denselben die Befugniß neue Kirchen zu bauen entzogen und deren gehässigen Feinden gestattete, alle seit 1632 erbauten Kirchen der Akatholiken zu zerstören. Zugleich wurden die Dissidenten mit schweren Strafen bedroht, falls sie wagen sollten, über den Privatgottesdienst, von welchem Predigt und Gesang ausgeschlossen wurden, hinaus zu gehen.

Diesen unsinnigen Vertrag genehmigte der sogenannte Pacifications-Reichstag des Jahres 1717.

Die bodenlose Schlechtigkeit August's erhellt am deutlichsten aus der Thatsache, daß derselbe sich mit Peter I. in Unterhandlungen über die Theilung Polens zwischen Rußland, Preußen und Sachsen einließ. So conspirirte August zu gleicher Zeit gegen Deutschland, das er bereit war, an Frankreich zu verrathen, und gegen Polen, dem er selbst gern den Todesstoß gegeben hätte, um einen Theil desselben als erbliches und unumschränktes Besitzthum an seine Familie zu bringen.

Die Polen mögen sich immerhin mit Recht über die von ihren Nachbarn ein halbes Jahrhundert später an ihnen verübte Schandthat beklagen. Allein sie sollten nie vergessen, daß es ihr eigener König war, welcher zuerst den Plan der Theilung ihres Reiches hegte. Diese Theilung war die Lockspeise, mit welcher Peter I. den niederträchtigen August geradezu köderte und bewirkte, daß sein Verbündeter sich so lange mit den Schweden herum schlug, bis die Russen nach der Schlacht von Narwa sich von ihrem Schrecken erholt und in Stand gesetzt hatten, dem Feinde wieder die Spitze zu bieten.

Nimmermehr hätte übrigens Friedrich August I. seinem Reiche so großen Schaden zufügen können, wenn die polnische Nation auch nur einige Vaterlandsliebe und geringen Freiheitsmuth entwickelt hätte. Sie hatte lange Zeit nur Worte gegen ihren verrätherischen König, um welche sich dieser nicht kümmerte, welche aber dem russischen Selbstherrscher erwünschte Gelegenheit boten, sich in die inneren Angelegenheiten des Nachbarlandes zu mischen.

Ungeachtet Polen weder mit Schweden, noch mit Rußland im Kriege war und obgleich König August in seiner Wahl-Capitulation versprochen hatte, nicht mehr, als 1200 Mann fremder Truppen in's Land zu ziehen, bildete Polen lange Jahre hindurch das Schlachtfeld des nordischen Krieges. Hätten die Polen den Bruch der Wahl-Capitulation durch Absetzung ihres verrätherischen Königs gleich anfangs bestraft, so hätten weder Schweden noch Russen einen Vorwand gehabt, ihnen in's Land zu rücken. Die Einquartirungslast, die Contributionen und Natural-Lieferungen, welche die fremden Heere den Polen auferlegten, hätten verschmerzt werden können. Allein die Ueberzeugung, welche sich bei ihren Nachbarn festsetzte, daß die Sarmaten sich jede Gebietsverletzung ruhig gefallen ließen, mußte sie vollständig zu Grunde richten. Kein Staat kann auf die Dauer bestehen, welcher durch schreiendes an ihm begangenes Unrecht nicht zu einer außerordentlichen Kraftanstrengung aufgeregt wird.

Die leeren Zungendreschereien, welche der polnische Reichstag den Verletzungen entgegen setzte, welche ihr König sich der Verfassung und die Russen dem Gebiete des Landes gegenüber erlaubten, hatten keine andere Folge, als daß Peter I. und August I. eine Komödie spielten, welche Polen noch mehr herabwürdigte. Peter I. warf sich zum Mittler zwischen dem Könige und dessen Volke auf, lud beide Theile vor seinen Richterstuhl, pflog förmliche Gerichtsverhandlungen, schrieb dem Könige und dem Volke die Bedingungen vor, unter welchen sie sich verständigen sollten, zog aber seine Truppen darum doch nicht aus dem Lande, bevor ihn die Türken (1719) dazu zwangen.

Die Jesuiten erhielten nach geschlossenem Frieden größere Macht, als jemals zuvor, und machten von derselben den verderblichsten Gebrauch. Sie beuteten einen an und für sich unbedeutenden Streit, welchen ihre Schüler mit Schülern des protestantischen Gym-

nasiums (16. Juli 1724) zu Thorn hatten, in ihrer Weise aus. Sie opferten ihrer Rache den Bürgermeister Rösner und neun Bürger, deren Hinrichtung sie bewirkten (7. December 1724) trotz der Einsprache der Bürgen des Friedens von Oliva, insbesondere des Königs von Preußen. August ließ die Jesuiten gewähren. Er hatte kein Gefühl für die Leiden der Protestanten und erkannte nicht die tiefere Bedeutung der jesuitischen Umtriebe.

Obgleich er selbst nichts glaubte, weder die Sätze der protestantischen, noch der katholischen Kirche, ließ er sich doch von den Jesuiten als bereitwilliges Werkzeug der Verfolgung seiner früheren Religionsgenossen gebrauchen und legte dadurch selbst den Funken zu jener unseeligen Flamme der Religionswuth, welche viel zur Zerstörung der Unabhängigkeit Polens beitrug. Die Dissidenten wurden von dieser Zeit an eine Partei, welche den Staat mit um so größeren Gefahren bedrohte, je schreiender das an ihr verübte Unrecht und je mächtiger die Nachbarn waren, die unter dem Vorwande, sich bedrückter Glaubensgenossen anzunehmen, im Trüben fischen wollten.

August war so tief in den Pfuhl des Lasters versunken, daß er mehrere seiner unehelichen Töchter als Maitressen gebrauchte! Eine Nation, welche einen solchen Menschen auf ihren Thron erhebt, oder auch nur darauf duldet, muß dafür büßen.

Der Tod befreite endlich (1. Februar 1733) das Land von diesem verruchten Despoten. Das Volk hatte Gelegenheit gehabt, sich von der Größe der Gefahr zu überzeugen, die ihm von Fürsten drohte, welche auf eine gewisse Hausmacht gestützt, berufen wurden, Polen zu beherrschen. Es war mit Gewalt zu der Ueberzeugung gedrängt worden, daß dem Reiche eine selbstständige Politik noth thue, und daß es zu Grunde gehen müsse, falls es nicht die Macht besitze, sich selbst einen König zu geben. Dessen ungeachtet war nur die Frage, ob die Polen aus den Händen der Franzosen, oder der Russen und Oesterreicher ihren Herrscher empfangen sollten. Jene traten für den Schwiegervater ihres Königs, diese für den Sohn August's I. in die Schranken. Der Sachse, der für Polen gefährlichste Bewerber trug am Ende den Sieg davon. Stanislaus Lesczinsky mußte fliehen. Nachdem August II. (Ende 1733) von einem Theile des Adels gewählt, und durch russische Truppen auf dem Throne befestigt worden war, erkannte ihn (1736) der Warschauer Friedens-Congreß als König an.

August II. hatte sich die Gunst des habsburg'schen Hauses dadurch erworben, daß er (1712) zuerst heimlich, dann (1717) öffentlich zur katholischen Kirche übertrat, und später (Juli 1733) die pragmatische Sanction*) gewährleistete. Er versicherte sich des russischen Schutzes, indem er der Kaiserin Anna versprach, deren Buhlen Biron, für den Fall des Todes des sehr alten letzten Kettler mit dem Herzogthume Kurland belehnen zu wollen.

August II. stand mit seiner ehelichen Tochter Marie, Anna Sophie, Kurfürstin von Baiern, in demselben verbrecherischen Verhältnisse, welches sein Vater mit mehreren natürlichen Töchtern gepflogen hatte. Als sich die Königin-Kurfürstin darüber beschwerte, wurde sie durch die Erklärung ihres jesuitischen Beichtvaters beruhigt, „es sei besser, daß der König seine Neigungen der eigenen Familie zuwende, als vielleicht gar einer Lutheranerin." So faßten die Jesuiten Religion und Sittlichkeit, eheliche Treue und Vaterpflichten auf! Das waren die Früchte jesuitischen Einflusses! Es darf uns nicht wundern, daß dieser Orden das Staatsleben wie das Familienleben überall, wo er sich einnistete, zu Grunde richtete.

Unter August II. wurden (1733, 1736) die Dissidenten von den Stellen der Landboten (Mitglieder des Unterhauses) der Richter und allen übrigen öffentlichen Aemtern

*) S. oben § 39 S. 224.

förmlich ausgeschlossen, und dadurch neue Saaten innerer Zwietracht ausgestreut. Der Sohn hatte alle Laster seines Vaters. Die wenigen besseren Eigenschaften desselben: eine gewisse Ritterlichkeit und Leutseligkeit fehlten ihm. Polen wankte mehr und mehr seinem Untergange entgegen.

Im siebenjährigen Kriege nahm das unglückliche Land dieselbe erbärmliche Haltung an, welche ihm ein halbes Jahrhundert früher im nordischen aufgedrungen worden war, d. h. ohne an dem Kampfe thätigen Theil zu nehmen weder auf preußischer, noch auf russischer Seite, ließ es sich zum Tummelplatze preußischer und russischer Heere machen, welche das Land brandschatzten, Rekruten aushoben und jede andere Willkür sich erlaubten.

Kurz nach Abschluß des Hubertsburger Friedens starb August II. (5. Oktober 1763). Es wurde dadurch den Polen eine neue Gelegenheit gegeben, ihre Selbstständigkeit zu behaupten und durch eine besonnene, einmüthige und mannhaft aufrecht erhaltene Wahl eine bessere Zukunft vorzubereiten. Doch die Kraft der Nation war gebrochen. Es fehlte ihr zwar niemals an einzelnen rechtschaffenen und hochherzigen Männern, allein deren Zahl war zu geringe. Sie blieben immer in einer Minderheit, welche ihnen fast alle praktische Bedeutung unmöglich machte.

Der Gedanke einer Theilung Polens hatte vor mehr als einem halben Jahrhundert schon aufgehört, ein stiller Wunsch oder eine geheime Bestrebung zu sein. Er war zur Zeit Peter's I. schon zum Gegenstande ernstlicher diplomatischer Unterhandlungen gemacht worden. Friedrich I. hatte denselben als Kronprinz wieder aufgegriffen und in einer ausführlichen Denkschrift darin das Mittel erkannt, Westpreußen zu erwerben. Katharina II. glaubte sich berufen, die Entwürfe ihres Vorfahren auf dem russischen Throne, Peter's I., Friedrich I. seine eigenen Jugenpläne zur Ausführung zu bringen. Beide begegneten sich in demselben Gedanken: der Theilung Polens, welcher in den geheimen Bedingungen des Allianzvertrages vom 11. April 1764 seinen ersten Anhaltspunkt fand. Zwei geheime Artikel desselben setzten fest, daß jeder Versuch, das Königthum in Polen erblich zu machen, von beiden Mächten, nöthigenfalls mit Waffengewalt vereitelt, und die Dissidentenfrage zum Zwecke dauernder Erhaltung der inneren Zwietracht und fortwährender Einmischung in die Angelegenheiten des Nachbarlandes benützt werden sollte. In einem besondern Anhange zu diesem geheimen Vertrage wurde die polnische Krone dem Stanislaus August Poniatowski zuerkannt, augenscheinlich weil Friedrich und Katharina ihn für das gefügigste Werkzeug ihrer finsteren, gegen Polen gerichteten Pläne betrachteten.

Aus den Händen dieser seiner gefährlichsten Feinde empfing das verblendete Volk den abgedankten Buhlen Katharinen's als König, welcher zuvor seiner hohen Gönnerin versprochen hatte, ihr in allen Beziehungen willfährig sein zu wollen. Polen war in das letzte Stadium eingetreten, welches der Auflösung eines Reiches vorhergeht. Es war kraft des Vertrages vom Jahre 1717 im Zustande der Entwaffnung, war vom Auslande in dem Maße abhängig, daß dieses ihm seine Könige gab, und rieb überdieß noch seine letzten Kräfte durch innere Zwietracht auf.

Nachdem die Königswahl in Uebereinstimmung mit einem Artikel des Vertrags vom Jahre 1764 durchgesetzt war, schritten die Verbündeten rasch dazu, den zweiten, welcher die Dissidentenfrage betraf, in Ausführung zu bringen.

Ein preußisches und zwei russische Heere hatten die Wahl Poniatowski's zu Stande gebracht. Russische Söldner gaben den gerechten Forderungen der Dissidenten Bedeutung, allein nicht diejenige, welche die verfolgten Akatholiken wünschten, sondern eine ganz andere. Vernichtung des Polenreichs war der Zweck, welchen Katharina und Friedrich verfolgten, indem sie sich des glänzenden Aushängeschildes der Religionsfreiheit bedienten. Russische Truppen brachten zahlreiche Conföderationen zu Stande, welche (23. Juni 1767)

sich zu der General-Conföderation von Radom vereinigten. Dieser folgte die Gegenconföderation von Bar (29. Februar 1768) nach, deren Zweck Absetzung des Königs, Vertreibung der Russen und Widerruf der von diesen auf dem letzten Reichstage erzwungenen Gleichstellung der Dissidenten war. So mischte sich in jede außerdem wohl begründete Erhebung der Polen der Schmutz der Religionsverfolgung. Nur der Fanatismus gab dem polnischen Adel einige Kraft. Auf der einen Seite standen die Dissidenten, welche die Hülfe des Auslandes in einer gerechten Sache anriefen, auf der anderen Seite die Katholiken, welche mit ihren gerechten politischen Forderungen die ungerechtesten auf dem Gebiete der Kirche verbanden. Keine von beiden Parteien kann unsere Sympathie in Anspruch nehmen. Beide waren verblendet, beiden fehlte derjenige Freiheitsmuth und diejenige Erhabenheit der Gesinnung, welche allein gegen die Uebermacht den Sieg verbürgen.

Katharina II. hetzte gegen die Polen die Zaporoger Kosacken, welche mit barbarischer Grausamkeit wütheten. Sie sollen nicht weniger als 200,000 Menschen: Männer, Weiber und Kinder unter furchtbaren Martern abgeschlachtet haben. Die so begonnene Einmischung der Russen in die Angelegenheiten Polens wurde jedoch unterbrochen durch die Pforte, welche Katharinen II. (30. Oktober 1768) den Krieg erklärte. Die Russen spannten gelindere Saiten auf, bis sie die Türken aus dem Felde geschlagen hatten. Mittlerweile hatte Friedrich I. zu Neisse in Schlesien (25. August 1769) und zu Mährisch-Neustadt (3. September 1770) zwei Zusammenkünfte mit Kaiser Joseph I., in welchen er denselben für den längst zwischen ihm und der russischen Kaiserin verabredeten Theilungsplan gewann.

Frankreich stand damals unter dem unfähigen Ministerium Aiguillon, und war daher nicht zu fürchten. England war von Rußland durch einen Handelsvertrag, Dänemark durch Abtretung des Gottorp'schen Antheils von Holstein gewonnen. Schweden allein konnte es nicht wagen, Rußland und Preußen zu widerstreben. Wäre es Oesterreich Ernst gewesen, die Theilung Polens zu verhindern, so wäre es dieser Macht nicht schwer geworden, dieselbe zu verhindern. Die großen Zugeständnisse, welche die beiden anderen Kabinette ihr gewährten, beweisen am deutlichsten, welchen Werth sie auf Oesterreichs Beistand legten. Dem Räuber, welcher den größten Theil der Beute zum voraus verlangt und später davon trägt, steht es gewiß schlecht an, sich mit der Behauptung zu entschuldigen, er habe nicht anders gekonnt. Die Frage, wer zuerst den Gedanken eines Verbrechens hegte, scheint mir viel weniger Bedeutung zu haben, als die Frage, wer den größten Theil der Beute forderte und an sich riß. Daß Oesterreich erst später den schon von Friedrich I. und Katharinen II. gehegten Plane beitrat, lag mehr in den äußeren Verhältnissen, als in dem Rechtsgefühle dieses Kabinettes. Nach mannigfaltigen Verhandlungen kam zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen (5. August 1772) der Vertrag zu Stande, in dessen Folge Oesterreich mehr als 2,500,000 Einwohner auf 1280 Quadratmeilen, Rußland mehr als 1,500,000 Einwohner auf 1975 Quadratmeilen und Preußen 900,000 auf 700 Quadratmeilen von Polen losrissen und ihrer Herrschaft unterwarfen.

Es sind über die Theilung Polens viele Redensarten gemacht worden. Ich kann nicht finden, daß sich dieser Staatsstreich wesentlich unterscheidet von allen übrigen, auf welchen der dermalige Besitzstand sämmtlicher europäischen Könige beruht. Allerdings war sie ein schreiendes Unrecht, allein sie unterscheidet sich von den Reunionen Ludwig's XIV., von der Art und Weise, in welcher das Haus Habsburg alle seine Länder: Oesterreich, Böhmen, Ungarn, Lombardei und Venedig, in welcher die Hohenzollern Pommern, die Rheinprovinz, die Provinz Sachsen, in welcher England Gibraltar, die jonischen

Inseln und Malta, in welcher Frankreich Corsica erwarben, nur durch die Größe des Gegenstands, nicht durch die Beweggründe der handelnden Personen und die von denselben angewandten Mittel.

Aus Betrug und Gewaltthat sind nicht blos die Landes-Grenzen aller Monarchien Europa's, sondern auch die Grenzen ihrer Verfassungen hervor gegangen. Man hüte sich wohl, nur eine Schandthat zu brandmarken, alle übrigen aber zu übertünchen! Das Zetergeschrei über die Theilung Polens kömmt mir oft vor, wie der Trommelschlag, welcher die letzten Worte eines zum Todesblocke geführten politischen Verbrechers ersticken soll. Wir brauchen nicht auf das Jahr 1772 zurück zu gehen, um einen Gegenstand unserer höchsten sittlichen Entrüstung zu finden. Die Jahre 1848, 1849, 1850 und 1851 haben größere Schandthaten der Fürsten zu Tage gebracht, als 1772.

Dieselben Leute, welche viel Aufhebens machen von den auf einige Jahre nach Sibirien geschleppten polnischen Senatoren und von den Grobheiten, welche der russische Gesandte zu Warschau, Repnin, den polnischen Ständen an den Kopf warf, sind mäuschenstill von den französischen, österreichischen, preußischen, ungar'schen und italienischen Volksabgeordneten, welche mit dem Tode, in langjährigem Kerker, oder in der Verbannung ihre Verfassungstreue büßen, und werfen selbst noch Koth auf die entschlossenen Freiheitsmänner, welche ihr Leben im Kampfe mit den gekrönten Despoten einsetzten.

Die Könige und Kaiser des Jahres 1772 hatten noch soviel Schamgefühl, die Genehmigung ihres Staatsstreichs von den polnischen Ständen zu verlangen. Die Könige und Kaiser unserer Tage machten sich ihre Arbeit viel leichter. Sie lösten die Ständeversammlungen gewaltsam auf, verhafteten deren Mitglieder, ließen diesen den Prozeß machen, oder trieben sie ohne Urtheil und Recht aus dem Lande.

Fürwahr, die Schandthaten des Jahres 1772 stehen auf der Leiter der Verbrechen eben so tief unter denjenigen unserer Tage, als das polnische Volk damaliger Zeit unter den civilisirtesten Nationen der Jahre 1848—1852 stand!

Die polnischen Stände genehmigten (September 1773) den Staatsstreich der Despoten, in deren Gewalt sie waren. Die Staatsstreiche der Jahre 1848—1852 sind aber auch nicht einmal durch eine eingeschüchterte Ständeversammlung genehmigt worden. Sie haben nicht den geringsten Schein Rechtens für sich und müssen daher nothwendig in blutigen Revolutionen ihre Sühne finden.

Auf die erste polnische Theilung folgten die zweite und dritte, weil sich die Nation das an ihr verübte erste große Unrecht gefallen ließ. Einem ähnlichen Schicksale würden alle Völker Europa's anheimfallen, wenn sie nicht die Kraft besäßen, die fürstlichen Verbrecher der Jahre 1848—1852 zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Freiheit eines Volkes ist ein heiligeres Gut, als seine Grenze. Der Staatsstreich, welcher die Freiheit beschneidet, ist schlimmer, als derjenige, welcher die Landmarken beschränkt.

Dem Verbrechen, welches die Kabinette von Petersburg, Wien und Berlin an Polen begingen, entsprach die Niederträchtigkeit der Nation, welche es duldete und sogar durch ihre Vertreter gut hieß. Polen nannte sich damals eine Republik. Doch jede Staatsform kann nur dann wohlthätig wirken, wenn sie dem Bildungszustande und den äußeren Verhältnissen einer Nation entspricht. Eine freie Verfassung bringt dem unselbstständigen Volke ebenso großen Schaden, als eine despotische der Nation, welche die Fähigkeit besitzt, sich selbst zu beherrschen. Polen, welches im Verhältnisse zu allen seinen Nachbarstaaten eine freie Regierungsform hatte, schritt in derselben Zeit seinem Untergange entgegen, in welcher das autokratische Rußland von Sprosse zu Sprosse auf der Leiter der Macht

emporstieg. Die Laster verruchter Despoten wirken in einer Monarchie nicht so verderblich, als diejenigen des Volkes in einer Republik. Wer die Freiheit will, lerne sich selbst beschränken! Wer dieses nicht versteht, mache sich auf Despotismus gefaßt!

§ 59. Rußland bis zum Tode Peter's I. (1648—1725).

Wenn wir gegen Rußland gerecht sein wollen, müssen wir dessen Entwickelungsgange und geographischer Lage Rechnung tragen. In der Zeit, da in Deutschland die bedeutungsvollsten Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum geführt wurden, welche dem Leben der Nation die kräftigsten Anregungungen gaben und ihr einige Begriffe von dem Zwecke des Staates und der Kirche beibrachten, schmachtete Rußland unter dem Joche der Mongolen (1237—1480. Im Norden umgürtet von den Fluthen des Eismeers, im Osten und Süden begränzt von Chinesen, Tartaren und Türken, stieß das Reich der Moskowiter nur im Westen an Staaten von höherer Bildung. Die verderblichen Kriege, in welche die falschen Demetrier Rußland gestürzt hatten, hemmten die friedlichen Fortschritte der Nation, welche erst unter der Herrschaft des vom Volke auf den Thron gehobenen Hauses Romanow wieder Ermunterung von oben herab erhielten. Vor seiner Krönung hatte Michael Feodorowitsch eine förmliche Wahl-Capitulation unterzeichnet, welche ihm verbot, eigenmächtig neue Gesetze zu geben oder Frieden zu schließen.

In demselben volksthümlichen Geiste, wie Michael, herrschten dessen beide Nachfolger Alexis (1645—1676) und Feodor (1676—1682). Alexis zwang zwar die Polen, ihm die früher entrissenen Landschaften*) zurück zu geben. Im Kriege mit den Schweden vermochte er jedoch nicht, etwas auszurichten. Der Vertrag von Kardis (21. Juni 1661) bestätigte sämmtliche Bedingungen des Friedens von Stollbowa.†)

Unter den drei ersten Romanow war trotz der Wahl-Capitulation Michael's die Staatsverfassung doch eine despotische, insofern keine geordnete Macht bestand, welche den Czaaren Schranken hätte setzen können. Allein die Erinnnerungen, welche im Schooße des Volkes und der herrschenden Familie lebten und der mildere Charakter der Czaaren verhüteten jene Ausbrüche wilder Roheit, welche in früheren und späteren Zeiten der russischen Geschichte eine so finstere Farbe gaben. Die friedliche Entwickelung der Nation schritt unaufhaltsam voran. Die Russen suchten sich die Bildung ihrer Nachbarn im Westen mehr und mehr anzueignen. Sie entlehnten von ihnen nicht, wie später, hauptsächlich die Künste des Krieges und der Zwingherrschaft, sondern die Gewerbe des Friedens, Handel und Betriebsamkeit.

Czaar Alexis schloß Handelsverträge selbst mit dem fernen Spanien (1659) und mit Toscana (1667) ab, legte eine regelmäßige Postverbindung mit Deutschland an (1666), gründete die erste russische Zeitung (1674) und gewährte allen Religionsparteien völlige Freiheit des Glaubens. Alexis wiederholte das schon von seinem Vorfahren Michael (1629) erlassene Gesetz, welches der zu reichlich ausgestatteten Geistlichkeit verbot, noch mehr Grundbesitz zu erwerben.

Feodor III. war ein gerechter Fürst, er liebte die Wissenschaften, beschützte die Armen, bekämpfte die Ränke der Beamten und die schädliche Kleiderpracht, erleichterte die Lasten des Volkes, minderte die Theuerung der nothwendigen Lebensmittel, und erwarb sich im Laufe seiner Regierung, welche nur zu kurz war (1676—1682), die Liebe der Nation. Er schaffte auf einem Reichstage, den er (22. Januar 1682) berief, das verderbliche Vorrecht der Geburt ab, demzufolge jeder Nachkomme sich weigern konnte, eine Stelle niedern

*) S. Buch VII. § 95 S. 620. Buch VIII. § 58 S. 342.
†) S. Buch VII. § 90 S. 594.

Ranges zu bekleiden, als irgend einer seiner Vorfahren, sei es auch vor einem Jahrhunderte, inne gehabt hatte.

Fürst Wasilii Galizin war der leitende Geist seiner Verwaltung. Ihm verlieh das dankbare Volk der Russen den Beinamen des großen, welchen wenige Fürsten mit besserem Rechte trugen. Auch nach des Czaaren Tode behauptete er sich in seiner einflußreichen Stellung.

Feodor hinterließ, als er (7. Mai 1682) starb, kein Kind, sondern nur einen blödsinnigen Bruder, Iwan, eine geistvolle und strebsame Schwester, Sophie, und einen zehnjährigen Halbbruder, Peter. Eine Volksversammlung, welche am Todestage des Czaaren gehalten wurde, faßte den Beschluß, daß Peter, für's erste unter Vormundschaft seiner Mutter, Natalie, den Thron besteigen solle. Schon nach wenigen Tägen bewirkte jedoch Sophie, daß die Strelitzen*) ihr die Zügel der Regierung übergaben. Galazin bediente sich des Vertrauens, das ihm Sophie schenkte, zum Besten des Volkes. Er beförderte den Verkehr der Russen mit den civilisirten Nationen des Westens, verbreitete in Rußland die Meisterwerke der abendländischen Literatur, verbesserte und vermehrte die Buchdruckereien, erleichterte die Einwanderung nach Rußland und beschäftigte sich ernstlich mit völliger Abschaffung der Leibeigenschaft. Dadurch zog er sich die Feindschaft des Adels zu, welcher in Verbindung mit den Anhängern Peter's Sophien und mit ihr deren Minister Galizin stürzte (1689). Sophie mußte in's Kloster, Galizin in die Verbannung nach Jarensk im Gouvernement Wologda und später nach Archangel wandern. Die Schwester Peter's starb 1704, Galizin 1713. Beide hatten für Rußland's innere Entwickelung ausgezeichnetes geleistet, größeres vorbereitet. Ihre gewaltsame Entfernung von der Regierung brachte einen gänzlichen Umschwung in den Angelegenheiten Rußland's hervor. Es war von schlimmer Vorbedeutung für Rußland, daß Peter I. sich durch gewaltsame Entfernung des großen Galizin den Weg zum Throne bahnte.

Wenige Charaktere sind so verschiedenartig beurtheilt worden, als Peter I., welcher (von 1689—1725) den russischen Thron inne hatte, und dennoch liegen die Thatsachen seiner Regierung so klar vor den Augen der Welt, daß nur absichtliche Entstellung oder vollständige Unkenntniß einen Zweifel über deren Hauptzüge aufkommen lassen. Peter I verstand unter Civilisation ganz dasselbe, wie die Päpste des Mittelalters und die Kaiser und Könige unserer Tage, wie Ludwig Napoleon, Franz Joseph und Ferdinand von Neapel, d. h. Unterwerfung unter seine Herrscherlaunen. Wir werden nicht irre gehen, falls wir so oft uns dieses Wort im Munde Peter's I. aufstößt, ihm jedesmal den bezeichneten Sinn unterschieben.

Peter I. besaß eine außerordentliche Kraft, allein nicht diejenige des gebildeten Mannes, sondern die Kraft eines Barbaren. Er war nicht ohne Sinn für Wahrheit und Recht, doch die Beweggründe, unter deren leitendem Einflusse er stand, waren Herrschsucht, Ehrgeiz und erst in dritter Reihe der Wunsch, sein Volk auf der Bahn des Fortschritts voran zu treiben. Was er unter letzterem verstand, wissen wir. Er wollte Rußland nicht frei, glücklich und wohlhabend, sondern groß, gebietend und gewaltig machen. Peter war persönlich muthig, entschlossen und beharrlich, doch besaß er sehr geringe Feldherrngaben. Als Staatsmann kamen ihm nur wenige der Fürsten seiner Zeit gleich. Seine ganze Laufbahn bewies, daß staatsmännische Eigenschaften für den Beherrscher eines großen Reiches weit bedeutungsvoller sind, als die größten kriegerischen Talente. Unter allen Gegnern, mit welchen Peter zu kämpfen hatte, war Karl XII. von Schweden der gefährlichste. Dieser war, obgleich auch kein großer Feldherr, dem russischen Czaaren in der Kriegführung mehr als gewachsen, obgleich er die Schlacht von Pultawa verlor. Diese

*) Siehe oben Buch VII. § 96 S. 617.

erhielt nur aus dem Grunde eine so hohe Wichtigkeit, weil dem Könige der Schweden nicht die großartigen Hülfsmittel, wie dem russischen Czaaren zu Gebote standen, und weil Karl XII. seine Niederlage durch sein unsinniges Verweilen in der Türkei zehnfach verderblicher machte, als sie an und für sich war.

Peter I. war ein zu großer Säufer und Wollüstling, als daß er im höhern Sinne des Wortes ein Reformator hätte sein können. Ein Fürst, welcher außer den gewöhnlichen Lastern seines Standes: der Herrschsucht und dem Ehrgeize, noch der Trunksucht und der Wollust fröhnt, kann auf die äußeren Seiten, auf die Formen, nicht aber auf das Wesen und den Kern seiner Nation einwirken. Peter hob weder die sittliche, noch die intellectuelle Bildung des russischen Volkes, vielmehr verstand er es nur, diejenigen Mittel, welche ihm seine Nation bot, besser als seine Vorgänger zu seinen despotischen Zwecken zu benützen und zu organisiren.

Die Stellung, welche Peter I. dem Pfaffenthume seines Volkes gegenüber einnahm, entsprach ganz seinem Verfahren gegen den russischen Adel. Er zerstörte daran nur soviel, als seinen autokratischen Bestrebungen widersprach. Insofern Pfaffen und Adel bereit waren, seinen Herrschergelüsten zu dienen, ließ er beiden ihre frühere Macht, und erhöhte dieselbe sogar noch theilweise.

Indem Peter I. beim Tode (Oktober 1700) des Patriarchen (Hadrian) diesem zuerst keinen Nachfolger ernannte, und später (1721) dessen Würde ganz aufhob, sich selbst zum alleinigen Oberhaupte der russischen Kirche machte und die Ausübung der damit verbundenen Gewalt einer sogenannten „hochheiligen Synode" übertrug, die ganz von ihm abhängig war, stellte er sich der Kirche gegenüber auf denselben Standpunkt, welchen lange vor ihm sammtliche protestantische Fürsten eingenommen hatten. Wie protestantische Geschichtschreiber ihm daraus einen Vorwurf machen wollen, sehe ich nicht ein. Schwerlich hat die griechische Kirche dabei viel verloren. Dem denkenden Menschen wurde dadurch anschaulich gemacht, daß die Kirche seit den Tagen der Reformation nichts anderes mehr war, als eine Polizei=Anstalt, welche der fürstlichen Macht diente. Der Unterschied zwischen der griechischen und protestantischen Kirche einerseits und der römischen andererseits bestand nur darin, daß jene auch den Schein der Unabhängigkeit aufgab, welchen diese unter den Fittigen des Papstthums aufrecht erhielt.

Ganz ebenso wenig Folgerichtigkeit sehe ich in dem Tadel, welchen manche freisinnige Schriftsteller über die Schmälerung des Vermögens der Klöster, die sich Peter I. erlaubte, ausgießen, während sie ähnliche von protestantischen Fürsten oder von Joseph II. getroffene Maßregeln in Schutz nehmen.

Einen ganz andern Charakter hatten aber diejenigen Veränderungen, welche Peter I. in der Stellung der Bauern vornahm, oder wenigstens stillschweigend vor sich gehen ließ. Vor Peter I. bestand wohl schon die Leibeigenschaft in Rußland, allein sie bildete nicht die Regel, sondern die Ausnahme im Schooße des Bauernstandes, und auch diese war der große Galizin im Begriffe, gänzlich zu beseitigen, als er gestürzt wurde. Unter Peter I. wurde sie das allgemeine Loos des gesammten Bauernstandes, indem die Adeligen bei der im Jahre 1700 angeordneten allgemeinen Volkszählung die Landleute, welche unter ihrer Herrschaft als freie Arbeiter wohnten in dieselben Register, wie ihre Sklaven eintrugen. Peter ließ es geschehen, weil er kein Gefühl für Menschenrecht und Menschenwürde besaß, und den Adel, den er in anderer Weise drückte, dadurch für sich gewinnen wollte, daß er demselben die Bauern preis gab. Die Leibeigenschaft wurde auf diese Weise nicht blos allgemein in Rußland, sondern sie nahm überdieß eine weit härtere Form an, als sie jemals früher gehabt hatte. Es wurde ein ganz gewöhnlicher Handel, daß Gutsherren ihre Bauern an andere, welche Soldaten zu stellen hatten, zu diesem Behufe ver-

kauften. Früher hatte der Leibeigene nie ohne den Grund, den er bebaute, verkauft werden können. Seit Peter I. wurde er zur Waare herabgewürdigt, nach welcher sich der Reichthum des Adels und der Werth seines Grundes und Bodens bestimmte.

Während Peter I. den Bauernstand in ein Verhältniß der Leibeigenschaft zum Adel brachte, versetzte er diesen in ein ähnliches zur Krone, indem er bestimmte (1713), daß alle Söhne der Edelleute im Alter von zehn bis dreißig Jahren bei Strafe des Verlustes ihres ganzen Vermögens sich zum öffentlichen Dienste stellen müßten.

Natürlich streubte sich der Bauernstand gegen die Leibeigenschaft und der Adel gegen die ihm auferlegte Dienstpflicht. Wiederholte Aufstände thaten den Unwillen der Nation kund, welche jedoch niemals eine höhere Bedeutung gewinnen konnten, da der Czaar den Saamen der Zwietracht zwischen beiden Ständen ausgestreut hatte. Um aber jeden Versuch des Widerstrebens im Keime ersticken zu können, führte er jenen furchtbaren Gerichtshof, „die geheime Kanzlei" ein, welcher nur in der spanischen Inquisition ihr Seitenstück hat. Jeder Russe, welcher die Worte: Slowo i djelo, d. h. ich klage dich des Hochverraths hierdurch an, aussprach, gelangte unter den unmittelbaren Schutz des Czaaren. Der Angeklagte wurde rechtlos. Er selbst und mit ihm seine ganze Familie, und nicht selten seine ganze Gesellschaft wurde, oft tausend Meilen weit vor den Gerichtshof geschleppt welcher selten eines seiner Opfer wieder frei gab, oft sie nicht einmal verhörte.

Ein ganzes Jahrhundert lang (bis zum Jahre 1801) lastete dieses neumodische Fehmgericht auf Rußland, lähmte jede Freiheit der Bewegung, mischte das Gift des Argwohns in jeden Verkehr, selbst der nächsten Verwandten und Freunde und stellte das Leben und die Freiheit jedes Russen in die Macht des ersten besten Schurken, welcher durch das Aussprechen dreier Worte entweder Rache nehmen oder sich drohenden Gefahren entziehen wollte.

Kein Unbefangener kann in Abrede stellen, daß die eben erwähnten Maßregeln nothwendig eine durchgreifende Aenderung in den früheren Verhältnissen Rußlands herbeiführen mußten. Alle Stände: zumal Geistlichkeit, Adel und Bauern wurden durch dieselben von Grund aus ergriffen. Die ganze Nation wurde in eine Zwangsjacke gekleidet, welche ihr jede andere, als die hochobrigkeitlich gutgeheißene Bewegung unmöglich machte. Alle diese Regierungshandlungen tragen vollständig das Gepräge des Charakters Peter's I. Sie gehören ihm selbst an. Sie umfassen das ganze Gebiet dessen, was der Czaar sich bei dem Worte Civilisation dachte.

Die Bildung eines Volkes beruht auf ganz ähnlichen Grundsätzen wie das Wachsthum der Pflanzen. Aus veralteten Ansichten, Glaubenssätzen und Gewohnheiten besteht der Boden, welcher der fortschreitenden Bildung ihre Nahrungssäfte zuführt, das Licht der Vernunft ist die Sonne, welche den Nationen Lebenswärme verleibt, und aus den Beispielen und Thaten der großen und kleinen Gebieter entwickelt sich die Atmosphäre welche, je nach ihrer Beschaffenheit, das Gedeihen der Menschen fördert oder hemmt. Peter erlaubte den alten Gebräuchen der Russen nicht, in sich selbst zu zerfallen, er rottete mit Gewalt einige Aeußerlichkeiten aus, welche von gar keiner Bedeutung waren. Wenn wir nicht Bartscheerer, Kleidermacher und Korporäle oder gar Leibeigenschaft, Dienstpflicht und Inquisition für Hebel der Kultur ausgeben wollen, können wir den Bildungsversuchen Peter's I. kein großes Gewicht beimessen.

Reformatoren sind mild, Peter war grausam. Wer Bildung verbreiten will, muß vor allen Dingen sich selbst zu bilden suchen. Peter gab auf seinen Reisen für nichts größere Wißbegierde und Vorliebe zu erkennen, als für die Todesstrafen. In Königsberg wollte er rädern, in Berlin hängen, in England kielholen sehen, und war bereit, die Lete seines Gefolges diesem verruchten Han ge zum Opfer zu bringen. Geistige Ent-

wickelung ist verschieden von befohlener Bewegung und von Dressur. Kein Fortschritt auf geistigem Gebiete ist möglich ohne entsprechende Lockerung der herrschenden Fesseln. Peter I. schlug die Bauern Rußland's in die Ketten der Leibeigenschaft, den Adel in die Bande militärischer Zucht, und entzog der Geistlichkeit jede Freiheit der Entwickelung, indem er ihr das Joch des Czaarenthums auferlegte. Peter machte aus Rußland eine große Anstalt zur Förderung seiner despotischen Gelüste, er organisirte sein Reich zu einem Eroberungsstaate nach außen hin und vernichtete dadurch, so weit er es vermochte, die natürliche Entwickelung des Volkes, welche nicht im Kriege, sondern im Frieden am besten von statten geht.

Wenn wir im Hinblicke auf die bezeichneten Thatsachen dem Czaaren den Titel eines Reformators verweigern müssen, können wir nicht umhin, einzuräumen, daß er in großartiger Weise auf die Entwickelung seines Volkes einwirkte.

Einige Geschichtschreiber der neueren Zeit*) haben es versucht auszuführen, Peter I. habe durchaus keine ausgezeichneten Fähigkeiten besessen, Alles was unter seiner Regierung bedeutungsvolles geleistet worden, sei entweder durch Glück oder durch seine Diener und Verbündeten geschehen. Peter I. hatte mit allen übrigen Menschen gemein, daß er von Verhältnissen, welche außerhalb des Bereiches seiner Willenskraft lagen, theilweise begünstigt, theilweise gehemmt wurde. Keinem Sterblichen hat die Sonne des Glückes immer gelächelt, keinem der Sturm des Unglücks immer geheult. Günstige und ungünstige äußere Verhältnisse gleichen sich im Leben der Menschen gewöhnlich so ziemlich aus. Der tüchtige Mensch weiß aus beiden Vortheil zu ziehen. Der Untüchtige erliegt den Lockungen des Glückes nicht minder, als den Schlägen des Unglücks. Nicht dem Glücke Peter's I., sondern seiner Thatkraft und Ausdauer sind die Erfolge beizumessen, die er errang. Wenn seine Gegner Fehler machten, die er benützte, so beweist dieses nicht sein Glück, sondern seine Ueberlegenheit.

Peter's Günstlinge, Feldherren und Beamte wechselten. Lefort starb frühzeitig (1699) und Menschikow verlor die Gunst seines Herrn (1713). Doch derselbe Geist herrschte nach wie vor in der russischen Regierung.

Dem Kaiser eines mächtigen Reiches ist nicht zuzumuthen, daß er alles selbst thue. Wenn er es versteht, tüchtige Diener anzustellen und Verbündete zu gewinnen, welche seine Zwecke fördern, hat er schon großes geleistet. Allerdings mag es schwer zu ermitteln sein, wie viel von alledem, was unter Peter I. geschah, ihm persönlich, wieviel seinen Dienern und Verbündeten beizumessen ist, doch kann nicht bestritten werden, daß diejenige Richtung, welche zu seiner Zeit die russische Regierung im Gegensatze zu derjenigen der drei ersten Romanow's einschlug, ihm persönlich zuzuschreiben ist.

Je gewaltiger der Umschwung war, welcher durch Peter I. der gesammten Entwickelung Rußlands gegeben wurde, desto größer mußte die Kraft des Czaaren sein. Man mag bedauern, daß diese nicht zu Gunsten der Freiheit, des Rechtes und der Geistesbildung in die Schranken trat. Allein sie läßt sich nicht läugnen. Bis zum heutigen Tage dauert die Anregung fort, welche Peter I. der russischen Verwaltung gab.

Auch halte ich es für durchaus ungerecht, in Bausch und Bogen Alles zu verwerfen was Peter I. für Rußland that. Daß er sich bemühte, seinem Reiche den Weg zur See zu eröffnen, im Norden zum baltischen vorzudringen, im Süden sich am schwarzen und asow'schem Meere auszubreiten, zeugt von einer durchaus richtigen Erkenntniß der Bedürfnisse des Reiches. Zu beklagen ist nur, daß Peter in zu gewaltsamer Weise nach diesem Ziele strebte, zunächst die Bildung einer Kriegsmacht zur See und Geltung gegenüber den Kabinetten des Auslandes im Auge hatte, statt sich weniger anstößiger

*) Z. B. Sugenheim's Rußlands Einfluß auf Deutschland. †) Wie z. B. Sugenheim annimmt.

Mittel zu seinem Zwecke zu bedienen und mehr auf die Gewerbe des Friedens und den Völkerverkehr bedacht zu sein. In seiner auswärtigen Politik bediente sich Peter I. übrigens ganz derselben Kunstgriffe und Gewaltmaßregeln, wie alle erobernden Fürsten vor und nach ihm, wie Ludwig XIV. und Karl XII., wie Napoleon I. und Friedrich II. Wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir dem Barbaren Peter nicht mehr zumuthen, als den fein gebildeten Franzosen, Engländern oder Deutschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Nicht in seiner auswärtigen Politik, welche so ziemlich auf gleicher Stufe mit derjenigen aller übrigen europäischen Höfe stand, sondern in den Maßregeln seiner inneren Verwaltung erkenne ich die finsterste Seite der Wirksamkeit Peter's I. Doch auch diese hät ihre Glanzpunkte, wohin ich vor allem die Anlage Petersburgs und die Verlegung des Sitzes der Regierung dahin rechne. Die grausamen Mittel, deren sich Peter bediente, um diesen Plan durchzuführen, dürfen uns über den Zweck selbst, den er im Auge hatte, nicht irre führen.

Der große Unterschied zwischen der Anlage Constantinopels durch Constantin, und Petersburgs durch Peter, bestand darin, daß der eine sich der asiatischen Barbarei, der andere europäischer Civilisation annäherte, indem er die Lage der neuen Hauptstadt seines Reiches auserkor. Peter erbaute die seinige auf schwedischem Boden und bereitete sich dadurch die Eroberung der civilisirten Länder an der russischen Grenze vor. Constantin erleichterte sich durch den neuen Mittelpunkt des römischen Reiches, den er gründete, die Führung des Kriegs mit Persien, allein er bereitete dadurch zu gleicher Zeit die Trennung der östlichen von der westlichen Hälfte des Reiches vor, welche gewiß nicht in seinem Plane lag. Daß übrigens die Anlage Petersburgs mit derjenigen Constantinopels auch nur verglichen werden kann, gereicht gewiß dem Czaaren Peter zum unsterblichen Ruhme. Die Thronbesteigung Peter's I. fiel in die Zeit, da die Türken, die Schweden und die Polen, die einzigen Nachbarn Rußlands in Europa alle drei theils durch innere Zerrüttungen, theils durch erlittene schwere Niederlagen sehr geschwächt waren, während alle übrigen Mächte Europa's vollauf zu thun hatten, den Eroberungsgelüsten Ludwig's XIV. die Spitze zu bieten. Peter hatte also von den eigentlichen Großmächten nichts zu fürchten, im Gegentheile waren diese bereit, sich ihm willfährig zu zeigen in der Hoffnung, daß er die alten Verbündeten Frankreichs: Schweden und die Türkei beschäftigen und dadurch abhalten werde, zu Gunsten Ludwig's XIV. an den Kriegen West-Europa's Theil zu nehmen. Peter I. hatte diese Weltlage allerdings nicht geschaffen, allein er war schlau genug, dieselbe zu erkennen und entschlossen, aus ihr den größtmöglichen Vortheil für sich und sein Reich zu ziehen.

Galizin hatte den für Rußland sehr vortheilhaften sogenannten ewigen Frieden mit Polen*) abgeschlossen und an dem Kriege dieses Staates und Oesterreichs wider die Türkei Theil genommen. Er hatte dadurch den Eintritt Rußlands in die europäische Staatenfamilie vorbereitet. Peter I. brauchte nur fortzusetzen, was jener große Staatsmann begonnen hatte, um eine bedeutende Stellung unter den Großmächten zu gewinnen.

Schon der erste Romanow Michael hatte den Türken die wichtige Festung Asow abgenommen, dieselbe aber nicht behaupten können. Mit Hülfe der ihm von Oesterreich, Brandenburg und den Generalstaaten gesandten Offiziere gelang es Peter I. (1696) diesen Schlüssel des Asow'schen Meeres zu erobern, welchen ihm die Pforte nebst einem Landstrich von zehn Stunden in der Richtung des Kuban im Frieden (13. Juli 1700) abtrat.

Bevor Peter mit den Türken sich verständigt, hatte er einen Krieg mit den Schweden

*) S. oben § 58 S. 342.

schon vorbereitet durch die Bündnisse, welche er (August 1698 und November 1699) mit Sachsen und Dänemark geschlossen.*)

Die Wechselfälle des nordischen Krieges haben wir schon oben†) in der Geschichte Schwedens mitgetheilt. Eine der bedeutendsten Episoden desselben war der durch Karl XII. angeregte Türkenkrieg des Jahres 1711, welcher den Czaaren an den Rand des Verderbens brachte. In dem entscheidenden Augenblicke rettete ihn seine Gemahlin Katharina, welche den türkischen Großvezier Baltadschi bestach und ihn bestimmte, dem von allen Seiten am Pruth eingeschlossenen russischen Czaaren gegen sehr geringe Zugeständnisse den Husbier Frieden zu gewähren (23. Juli 1711). Peter mußte die Feste Asow nebst deren Bezirke zurück geben und die Hafen- und Festungswerke von Taganrog schleifen. Im übrigen litt er keinen Schaden, und konnte den Krieg gegen Schweden von nun an mit voller Kraft führen. Die schwachen Angriffe, welche die Türken später gegen ihn unternahmen, störten den Czaaren nur wenig in seinem Kampfe mit Karl XII. Das für Rußland so hochwichtige Resultat des nordischen Krieges war der Nystädter Frieden (10. September 1721), durch welchen es die Provinzen Liefland, Esthland, Ingermanland, einen Theil von Karelien nebst einigen anderen Landstrichen erwarb und folgeweise Schweden aus seiner bis dahin behaupteten Stellung einer europäischen Großmacht verdrängte, und seinem Reiche eine weit gebietendere bereitete, als Schweden sie jemals inne gehabt hatte.

Die Opfer, mit welchen Peter I. diese Erfolge kaufte, waren allerdings riesengroß. Die Bauern, welche in den Kriegen des Czaaren und beim Bau von Petersburg zu Hunderttausenden ihr Leben verloren, waren in dem dünn bevölkerten Lande nicht zu ersetzen und nicht leicht zu verschmerzen. Rußland war nicht gewöhnt, solche Anstrengungen zu machen, wie Peter sie ihm zumuthete und konnte nur durch den furchtbarsten Despotismus dazu gezwungen werden.

Nichts gibt uns ein deutlicheres Bild der haarsträubenden Grausamkeit Peter's, als sein Verfahren gegen die aufrührischen Strelitzen, gegen seinen Sohn Alexis und gegen seine beiden Frauen Eudoxia Lapuchin und Katharina.

Wiederholt bedrohte jene Soldateska seinen Thron. Er hatte gewiß ein gutes Recht und genügende Gründe, ein so gefährliches Corps aufzulösen. Allein er vergoß das Blut in Strömen, und würdigte sich selbst zum Henker herab!

Peter I. hatte seine Regierung damit begonnen, seine Halbschwester Sophie und deren Minister, den großen Galizin auf Zeitlebens ihrer Freiheit zu berauben und sie in das furchtbarste Elend zu stürzen. Um sich von seiner Gemahlin Eudoxia scheiden zu können, ging er mit dem Plane um, sich und das ganze russische Reich dem Papste zu unterwerfen. Als er sah, daß dieses nicht ohne große Opfer geschehen könne, verstieß er aus eigener Machtvollkommenheit seine Gattin, die nichts verschuldet hatte, allein die bestialische Roheit und Ausschweifung ihres Gatten nicht mit den von ihm gewünschten knechtischen Stumpfsinn hinnahm, und zwang sie, den Schleier zu nehmen. Erst am 10. September 1731 starb die Unglückliche im Kloster.

Nachdem Peter das Band seiner Ehe zerrissen hatte, warf er sich der Wollust mit zügelloser Wuth in die Arme. Auf seinen Reisen schleppte er Weiber in zahlloser Menge mit sich durch ganz Europa, von denen viele Kinder auf den Armen trugen, welche sie unumwunden für Sprossen des Czaaren ausgaben. Peter hatte so wenig Schamgefühl, daß er sogar seine eigene Nichte, die an den Herzog Karl Leopold von Mecklenburg‡) verhei-

*) Siehe oben § 57 S. 331. †) S. § 57 S. 331.
‡) S. oben § 47 S. 290.

rathet war, als er mit ihr in Magdeburg zusammentraf (1717) in Beisein vieler Zeugen und in Gegenwart ihres niederträchtigen Gemahls als Kebsweib behandelte.

Peter war in Folge seines ausschweifenden Lebens vollständig unfähig geworden, den Umgang mit reinen Frauen anziehend oder nur erträglich zu finden. Er schloß sich daher im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einem Weibe an, welches, als er es kennen lernte, die Maitresse seines Günstlings Menschikow war. Nachdem diese Person eine Zeit lang die Stelle einer ersten Maitresse Peter's inne gehabt hatte, ließ der Czaar sich zuerst mit ihr heimlich (29. Mai 1711), und zum Lohne für ihre am Pruth geleisteten Dienste später (2. März 1712) öffentlich vermählen.

Die finsterste Seite im Leben Peter's I. bildete das Verhältniß zu seinem Sohne Alexis. Kaum hatte Peter von Katharinen einen Knaben erhalten (30. Januar 1716), als er seinen Sohn erster Ehe zwang, sich in ein Kloster zurück zu ziehen. Alexis fühlte sich auch in diesem seines Lebens nicht sicher, entwich (December 1716) aus Rußland, ließ sich aber durch trügerische Versprechungen verlocken, zurück zu kehren. Einem Despoten, wie Peter I., fiel es nicht schwerer, als Philipp II. von Spanien, Schergen zu finden, welche bereit waren, ein Todesurtheil auszusprechen. Der entmenschte Vater erpreßte durch Knutenhiebe, die er selbst dem Sohne gab, jedes beliebige Geständniß, und ließ demselben, nachdem er vergeblich gesucht hatte, ihm einen Gifttrank aufzunöthigen, durch den Marschall Adam Weyde, mit einem Beile den Kopf abhauen (7. Juli 1718). Um die Welt zu täuschen, ließ Peter durch eines seiner Kebsweiber, Namens Kramer, den Kopf seines Sohnes an den Rumpf wieder annähen, die Naht durch ein dickes Tuch verhüllen, die Leiche zwei Tage lang öffentlich ausstellen und die Nachricht ausstreuen, Alexis sei am Schlagflusse gestorben.

Feile Schriftsteller verbreiteten diese und hundert andere ähnliche Lügen. Allein es gelang ihnen nicht, die denkenden, wenn schon die gedankenlosen Menschen zu betrügen. In unseren Tagen waltet unter den Kennern der Geschichte über diese Thatsachen kein Zweifel mehr ob.

Manche suchten zwar das Verfahren Peters gegen seinen Sohn zu entschuldigen, indem sie behaupteten, Alexis sei unfähig gewesen, im Sinne des Vaters die Regierung zu führen, und daher aus diesem Grunde von Peter so hart behandelt worden. Allein auch diese Lüge ist längst widerlegt. Alexis war, so wenig als Philipp's II. Sohn, ein Scheusal. Er hatte aber nicht den despotischen Charakter seines Vaters, er war der Sohn eines von Peter gehaßten Weibes, und stand dem Sohne Katharinen's und dieser selbst im Wege. Nicht mit dem Römer Brutus, sondern nur mit dem Spanier Philipp II. oder mit dem Türken Solyman läßt sich Peter in seinem Verhältniß zum Sohne, wie überhaupt, vergleichen.

Ein Mann von so schrankenlosem Ehrgeize und so wilder Herrschsucht, wie Peter, konnte von einem schlauen Weibe leicht zur Ermordung eines Sohnes getrieben werden, den er nie geliebt und dem er sich längst entfremdet hatte. Peter mochte sich selbst über die Beweggründe seiner That täuschen. Er mochte mit Recht fürchten, Alexis werde nichts dazu beitragen, den Ruhm des Vaters zu mehren und nicht auf der von diesem betretenen Bahn fortschreiten. Die Mordthat wird dadurch nicht gerechtfertigt, ja nicht einmal entschuldigt. Der letzte Beweggrund derselben blieb immerhin der wüthende Haß, den der entmenschte Vater dem Sohne widmete. Umsonst hätte Katharina ihren leidenschaftlichen Gatten gegen Alexis aufgehetzt, wenn Peter I. nur die gewöhnlichen Gefühle väterlicher Liebe seinem Sohne geschenkt hätte. Allein im Laufe eines ganzen nur der Eroberung und der Wollust gewidmeten Lebens hatte der Despot derartige alltägliche Regungen längst abgestreift.

Sein Trachten war darauf gerichtet, nicht blos von Schweden und der Türkei Grenzprovinzen abzureißen. Er wollte das Kreuz der griechischen Kirche, d. h. das Zeichen russischer Herrschaft auf der Sophienkirche zu Constantinopel aufpflanzen*), Polen†) und Persien‡) theilen, die ganze Erde beherrschen. Es ist viel gestritten worden über die Frage, ob das Peter I. zugeschriebene politische Testament wirklich von ihm herrühre. Soviel ist gewiß, daß die leitenden Gedanken desselben von ihm theils mündlich ausgesprochen, theils in schriftlichen Verhandlungen einzeln niedergelegt wurden. Jene Urkunde enthält nur in gedrängter Zusammenstellung was Peter durch alle seine Thaten als das Ziel seines Strebens deutlich genug kund gethan hatte. Unstreitig haben alle Nachfolger Peter's I. dessen Eroberungspläne verfolgt und sind dessen Ziele immer näher gerückt. Die Gefahr, welche uns von Rußland droht, ist von Jahrzehent zu Jahrzehent immer dringender geworden, und ist durch den verunglückten Versuch des Kaisers Nicolaus, den kranken Mann (d. h. das türkische Reich) zu unterjochen, nicht aus dem Felde geschlagen, sondern nur aufgeschoben worden.

Die wohlbegründete Sorge, welche die ganze civilisirte Welt vor russischem Uebergewichte hegen muß, darf uns aber nicht zu einem ungerechten Hasse gegen die russische Nation bestimmen. Allerdings ist jedes Volk mehr oder weniger verantwortlich für die Verbrechen einer Regierung, welche sie Jahrzehnte hindurch duldet und mit den ihr zu Gebot stehenden Kräften verficht. Allein diese Verantwortlichkeit nimmt in demselben Maße ab, als die Nation noch unentwickelt und ungebildet ist.

So oft ein neues, früher uncivilisirtes Volk in die europäische Völkerfamilie eintritt, leidet diese insofern, als sich die Gesammtheit qualitativ, was Bildung betrifft, verringert. Da aber der Zweck der menschlichen Entwickelung nicht durch Abschließung, sondern durch Zusammenwirkung erreicht wird, hat der Menschenfreund doch Grund sich über den Zuwachs zu freuen. Die Geschichte beweist auf jedem ihrer Blätter, daß im Großen und Ganzen die Bildung immer den Sieg über die Roheit davon getragen hat. Nur unter diesem Gesichtspunkte können wir den durch Peter I. hervorgerufenen Umschwung in der Entwickelung Rußlands betrachten. Wir sehen darin weder ein Unglück für Europa, wofür manche Russenfeinde die Annäherung des Czaaren an die westeuropäische Civilisation betrachten, noch eine durchgreifende Reformation im Schooße der russischen Nation, wie die Verehrer des Czaarenthums ausposaunen.

Da die europäische Civilisation vor anderthalb Jahrtausenden schon kräftig genug war, die wilden Völker des Ostens, welche siegreich sich auf den Westen warfen, allmälig zu bezwingen, so hege ich keine Besorgniß, daß die russische Nation, welche auf ihrem Gebiete fest sitzt, dem fortschreitenden Geiste der Zeit Einhalt gebieten könne. Ich vermag nicht in den russenfeindlichen Ton einzustimmen, welchen manche von den edelsten Beweggründen beseelte Schriftsteller unserer Tage§) angeschlagen haben. Ich unterscheide zwischen den Lastern einzelner Despoten und dem Charakter einer ganzen Nation. Die Russen hatten alle Fehler, allein auch alle Tugenden eines rohen Volkes zur Zeit Peter's I. und haben dieselben zum großen Theile noch in unseren Tagen. Ich verkenne nicht die Gefahren, womit Rußland die europäische Civilisation bedroht. Es nimmt dieser gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie Spanien im sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß, wie früher Spanien, so auch Rußland nach zwei Seiten hin eine großartige Wirksamkeit entfaltet. Gegenüber der europäischen Völkerfamilie wirkte früher das eine, später das andere als

*) Wie er schon im Jahre 1698 zu Wien unumwunden aussprach. †) S. oben § 58.

‡) Der Vertrag, den er darüber kurz vor seinem Tode (24. Juni 1724) mit der Pforte abschloß, läßt darüber keinen Zweifel. §) Z. B. Sugenheim.

Hemmschuh. Den rohen Völkern fast eines ganzen Welttheils theilte um dieselbe Zeit Spanien die Keime höherer Bildung mit. Was dieses Reich für die südliche Hälfte Amerika's war, ist Rußland für die nördliche Asiens. Die Kernvölker Europa's mußten sich gedulden, etwas langsamer voran zu schreiten. Die Civilisation eines halben Welttheils ist wohl einiger Opfer werth. Wenn unser Blick die ganze Menschheit umfaßt, müssen wir den Asiaten auch einige Rechnung tragen. Spanier und Engländer haben im Laufe dreier Jahrhunderte Amerika dahin gebracht, daß es eines selbstständigen Entwickelungsganges fähig wurde und eine bedeutende Rolle auf der Weltbühne übernehmen konnte. Russen und Engländer werden vielleicht noch rascher Asien auf einen ähnlichen Standpunkt emporheben, wie ihn Amerika jetzt inne hat. Wir mögen mit der ganzen Schärfe, welche uns die Liebe zur Freiheit und der Abscheu vor dem Laster einflößt, die Schandthaten frecher Despoten geißeln. Darum sollen wir aber doch die Aufgabe, welche einer mächtigen Nation obliegt, nicht zu nieder anschlagen. Ein Mittelglied zwischen Barbarei und Civilisation muß nothwendig das bessere Gefühl des gebildeten Menschen verletzen. Dem Barbaren kann es darum doch Muster und Vorbild sein.

Von diesen leitenden Gesichtspunkten ausgehend, kann ich den durch Peter I. hervorgerufenen Umschwung in der Entwickelung Rußlands keineswegs beklagen. Ich kann nicht bedauern, daß es seine Macht zum Theile auf Kosten Schwedens gründete und finde es ganz natürlich, daß die Russen zuerst nur die Außenseite der Bildung annahmen, bevor sie den innern Kern derselben erfaßten, daß sie sich zuerst von dem gebildeten Westen die Künste des Krieges aneigneten, bevor sie diejenigen des Friedens cultivirten. Dieses ist der Entwickelungsgang, welchen alle Völker genommen haben und vermöge ihrer Natur nehmen müssen. Man fängt mit dem Leichtesten und nicht mit dem Schwersten, mit dem Nothwendigsten und nicht mit dem Besten an. Darum ist übrigens derjenige, welcher eine derartige Bildung befördert, nicht entschuldigt. Wer auf den Namen eines Reformators Anspruch machen will, muß über die gewöhnliche Richtung des Alltagsmenschen erhaben sein. Auch wenn hohe Geister auf eine das Innere ergreifende Bildung dringen, wird die flache Menge immer geneigt sein, nur die Aushängeschilder, nur die Formen, nicht das Wesen, nicht den Kern der angestrebten Verbesserung zu ergreifen, wie viel mehr also dann, wenn die von oben herab ausgehende Anregung nur der Außenseite zugewandt ist!

§ 60. Rußland vom Tode Peter's I. bis zur Ermordung Peter's III. (1725—1762).

Ueber die unmittelbare Ursache des Todes Peters I. haben längere Zeit hindurch Meinungsverschiedenheiten obgewaltet. Manche schreiben denselben dem Gifte seiner Gattin und Nachfolgerin zu. Allerdings hatte Katharina sehr dringende Gründe, den Hintritt ihres Eheherrn zu wünschen, da dieser sie auf einem Vergehen betroffen hatte, das er sich selbst zwar täglich erlaubte, aber seiner Frau, ungeachtet ihm deren Vergangenheit wohl bekannt war, nicht gestatten wollte. Der Kammerherr Moens de la Croix rettete das bedrohte Leben der Kaiserin, indem er behauptete, durch Anwendung von Zaubermitteln Katharinen bestrickt zu haben, und büßte dafür mit seinem Kopfe. Peter war aber nicht so einfältig, an diese Fabel zu glauben und brütete Rache. Katharina hätte unter diesen Umständen schwerlich Anstand genommen, sich eines so gefährlichen Gatten zu entledigen. Daraus folgt aber nicht, daß sie es wirklich that. Im Gegentheile unterliegt es kaum einem Zweifel, daß Peter I. an demjenigen Gifte starb, das er sich selbst durch seine Wollust beibrachte, und welches ihm den Tod gab, da er die mit Erfolg gebrauchte Schwitz- und Hungerkur durch einen Rückfall in sein altes Lasterleben unterbrach.

Weit schwieriger zu ermitteln, als die Todesart Peter's I., ist die Frage, ob derselbe über die Nachfolge im Reiche eine bindende Bestimmung getroffen habe. Am meisten Glaubwürdigkeit besitzt die Annahme, daß Peter vom Tode überrascht wurde, bevor er seinen letzten Willen kund gethan hatte. Ohne Zweifel wäre dieser für Katharinen nicht günstig ausgefallen, falls er kurz vor seinem Tode über die Thronfolge verfügt hätte. Peter*) zählte, als er (8. Februar 1725) starb, nicht volle drei und fünfzig Jahre, und mochte, bei seiner außerordenlich kräftigen Körperbeschaffenheit auf ein längeres Leben rechnen.

In Ermangelung einer ausdrücklichen Willensäußerung hatte, nach russischem Staatsrechte, des Czaaren Enkel, Peter Alexiewitsch unstreitig den nächsten Anspruch auf die Krone. Allein Katharina, welche sich seit langer Zeit mit der Hoffnung getragen hatte, von ihrem Gemahle zur Nachfolgerin ernannt zu werden, schwang sich mit Hülfe Menschikow's auf den erledigten Thron.

Die Partei, welche dem Sohne des unglücklichen Alexis die Krone verleihen wollte, wagte nicht, mit ihren Plänen hervor zu treten, da Menschikow im Besitze der Festung und der Staatskassen und entschlossen war, jeden Widerstand mit Gewalt nieder zu werfen. Die Garden leisteten Katharinen den Huldigungseid. Der Erzbischof von Pleskow Peophan, bezeugte, daß Peter vor den Ministern und den Mitgliedern der Synode erklärt habe, durch die Krönung seiner Gemahlin habe er deren Rechte auf die kaiserliche Krone unwiderruflich bekräftigen wollen. Andere ähnliche Zeugnisse von nicht größerer Glaubwürdigkeit und Erheblichkeit wurden ohne Mühe beigebracht. Sie dienten nur dazu, einen sehr dünnen Schleier über die augenscheinliche Usurpation zu werfen. Wenn gewisse Förmlichkeiten erforderlich sind, um dem rechtmäßigen Erben sein Bauerngut zu entziehen, wird der Verständige annehmen, daß der Ausschluß des Erben von der Herrschaft über ein Reich nicht ohne alle Förmlichkeiten in gültiger Weise geschehen könne. Abgesehen von der Formfrage, welche bei einer so hochwichtigen Angelegenheit, wie die Thronfolge, von hoher Bedeutung ist, bleibt die Absicht und die Willensbestimmung Peter's I. in dieser Rücksicht bis auf den heutigen Tag sehr zweifelhaft. Nach den furchtbaren Scenen, welche der Czaar seiner Gemahlin bei Entdeckung ihres Verhältnisses mit Moens de la Croix gemacht, hatte er schwerlich mehr die Absicht, Katharinen zu seiner Nachfolgerin zu ernennen, falls er dieselbe jemals gehabt. Nirgends in der Welt hat die Krönung der Gattin eines regierenden Fürsten gleiche Bedeutung mit der Ernennung derselben zur Regierungsnachfolgerin. Ohne allen Zweifel war daher die Aussage des Erzbischofs Peophan eine zu Gunsten Katharinens ersonnene Lüge, welche übrigens, auch als wahr angenommen, nur das Gewicht einer unförmlichen Meinungsäußerung, nicht dasjenige einer unabänderlichen Willenserklärung haben könnte.

Katharina I. verdankte die russische Krone den von Menschikow getroffenen Zwangsmaßregeln und nicht ihrem eigenen Rechte oder der Willensbestimmung Peter's I. Sie blieb daher während der kurzen Zeit ihrer Regierung von diesem übermüthigen Machthaber in drückender Abhängigkeit. Als Leibeigene war sie geboren (168·). Unter dem Namen Martha Rabe hatte sie als Magd gedient, im Jahre 1701 einen schwedischen Dragoner geheirathet. Bei der Einnahme von Marienburg (23. August 1702) fiel sie in russische Gefangenschaft, wurde zuerst von General Bauer und dann von Menschikow als Maitresse mißbraucht, lernte in dieser Stellung den Czaaren Peter kennen und gelangte auf diesem schmutzigen und schlüpfrigen Wege bis zu den Stufen des russischen Thrones. Als Katharina diesen bestieg, zählte sie drei und vierzig Jahre. Sie setzte als Czaarin ihr ausschweifendes Leben fort. Menschikow, ihren alten Herrn und Liebhaber ersetzte sie

*) Er war geboren 11. Juni 1670.

bald durch den Grafen von Riwenwoldern und diesen durch den Grafen Savieha. Das Beispiel der Sittenlosigkeit, welches sie dem russischen Hofe gab, wurde eifrig von ihrer Umgebung nachgeahmt. Roheit und Ausschweifung schlossen unter dem Schutze der Czaarin einen Bund, welcher nur zu lange zum Verderben der Nation bestand. Katharina I. starb übrigens schon am 17. Mai 1727, nachdem sie zuvor ihres Gatten Enkel Peter Alexiewitsch zu ihrem Nachfolger ernannt hatte.

Nichts beweist mehr die Abhängigkeit, in welcher Menschikow die Czaarin gehalten hatte, als der letzte Wille derselben. In diesem ernannte sie dem Thronfolger zugleich in der Tochter Menschikow's die Braut. Zwar sollte während der Minderjährigkeit des Czaaren eine Regentschaft die Zügel führen. Doch da Menschikow im Besitze der ganzen Staatsgewalt war, ließ er die Mitglieder derselben nur ein einziges Mal zusammen treten.

Peter II. mochte erfahren haben, daß Menschikow bei dem Tode des unglücklichen Alexis, seines Vaters, nicht unbetheiligt gewesen war. Er gab deutlich zu erkennen, daß er die Tochter Menschikow's nur mit Widerstreben ehelichen würde, und daß das Joch seines künftigen Schwiegervaters schwer auf ihm ruhe. Es wurde daher dem jungen Iwan Dolgorucki, dem Sohne des Wassilii-Lukitsch Dolgorucki, des Untergouverneurs des jungen Czaaren, nicht schwer, den Sturz des übermüthigen Ministers herbei zu führen. Statt der Doppelheirath zwischen Peter II. mit Menschikow's Tochter und dem jungen Menschikow und der Prinzessin Natalin, der Schwester des Czaaren, wodurch der mächtige Minister seine Herrschaft für die Zeit seines Lebens zu befestigen wähnte, erfolgte die Verweisung Menschikow's mit seiner Gemahlin, zwei Söhnen und zwei Töchtern nach Sibirien (Septembrr 1727), woselbst zuerst seine Gattin, dann seine älteste Tochter und endlich (2. November 1729) er selbst, den Tod fanden.

An die Stelle der Menschikow's traten die Dolgoruki's. Doch auch die Zeit ihres Glanzes war nicht von langer Dauer. Peter II. starb schon bald (30. Januar 1730) an den Blattern. Mit ihm sanken alle Luftschlösser, welche die neue Günstlings-Familie auf Peter II. gegründet hatte, in die Gruft.

Die plötzlichen Wechsel von schwindelnder Höhe zu furchtbarer Tiefe, von den Palästen einer schimmernden Hauptstadt zu den Hütten einer eisigen Wüste, von unermeßlichem Reichthum zu der abschreckendsten Armuth — gehören zu den täglichen Erscheinungen in der Geschichte Rußlands und machen das Elend, welches die nothwendige Folge des Despotismus ist, anschaulich. Wer könnte sich, im Hinblick auf alle die gestürzten Größen der Vergangenheit sicher fühlen, so lange er unter den Augen einer Regierung lebt, welche mit gleicher Leichtfertigkeit die höchsten Beweise von Gunst und Ungunst ertheilt, mit eben so wenig Urtheilskraft übertriebenes Vertrauen schenkt und maßlosen Argwohn kund thut!

Mit derselben Launenhaftigkeit, wie die Ministerstellen, wurde auch der Thron selbst in Rußland besetzt. Peter I. hatte zwar (16. Februar 1722) sich so wie seinen Nachfolgern auf dem russischen Throne das Recht zugeschrieben, unbeschränkt über die Thronfolge zu verfügen. Katharina I. hatte in ihrem letzten Willen von dieser Befugniß Gebrauch gemacht und nicht nur Peter II. zu ihrem Nachfolger erklärt, sondern auch für den Fall seines kinderlosen Todes Verfügung getroffen. Die Krone sollte dem Testamente Katharinen's zufolge einer ihrer Töchter zufallen. Die älteste derselben hatte das Erbrecht und den letzten Willen der Czaarin für sich. Ueber beide Rechtstitel setzten sich aber die Großen des Reiches hinweg, indem sie Anna, die jüngere Tochter Iwan's, des Bruders Peter's I., auf den Kaiserthron erhoben. Die Nachkommen Peter's I. wurden also vollständig umgangen und unter denjenigen Iwan's die jüngere Schwester der älteren vorgezogen. Wenn dieser Thronwechsel zur Norm bei späteren Thronerledigungen erhoben worden, so

wäre Rußland zum Wahlreiche geworden. Dieses war aber nicht der Fall. Es schwankte das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch zwischen Erbrecht, Verschwörung und dem Willen des letzten Herrschers hin und her. Es konnte sich eben so wenig zu einem Erbreiche, als zu einem Wahlreiche gestalten. Erst im neunzehnten Jahrhunderte befestigte sich, insbesondere durch die beim Tode Alexander's I. statt gehabten Vorgänge die Ansicht, Rußland sei eine erbliche Monarchie. Zwar suchte schon Peter II. in dieser Richtung zu wirken, indem er die berüchtigte Verfügung Peter's I. vom 16. Februar 1722 aufhob. Allein trotzdem wurde dieselbe während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts dem Namen nach für gültig gehalten, obgleich sie nur zu oft durch die That umgestoßen wurde.

Anna, die verwittwete Herzogin von Kurland mußte sich sehr harten Bedingungen unterwerfen, um die Krone zu gewinnen. Sie versprach, sich nicht wieder zu vermählen, weder mit einem Russen, noch mit einem Ausländer und nicht über die Nachfolge zu verfügen. Sie erkannte das Recht des Staatsrathes, diese zu bestimmen, ausdrücklich an. Sie gelobte ferner, nur mit Zustimmung des Staatsraths Krieg zu beginnen, Frieden zu schließen, höhere Civil- und Militärstellen zu besetzen und neue Auflagen einzuführen. Den Schlußstein zu allen diesen Bedingungen bildete die Erklärung der neuen Kaiserin, „der russischen Krone verlustig sein zu wollen, falls sie obigen Stipulationen zuwider handele."

Derartige Versprechungen haben nur dann Sinn und Bedeutung, wenn eine organisirte Gewalt besteht, welche über deren Aufrechthaltung wachen kann. Ein Staatsrath, dessen Mitglieder von dem Staatsoberhaupte willkürlich entfernt werden können, besitzt die dazu erforderliche Unabhängigkeit und Selbstständigkeit keineswegs. Die Wahl-Capitulation der Czaarin Anna war daher ein todtgeborenes Kind. Am 8. März 1730 bestieg Anna den Thron unter den oben genannten Bedingungen. Schon am 10. desselben Monats stellte sie die unumschränkte Gewalt wieder her, ohne daß auch nur eine Hand sich regte, um die Wahl-Capitulation aufrecht zu erhalten. Die Fürsten Dolgoruki, welche die Anstifter derselben gewesen waren, büßten in Sibirien, die Fürsten Galitzin, ihre Gehülfen, in der Verbannung vom Hofe den Versuch, den sie gemacht hatten, die Gewalt der Czaarin zu beschränken.

Schwerlich hätte Anna die ihr aufgenöthigte Wahl-Capitulation so schnell umgestoßen, wenn nicht eine der Bedingungen derselben gewesen wäre, ihren Günstling Biron, oder richtiger Bühren, nicht mit sich nach Rußland zu bringen. Das schwache Weib lag dermaßen in den Schlingen ihres Liebhabers, daß sie ohne diesen selbst auf dem Throne nicht glaubte glücklich sein zu können. Bevor Anna die ganze Capitulation umgestoßen, hatte sie schon die Biron betreffende Klausel gebrochen, indem sie denselben an ihren Hof berief. Wie gerecht die Sorge der Russen war, dieser Günstling möchte den Einfluß, den er auf das schwache Gemüth der Czaarin besaß, zum Schaden des Reiches geltend machen, zeigte sich nur zu bald. Biron wurde so mächtig am russischen Hofe, daß man die Jahre von 1730—1740 mit mehr Recht seine Regierungszeit, als diejenige Anna's nennen kann. Biron war grausam und hartherzig. Er ließ nicht selten die Bitten um Gnade, welche die Kaiserin ihm sogar fußfällig vortrug, unbeachtet. Der Despotismus, welchen er ausübte, war haarsträubend. Viele Tausende ließ er hinrichten, Zehntausende nach Sibirien schleppen. Nicht zufrieden damit, die Dolgoruki's nach Sibirien verbannt zu haben, rottete er dieselben (1739) fast gänzlich aus, indem er sieben hinrichten und die drei übrigen gefangen setzen ließ. Erst Elisabeth öffnete den zwei überlebenden Mitgliedern dieser Familie bei ihrer Thronbesteigung die Pforten des Kerkers. Noch verabscheuenswerther, als gegen die Dolgoruki's verfuhr Biron gegen den Minister Wolinski, den er enthaupten ließ (7. Juli 1740), ungeachtet ihm kein anderes Verbrechen zur Last gesetzt werden konnte, als daß er

einen freisinnigen Entwurf vorlegte, nachdem ihm die Kaiserin den Auftrag ertheilt hatte, umfassende Vorschläge zur Verbesserung der inneren Staatsverwaltung zu machen.

Während der kurzen Regierungen Katharinens I. und Peter's II. hatten die inneren Angelegenheiten des Reiches den größten Theil der Aufmerksamkeit der Herrscher in Anspruch genommen. Unter der Kaiserin Anna wurden aber die Pläne Peter's I., wie sie in dessen sogenannten politischem Testamente zusammen gefaßt waren, mit neuer Kraft aufgenommen. Das russische Kabinet mischte sich wieder auf's eifrigste in die inneren Wirren Polens, vermehrte dieselben geflissentlich und machte sie unheilbar. Anna setzte die Wahl Biron's zum Herzoge von Kurland durch (1737) und bereitete so die Einverleibung dieser Provinz in das russische Reich vor. Die Russen warfen mit vollen Händen den Saamen der Zwietracht in Schweden und Dänemark aus, schwächten Persien und untergruben namentlich vermittelst der mit den Griechen angeknüpften Verbindungen, die Herrschaft der Türken in Europa.

Ein besonders ergiebiges Feld für russische Ränke bot Deutschland, dessen protestantische Fürsten die Ehre einer Verschwägerung mit dem russischen Kaiserhause mit der Religion ihrer Töchter erkauften. Die Herrscher, welche dieses Opfer gebracht hatten, waren natürlich willig, ihr Vaterland dem russischen Einflusse preis zu geben. Denn ihre Töchter standen ihnen näher, als ihr Volk, und die Religion, d. h. das ihnen eingetrichterte Glaubensbekenntniß näher, als das Recht und das Wohl der Nation.

Karl VI. von Deutschland schloß, um seiner pragmatischen Sanction die Bürgschaft Rußlands zu verschaffen, eine Allianz mit der Kaiserin Anna, und ließ sich durch sie in jenen schimpflichen Krieg mit der Türkei verwickeln, welcher sein entsprechendes Ende in dem Belgrader Frieden*) fand.

Biron wußte wohl, daß das sicherste Mittel, eine Nation unter einem unwürdigen Joche zu erhalten, darin bestehe, sie in auswärtigen Kriegen zu beschäftigen. Es fehlte daher an solchen nicht während seiner zehnjährigen Herrschaft. Als die Kaiserin Anna ihrem Tode entgegen ging, bewirkte er noch, daß er zum Regenten während der Minderjährigkeit des erklärten Thronfolgers Iwan's VI. Anatonewitsch ernannt wurde, und glaubte, wie früher Menschikow und Dolgoruki, nunmehr die Gewalt sich für seine Lebenszeit gesichert zu haben. Nur zu bald wurde er enttäuscht.

Iwan war der Enkel der älteren Schwester der Kaiserin, der Sohn der Herzogin von Braunschweig-Bevern. Kurz nach seiner Geburt fiel ihm beim Tode Anna's die russische Krone zu (28. Oktober 1740), eine schwere Bürde, welche ihn und seine ganze Familie auf Zeitlebens unaussprechlich elend machte.

Nächst Biron waren damals der kriegerische Münnich und der staatskluge Ostermann die wichtigsten Personen am russischen Hofe. So lange diese drei Deutschen einig waren, hatten sie nicht zu befürchten, daß einer von ihnen gestürzt werde. Allein der Uebermuth Biron's kannte keine Grenzen. Er verletzte zu gleicher Zeit die Herzogin von Braunschweig, die Mutter des jungen Czaaren und Münnich. Beide vereinigten sich zum Verderben ihres gemeinschaftlichen Feindes Biron. In der Nacht vom 19. zum 20. November 1740 ließ der Feldmarschall Münnich den Reichsregenten verhaften. Nachdem dieses gelungen, war es es nicht schwer, ein Todesurtheil wider ihn zu erwirken. Seine Feinde begnügten sich jedoch damit, Biron's Vermögen einzuziehen und ihn nach Sibirien zu schicken.

Die Herzogin Anna von Braunschweig wurde Regentin des Reiches. Sie verletzte den ehrgeizigen Münnich dadurch, daß sie ihrem Gatten die Stelle eines Generalissi-

*) S. § 39 S. 224.

mus verlieh, nach welcher der Feldmarschall lüstern war, und auf welche er das beste Recht zu haben glaubte.

Die russische Thronfolge war damals so wenig geregelt, daß es nicht schwer fiel, Ansprüche auf dieselbe geltend zu machen, welche denjenigen des Kindes Iwan an die Seite gestellt werden konnten. Noch lebte Elisabeth, eine Tochter Peter's I., welche in den Augen der Nation dem Throne weit näher stand, als der Urenkel Iwan's. Die Russen hatten sich unter Katharina I. und Anna an die Herrschaft der Frauen gewöhnt. Sie zogen diese jedenfalls derjenigen eines Kindes vor. Iwan oder vielmehr dessen Elternpaar war zwar im Besitze der Gewalt. Doch der Sturz der Menschikow, der Dolgoruki und Biron's hatte bewiesen, daß es nicht schwer sei, einen Umschwung der Dinge in Petersburg herbei zu führen, und daß, sobald dieser eingetreten, kein Widerstand von irgend einer Seite mehr zu befürchten sei.

Der französische Gesandte La Chétardie und der französische Wundarzt Lestocq zettelten mit Elisabeth eine Verschwörung an, welche in der Nacht vom 5. auf den 6. December 1741 losbrach. Der Czaar in der Wiege wurde nebst seinen Eltern Anton Ulrich und Anna von Braunschweig und zwei Schwestern in den Kerker geworfen, in welchem Anna 1746 starb, Iwan 1764 ermordet, und die drei übrigen bis zum Jahre 1780 gehalten wurden.

Elisabeth war ein durchaus verworfenes, schaamloses Weib, welches eben so wenig Verstand, als sittliches Gefühl besaß. Schwerlich hat sich jemals ein gekröntes Haupt so tief im Kothe des Lasters gewälzt, als Elisabeth. Sie hatte alle schlechten und nicht eine der besseren Eigenschaften ihres Vaters, Peter's I. und ihrer Mutter Katharinen's I. Sie war nicht einmal des sonst bei Despoten und Wollüstlingen nicht ungewöhnlichen Gefühles der Dankbarkeit für geleistete hochwichtige Dienste fähig. Alle diejenigen Personen, welchen sie die Erhebung auf den russischen Thron verdankte, oder welche ihr doch dabei behülflich und förderlich waren, belohnte sie früher oder später mit dem bittersten Undank. Sie ließ La Chétardie (Juni 1744) verhaften, die ihm früher geschenkten Orden wieder abnehmen und über die Grenze schaffen. Lestocq hatte ein noch schlimmeres Loos. Ihn ließ die Kaiserin knuten, seines Vermögens berauben und nach Sibirien schicken, woselbst er verblieb, bis ihn Peter III. (1762) zurück berief. Grünstein, welcher für Elisabeth die Garde gewonnen, hatte das gleiche Schicksal. Münnich und Ostermann, jener der größte Feldherr, dieser der größte Staatsmann Rußlands in damaliger Zeit, wurden zum Tode verurtheilt und mußten es als Gnade erkennen, daß sie mit Verlust ihres Vermögens in Sibirien leben durften, woselbst Ostermann (1747) starb, Münnich bis 1762 verblieb.

Die Lorbeeren, welche der Franzose La Chétardie gewonnen, indem er dazu beigetragen hatte, Elisabeth auf den Thron zu heben, ließen den österreichischen Gesandten Botta nicht schlafen. Er fürchtete, das französische Kabinet möchte durch den von dessen Gesandten angeregten Umschwung der Dinge in Petersburg den Sieg über den österreichischen Hof erringen. Botta brachte es übrigens nur zu einigen vorbereitenden Besprechungen ohne bestimmten Plan und ohne den entferntesten Anfang der Ausführung. Elisabeth wüthete mit unerhörter Grausamkeit gegen Alle, welche mit Botta in einiger Verbindung standen. Das Schicksal der unglücklichen Natalie Lapuchin, welche öffentlich geknutet und dann nach Sibirien verbannt wurde, erregte allgemeines Mitgefühl, welches durch den Gedanken noch erhöht wurde, daß ihr schwerlich diese furchtbare Strafe zuerkannt worden, wenn nicht Elisabeth eifersüchtig auf die Reize dieser schönsten aller Russinnen gewesen wäre. Nur die gehässigsten Leidenschaften konnten Elisabeth bestimmen, allem Schaamgefühle Hohn zu sprechen, indem sie den Körper einer jungen Frau den frechen Blicken der gaffen-

den Menge blos stellte. Ein so tief in das Laster versunkenes Weib, wie Elisabeth, ist aber eben so wenig einer Regung des richtigen Gefühls als des gesunden Verstandes fähig.

Daß Elisabeth den von ihren Vorgängern in der Regierung massenweise nach Sibirien geschickten politischen Sträflingen die Rückkehr erlaubte, war nicht ihrer Milde oder Gerechtigkeitsliebe zuzuschreiben. Es verstand sich von selbst, daß die durch eine Verschwörung emporgehobene Kaiserin sich bemühte, die Handlungen der von ihr gestürzten Regierung in ein möglichst schlimmes Licht zu versetzen. Nichts konnte ihr zu diesem Zwecke besser dienen, als die Rückberufung der von ihren Vorgängern mißhandelten Personen. Die neue Kaiserin verschaffte sich in diesen die eifrigsten Freunde, und die heftigsten Ankläger jener Machthaber, deren Sturz ihr den Weg zum Thron gebahnt hatte.

Nicht minder bitter, als die Individuen fühlten sich die Kabinete getäuscht, welche die Anschläge Elisabeth's gefördert hatten. Um sich des Beistands Schwedens zu versichern, hatte die Tochter Peter's I. zu Stockholm erklären lassen, sie sei bereit, einen Theil der Eroberungen ihres Vaters zurück zu geben, falls sie mit Hülfe des dortigen Kabinets auf den Thron gelangen sollte. Die Schweden erwogen nicht, daß die im Hinblicke auf eine Gefahr von den Mächtigen der Erde gegebenen Versprechungen nach deren glücklichen Ueberstehung niemals gehalten zu werden pflegen. Sie bildeten sich ein, die russischen Feldherren würden sich bereitwillig zurückdrängen lassen, um ihrer Kaiserin die Haltung der von ihr gegebenen Zusagen zu erleichtern. Die Folge dieses Irrthums war, daß die Schweden in dem ohne alle Vorbereitung von ihnen begonnenen Kriege*) aller Orten geschlagen wurden und nur dadurch den Verlust Finnlands vermeiden konnten, daß sie den ihnen von der Czaarin vorgeschlagenen Herzog Adolph Friedrich von Holstein-Gottorf zum Nachfolger ihres Königs Friedrich I. erwählten.

Auch Ludwig XV. erntete nicht die von ihm erwarteten Früchte des der Kaiserin Elisabeth geleisteten Beistands. Nach mancherlei Schwankungen schloß diese mit Oesterreich, das damals im Kriege mit Frankreich war, (unterm 2. Juni 1746) eine Allianz ab, welche die Franzosen bestimmte, im Frieden zu Aachen alle von ihnen in den Niederlanden gemachten Eroberungen heraus zu geben.

Dieser Vertrag hatte für Deutschland die verderblichsten Folgen, denn in ihm müssen wir die Grundursache des siebenjährigen Krieges erkennen. In dem vierten geheimen Artikel desselben wurde nämlich bestimmt, daß, falls Friedrich II. Oesterreich, Rußland oder Polen angreifen würde, Marien Theresien's Verzichtleistung auf Schlesien und die Grafschaft Glatz erloschen und Rußland verpflichtet sein sollte, ihr ein Hülfsheer von 60,000 Mann und den Beistand seiner Flotte zu gewähren†). Es galt daher nur, den König von Preußen zu einem Angriffe auf eines der genannten Länder zu treiben, um der Kaiserin Maria Theresia die Aussicht auf die Rückeroberung Schlesiens mit russischer Hülfe zu eröffnen. Die Czaarin erhielt durch diesen Vertrag die Wage der Geschicke Deutschlands in ihre Hände. Sie konnte Oesterreich und Preußen nach Gelüsten in verderbliche Kriege mit einander verwickeln, beide Mächte schwächen, sich die zu leistende Hülfe theuer bezahlen lassen und überdieß zwischen ihnen die Rolle einer Schiedsrichterin übernehmen.

Elisabeth selbst verstand zwar von der künstlichen und ränkevollen Staatskunst ihrer Minister wenig, oder nichts, allein sie ließ dieselben gewähren, unter der Voraussetzung, daß diese ihr die Mittel zu ihren Ausschweifungen lieferten. Sie zählte bei ihrer Thronbesteigung erst drei und dreißig Jahre. Dennoch war sie fest entschlossen, sich nicht öffentlich zu vermählen, d. h. keinem Manne die Rechte eines Gatten einzuräumen. Um aber

*) S. oben § 47, S. 290.

†) S. Sugenheim, Rußland's Einfluß auf Deutschland Bd. I. S. 255.

ihr verschrobenes Gewissen zu beruhigen, vermählte sie sich heimlich mit Alexis Gregoriewitsch Ragumoffsky, den sie vom gemeinen Grenadiere zu ihrem Oberhofjägermeister erhob. Dieser machte sie zwar zur Mutter, legte übrigens ihren Ausschweifungen nicht den schwächsten Zügel an. Elisabeth war unersättlich. Jeder junge Mensch, der ihr gefiel, und wenn sie ihm nur auf der Straße begegnete, er mochte gemeiner Soldat oder Stalljunge sein, dünkte ihr brauchbar. Zum Glücke für Rußland waren die unzähligen Liebhaber, deren sie sich bediente, zu unbedeutende Menschen, als daß sie im Stande gewesen wären, großen Einfluß auf die Verwaltung des Reiches zu gewinnen. Sie begnügten sich damit, Ehrenstellen und Reichthümer an sich zu reißen und niedere Ränke zu spinnen.

Da Elisabeth keine ebenbürtigen Nachkommen erwarten konnte, dachte sie zeitig daran, durch Ernennung ihres Thronfolgers ihre eigene Regierung zu befestigen. Sie erkor den Sohn ihrer Schwester Anna, den Prinzen Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, welcher am 21. Februar 1728 geboren war, den 18. November 1742 zur griechischen Kirche überging und von diesem Tage an den Namen Peter führte.

Bis zum Jahre 1768 war Bestutschew, ein Schotte von Geburt, der einflußreichste unter den russischen Ministern. Der Thronfolger Peter, ein begeisterter Verehrer Friedrich's II. spielte am Hofe eine traurige Rolle. Er besaß jedoch die Mittel, dem Könige manche wichtige Geheimnisse mitzutheilen und that, was er konnte, um eine energische Kriegführung Rußland's gegen Preußen zu hemmen. Die Minister und Generale erkannten zu klar, daß es nicht im Interesse des russischen Reiches liege, Preußen zu Gunsten Oesterreichs zu vernichten. Sie nahmen, besonders da Elisablth mehr als einmal gefährlich krank war, auch einige Rücksicht auf die Wünsche des Thronfolgers. So allein läßt sich die schlaffe Weise erklären, in welcher die Russen an dem siebenjährigen Kriege Theil nahmen. Selbst nachdem Maria Theresia ihrer Schwester auf dem russischen Throne durch den Vertrag vom 21. März 1760 den dauernden Besitz Ostpreußens zugesichert hatte, blieben die Russen im allgemeinen ihrer Schaukel-Politik treu, bis der Tod der Kaiserin Elisabeth (5. Januar 1762) einen gänzlichen Umschwung in die russische Verwaltung brachte*).

Peter III. war ein außerordentlich unglücklicher Mensch. Er hatte den guten Willen, das russische Reich mit Milde und Gerechtigkeit zu regieren, die nothwendigen Reformen einzuführen und den furchtbaren Despotismus, welcher auf dem Lande lastete, zu erleichtern. Allein es fehlte ihm der dazu erforderliche Scharfblick und unbeugsame Muth. Seine Frau, Katharina von Anhalt Zerbst, wie sie sich nannte, besaß alle staatsmännischen Fähigkeiten, die ihm gebrachen. Allein es fehlte ihr der reine Wille, welcher ihn beseelte. Peter III. war in seinen Familien-Verhältnissen ganz in derselben Lage, wie in seinen politischen Entwürfen. Die Natur hatte ihm die Voraussetzungen des ehelichen Lebens versagt, und die Operation, welcher er sich unterwarf, um diesem Mangel abzuhelfen, hatte nicht den erwünschten Erfolg. Katharina, welcher auch in geschlechtlicher Beziehung eine ganz entgegengesetzte Natur-Anlage zu Theil geworden war, hatte sich, schon bevor ihr Gatte den Thron bestiegen, mit anderen Männern entschädigt. Einen Sohn, den sie (1. Oktober 1754) zur Welt brachte, und welcher später unter dem Namen Paul I. Kaiser wurde, wollte sie ihrem Gemahle als den seinigen aufdringen. Schon zur Zeit der Kaiserin Elisabeth hatte sich in Folge dieser Mißverhältnisse eine Feindschaft zwischen Peter und Katharinen entwickelt, welche dem erstern Grund zu den finstersten Besorgnissen geben mußte. Schon damals hatte Katharina den Plan gefaßt, ihren Gatten des Thrones zu berauben. In den Papieren Bestutschew's fand sich sogar der Entwurf der Entsagungs-Akte, zu deren Unterzeichnung Peter gezwungen werden sollte. Der General

*) S. namentlich Sugenheim Bd. I. S. 291 ff.

Apraxin, welcher der dritte im Komplotte war, starb während der Untersuchung. Bestutschew wurde verbannt. Katharina, die schuldigste erhielt Verzeihung (1758). Elisabeth hatte sich zwar von Bestutschew überreden lassen, daß bei der Unfähigkeit Peter's die Staatsklugheit heische, den Sprößling Katharinen's anzuerkennen. Doch der Gemahl war nicht geneigt, dem Staate das Opfer seiner Ehre zu bringen, um so weniger, als später Katharina in fortgesetztem Ehebruche mit dem Vater ihres Sohnes, Soltikow und mit Poniatowski lebte. Zwar war eine feierliche Versöhnungs-Komödie zwischen dem Großfürsten und seiner Gattin aufgeführt worden. Allein der Schimpf war für Peter zu groß, als daß er diesen ruhig hätte ertragen können. Die Leidenschaften tobten zu wild in dem Herzen Katharinen's, als daß sie sich zu der Rolle einer büßenden Magdalene hätte bequemen wollen.

Kaum war Peter auf den russischen Thron gestiegen, so beschäftigte er sich ernstlich mit dem Gedanken, sich von seiner Gattin öffentlich zu scheiden, den für seinen Sohn ausgegebenen Großfürsten Paul zum Bastard zu erklären, den unglücklichen Iwan aus dem Kerker zu befreien und denselben zu seinem Nachfolger zu ernennen. Statt diesen Plan rasch und kraftvoll auszuführen und alles zu vermeiden, was demselben hinderlich werden konnte, zersplitterte der Czaar seine Zeit und die Kräfte seines Reiches in gewagten Unternehmungen, schritt zu mannigfaltigen Neuerungen, welche von seinen Feinden leicht zu seinem Verderben ausgebeutet werden konnten, und setzte ein schon früher angeknüpftes Liebesverhältniß mit der Gräfin Elisabeth Woronzoff fort, welche einfältig genug war, ihre hochfahrenden Pläne und die unvorsichtigen Aeußerungen des Kaisers laut werden zu lassen.

Sein Haß gegen Dänemark und die Bewunderung, welche er Friedrich II. zollte, bildeten die Beweggründe seiner auswärtigen Politik, so unvereinbar diese auch waren, und so wenig beide den Bedürfnissen und den nationalen Vorurtheilen des russischen Reiches entsprachen. Seine geheime Vorliebe für die lutherische Lehre und sein Widerwille gegen die griechische Kirche verleiteten ihn zu mehreren Mißgriffen, welche die Pfaffen und deren ganzen Anhang gegen ihn erbitterten, ohne der Sache der Aufklärung wesentliche Dienste zu leisten.

Uebrigens legte eine Reihe trefflicher Anordnungen, welche Peter III. in der kurzen Zeit seiner Regierung traf, Zeugniß für seinen guten Willen und sein ernstes Bestreben ab, veraltete Mißbräuche zu beseitigen und eine bessere Regierung einzuführen. Die von ihm verfügte Zurückberufung zahlreicher Verbannten aus Sibirien hatte eine ganz andere Bedeutung, als die von seiner Tante Elisabeth getroffene ähnliche Maßregel. Peter war nicht auf den Trümmern der ihm vorangegangenen Regierung, sondern durch diese zum Throne gelangt. Nicht der Wunsch, seine Vorgängerin in ein schlimmes Licht zu versetzen, sondern nur das Bestreben, Milde zu üben und das Recht walten zu lassen, konnten ihn bestimmen. Die Zahl der durch Peter III. der Heimath zurückgegebenen Verbannten, erreichte in kurzer Zeit 17,000. Er befreite den Adel von der drückenden Dienstpflicht, welche ihm Peter I. aufgebürdet hatte. Er schaffte jenes furchtbare von Peter I. gegründete und von Elisabeth unter dem Namen der „geheimen oder Privat-Kanzlei" fortgeführte Gericht ab. Er begab sich selbst in den Senat und in den Schooß vieler anderer Behörden und mahnte dieselben ernstlich an die Erfüllung ihrer Pflichten. Er schenkte allen Bittstellern freundliches Gehör und sorgte für rasche Erledigung der von denselben vorgetragenen Gesuche. Doch schon nach sechs Monaten endigte Peter's III. so viel versprechende Regierung (9. Juli 1762). Mit ihm gingen auch sämmtliche von ihm angeregten Reformen zu Grabe.

§ 61. Katharina II. (1762—1789).

Die Verschwörung, welche Iwan VI. mit seinen Eltern und zwei Schwestern in namenloses Elend stürzte, brachte ein lasterhaftes Weib auf den Czaarensitz. Weit verruchter, als jenes Complott war dasjenige, welches Peter III. Krone und Leben kostete und Katharina II. auf den russischen Thron erhob. Wenn Elisabeth nur in Messalina*) ein entsprechendes Seitenstück hatte, so war dasjenige Katharinen's II. ihre Namensschwester Katharina von Medicis, welcher sie an Verworfenheit gleich kam. Der Kronenraub Katharinen's beruhte auf Ehebruch und hatte den Gattenmord in seinem Gefolge.. Er bildet eines der schwärzesten Blätter in der finsteren Geschichte Rußlands und berührt die ganze denkende Menschheit um so tiefer, als er das eigentliche Piedestal der ganzen russischen Monarchie unserer Tage ist, und diese seit dem Jahre 1815 bis zum Kriege des Kaisers Nikolaus mit dem kranken Manne in der Türkei die tonangebende Macht auf dem Festlande Europa's war.

Während Peter III. sich mit seinen Lieblingsplänen beschäftigte und in den Armen der Gräfin Woronzoff einen Theil seiner kostbaren Zeit vertändelte, setzte seine Gemahlin die längst gegen ihn gesponnenen Ränke fort. Sie gewann in ihrem neuen Liebhaber, dem Artillerie-Lieutenant Gregor Orloff einen entschlossenen Gehülfen, welcher um so wichtiger für sie wurde, als ihm die Kasse seines Regiments die Katharinen fehlenden Mittel zur Bestechung der Garden lieferte. Am 8. Juli 1762 wurde einer der Verschworenen, Lieutenant Passek, welcher im trunkenen Muthe die Pläne Katharinen's ausgeplaudert hatte, verhaftet. Noch wäre es leicht gewesen, das Complott vor dessen Ausbruche zu ersticken. Denn die Verschworenen waren weder durch ihre Stellung im Staate, noch durch ihre Zahl gefährlich. Nur Katharina gab denselben Ansehen und Bedeutung. Einige rasch vorgenommene Verhaftungen hätten genügt, die geheimen Begünstiger der Verschwörung in wüthende Gegner derselben umzuwandeln und die Schritte der entschlossensten Anhänger Katharinen's zu lähmen. Allein Peter III., dessen Leben auf dem Spiele stand, war keiner raschen Entschließung fähig. Er hatte die ihm von den preußischen Gesandten Golz und Schwerin gegebenen Winke nicht beachtet, er hatte zwar auf die Anzeige des französischen Architekten Valois, einen der Verschworenen, Namens Teploff verhaften, allein die Untersuchung nicht mit der erforderlichen Strenge führen lassen. Am 8. Juli war keine Zeit mehr zu verlieren. Die Verschworenen begriffen dieses besser, als Peter III. Sie thaten in der folgenden Nacht den entscheidenden Schritt, indem sie Katharinen durch einige gewonnene Abtheilungen der Garde als Kaiserin proklamiren ließen. Noch war nicht alles verloren. Hätte Peter III. die Rathschläge des alten Feldmarschalls Münnich ohne Zögerung befolgt, so wäre die Meuterei eines kleinen Theiles der Garnison von Petersburg leicht zu erdrücken gewesen. Im Augenblicke der Gefahr schwankte Peter und als er am Ende Münnich gewähren ließ, hatte die Verschwörung schon weiter um sich gegriffen. So lange übrigens Peter III. noch frei war, blieb ihm als letztes Mittel sein gegen Dänemark unter den Waffen stehendes Heer, welches stark genug gewesen wäre, seinen umgestoßenen Thron wieder aufzurichten. In unseeliger Verblendung ergab er sich seiner Gemahlin, die ihn (19. Juli neuen Styls) in dem Schlosse Ropscha in der Nähe von Petersburg ermorden ließ. Ueber die Einzelnheiten dieser Schandthat liegen die unzweideutigsten Berichte vor. Zuerst brachte Alexis Orloff, der Bruder des Liebhabers der Kaiserin dem auserkorenen Opfer ein von dem Hofarzte Crousse zu diesem Behufe berei-

*) Siehe Weltgeschichte B. III. § 25 S. 62.

tetes Gift bei. Als dieses aber, in Folge des Gegengiftes, welches Peter nahm, nicht schnell genug wirkte, fielen die Mörder über ihren Kaiser her, und erdrosselten ihn nach heftiger Gegenwehr mit einer Schlinge, welche sie aus einer Serviette zurecht gemacht hatten. Gregor Orloff war bei der That nicht zugegen, obgleich er dieselbe aus der Ferne leitete. Er hoffte damals noch, sich an der Seite Katharinen's auf den russischen Thron zu schwingen, und wollte daher den Schein annehmen, als sei er nicht der Mörder des ersten Gemahls der Kaiserin, um deren „Zartgefühl" nicht zu verletzen.

Katharina II. war unstreitig eine außerordentlich begabte Frau. Sie war über den Aberglauben ihrer Vorgängerin Elisabeth und der gewöhnlichen Russen weit erhaben. Sie besaß dafür die Kunst der Heuchelei im höchsten Grade und wußte sich den Schein zu geben, als wäre sie eine eifrige Anhängerin der griechischen Kirche, über deren Glaubenssätze und Ceremonien sie, die Verehrerin Voltaire's, im Stillen lachte. Im Bewußtsein des mangelhaften Rechtstitels, den sie auf die Krone besaß, that sie was in ihren Kräften stand, die russische Nation durch schimmernde Manifeste zu täuschen und durch auswärtige Kriege zu beschäftigen.

Katharina betrieb alles: die Regierung, die Fabrikation der öffentlichen Meinung, die Wollust und das Vergnügen mit Methode. Sie überließ nicht, gleich Elisabeth, die Staatsangelegenheiten ihren Ministern, sondern widmete denselben die äußerste Aufmerksamkeit. Sie stellte es nicht unparteiischen Berichterstattern anheim, die Geschichte Rußlands zu schreiben. Sie setzte sich mit den berühmtesten Schriftstellern ihrer Zeit: mit Voltaire, Diderot und d'Alembert in Verbindung und blendete dieselben theils durch reichliche Geldspenden, theils durch den persönlichen Verkehr und Briefwechsel, den sie mit ihnen einleitete. Sie stellte nicht dem Zufalle der Begegnung die Auswahl ihrer Liebhaber, und die Folgen, welche eine Krankheit derselben für sie haben mochte, anheim. Nachdem sie eine große Zahl ihrer Günstlinge abgenützt, lieferte ihr der letzte, welcher großen Einfluß auf sie geübt hatte, Potemkin die jungen Leute, deren sie bedurfte. Diese wurden ärztlich untersucht und wenn gut befunden, förmlich in ihren Posten eingewiesen mit entsprechendem Gehalte, Titel und freier Wohnung in der Nähe der Kaiserin versehen, und mit reichen Geschenken in Gnaden entlassen, wenn die Begierde Abwechselung verlangte. Elisabeth war in ihrer Wollust gemeiner, Katharina II. raffinirter. Es ist schwer zu sagen, was das Schlimmere von beiden ist. Gregor Orloff, der Mörder Peter's III., Potemkin, Wassiltschikoff, Zawadoffsky, Zoritz, Korzakoff, Zancki, Yermoloff, Momonoff, Zuboff folgten sich hinter einander (kurze Episoden abgerechnet) in der Stellung, welche anfangs mit einiger Beimischung von Poesie Soltikoff und Poniatowski inne gehabt hatten.

Welche furchtbare Entsittlichung mußte an einem Hofe einreißen, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch von zwei Weibern, wie Elisabeth und Katharina, beherrscht wurde, zwei Weibern, welche beide durch ein schändliches Verbrechen sich auf den Thron geschwungen hatten! Wer die Monarchie in ihrer ganzen Kraft kennen lernen will, blicke nach Rußland! Wer dann für diese Regierungsform noch schwärmen kann, verdient in das Irrenhaus oder auf das Schaffot geschickt zu werden.

Peter III. hatte kurz vor seinem Tode (8. Juni 1762) mit Friedrich II. einen Allianzvertrag abgeschlossen. Katharina erklärte in dem Manifeste, das sie am Tage ihres Regierungsantrittes erließ, daß Peter III. durch den mit Rußlands ärgstem Feinde geschlossenen Frieden die Staatsehre in den Staub getreten habe. Sie ließ Ostpreußen, dessen Räumung schon begonnen hatte, von neuem besetzen, die Einwohner ihr huldigen; und ertheilte den russischen Truppen, welche im Verein mit den preußischen im Felde standen, den Befehl, umzukehren. Jedermann erwartete, daß sie sich den Oesterreichern anschließen würde. Zum Erstaunen aller Welt geschah dieses nicht, und der General Tscher-

nitscheff wagte es sogar, den von seiner Regierung erhaltenen Befehl drei Tage lang zu verheimlichen, und namentlich zu dem Siege Friedrich's II. bei Burgersdorf (21. Juli) dadurch beizutragen, daß er seinem Heere eine die Oesterreicher bedrohende Stellung gab. Die Kaiserin Katharina ließ später jene heftige Erklärung in ihrem Antrittsmanifeste für einen Druckfehler erklären und hielt den mit Preußen geschlossenen Frieden aufrecht, welcher Friedrich II. weit angenehmer war, als der mit Peter III. vereinbarte Allianzvertrag. Dieser Umschwung in der Politik Katharinen's trat ein in Folge einer geheimen Unterredung, welche der König von Preußen mit Tschernitscheff hielt, und deren Bedeutung erst in neuester Zeit gehörig gewürdigt wurde. Friedrich II. brachte nämlich damals dem russischen Feldherrn auf dem Grunde unwidersprechlicher Beweise die Ueberzeugung bei, daß Katharina II. nicht, wie die Kirchenbücher besagen, des Prinzen Christian August von Anhalt-Zerbst eheliche, sondern seine, Friedrich's II., natürliche Tochter sei. Dieselbe Mittheilung machte der König von Preußen auch Katharinen selbst, und diese hochwichtige Nachricht war es, welche den Umschwung in der Haltung der russischen Kaiserin gegenüber Preußen und die Gutheißung der von Tschernitscheff gewagten Nichtachtung der erhaltenen Befehle zur Folge hatte.*)

Auf diese Weise erhalten wir den Schlüssel zu einer ganzen Menge von Räthseln, welche bisher ungelöst geblieben waren. Friedrich II. war es gewesen, welcher der russischen Kaiserin Elisabeth eine preußische Prinzessin für den Großfürsten Peter abschlug und deren Wahl auf Katharinen von Anhalt-Zerbst lenkte. Schon damals dachte er ohne Zweifel daran, einmal als Trumpf die Karte des wichtigen Geheimnisses ihrer Geburt ausspielen zu können. Katharinen's Mutter, Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp war, als sie sechszehn und Friedrich siebenzehn Jahre zählte, des preußischen Kronprinzen eingestandene Freundin. Welcher Natur diese Freundschaft war, läßt sich bei der damaligen Aufführung Friedrich's um so leichter denken, als der Gatte Johanna's um ein und zwanzig Jahre älter, als sie, von ihr durchaus nicht geliebt und sie selbst, wie ihr späterer Lebenswandel zu Paris offenkundig machte, eine Person war, welcher man wohl zutrauen konnte, daß sie die Umarmungen des liebenswürdigen Friedrich denjenigen ihres weit älteren und nie geliebten Gatten vorgezogen habe. Thatsache ist es, daß der preußische Kronprinz neun Monate vor der Geburt Katharinen's mit deren Mutter zu Zerbst und Dornburg in innigster Vertraulichkeit gelebt hatte, während deren Gemahl seinen Verpflichtungen als Commandant von Stettin oblag. Thatsache ist es auch, daß Friedrich II. ganz wider seine sonstige Gewohnheit kurz nach seiner Thronbesteigung den Prinzen von Anhalt-Zerbst, ungeachtet der militärischen Unfähigkeit desselben, zum General der Infanterie, Gouverneur von Stettin und General-Feldmarschall beförderte, daß Katharina unter den Augen Friedrich's zu Berlin erzogen wurde und die ersten Jahre ihrer Jugend an dessen Hofe zubrachte.

Dem plötzlichen Gesinnungswechsel Katharinen's gegenüber Friedrich II. entsprach derjenige vollkommen, den die Kaiserin ihrem Bruder Friedrich August und ihrer Mutter gegenüber bekundete. Vor dem Empfange der verhängnißvollen Mittheilung hatte sie sich mit den abenteuerlichsten Plänen der Erhöhung des Anhalt-Zerbst'schen Hauses getragen. Nachher that sie nichts mehr für dasselbe, zahlte nicht einmal die Schulden ihrer in Paris verstorbenen Mutter!

Das Verhältniß, in welches seit jener Zeit Rußland zu Preußen und folgeweise mehr oder weniger zu ganz Deutschland trat, war ganz so wie es sich von einer im Ehebruche erzeugten Gattenmörderin und Kronenräuberin gegenüber einem alternden Vater, der sich seines Fehltritts bewußt war, erwarten ließ. Die Tochter gab den Ton der Gewalttätig-

*) Sugenheim, Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland. Bd. I. S. 322.

keit an, den sich der Vater gefallen ließ und in welchen er nach dem Maße seiner Kräfte einstimmte. Die erste Frucht dieses unseligen Bundes war die Theilung Polens*), die zweite jene schiedsrichterliche Stellung, welche Rußland unserm Vaterlande gegenüber einnahm und stets zum Nachtheile deutscher Selbstständigkeit und freiheitlicher Entwickelung geltend machte.

Gleichen Schritt mit Katharinen's Unternehmungen gegen Polen hielten ihre Eroberungspläne gegen die Türkei. Nach einem sechsjährigen Kampfe (1768—1774) mußte die Pforte im Frieden von Kutschuk-Kainardschi (21. Juli 1774) den Russen die freie Schifffahrt auf dem schwarzen und die Durchfahrt in's weiße Meer gestatten, das Schloß Kinburn an der Mündung des Dnieper nebst einem Landstrich zwischen Bog und Dnieper, die Festen Jenikale, Kertsch und Assow, die große und kleine Cobardei abtreten, überdieß die Unabhängigkeit der Krim und der Tartaren in Budziak und im Kuban anerkennen, wodurch Katharina die Unterwerfung dieser Provinzen vorbereitete.

Den Vorwand dazu gab ein Krieg, welchen Rußland angeblich zur Unterstützung der Tartaren in der Krim gegen die Pforte begann. Die Rolle, welche Katharina dem elenden Poniotowski in Polen übertragen hatte, spielte in der Krim der einfältige Sahim-Gherai, und das Resultat russischer Ränke, Waffen und unerhörter Grausamkeiten war die Einverleibung jener Provinz in das russische Reich, welche Katharina am 8./19. April 1783 der Welt ankündigte und die Pforte (8. Januar 1784) anerkannte. Nicht zufrieden mit diesem Raube trieb Katharina die Türken durch neue maßlose Forderungen (1787) zum Kriege, an welchem Joseph II. sich verleiten ließ Theil zu nehmen. Dieser nahm jedoch in Folge mehrerer Niederlagen, welche die Oesterreicher erlitten, und des Angriffs, welchen die Schweden vom Norden her auf Rußland machten, eine ganz andere Wendung, als Katharina gedacht hatte. Die Polen benützten die Verlegenheiten der russischen Czaarin zu einem Versuche, das auf ihnen ruhende Joch fremder Gewaltherrschaft zu brechen. In Frankreich tauchten die ersten Vorzeichen der drohenden Revolution auf. Die Zeit der Theilung der Türkei war noch nicht gekommen.

Während Katharina II. mit ihren Günstlingen schwelgte und ihre Heere für sie kämpften, lastete auf dem Volke ein schwerer Druck, welcher sich in zahlreichen Aufständen Bahn brach, unter welchen derjenige Pugatschef's die größte Ausdehnung gewann (1773—1775). In den Kreisen des Hofes herrschte eine Scheinbildung, welche mehr einer künstlich gespielten Komödie, als dem wirklichen Leben glich. Durch den dünnen Schleier gehaltloser Aeußerlichkeiten drang aller Orten die sittliche Verworfenheit des Adels und der Beamten. Die Masse der Nation hatte keine Schulen, schmachtete unter dem Joche der Leibeigenschaft und ließ sich die ihr von oben herab angelegte Zwangsjacke, wenn auch mit Widerstreben gefallen.

Die Günstlinge der Kaiserin wurden mit Ehren und Reichthümern überschüttet. Die Orloff's trieben einen Luxus, welcher ganz Europa in Erstaunen setzte. Potemkin sammelte Reichthümer, welche sich kaum durch Zahlen darstellen lassen. Der Uebermuth der Großen hielt gleichen Schritt mit der kriechenden Unterwürfigkeit der untergeordneten Beamten und des Volkes. Das wahre Verdienst arbeitete gewöhnlich nur zur Ehre und zum Vortheil der Machthaber, welche sich dasselbe anzueignen verstanden, Barbarei und Spionirerei, Heuchelei und Brutalität gingen Hand in Hand. Rußland war das Eldorado der Abenteurer und das Grab betriebsamer, aber mit den Künsten des Hoflebens nicht vertrauter Einwanderer. Besonders unglücklich wurden die Deutschen, welche sich durch die blendenden Versprechungen der Kaiserin verlocken ließen, ihre Heimath mit dem unwirthlichen Nordosten zu vertauschen.

*) S. oben § 58 S. 342.

Die Komödien, welche die russische Kaiserin der Welt und deren Minister ihr selbst aufführten, waren zum Theil so plump, daß sie selbst den oberflächlichsten Beobachter nicht mehr täuschen konnten. Die Manifeste der Kaiserin, z. B. diejenigen, welche sie bei Gelegenheit der Theilung Polens oder ihrer Türkenkriege erließ, waren Muster der Frechheit und Lüge. Sie paßten trefflich zur Ausstellung der Leiche des ermordeten und abgesetzten Kaisers Peter's III., zu Katharinen's Reise nach der Krimm, auf welcher gepreßte Leibeigene jeden Tag in einer anderen Tracht die Rollen der verschiedenen ländlichen Bevölkerungen spielten, bestellte Krämer, wenn auch unter den mannigfaltigsten Aushängeschildern, die plötzlich improvisirten Bazar-Städte füllten, ja sogar dieselben Viehheerden und gemalten Häuser die erforderliche Staffage aller Orten bildeten.

Rußland, die jüngste Großmacht Europa's, deren Entstehung gewissermaßen unter den Augen der gebildeten Welt vor sich ging, während die Anfänge der meisten übrigen in mannigfaltiges Dunkel gehüllt bleibt, zeigt uns am deutlichsten, daß die Grundlage aller Monarchien nichts anderes ist, als Gewalt und Betrug. Daß die auf solche Weise begründeten Zustände früher oder später, mehr oder weniger ausdrücklich von den bezwungenen und betrogenen Massen oder den herrschenden Kaisern und Königen anerkannt wurde ändert an dem Charakter derselben nichts wesentliches.

Wie das Schwert die inneren Angelegenheiten des Reiches bestimmte, so spielte es auch in den auswärtigen die Hauptrolle. Dieselben Beweggründe, welche die Erhebung der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. herbeiführten, dauerten fort, nachdem das erste Ziel der Thronräuberinnen erreicht war und gaben der inneren Verwaltung und den äußeren Beziehungen des Reiches Richtung und Gestalt.

Das Recht hat in Rußland, und mehr oder weniger in allen Monarchien Europa's nicht blos eine wächserne Nase, sondern es ist ganz und gar von Wachs und nimmt jedwede Gestalt an, welche die Machthaber demselben zu verleihen für gut finden. Allerdings setzen die Begriffe und die Vorurtheile, die Bestrebungen und die Leidenschaften der Massen und der bevorzugten Stände auch den eigenwilligsten Herrschern gewisse Schranken, doch so lange der freie Wille der Nationen dabei eine untergeordnete Rolle spielt, können sich niemals rechtliche Verhältnisse im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur thatsächliche Zustände, welche höchstens in einen gesetzlichen Rahmen gefaßt werden, entwickeln.

Rußland unterscheidet sich von den übrigen Monarchien Europa's in der Hauptsache nur dadurch, daß in dessen Schooße während des achtzehnten Jahrhunderts ähnliche Erscheinungen zu Tage traten, wie in Spanien, England und anderen Reichen während des fünfzehnten, bevor sich das Thronfolgerecht und mit ihm eine gewisse bürgerliche Ordnung festgestellt hatte.

Wie wenig die dazumal in anderen Monarchien übliche Erbordnung in der russischen beachtet wurde, erhellt einfach daraus, daß auf Peter I. zuerst dessen Wittwe Katharina I., 2) dessen Sohnes Alexis Sohn Peter II., 3) dessen Bruders Iwan jüngere Tochter Anna, 4) dessen Bruders Iwan Urenkel Iwan VI., 5) dessen Tochter Elisabeth, 6) dessen Tochter Anna Sohn Peter III. folgte. Den Schluß in dieser Zickzackbewegung der Thronfolge machte Katharina II., die Prinzessin, welche sich von Anhalt-Zerbst nannte, in der That aber die im Ehebruche erzeugte Tochter Friedrichs II. von Preußen war!

Fürwahr keine Monarchie der Welt hat so wenig Grund, sich, während uns das achtzehnte Jahrhundert so nahe liegt, eine legitime zu nennen, als die russische!

Mit Peter III. hörte das Haus Romanof auf, über Rußland zu herrschen. Katharina II. hatte so wenig, als ihr Sohn Paul einen Tropfen romanof'schen Blutes in ihren Adern. Paul war ein Sohn Soltikof's, den Peter III. als Bastard erklären lassen wollte. Bevor er es konnte, war er gestürzt und ermordet

Die erbliche Monarchie besteht in ganz Europa nur dem Namen nach. So wenig als die Beherrscher Rußlands Romanof's, waren seit langer Zeit die Könige Frankreichs Bourbonen*), die Könige Englands Sprossen des Hauses Hannover†) u. s. w.‡). Der letzte rechtmäßige Bourbon war Ludwig XIII., weder der Mann mit der eisernen Maske, noch dessen gleich unrechtmäßiger Bruder Ludwig XIV. Die zwei letzten rechtmäßigen Romanof's, Peter III. und Iwan VI. fielen als Opfer der Herrschsucht der Kaiserin Katharina.

In einigen Kleinstaaten Deutschlands, deren Geschichte zu ergründen, Niemand sich die Mühe gegeben hat, mag die erbliche Monarchie noch eine Schein-Existenz haben. In den Großstaaten Europa's hat sie im siebenzehnten Jahrhundert aufgehört. Statt der sogenannten legitimen Kaiser und Könige herrschten deren Mörder, deren Nachkommen oder Günstlinge. Was in unseren Tagen Erb-Monarchie genannt wird, könnte mit weit besserem Rechte Mörder-Monarchie genannt werden, zumal da auf die ersten Gewaltthaten, welche die erbberechtigten Kaiser und Könige von ihren Thronen stürzten, oder sie abhielten, dieselben zu besteigen, andere folgten, welche ein zweites Mal die begünstigten Mörder an die Stelle ihrer Schlachtopfer setzten oder welche doch ihr angemaßtes Recht schützen sollten. Ich erinnere beispielsweise nur an die Ermordung Kaiser Paul's und des Herzogs von Enghien.

Fürwahr! nicht blos in der Türkei, fast aller Orten in Europa sind die Wege zu den Königsthronen mit Blut getränkt. Nicht das Salböl des Priesters, sondern das Blut der ermordeten Vorgänger oder Mitbewerber war die Flüssigkeit, welche die Kronen auf den Häuptern der Kaiser und Könige Europa's befestigte.

Selten folgten dem glücklichen Mörder mehr als zwei Erben, ohne daß der Mord wieder an die Stelle des Erbrechts trat. In Rußland zumal, dessen Herrschergeschlecht sich auf seine Legitimität so viel zu gute that, fanden mehr gewaltsame, als gesetzliche Thronwechsel statt.

Katharina I. war nicht die Erbin Peter's I. Sie bemächtigte sich des Thrones mit Gewalt. Der rechtmäßige Erbe Alexis, war durch seinen eigenen Vater ermordet worden. Anna Iwanowna besaß, da sie eine ältere Schwester hatte, kein Erbrecht auf die russische Krone, so wenig als Elisabeth Petrowna, welche sich den Weg zum Throne durch den Sturz Iwan's VI. bahnte. Die rechtmäßigen russischen Kaiser nach Peter I (von 1725—1796): Peter II., Iwan VI. und Peter III. saßen zusammen nur vier Jahre auf dem Throne, die Kaiserinnen dagegen, welche sich mit Gewalt den Weg zum Throne bahnten, 61 Jahre lang. Die Periode rechtmäßiger Herrschaft war daher sehr kurz im Verhältniß zu der usurpirten.

Während dieses ganzen Zeitraums war Rußland weder eine erbliche, noch eine Wahl-Monarchie, sondern ein Reich, dessen Herrscher sich durch Gewalt der Zügel der Regierung bemächtigten, nachdem der Thron erledigt war, (wie Katharina I.), oder sich durch eine Verschwörung den Weg zum Throne bahnten (wie Elisabeth I. und Katharina II.), theils durch den Willen einer Czaarin (wie Peter II., Iwan VI. und Peter III.), theils durch die Wahl der einflußreichsten Personen auf den Thron erhoben wurden (wie Anna).

Die Verwandtschaft mit dem Hause Romanow bildete bei allen diesen Thronwechseln nur eine sehr untergeordnete Rücksicht. Weder Katharina I., noch Katharina II. waren mit dem Herrscherhause verwandt. Weder Anna, noch Elisabeth waren die nächsten Verwandten des Czaaren, an dessen Stelle sie traten. Die Gewalt trug jedesmal den Sieg über die aus der Verwandtschaft und die Willensbestimmung des letzten Herrschers abge-

*) Siehe oben § 5 S. 41. †) S. oben § 23 S. 166.
‡) S. oben § 44 S. 263.

leitete Thronfolge davon. Katharina I. verdrängte Peter II., Elisabeth Iwan VI., Katharina II. Peter III. Nur diejenigen Herrscher konnten sich behaupten, welche sich durch Gewalt des Thrones bemächtigt hatten. Alle wurden gestürzt, welche in Uebereinstimmung mit dem russischen Staatsrechte auf die schwindelnde Höhe des Czaarenthrones berufen wurden. So schwach war was man in Rußland Recht nannte, so stark war die Gewalt.

Die Thronfolge bietet uns einen sehr richtigen Maßstab für die Zustände eines Landes überhaupt. Eben so wenig als bei ihr galt das Recht bei allen übrigen Verhältnissen in Rußland. Wie der Thron, so wurde auch jeder andere Sitz der Macht und des Reichthums nicht nach den Bestimmungen des Rechtes vergeben, sondern von herrschsüchtigen, ehrgeizigen und habgierigen Menschen erobert.

Im Großen und im Kleinen beruhten die Zustände Rußlands nicht auf dem Rechte, sondern auf der Gewalt. Mehr oder weniger war dieses freilich auch der Fall in den meisten übrigen Monarchien Europa's. Allein nirgends trat die Gewalt so unverhüllt zu Tage, als in Rußland. Wenn ungeachtet dieser unbestreitbaren Thatsache die russischen Herrscher sich zu Bannerträgern der Legitimität aufgeworfen haben, so beweist dieses nur die Wahrheit des Erfahrungssatzes, daß die meisten Menschen dasjenige am höchsten schätzen, wovon sie am wenigsten besitzen und nach dem Scheine dessen am eifrigsten streben, was ihnen am fernsten steht.

Siebenter Abschnitt.

Die Länder des fernen Ostens und Südens.

§ 62. Die Türkei.

Wenn wir auf der Erdkugel die kleinen Pünktchen betrachten, welche von civilisirten Nationen bewohnt werden und mit denselben die weiten Strecken vergleichen, welche im Besitze ungebildeter Völker sind, so können wir uns des Gedankens nicht entschlagen, daß die Menschheit noch weit von dem Ziele entfernt, das sie nach ihren Anlagen zu erreichen im Stande ist. Die Zeiten der Vereinzelung sind vergangen. Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen haben den Verkehr so sehr erleichtert, daß die Hoffnung, alle Völker der Erde zu einer großen Familie zu vereinigen, jedem einzelnen derselben die Errungenschaften der übrigen mitzutheilen, nicht mehr ausschweifend genannt werden kann. Mag daher immerhin die Geschichte der fernen Nationen des Ostens und Südens uns wenig anziehendes bieten. Sie ist insofern von hoher Bedeutung, als sie die Anknüpfungspunkte freundlicher Annäherung enthält. Nur mit denjenigen Völkern, deren Charakter und Vergangenheit uns bekannt sind, können wir in engere Beziehungen treten. Bisher waren es freilich nur kriegerische, kirchliche und höchstens kaufmännische Rücksichten, welche die Europäer bestimmten, mit fremden Nationen Verbindungen einzugehen. Rein menschliche Bestrebungen: der Wunsch, nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten oder tiefeingreifende Wahrheiten auszutauschen, der Drang, das Reich der Freiheit und des Rechtes zu erweitern -

haben bisher im Völkerverkehr eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Allein mehr und mehr breitet sich die Ueberzeugung aus, daß ohne Recht und Freiheit auch die Interessen keinen festen Stützpunkt haben, daß nur auf sittlicher Grundlage Gewerbe, Handel und Schifffahrt sich großartig entwickeln können. Welcher Gewinn für die Menschheit, welcher Vortheil für Fabrikanten und Kaufleute, welche Seelenfreude für strebende Geister, wenn alle Völker der Erde auch nur einen solchen Verkehr unter einander pflögen, wie er jetzt zwischen den civilisirten Nationen besteht!

Dieses sind die Gesichtspunkte, unter welchen wir die Geschichte der Türken, Perser, Indier, Chinesen, und Afrikaner zu betrachten gedenken, und welche den außerdem wenig interessanten Erlebnissen der genannten Völker eine Bedeutung verleihen, die sie an und für sich nicht haben. Mehr als 800 Millionen Menschen, welche uns jetzt zwar noch sehr fern stehen, durch das rollende Rad der Zeit uns aber immer näher gebracht werden, verdienen wohl eine aufmerksame Erwägung ihrer Vergangenheit. Wir beginnen mit der Türkei.

Auf unserem Gange durch die westlicher und nördlicher gelegenen Staaten Europa's sind wir ihr wiederholt begegnet*). Doch waren es fast nur Kriege und Friedens-Schlüsse, welche wir von ihr zu berichten hatten. Auf dem Schwerte beruhte bei der Pforte mehr, als bei einer anderen Großmacht Europa's die Bedeutung des Staates. Durch das Schwert hatten sich die Türken aus den Thälern Turkestans bis an die Donau und über diesen Fluß hinweg Bahn gebrochen. Nur durch das Schwert konnten sie ihre Eroberungen behaupten. Im Laufe der Jahrhunderte wurde aber der türkische Säbel etwas stumpfer. Ungestüme Tapferkeit gab nicht mehr den Ausschlag. Die Kriegskunst, die Verpflegung und Ausrüstung der Heere, welche nur auf dem Grunde eines wohlgeordneten Staatshaushalts großes zu leisten vermögen, machten sich mehr und mehr geltend. Es zeigte sich bald, daß ein Staat, welcher nicht gleichen Schritt in den übrigen Beziehungen des Lebens mit den Großmächten Europa's hielt, auch im Kriege hinter ihnen zurück bleiben müsse.

Die Pforte machte zwar noch einige starke Anstrengungen im Laufe dieses Zeitabschnitts, errang auch vorübergehende Siege. Im Großen und Ganzen erlitt sie aber furchtbare Niederlagen und entsprechende Verluste in dem Maße, daß seit den Zeiten Katharinen's II. ernstlich von einer Theilung derselben die Rede sein konnte, und klar zu Tage trat, daß sie nicht durch eigene Kraft, sondern nur in Folge der Zwietracht der christlichen Mächte ihr Dasein friste.

Mohammed IV. zählte erst sieben Jahre, als er (1648) durch eine der in Constantinopel so häufigen Palastrevolutionen auf den Thron seiner Väter gehoben wurde. Er selbst vermochte, weder als Knabe, noch auch später als Mann, nichts zu leisten, und in der ersten Zeit seiner Regierung standen ihm keine tüchtigen Minister zur Seite. Die Türken erlitten daher (am 6. Juli 1656) durch die Venetianer eine entscheidende Niederlage zur See am Eingange der Dardanellen. Ganz Stambul zitterte. Um das bedrohte Reich zu retten, wurde Mehmed Köprili oder Kiuperli an die Spitze der Regierung mit den ausgedehntesten Vollmachten berufen. Er reinigte mit großer Strenge den Augias-Stall der türkischen Verwaltung, bestrafte die Urheber früherer Unruhen, zwang die fanatischen Gläubigen und die Janitscharen zum Gehorsam und führte selbst Flotte und Heer gegen die Venetianer. Er eroberte rasch hinter einander die Inseln Tenedos und Lemnos, stellte das Ansehen der Pforte in Siebenbürgen wieder her, und schlug den Aufruhr in Asien und Egypten nieder. Er sicherte die Grenzen des Reiches, erbaute die neuen Dardanellen-Schlösser, und füllte den leeren Staatsschatz. Als Köprili (31. Oktober 1661) starb, folgte ihm im Vezirate sein Sohn Achmed Köprili nach, welcher in die Fußtapfen

*) S. oben § 37 S. 215 ff., § 39 S. 224., § 43 S. 251 ff., § 59. S. § 60.

des Vaters trat. Im Kriege gegen Oesterreich eroberte er (16. September 1663) die Festung Neuhäusel, welche die Türken bis zum Jahre 1685 behaupteten ungeachtet des Sieges, welchen Montecuculi (22. Juli 1664) bei St. Gotthard über sie gewann. Den Venetianern nahm Köprili nach einem fünf und zwanzigjährigen Kampfe (1645—1669) die Stadt Candia ab, worauf die wenigen Plätze, welche diese auf der Insel behaupteten, noch vor Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in die Gewalt der Türken fielen. Den Polen riß er Podolien und zu Gunsten seines Verbündeten, des Kosackenhauptmannes Dorozensko einen Theil der Ukraine ab, obgleich ihm der kriegerische König Sobieski gegenüberstand. Mit Achmed Köprili endigte (1676) die Siegesperiode der Türken. Sein Nachfolger Kara Mustapha erklärte (3. März 1677) den Russen den Krieg. Allein in dem Waffenstillstande von Radzin mußte die Pforte die Länder im Osten des Dniester den Russen abtreten, welche dadurch Zugang zum schwarzen Meere erhielten, an dessen Küsten sie sich bald mehr und mehr ausbreiteten. Kara Mustapha hoffte glücklicher im Kampfe mit Oesterreich zu sein. Die Türken, welche damals Siebenbürgen und den größten Theil von Ungarn inne hatten und welchen Emmerich, Graf von Tökely, zur Seite stand, rückten 200,000 Mann stark, vor Wien. Sie hatten nicht erwogen, daß ein die ganze Christenheit bedrohender Angriff auf entsprechenden Widerstand stoßen müsse. Sie wurden zurück geschlagen*). Mustapha büßte mit seinem Kopfe für die verlorenen Schlachten (25. December 1683). Oesterreich, Polen und Venedig vereinigten sich gegen die Pforte, und brachten dieser eine Reihe der furchtbarsten Niederlagen bei.

Die Türken suchten sich dadurch zu helfen, daß sie den unfähigen Mohammed IV. (1689) absetzten, und an seine Stelle dessen Bruder Soliman III. auf den Thron hoben. Mustapha Köprili, der Bruder Achmed Köprili's, welchen der Sultan zum Veziere ernannte, vermochte nicht, den siegreichen Feinden die Spitze zu bieten. Er verlor in der Schlacht von Szalankemen (19. August 1691) sein Heer und sein Leben. Einige Monate früher war auf Soliman III. dessen gleich unfähiger Bruder Achmed II. gefolgt, welcher jedoch schon bald starb. Dessen Nachfolger, Mustapha II., ein Sohn Mohammed's IV. setzte sich selbst an die Spitze seiner Heere. Mittlerweile hatten aber auch die Russen an dem Kampfe gegen die Türken Theil genommen. Von allen Seiten angegriffen, mußte sich die Pforte zu dem schimpflichen Frieden von Carlowitz bequemen (1699), durch welchen sie Siebenbürgen und Ungarn an Oesterreich, Assow an Rußland, Podolien und die Ukraine an Polen, Morea an Venedig verlor.

Diese wiederholten Niederlagen waren die klar nachweisbaren Folgen türkischer Rohheit. Die Pforte verstand es nicht, gleich allen übrigen Mächten Europa's, den Zeitpunkt zu wählen, welcher ihren Unternehmungen günstig war, Bündnisse zu schließen, welche ihre Stärke mehrten und Frieden zu machen, wenn dieses unter vortheilhaften Bedingungen geschehen konnte. Sie begann den Krieg und beendigte ihn nach den Launen ihrer Veziere ohne alle Rücksicht auf die Verhältnisse, in welchen sich die feindlichen Höfe befanden.

Wären die Türken, statt im Jahre 1683, zehn Jahre früher oder zwanzig Jahre später, als die Oesterreicher von den Franzosen hart bedroht waren, gegen Wien vorgerückt, hätten sie im Augenblicke errungener Siege einen den Verhältnissen entsprechenden Frieden geschlossen, hätten sie einen ihrer Feinde erst gründlich besiegt, bevor sie sich in neue Kriege mit anderen Mächten verwickelten, so hätten sie noch lange Siebenbürgen und Ungarn behaupten und ihre Eroberungen leicht noch weiter ausdehnen können. Allein die Türken waren damals, wie früher und später, einer systematischen, klug erwogenen und langsam vorbereitenden Handlungsweise unfähig. Sie überließen sich, gleich wilden Thieren, nur den Anregungen, die ihnen der Augenblick gab und mußten daher, trotz der gro-

*) S. oben § 43 S. 251. S. § 61.

ßen Zahl von Streitern, welche sie in den Kampf führten, und der Tapferkeit ihrer Heere die Folgen ihrer Barbarei im Kriege, wie im Frieden bitter empfinden. Sie machten sich die Lehren der Vergangenheit nicht zu Nutzen. Auch nach dem Frieden von Carlowitz bot ihnen der nordische Krieg gegen Rußland und der spanische Successionskrieg gegen Oesterreich die beste Gelegenheit, die Verluste früherer Zeiten wieder auszugleichen. Sie warteten ab, bis Karl XII. die Schlacht von Pultawa verloren hatte, bevor sie Rußland angriffen, ließen sich dann durch verhältnißmäßig geringe Opfer zum Frieden am Pruth überreden und vermochten, auch nachdem der Verrath des Groß-Veziers Baltadschi klar am Tage lag, sich zu keiner kräftigen Anstrengung aufzuraffen. Sie schauten ruhig zu, während Oesterreich von Frankreich bedroht war (1701—1713) und ermannten sich erst zum Kriege, nachdem das Haus Habsburg wieder seine ganze Kraft zur Verfügung hatte. Den Venetianern mochten sie (1715) Morea abnehmen, sie stürzten sich dadurch aber in einen Krieg mit Oesterreich, in welchem sie neue Niederlagen (bei Peterwardein und Belgrad) erlitten und im Frieden von Passarowitz (1718) Temesvar und Theile von Serbien und der Wallachei abtreten mußten.

In Constantinopel folgte ein unfähiger Herrscher auf den andern, so viele derselben auch abgesetzt wurden. Im Jahre 1703 war Mustapha II. vom Throne gestoßen worden. Sein Bruder Achmed III., welcher an dessen Stelle trat, war aber nicht tüchtiger, als sein Vorgänger. Er erlitt dasselbe Schicksal im Jahre 1730. Ihm folgte Mahmud I., ein Sohn Mustapha's II. Dieser war nicht ohne Geist und Kraft. Allein er vermochte im Kampfe mit Rußland, den Feldherrntalenten Münnich's nicht, die Spitze zu bieten, obgleich er den Oesterreichern schimpfliche Niederlagen beibrachte. Im Frieden von Belgrad mußte das Haus Habsburg Belgrad und die früher gewonnenen Theile Serbiens und der Wallachei an die Pforte zurückgeben. Mahmud I. starb (1754). Sein Bruder und Nachfolger Osman III. wußte so wenig als sein Vorgänger die Zeit zu benützen, da seine gefährlichsten Feinde Rußland und Oesterreich in den siebenjährigen Krieg verwickelt und nicht im Stande waren, ihm mit Kraft entgegen zu treten. Katharina II. stieg auf den russischen Thron und seit dieser Zeit wurde die Vertreibung der Türken aus Europa und die Eroberung Constantinopels der Lieblingsplan der russischen Staatskunst. Im Kriege von 1768—1774 erschütterten Romanzoff's Siege zu Lande und die Seeschlacht bei Tschesme, welche Orloff mit Hülfe englischer Offiziere gewann (1770) die türkische Macht in ihren Grundfesten, und der Frieden von Kutschuk-Kainardschi gab den Russen eine erwünschte Handhabe, unter den mannigfaltigsten Vorwänden sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei einzumischen. Sie warfen sich zu Beschützern der griechischen Katholiken und der tartarischen Mohammedaner auf und bereiteten so den Frieden von Jassy vor, welcher übrigens erst im Laufe des nächsten Zeitabschnittes (1792) geschlossen wurde, obgleich der Krieg, welchem derselbe ein Ende machte, früher ausbrach*)

An allen diesen tief eingreifenden Bewegungen nahmen die Sultane inmitten ihres Serails nur wenigen Antheil. Auf Osman III. folgte (1757) ein Bruder Achmeds III., Mustapha III., auf diesen (1774) sein Bruder, Abdul-Hamid, welcher bis zum Ende dieses Zeitabschnitts (7. April 1789) auf dem türkischen Throne saß.

Daß die Pforte altersschwach geworden war, lag schon zur Zeit Katharinen's II. klar am Tage. Daraus folgt aber nicht, daß die Nachbarn, wie einigen wilde Stämme Amerika's thaten, sich ein Recht zuschreiben können, sie todt zu schlagen und zu beerben.

Im Interesse der Menschheit und zunächst der unter türkischer Herrschaft lebenden zahlreichen Völkerschaften mag es liegen, das auf diesen ruhende Joch zu brechen, und eine neue, freiere Staatsgesellschaft zu gründen. Fremde Eroberer können die natürliche Ent-

*) S. oben § 41 S. 243, § 61 S.

wickelung der Nationen nur hemmen, nicht befördern. Eine Theilung der Türkei, gleich derjenigen Polens, würde nothwendig zu unabsehbaren Verwirrungen führen. Der Menschenfreund mag wünschen, daß der durch das Schwert begründete und durch Gewalt aufrecht erhaltene Thron der Sultane möglichst bald zertrümmert werde, doch nicht durch andere wenig bessere Despoten, sondern durch die Kraft der unterjochten Völkerschaften, welchen die Nachbarn Hülfe zu leisten, nicht aber Gesetze vorzuschreiben haben. So lange übrigens in Europa das monarchische Prinzip vorwaltet, läßt sich für die Türkei, so wenig als für alle übrigen Despotien, ein entschiedener Fortschritt zum Bessern hoffen. Mit den Monarchien Europa's ist das Bestehen der Türkei nicht unverträglich. Dieselben ruhen alle mehr oder weniger auf der Grundlage der Gewalt. Sobald sich Europa dagegen auf den Standpunkt republikanischer Freiheit hinangeschwungen haben wird, kann ein Staat mit Sklaverei, Vielweiberei und gesetzloser Willkür in seinem Schooße nicht mehr von langem Bestande sein.

§ 63. Persien.

Nur Persien trennt das russische Reich von Indien, diesem Lande, welches seit Jahrtausenden das höchste Ziel der Wünsche aller weltenstürmenden Herrscher war. Im Laufe dieses Zeitabschnitts schwangen sich England und Rußland zu den zwei großen erobernden Mächten der alten Welt empor. In Persien begegneten sie sich. Nach dem Süden drang von der Wolga Rußland, nach dem Norden von der Mündung des Ganges England vor. Diese geographische Lage genügt, dem persischen Reiche eine große Wichtigkeit zu verleihen. Wenn Rußland und England in den nächsten Jahrzehnten ebenso rasch sich ausdehnen, wie in den vergangenen, so werden sie inmitten Persiens bald schon zusammen stoßen. An der Küste des schwarzen Meeres konnten in unseren Tagen die Engländer den Russen Halt gebieten. Dorthin konnten sie zur See gelangen. Doch im Innern Persiens wird Rußland mit größerem Vortheile Krieg führen, als England. Was die Türkei im krimschen Kriege in unseren Tagen war, kann Persien vor Ablauf vieler Jahre werden: der Punkt, in welchem die Interessen der zwei großen erobernden Reiche Europa's sich feindlich begegnen.

Diese Beziehungen sind es, welche dem an sich wenig bedeutenden Reiche für ganz Europa eine hohe Wichtigkeit verleihen. Die Perser mögen eines Tages im Streite zwischen Rußland und England den Ausschlag geben. Welche Kräfte können sie in die Wagschale legen? Nur aus ihrer Geschichte können wir den Stoff zur Beantwortung dieser Frage finden.

Wenige Länder der Erde haben im Laufe der Jahrtausende größere Wechsel zwischen riesiger Macht und verächtlicher Schwäche erlebt, wenige haben sich so lange, als Persien, auf der Bühne der Welt, wenn auch unter den mannigfaltigsten Umgestaltungen erhalten*).

Im Anfange dieses Zeitabschnitts herrschte in Persien Abbas II. Das Reich hatte seit den Tagen des sogenannten großen Schah Abbas an Macht und Ansehen schon sehr verloren. Schah Soliman, welcher (von 1666—1694) auf dem Throne der Sofi's saß war noch schlaffer, als seine beiden nächsten Vorgänger und hatte nur Sinn für Trinkgelage und Festlichkeiten.

Auf seinem Todtenbette bemerkte er zu seinen Umgebungen: „wenn ihr Ruhe haben wollet, so erhebet Hussein Mirza auf den Thron; wünscht ihr aber, den Ruhm Persiens zu mehren, so setzt die Krone auf das Haupt Abbas Mirza's." Die Großen des Reiches zo-

*) S. B. I. § 20 S. 27. B. II. §§ 11—13 S. 10 ff. B. III. § 60 S. 154. B. IV. § 13 S. 28. §§ 20, 21 S. 47 ff. B. V. § 15 S. 39. B. VI. § 81 S. 464 B. VII. § 96 S. 621 ff.

gen die Ruhe dem Ruhme vor und riefen Hussein als Schah von Persien aus. Soliman hatte sich zwar nicht in dem Charakter seines Sohnes, wohl aber in den Wirkungen desselben geirrt. Hussein Mirza war, wie der Vater gewußt hatte, ein geistloser und schwacher Mensch. In einem despotischen Staate kann ein solcher weder den inneren noch den äußeren Feinden Schranken setzen und die Folge davon ist Unordnung, Zwietracht, unglücklicher Krieg und Elend. Alles dieses blieb denn auch für Persien nicht lange aus. Die Besseren unter den Großen des Reiches zogen sich vom Hofe zurück, an welchem nur Eunuchen, Pfaffen und Ränkeschmiede Einfluß gewinnen konnten. Langsam, aber sicher wurde dadurch die Ordnung im Staate und die kriegerische Macht des Reiches untergraben. Als die Afghanen (1709) sich empörten, besaß der Schah nicht die Kraft, sein Ansehen über sie geltend zu machen, und bald schwangen sich die früheren Unterthanen zu Herren der Perser auf. Unter Mir-Mahmud zogen sie (1722) vor Ispahan, und obgleich die männliche Bevölkerung dieser Hauptstadt weit zahlreicher war, als das Belagerungsheer der Afghanen, vertheidigte sich der elende Schah so schlecht, daß er nach unsäglichen Leiden, in welche er die Bürger verstrickt hatte, seine Herrschaft in die Hände Mir-Mahmud's niederlegen mußte.

Die Grausamkeiten des afghanischen Despoten erreichten einen Höhepunkt, welcher an Wahnsinn grenzte. Seine eigene Mutter gab den Befehl, ihren Sohn zu erdrosseln. Ein Vetter Mahmud's, Aschraf, folgte demselben nach, welcher sich jedoch nicht lange behaupten konnte. Hussein's Sohn, Thamasp hatte, nach der Abdankung seines Vaters in Masanderan den Titel eines Schah von Persien angenommen. Mit Hülfe Nadir-Kuli-Khan's, eines Häuptlings des Stammes Affschar, der Türken und der Russen, stürzte er seinen Gegenkönig (1729). Zum Danke für den geleisteten Beistand trat Thamasp Georgien und Armenien an die Türken ab. Aus Unwillen darüber entsetzte ihn Kuli-Khan und erhob dessen Sohn, Abbas III. an seine Stelle (1732). Nadir Kuli Khan war von dieser Zeit an der eigentliche Herrscher in Persien. Er brachte Armenien und Georgien wieder zum Reiche zurück, und stieg, als Abbas III. (1735) starb, selbst auf den persischen Thron unter dem Namen Schah-Nadir. Dieser kräftigte das persische Reich und machte dem trostlosen Zustande, in den es unter den letzten Sofi's gefallen war, ein Ende. Er eroberte Bahrein (1735) und Balkh (1736), drang dann nach Kandahar vor, griff (1739) Hindostan an und zwang den Großmogul Mohammed, ihm mehrere Provinzen am Indus abzutreten, und Tribut zu zahlen.

Doch die Siege der Perser beruhten auf der Person Schah-Nadir's. Als dieser (1747) starb, kehrte dieselbe Anarchie zurück, welche unter den letzten Sofi's das Land so namenlos unglücklich gemacht hatte. Im Osten machte sich Achmet, aus dem Geschlechte der Abdalli's unabhängig und gründete in Afghanistan eine selbstständige Herrschaft. Im westlichen Theile Persiens bildeten sich zahlreiche kleine Königreiche, indem die Statthalter einzelner Provinzen die allgemeine Verwirrung zu ihrem persönlichen Vortheile ausbeuteten. Blutige Kämpfe zerfleischten die Bevölkerung und verwüsteten das Land. Erst im Jahre 1755 gelang es einem Kurden, Namens Kerim-Khan die verschiedenen Statthalter sich zu unterwerfen, die Einheit des Reiches im Westen herzustellen und durch Milde und Gerechtigkeit dasselbe von neuem zu befestigen. Er nahm den Titel eines Schah nicht an, begnügte sich mit dem bescheidenern eines Wekil, d. h. Regenten und erhob Schiras zur Hauptstadt des Landes. Er starb eines natürlichen Todes (1779), geachtet und geliebt von der gesammten Bevölkerung. Doch seine Nachkommen folgten nicht dem ihnen von Kerim-Khan gegebenen Beispiele. Nach fünfjährigen Wirren und Bürgerkriegen, in welchen die vier Söhne Kerim-Khan's und viele andere Mitglieder seiner Familie umkamen, behauptete sich Ali Muhrad Khan, ein Enkel Kerim's auf dem Throne (1784).

Mittlerweile hatte aber der Verschnittene Aga Mohammed, ein Turkomanne aus dem Stamme der Kadscharen in Masanderan eine unabhängige Herrschaft gegründet. Nach Muhrad's Tode setzten Dschafar und dessen Sohn Lutf-Ali den Kampf gegen Aga-Mohammed fort. Allein statt Masanderan zu unterwerfen, wurden sie von Aga-Mohammed besiegt, welcher sich in den Besitz des ganzen westlichen Theiles von Persien setzte, und sich über die Dauer dieses Zeitabschnitts in seiner Herrschaft behauptete. Nur Georgien und Khorassan vermochte er nicht, zu bezwingen.

So knüpfte sich in Persien das Wohl der Nation und der Glanz des Reiches immer an einzelne hervorragende Persönlichkeiten. Ein Nadir und ein Kerim-Khan konnten dem Volke zugleich Ordnung im Innern und Siege nach Außen hin verleihen. Doch mit ihnen sank zugleich das Volk in seine frühere Erschlaffung, und folgeweise in Jammer und Elend, Schimpf und Schande zurück. Wer sich selbst nicht beherrschen kann, bedarf eines Meisters. Die Freiheit ist die Frucht eines kräftigen Gefühles für das Gute. Wer für Freiheit und Recht nicht bereit ist, in Kampf und Tod zu gehen, fällt der Knechtschaft und der Willkür anheim, welche zwar unter den Fittigen eines Nadir oder Kerim, eines Friedrich's II. oder Joseph's II. minder drückend sein mag, immer aber schwere Lasten, mannigfaltiges Unrecht, Krieg nach Außen und Zwingherrschaft im Innern in ihrem Gefolge hat.

§ 64. China*).

Die Monarchie konnte in Europa nirgends zu ihren äußersten Consequenzen gelangen, theils weil mannigfaltige andere Träger der Gewalt: Adel, Geistlichkeit und Volk ihr mehr oder minder feste Schranken setzten, theils weil die Nationen dieses Erdtheils durch regen Verkehr mit ihren Nachbarn, und mannigfaltige Zuschüsse, welche ihnen von anderen Völkern zugingen, frisch und kräftig erhalten wurden. In China sehen wir das Königthum unverschleiert in seiner vollständigsten Entwickelung. Kein Stand setzt der Monarchie im „Reiche der Mitte" irgend einen organisirten Widerstand entgegen, und die Abschließung, in welcher die Chinesen seit Jahrtausenden lebten, war so vollständig, wie bei keinem andern großen Volke der Erde.

Freilich litt China selbst unter diesen Einflüssen am meisten. Allein da es beiläufig den vierten Theil der Bevölkerung der ganzen Erdkugel umfaßt, nicht viel weniger als die Einwohnerzahl dreier ganzer Erdtheile: Europa's, Afrika's und Amerika's zusammen genommen, so mußte die ganze Menschheit insofern Theil nehmen an dem auf China lastenden Joche, als ihr von Seiten dieses mächtigen Reiches keine frische Kraft, keine Anregung zum Bessern, kein Beispiel ausdauernden Muthes und aufopfernder Freiheitsliebe zuwuchs, vielmehr nur abstoßender Uebermuth im Bunde mit knechtischer Unterwürfigkeit entgegen trat.

China war kurz vor dem Anfange dieses Zeitabschnitts von Mantschu's und früher von Mongolen unterjocht worden. Allein die Eroberer waren den Chinesen so nahe verwandt und so gering an Zahl im Verhältniß zu der Gesammtmasse des Volkes, daß sie keinen wesentlichen Umschwung in den inneren Verhältnissen derselben herbeiführen konnten. Das ewige Einerlei blieb nach, wie vorher. Die Aufgabe, China den gebildeten Völkern der Erde zu öffnen, einen regen Wechselverkehr zwischen dessen Bewohnern und den seefahrenden Nationen der Erde zu gründen, ist noch ungelöst. Bevor dieses geschehen, entbehrt ein großer Theil der Menschheit der Errungenschaften, welche die gebildeten Nationen der Erde auf fast allen Gebieten des Strebens im Laufe der Jahrtausende sammelten.

*) Gutzlaff a sketch of Chinese history. Boucher histoire des Jésuites.

In der That ist bis zu dieser Stunde auch nicht ein einziger ernstlicher Versuch gemacht worden, den Chinesen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie von den Europäern etwas Erhebliches lernen könnten. Bevor das eingebildete Volk der Mitte erkennt, daß es hinter den Europäern in Wissenschaft und Kunst, Gewerben, Handel und Schifffahrt zurück stehe, fehlt es an der einzigen festen Grundlage eines regen Verkehrs mit dem Auslande. Die Pfaffen, Soldaten und Kaufleute, mit welchen die Chinesen allein ab und zu einige Beziehungen hegten, flößten ihnen mehr Widerwillen als Vorliebe für die Europäer ein. Niemals traten diese den übermüthigen Chinesen mit derjenigen Würde und derjenigen Menschlichkeit gegenüber, welche ihre Stellung in der Welt ihnen gebot. Entweder schlichen sie sich, wie die Pfaffen, unter falschen Aushängeschildern, oder brachen sie, wie die Soldaten, mit roher Gewalt, oder endlich krochen sie, wie die Kaufleute, mit schlauer Berechnung in China ein. Ganz andere, weit großartigere Mittel sind erforderlich, um den Chinesen Achtung und Vertrauen einzuflößen, denn weder mit der Furcht, noch mit der Abneigung läßt sich ein dauernder, beiden Theilen nützlicher Verkehr einleiten!

Ein Handelsgebiet, das ganz Ost-Asien umfaßt, welche Lockung für den Kaufmann. Eine Bevölkerung von 300 bis 400 Millionen Menschen, die noch in der finstersten Unwissenheit und unter dem drückendsten Joche des Despotismus schmachtet, welches Feld der Thätigkeit für unsere Künstler, Gelehrten und Menschenfreunde! Doch bevor die einen oder die anderen hoffen können, dort willig aufgenommen zu werden, müssen sie China kennen, und dem Lande diejenigen Güter bieten, deren es wirklich bedarf, nicht einen Aberglauben statt des andern, nicht Gift für gute Waare, nicht Betrug gegen Betrug, sondern Wissenschaft und Kunst für eine genaue Ermittelung der inneren Zustände des Reiches, und die nützlichsten Produkte europäischer Erfindungsgabe für die Erzeugnisse der chinesischen Natur und chinesischer Betriebsamkeit!

Mongolen, Mantschu's und Chinesen gehören alle einem und demselben Stamme an, welcher das nordöstliche Asien bevölkerte, während der indokaukasische die südwestlichen Strecken dieses Erdtheils und Europa mit Einwohnern versah. Gegen das Ende des vorigen Zeitabschnitts hatten die Chinesen die Herrschaft der Mongolen mit derjenigen der Mantschu's vertauscht. Die Ming-Dynastie wurde vom Throne gestürzt, weil sie es nicht verstand, sich der ihr zu Gebote stehenden Hülfe europäischer Artilleristen und Kriegskundigen zu bedienen. An deren Stelle trat die Tatsing-Dynastie.

Als die Mantschu's (1644) in Peking eingedrungen waren, hatten die Mandarinen des Siegers Tae-tsung's neunten Sohn, den siebenjährigen Schun-tschi zum Kaiser gewählt, unter dessen Herrschaft die Mantschu's sich mehr und mehr ausbreiteten. Auf Schun-tschi folgte dessen Sohn, Kang-hi (1661—1722), welcher anfangs unter Vormundschaft stand, allein die Gelegenheit, welche ihm der Tod eines der vier Reichsregenten bot, ergriff, sich der übrigen drei zu entledigen. Er ließ diese sammt deren Familien in Stücke hauen und erfaßte selbst die Zügel der Regierung.

Kang-hi wird uns als der einsichtsvollste Kaiser von China nächst Kublai geschildert. Er befestigte mehr und mehr die Herrschaft der Mantschu's und breitete sie über Thibet und mehrere Stämme der Tartaren aus. Unter seiner Regierung wurde auch die Insel Formosa dem chinesischen Reiche einverleibt, welche einige Zeit hindurch von den Holländern in Besitz genommen, später die Zufluchtsstätte gefährlicher Seeräuber und erbitterter Gegner der Mantschu-Dynastie gewesen war.

Mit den Jesuiten pflog Kang-hi freundlichen Verkehr. Er benützte sie als Geometer, Astronomen und Aerzte, ließ durch sie eine genaue Vermessung des chinesischen Reiches und eine Charte desselben aufnehmen, ohne jedoch ihren religiösen Lehren die geringste

Aufmerksamkeit zu schenken. Zum Danke für die ihm geleisteten Dienste gewährte er ihnen Duldung und sogar einen gewissen Einfluß bei Hofe.

Dem Kaiser Kang-hi folgte Yungtschin, welcher seine Herrschaft damit begann, daß er die christlichen Missionäre zum Lande hinaus schickte. Nur einige wenige, deren Dienste den Chinesen unentbehrlich geworden waren, behielt er bei.

Erdbeben und Hungersnoth richteten furchtbare Verwüstungen in China an. Yungtschin hätte durch Begünstigung des Handels mit dem Auslande dem so häufig wiederkehrenden drückenden Mangel an Lebensmitteln einige Abhülfe gewähren können. Allein er begnügte sich damit, die üblichen Ceremonien zu begehen und Redensarten zu machen, welche nur die oberflächlichsten Beobachter über die Richtigkeit der dem Volke geleisteten Hülfe täuschen können. Da übrigens Yungtschin in ähnlicher Weise dem chinesischen, als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen dem christlichen „Herrn" diente, so priesen ihn die Schriftgelehrten und Pharisäer seines Reiches sehr hoch.

Kienlung, Yungtschin's Nachfolger (1735—1795) war ein unehelicher Sohn des letztern. Er führte zahlreiche Kriege mit tartarischen Stämmen, mit dem Reiche der Birmanen, mit Thibet und Cochin-China. Die in China üblichen Aufstände unterdrückte er mit hergebrachter Grausamkeit. Der Kaiser selbst zog nicht zu Felde. Er begnügte sich damit, Zuschauer bei den von ihm befohlenen Hinrichtungen seiner gefangenen Feinde zu sein. Nach sechszigjähriger Regierung dankte er zu Gunsten seines fünften Sohnes, Ki-king ab.

Während dieses Zeitabschnitts hatten die Völker Europa's großartige Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens, in Staat und Kirche gemacht. In China blieb der Hauptsache nach alles beim Alten, obgleich eine neue Dynastie den Thron bestiegen und ein anderer Stamm der großen tartarischen Völkerfamilie die Herrschaft gewonnen hatte. Die Beziehungen, welche das sogenannte Reich der Mitte mit anderen Nationen pflog, waren so beschränkt, daß weder die römisch-katholischen Missionäre, noch die russischen, englischen, holländischen und portugiesischen Kaufleute, welche Handel mit den Chinesen trieben, vermochten, diesen auch nur die geringste Anregung zum Bessern zu geben.

Die glänzenden Hoffnungen, welche die Jesuiten auf die Bekehrung mehrerer Prinzen und Prinzessinnen der Ming-Dynastie gesetzt hatten, gingen mit dieser zu Grabe. Allein auch unter den Mantschu's verstanden es die schlauen Priester, ihren Einfluß zu behaupten und eine Zeit lang zu vermehren und auszubreiten. Adam Schall galt viel am Hofe Schun-tschi's. Allein er erkaufte die Ehren und das Vertrauen, welches ihm der Kaiser schenkte, mit einer fast vollständigen Verleugnung der unerläßlichen Vorschriften seiner Religion. Die Folgen der schiefen Stellung, in welche sich dieser schlaue Jesuite versetzte, traten erst nach dessen Tode in ihrem ganzen Umfange zu Tage. Je später sie erkannt, desto verderblicher wurden sie für seinen Orden, seine Kirche und mehr oder weniger für alle Beziehungen, welche die Europäer mit den Chinesen pflogen.

Die Jesuiten rühmten sich, im Jahre 1661, nicht weniger als 38 Residenzen und 150 Kirchen in China zu besitzen, allein jene waren die Wohnsitze von Mandarinen, welche von den Ordensregeln Loyola's und von den Grundsätzen der katholischen Kirche nur wenig beibehalten hatten, diese Tempel in deren Hallen die chinesischen Glaubensansichten stärker vertreten waren, als die christlichen.

Schuntschi hegte für Schall eine so große Vorliebe, daß er demselben sogar die Erziehung seines Sohnes und Thronfolgers anvertraute. Allein gerade diese, die Chinesen so sehr verletzende Erhöhung des Jesuiten führte zu einer heftigen Christenverfolgung

(1664), welche erst als Kanghi die Zügel der Regierung ergriff, aufhörte. Schall wurde zum Tode verurtheilt. Mit Mühe entging er der ihm drohenden Hinrichtung.

Unter Kanghi stellten die Jesuiten bald ihre Macht wieder her. Schall wurde ausdrücklich und feierlich für unschuldig erklärt und der französische Jesuite Verbeest gewann ein fast eben so großes Ansehen in Peking, als es der deutsche Schall früher genossen hatte. Im Jahre 1671 traten die Jesuiten in den Besitz der ihnen früher abgenommenen Kirchen wieder ein. Sie wurden gewaltiger, als sie jemals zuvor gewesen. Sie zogen aus China unermeßliche Reichthümer, mit welchen sie nicht blos selbst in Glanz und Pracht lebten, sondern auch die Haupt-Kasse ihres Ordens zu Rom füllten. Sie verdoppelten die Zahl ihrer Häuser, Kirchen und Neubekehrten, verzehnfachten ihre Anhänger und gefügigen Werkzeuge, machten sich selbst aber zu willigen Knechten des Kaisers von China. Sie ließen sich von diesem als Generalstabsoffiziere, Ingenieure, Kanonengießer und Diplomaten gebrauchen und machten auch im Gebiete der Religion den Chinesen so große Zugeständnisse, daß ihre Brüder aus minder geschmeidigen Orden den größten Anstoß daran nahmen. Die Dominikaner besaßen nur zwei Residenzen und 21 Kirchen, die Franziskaner nur ein Haus und drei Kirchen. Allein sie hielten fest an der römischen Lehre und trieben mit der Religion keinen Schacher, wie die Söhne Loyola's. Bald brach ein wüthender Kampf zwischen den Jesuiten und ihren christlichen Gegnern, den Dominikanern, Franziskanern, Kapuzinern und Lazaristen aus, welche ärgerlich über die von einem andern Ordern gewonnenen Erfolge und ergrimmt über die von demselben dem Heidenthume gemachten Zugeständnisse waren.

Schon Ricci hatte die katholischen Glaubenslehren denjenigen der Chinesen sehr angenähert. Seine Nachfolger gingen in dieser Richtung immer weiter. Sie wiesen dem chinesischen Reformator, Confucius einen Platz im Himmel an und rechtfertigten dieses Verfahren dadurch, daß sie demselben eine Art göttliche Offenbarung, eine gewisse Anschauung des Glaubens der katholischen Kirche unterschoben. Zugleich gestatteten die Jesuiten den Neubekehrten, fast ihren ganzen chinesischen Aberglauben beizubehalten, die chinesischen Religionsfeierlichkeiten: das Laternenfest, das Seelenfest, das Fest des Phelo, des Entdeckers des Salzes und anderen beizuwohnen, ihre Hausgötzen zu verehren, den chinesischen Rosenkranz neben dem katholischen abzuleiern, und das Sinnbild der katholischen Religion, das Kreuz zu verbergen. Sie duldeten gegen eine geringe Abgabe selbst die Vielweiberei, die Ehe mit den nächsten Blutsverwandten, sogar mit Schwestern. Sie ordneten die christliche Anschauung Gottes der chinesischen dadurch unter, daß sie sich des chinesischen Wortes Tien, welches den sichtbaren Himmel bedeutet, zur Bezeichnung desselben bedienten.

Das von den Jesuiten in China eingeführte Christenthum unterschied sich in der That von dem chinesischen Heidenthume nur dadurch, daß die Jesuiten die Stelle der chinesischen Pfaffen vertraten, die denselben geleisteten Ehren und Abgaben an sich rissen und einige katholische Ceremonien den in China üblichen beifügten.

Der sittliche Zustand der Chinesen konnte durch ein derartiges Christenthum nicht gehoben werden und die Einheit der katholischen Kirche litt unter den Zugeständnissen, welche die Jesuiten den Chinesen machten, so sehr, daß die römischen Päpste, auch wenn sie dem Orden noch so günstig gesinnt waren, dieselben nicht gut heißen konnten.

Schon im Jahre 1645 hatte Innocenz X. den Befehl an alle Missionäre in Indien und namentlich an diejenigen der Jesuiten ergehen lassen, „inskünftige die Lehren der katholischen Kirche den Götzendienern in ihrer ganzen Vollständigkeit zu predigen und durchaus keine Ueberbleibsel von Aberglauben mehr zu dulden.“

Da die Jesuiten sich um diesen päpstlichen Erlaß nicht kümmerten, und die Dominikaner neue Klagen gegen sie in Rom erhoben, schickte der Papst drei Bischöfe mit ausge-

dehnten Vollmachten nach China. Die Jesuiten gaben diese „apostolischen Vicarien", für ketzerische Bischöfe aus, machten das Volk glauben, alle von denselben oder von deren Priestern ausgetheilten Sacramente seien nichtig und gottlos, ließen mehrere ihrer Gegner nach Goa abführen und jagten die anderen mit Hülfe ihrer heidnischen Anhänger zum Lande hinaus. Noch schlimmer behandelten sie den Cardinal Tournon, welchen der Pabst (1706) nach China sandte. Sie bewirkten dessen Ausweisung (1710) setzten ihn in Macao gefangen und quälten ihn so lange, bis er starb.

Der Pabst Clemens XI. verdammte in einer Bulle vom Jahre 1715 feierlich das Verfahren der Jesuiten in China. Die Gegner der Jesuiten errangen, wenn auch mit Mühe und mit großem Zeitverluste den Sieg in Rom. Allein da die Jesuiten am Hofe zu Peking das Uebergewicht besaßen, wurde es ihnen nicht schwer, ihre Feinde in China aus dem Felde zu schlagen.

Kanghi bediente sich der Jesuiten gern zu seinen Zwecken. Allein er war nicht geneigt, dieselben großen Einfluß in China gewinnen zu lassen, und trat daher (1716) ihrem Bekehrungseifer mit Nachdruck entgegen. Er schickte alle diejenigen Missionäre, welche keinen kaiserlichen Erlaubnißschein besaßen, zum Lande hinaus. Doch als die Jesuiten ihn von einer Krankheit heilten, ließ die Verfolgung nach. Die Söhne Loyola's kamen wieder zu Gnaden, aber nie mehr zu solchen Ehren und zu so großer Macht, wie früher. Unter dem Kaiser Yungtschin wurden alle Missionäre, welche nicht im Dienste des Hofes waren, des Landes verwiesen. Damals nannten sich in China 300,000 Menschen, Christen. Sie hielten ihren Gottesdienst in 300 Kirchen. Die Jesuiten hatten aber ihren ganzen Einfluß auf die kaiserliche Gnade gegründet. Mit dieser stürzte rasch der Bau zusammen, den sie in China aufgeführt hatten. Zwar setzten die Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner und Lazaristen trotz der über sie verhängten Verfolgungen, ihre Bemühungen fort, allein mit immer abnehmenden Erfolgen. Die Jesuiten wichen dem Sturme dadurch aus, daß sie sich in ihrem Benehmen und in ihren Lehren den Chinesen so sehr als möglich annäherten, sie leisteten bereitwillig den von Kaiser Yungtschin vorgeschriebenen Eid, „sich nach den Gebräuchen des himmlischen Reiches zu richten."

Die Gegner aber weigerten sich desselben, und wurden demzufolge entweder aus China vertrieben oder konnten sich daselbst nur mit Lebensgefahr noch aufhalten. Die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Mönchsorden dauerten fort, bis derjenige der Jesuiten aufgehoben wurde. Sie mußten nothwendig einen erschlaffenden und störenden Einfluß auf das ohnedieß durch die Verfolgungen der Kaiser gestörte Bekehrungswerk in China üben. Mit dem Orden, welcher in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts allein noch Kraft und Bedeutung in China gehabt hatte, ging das sogenannte Christenthum, dessen Träger er zu nennen war, fast gänzlich zu Grunde, ohne auch nur die geringsten Spuren im sittlichen Leben der Chinesen zurück zu lassen.

Unerfreulich wie die religiösen, waren auch die commerciellen Beziehungen, welche die Europäer mit den Chinesen pflogen. Wie die Pfaffen so ordneten sich auch die Kaufleute Europa's aus Eigennutz den barbarischen Gewohnheiten dieses Volkes unter, statt diesem durch Entschiedenheit und Kraft-Entwicklung Achtung abzunöthigen.

Die Portugiesen erkauften durch mannigfaltige Demüthigungen, Geschenke und Abgaben, die Duldung, welche ihnen von der neuen Dynastie Mantschu in Macao zu Theil wurde. Der Gesandte, den sie (1667) nach Peking schickten, entfaltete auf seinem Schiffe eine Flagge, welche die Inschrift trug: „Tributbringer". Natürlich wurde er am Hofe des Kaisers als solcher empfangen und behandelt.

Aus freiem Antriebe eröffnete Kanghi die chinesischen Häfen den Fremden. Die Portugiesen, welche das Monopol des Handels in ähnlicher Weise, als die Jesuiten das

Monopol der Bekehrung an sich gerissen hatten, befolgten eine ähnliche Politik, wie diese Sie verhinderten durch die Ränke, welche sie gegen die übrigen Nationen Europa's spannen, daß die von dem Kaiser gewährte Handelsfreiheit ihrem ganzen Umfange nach in's Leben trat. Zweimal (in den Jahren 1717 und 1732) bot ihnen die chinesische Regierung an, Macao zu einem freien Handelsplatze für alle Nationen zu machen. Die Portugiesen waren nicht fähig, die Wichtigkeit dieses Anerbietens zu würdigen und lehnten es ab. Sie wollten eben so wenig Handelsfreiheit, als die Jesuiten Lehrfreiheit. Gleich diesen hielten sie fest an dem von ihnen erschlichenen Monopole, und legten dadurch selbst den Beziehungen zu China schwerere Fesseln an, als die Mandarinen. Im Jahre 1727 sandten die Portugiesen wieder einen Botschafter nach Peking, doch auch dieser schämte sich nicht, als der Abgesandte eines tributpflichtigen Fürsten bei Hofe zu erscheinen. Mit mehr Würde trat zwar Pacheco e Sampayo auf, welcher (1753) an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft nach Peking reiste. Allein in der Hauptsache blieb das Verhältniß der Portugiesen zu China, wie es früher gewesen war. Die Kaufleute von Macao wollten lieber unter demüthigendem Drucke ihr altes Monopol aufrecht erhalten, als mit anderen Nationen die Freiheit des Handels theilen, obgleich diese, falls sie sich kräftig entwickelt, ihnen selbst weit größere Vortheile gebracht hätte, als sie unter den alten Zuständen der Beschränkung jemals gewinnen konnten. Ebenso kriechend und engherzig, als die Portugiesen, waren die Holländer in ihren Beziehungen zu China. Auf der Insel Formosa, *) konnten sie sich nicht behaupten. Im Jahr 1762 errichteten sie eine Factorei in Canton, und trieben von dieser Zeit in ähnlicher Weise, als die Portugiesen Handel mit China, ohne jemals ihr Verhältniß zu diesem Reiche auf eine würdige Grundlage zu setzen.

Später, als Portugiesen und Holländer trat die englische Nation mit China in Handelsverkehr. Doch gegen Ende dieses Zeitabschnittes hatten sie schon alle ihre Nebenbuhler weit überflügelt. Sie allein besitzt die Macht, China von der Seeseite her der europäischen Civilisation und dem allgemeinen Handelsverkehre zu öffnen. Hoffen wir, daß sie von derselben den geeigneten Gebrauch machen werde!

Das einzige europäische Reich, dessen Gebiet an China grenzt, ist Rußland. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese beiden Nachbarn auf die Dauer nicht ruhig neben einander bestehen können. In unseren Tagen haben die Pläne Rußland's am Amurflusse schon angefangen, sich zu verwirklichen. Der Menschenfreund kann nur wünschen, daß möglichst große Gebietsstrecken von der chinesischen zu der russischen Herrschaft übergehen mögen. Asien ist der Erdtheil, in welchem Rußland diejenige Civilisation, die es sich selbst angeeignet hat, d. h. eine gewisse äußere Ordnung in Verbindung mit Empfänglichkeit für die Entdeckungen und Erfindungen des gebildeten Westens, einführen kann. Der russische Despotismus ist in Deutschland mit Recht verhaßt. Wenn wir denselben übrigens mit dem chinesischen vergleichen, so erscheint er nicht nur als eine kräftigere, sondern auch als eine dem gebildeten Westen weit näher stehende Regierungsform. Wie Rußland räumlich zwischen West-Europa und China in der Mitte liegt, so auch in intullectueller und allgemein culturhistorischer Beziehung. Die Ausdehnung, welche das russische Gebiet am stillen Meere in unseren Tagen gewonnen hat, verleiht den Beziehungen, welche zwischen den russischen und chinesischen Herrschern im Laufe dieses Zeitabschnittes bestanden, ein besonderes Interesse. Sie bildet den ersten Anfangspunkt einer voraussichtlich für ganz Asien, ja die ganze Erde zu erwartenden Umgestaltung. Bald wird die Mündung des Amur ein Sammelplatz für die Schiffe Asiens, Amerika's und Europa's geworden sein. China kann dann in seiner Vereinzelung nicht mehr lange fortbestehen. Es wird durch die Macht der Verhältnisse in den Strom europäisch-nordamerikanischer Bewegung getrieben.

*) S. B. VII. § 96 S. 633.

Ein halbes Jahrhundert bevor die Mantschu-Tartaren China, eroberten die Russen oder vielmehr für sie ein bloßer Abenteurer, Fermak Timotejef, Sibirien.*) An diese Gebietserwerbung knüpften sich mannigfaltige Handelsbeziehungen und Gesandtschaften, welche beweisen, daß die russischen Czaaren frühzeitig die Bedeutung ihrer asiatischen Besitzungen zu würdigen verstanden. In den Jahren 1684 und 1685 kam es zu einigen Gebietsstreitigkeiten mit China, welche übrigens schon bald (1689) friedlich erledigt wurden. Die Jesuiten Gherbillon und Parennin, welche den Kaiser von China vertraten, brachten einen Vertrag zu Stande, welcher beide Theile zufrieden stellte. Zwischen Rußland und China befand sich damals, wie noch heutzutage, eine große Anzahl tartarischer Stämme, welche nomadisch umherzogen, und sich bald unter die Fittige des einen, bald unter diejenigen des andern Reiches begaben, ohne daß es einer der beiden Mächte gelang, sich dieselben dauernd zu verbinden. Erst in neuester Zeit verstand es der russische Kaiser, dieselben mehr und mehr seinem Scepter zu unterwerfen. Er wurde dadurch seinem chinesischen Nachbar immer gefährlicher. Im Jahre 1689 wurde der Fluß Urwan oder Iberna als Gränzscheide zwischen beiden Reichen angenommen. Seit dieser Zeit ist Rußland weit nach Süden und Osten vorgedrungen. Zugleich mit dieser Gränzregulirung wurde der Handel der Russen mit China und überhaupt der Frieden beider Reiche auf eine festere Grundlage gesetzt.

In den Jahren 1692 und 1719 schickte Peter I. Gesandtschaften nach Peking, welche keineswegs mit der sonst in China üblichen Geringschätzung aufgenommen wurden. Nach der Rückreise des Botschafters blieb der Gesandtschafts-Sekretär De Lange (1719) in Peking zurück, um die diplomatischen Beziehungen beider Reiche zu pflegen. Er konnte sich jedoch nicht lange daselbst behaupten. Die Mißhelligkeiten, welche die Abreise des russischen Gesandten herbeiführten und in ihrem Gefolge hatten, wurden durch einen am 14. Juni 1728 abgeschlossenen Vertrag beigelegt. Durch diesen wurde den Russen das Recht eingeräumt, eine Kirche zu Peking zu erbauen, daselbst Gottesdienst zu halten und drei Priester und vier Studenten daselbst wohnen zu lassen.

Früher brachten die Russen ihre Waaren nach Peking, um sie dort gegen chinesische zu verhandeln. Allein da sie daselbst der Habgier und den Betrügereien der Mandarinen schutzlos preisgegeben waren, wurden zwei Gränzplätze: die chinesische Stadt Maimatschin und die russische Kiachta, welche sich gegenüber liegen, als Stapelplätze auserkoren, woselbst seit dem Jahre 1727 der Handel zwischen beiden Reichen in jährlich abgehaltenen großen Dezember-Märkten gepflogen wird.

Die Beziehungen, in welchen die übrigen Nationen Europa's: Spanier, Franzosen, Dänen, Schweden und Deutsche im Laufe dieses Zeitabschnitts mit China standen, waren zu unbedeutend, als daß sie einer besondern Erwähnung verdienten.

Bei allen Gelegenheiten erwiesen sich die Chinesen als eine hinterlistige, gewissenlose, feige und doch übermüthige Nation, welche nur durch Gewalt in den Schranken einer gewissen Ordnung gehalten werden kann, welche der Uebermacht sehr schnell weicht, ohne große Schwierigkeiten zu bedeutenden Zugeständnissen gezwungen werden kann, diese aber nicht hält, falls sie glaubt, ihre Verträge ungestraft brechen zu können.

Eine sehr geringe Macht-Entwicklung hätte hingereicht, China dem europäischen Verkehr zu öffnen, allein ohne nachhaltigen Schutz von Seiten der europäischen Reiche könnte derselbe nie auf die Dauer behauptet werden. In unseren Tagen hat sich die Schwäche des chinesischen Reiches in so handgreiflicher Weise bekundet, daß wir zu der Hoffnung berechtigt sind, die europäischen Großstaaten werden nicht länger den Uebermuth und die Abschließung der Chinesen dulden.

*) S. B. VII. § 96. S. 616.

Die Erde gehört der ganzen Menschheit. Wenn auch jeder Staat den Fremden gewisse Bedingungen stellen kann, unter welchen allein er denselben den Eintritt gestattet, so dürfen diese doch den Verkehr nicht unmöglich oder unerträglich machen. Allerdings ist Jeder Herr in seinem eigenen Hause, allein diese, wie andere Regeln, erhält ihre Beschränkungen durch die allgemeinen Menschenrechte, welche über jede Gränzscheide erhaben sind. Wie die Gemeinde sich den Gesetzen des Staates, so muß sich der Staat denjenigen der Menschheit unterordnen, und der Umstand, daß diese noch nicht in irgend einem Gesetzbuche schriftlich niedergelegt, oder häufig zu ungerechten Angriffen mißbraucht worden sind, ändert an der Sammtverbindlichkeit derselben nichts. Es ist ein Verbrechen gegen die Menschheit, sich gegen die Mitwelt abzuschließen. Der Einzelne, der es thut, wird zum Narren oder zum Menschenfeinde. Die Nation, welche in diesen Fehler versinkt, bereitet sich dadurch selbst ein ähnliches Schicksal.

Wo ein gesittetes Volk in unmittelbare Beziehungen zu Barbaren tritt, bringt es die Beschaffenheit der Letzteren mit sich, daß unausgesetzt Verwickelungen entstehen, welche nur durch das Schwert entschieden werden können. Die Barbaren handeln nach ihrer barbarischen Natur: sie brauchen Gewalt, so oft sie an irgend einem Orte oder zu irgend einer Zeit die Uebermacht zu haben vermeinen, ohne zu erwägen, daß an anderen, oft ganz benachbarten Plätzen und schon in kurzer Zeit das Verhältniß der Macht ein ganz entgegengesetztes sein könne. Sie brechen abgeschlossene Verträge, so oft sie vermeinen, dieses ungestraft thun zu können, und geben dadurch ihren mit mehr Selbstbeherrschung und Umsicht begabten Gegnern selbst die Waffen gegen sich in die Hand.

Mag immerhin ein barbarisches Reich groß und stark bevölkert sein, die einzelnen Theile desselben hängen immer nur lose zusammen. Den gebildeteren, weiter blickenden und schlaueren Völkern Europa's wird es nie schwer, den Saamen der Zwietracht unter ihre Feinde oder selbst ihre durch schöne Worte eingeschläferten barbarischen Freunde auszustreuen. Allein auch wenn die Europäer auf alle unedeln Mittel verzichten, welche immer nur deren endlichen Sieg verzögern, muß das barbarische Volk schon aus dem Grunde früher oder später von dem gebildeten das Gesetz annehmen, weil die Bildung eine Reihe von Kräften zu ihrer Verfügung hat, mit welchen der Barbar nicht vertraut ist, und welche er, selbst wenn er sie kennte, nicht zu gebrauchen versteht.

Natürlich muß aber das gebildetere Volk, was Stärke und Zahl betrifft, nicht so schwach sein, als die Portugiesen zu Macao oder an der Küste Afrika's.

Wie groß übrigens das Mißverhältniß der Zahl sein kann, ohne den Sieg der gebildeteren Nation zu gefährden, haben namentlich die Holländer bewiesen, welche ungeachtet ihrer geringen Streitmacht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihre Herrschaft auf den ostindischen Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes und auf den Molukken weiter ausgedehnt haben.

Sicherlich würden Engländer und Russen auf keinen ernstlichen Widerstand stoßen, falls sie mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln China dem Weltverkehr zu öffnen entschlossen wären

§ 65. Indien.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes hatten die mohammedanischen Reiche in Indien ihren Höhepunkt erreicht. Von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts an nahmen sie in allen Richtungen an Ausdehnung und an innerer Kraft ab. Die Engländer verstanden es, aus der traurigen Lage ihrer indischen Nachbarn Vortheil zu ziehen. Aus geduldeten Ansiedlern und Kaufleuten schwangen sie sich im Laufe eines Jahrhunderts zu gefürchteten

Herren und Steuererhebern empor. In Europa gaben sie sich immer den Anschein, als sei ihr Streben nur darauf gerichtet, den Völkern Indiens die Segnungen der christlichen Religion und die Wohlthaten einer höhern Bildung mitzutheilen. In Indien selbst gingen sie aber wie hungrige Wölfe zu Werke, welche von dem vorhandenen Raube mehr verzehren, als sie verdauen können.

Unter Schah Jehan gelangte das Reich des großen Moguls auf den Gipfel seiner Macht (1628—1658). So glänzend die Herrschaft dieses Fürsten in den zwei ersten Jahrzehnten gewesen war, so trübselig gestaltete sie sich gegen das Ende seiner Regierungszeit. Im Kriege gegen Persien ging (1648) Kandahar verloren, und alle Anstrengungen, welche Jehan und seine Söhne Aurungzib und Dara-Scheko machten, die verlorne Provinz wieder zu gewinnen, waren fruchtlos.

Wenn ein einzelner Mensch als der eigentliche Urheber des Ruins des Reiches des großen Mogul bezeichnet werden kann, so ist dieser Aurungzib, der dritte Sohn des Kaisers. Dessen fluchwürdiger Ehrgeiz und maßlose Herrschsucht entzündeten noch bei Lebzeiten des alternden Vaters verderbliche Bürgerkriege, welche die innere Kraft des Reiches schwächten. Die Grausamkeit, mit welcher er gegen seine nächsten Verwandten wüthete, der Verrath, dessen er sich gegen seinen Vater und jüngsten Bruder Morad schuldig machte; die Heuchelei, mit deren Hülfe er sich den Schein eines frommen Mohammedaners gab, und selbst den Glauben verbreitete, er wolle der Welt entsagen und als Mönch am Grabe des Propheten sein Leben beschließen, — alle diese mit Erfolg gekrönten Laster des Despoten mußten nothwendig die sittlichen Grundlagen des Reiches erschüttern. Es gelang dem frechen Kronräuber, seinen Vater abzusetzen, seine drei Brüder Dara-Scheko, Schudschah und Morad von dem Throne auszuschließen, diesen und deren Nachkommen theils das Leben, theils die Freiheit zu rauben. Doch er konnte das Ziel seiner Wünsche, die Krone seines Vaters, nur dadurch gewinnen, daß er fast in allen Provinzen des weiten Reiches blutige Kriege führte und den selbst in den despotischen Reichen des Orients herrschenden besseren Gewohnheiten und Sitten den frechsten Hohn bot.

Nachdem er sich (1658) auf den Thron geschwungen hatte, konnte er sich auf demselben nur durch fortgesetzte Grausamkeiten behaupten. Das Beispiel, welches er selbst seiner Familie gegeben, regte ähnliche Bestrebungen, wie er sie mit so großem Erfolge gehegt hatte, in den Herzen seiner Verwandten an. Aurungzib war viel zu schlau, um an zwecklosen Schlächtereien Gefallen zu haben, allein er bebte vor keiner Schandthat zurück, falls er dieselbe für ein nothwendiges Mittel zu seinen herrschsüchtigen Zwecken hielt.

Bei seiner Thronbesteigung nahm er den Titel Alumschir oder Eroberer der Welt an. Allein er besaß nicht die Talente und nicht die Macht eines Eroberers; vielmehr hatte er Mühe, diejenigen Provinzen zu behaupten, welche sein Vater in den letzten Jahren der Regierung noch besessen hatte. Zu seiner Zeit war es, daß die Maratta's von Dekan zuerst eine bedeutende Rolle in den indischen Angelegenheiten übernahmen. Ihr Führer Sevadschi erkannte, daß die Stärke dieses Stammes in der leichten Reiterei zu suchen sei. Er entwickelte diese Waffengattung zu einer früher in Dekan nicht gekannten Vollkommenheit und führte mit deren Hülfe viele glückliche Raubzüge aus.

Sevadschi nahm beim Tode seines Vaters Schahdschi den Titel eines Radschah's an, schlug Münze und suchte sich überhaupt mehr und mehr von dem Groß-Mogul unabhängig zu machen. Die Besitzungen seines Vaters waren sehr unbedeutend gewesen. Er hatte gutsherrliche Rechte (Dschaghir) in Mysore und Punah inne gehabt und hatte sich des nördlichen Theiles von Concan bemächtigt. Doch Sevadschi strebte nach größeren Dingen. Er zwang den König von Bedschapur (1662), ihm günstige Friedensbedingungen zu gewähren. Im Kriege mit Aurungzib hatte er zwar anfangs Unglück (1665), doch schon im

folgenden Jahre (1666) trieb er den Kaiser dermaßen in die Enge, daß dieser ihm nicht bloß Frieden und Vergebung, sondern auch gutsherrliche Rechte in einem andern Bezirke von Bedschapur einräumte und seinen Titel als Radschah bestätigte. Er führte darauf bei seinen eigenen Untergebenen ein regelmäßiges Abgabensystem ein und zwang seine Nachbarn, ihm den vierten Theil ihrer Einkünfte als Loskaufssumme zu bezahlen (Tschaut), um nicht den Raubzügen der Maratta's blosgestellt zu sein. Als (1672) der König von Bedschapur starb, eroberte Sevadschi ganz Concan und mehrere benachbarte Provinzen, ließ sich als König krönen und nahm seinem jüngern Bruder die Provinz Mysore ab, welche dieser an sich gerissen hatte. Die Macht der Maratta's war durch alle diese Erfolge so fest gegründet worden, daß sie sich auch nach Sevadschi's Tode (1680) unter dessen unfähigen Nachfolgern behauptete und dem Kaiser Aurungzib um so lästiger wurde, je mehr dieser Mühe hatte, sich am andern Ende seines Reiches, im Nordwesten, der Perser zu erwehren. Bis zu Aurungzib's Tode (1707) wurde der Krieg zwischen dem Marattenstaate und dem Reiche des Großmogul mit wechselnden Erfolgen fortgeführt. Nur kurze Unterbrechungen des Friedens gestatteten den stets bedrohten und oft verwüsteten Gränzprovinzen, sich wieder etwas zu erholen.

Aurungzib hatte dem Reiche seiner Ahnen dadurch den ersten schweren Stoß beigebracht, daß er seinen Vater entthronte, seine Brüder und Neffen entweder tödtete oder der Freiheit beraubte. Er stürzte es in eine zweite große Gefahr, indem er es durch seinen letzten Willen unter seine drei Söhne theilte. Die Folge dieser verkehrten Maßregel war ein Bürger- und Bruderkrieg, welcher damit endete, daß das Testament des Vaters umgestoßen wurde und Aurungzib's ältester Sohn Moazzin unter dem Titel Bahadur Schah den Thron bestieg. In der Schlacht südlich von Agra verloren der zweite Sohn Aurungzib's und zwei seiner Söhne das Leben. Um den Saamen der Zwietracht unter die Maratta's auszustreuen, ließ Bahadur Schah den Enkel Sevadschi's, welcher seit längerer Zeit in Aurungzib's Gefangenschaft gewesen war, frei. Die Maratta's fingen, wie der Kaiser vorhergesehen hatte, an, sich gegenseitig zu befehden, und hörten daher auf, das Reich des großen Mogul zu gefährden.

Wie während der Thronfolgestreitigkeiten Aurungzib's die Maratta's, so fingen während derjenigen seines Sohnes Bahadur die Seiks an, das indische Reich zu bedrohen. Die Maratta's wurden nur durch politische, die Seiks zugleich auch durch religiöse Bande zusammengehalten. Ihr Ursprung reicht bis in das sechszehnte Jahrhundert zurück. Damals lehrte ein Mann, Namens Nanik, daß im Angesichte Gottes alle religiösen Formen, Mohammedaner und Hindu's gleich seien. Er wurde zwar (1606) von fanatischen Mohammedanern hingerichtet, doch, wie schon so oft, erstanden aus dem Blute des ermordeten Führers Tausende begeisterter Anhänger, die sich um den Sohn desselben, Har Govind, schaarten und zu den Waffen griffen. Die herrschenden Mohammedaner schlugen die Anhänger der neuen Secte, allein vermochten nicht, sie zu vertilgen. Aus der Nähe von Lahore zogen sie sich in die Gebirge des Nordens zurück, woselbst Guru Govind, der Enkel Har Govind's, seine Anhänger (1675) in eine religiös-militärische Republik vereinigte, allen Unterschied der Kasten und Religionen aufhob und Mohammedaner sowohl als Hindu's hoher oder niederer Kaste gleichmäßig zu allen Aemtern herbeizog. Die Seiks nahmen eine gleichmäßige Tracht an, ließen ihr Haar frei wachsen und mußten von ihrem Eintritt in die Gesellschaft an Stahl bei sich führen und Krieger sein. Lange Zeit hatten sie von der Uebermacht ihrer Feinde viel zu leiden. Doch unter ihrem Führer Bandu brachen sie aus ihren Bergen hervor, überschwemmten den östlichen Theil des Pundschab, drangen im Osten des Dschumna-Flusses bis Seharanbur vor, ließen sich zwischen dem Sutledsch und den Gebirgen nieder und verbreiteten sich von da aus plündernd bis nach

Delhi und Lahore. Bahadur lieferte ihnen eine Schlacht und trieb sie zurück, starb aber bald darauf (1712). Wie gewöhnlich, war der Tod des Kaisers das Signal zu Thronstreitigkeiten. Azim, Bahadur's zweiter Sohn, verlor im Laufe derselben sein Leben. Jehandar Schah, der ältere, aber durchaus unfähige Bruder, bestieg den Thron, den er durch die Hinrichtung aller Prinzen seines Hauses zu befestigen suchte. Furokhsir, Azim's Sohn, hatte sich aber gerettet. Er schlug das kaiserliche Heer. Jehandar wurde dem Sieger überliefert und büßte mit dem Leben die an den Gliedern seiner Familie begangenen Grausamkeiten (1713).

Nur mit Hülfe der zwei Syuds (Abkömmlinge des Propheten) Hussun Aly und Abdallah hatte sich Furokhsir auf den Thron schwingen können. Diese warfen sich bald zu Herren ihres Kaisers auf und behaupteten sich in ihrer Stellung trotz aller Versuche, welche Furokhsir machte, sich ihrer zu entledigen. Das Reich gerieth durch diese inneren Streitigkeiten in um so größere Verwirrung, je mehr es im Norden von den Seiks und im Süden von den Maratta's bedroht wurde. Mit furchtbarer Grausamkeit wütheten die Mohammedaner gegen die ersteren, nachdem sie dieselben besiegt hatten. Allein die Maratta's dehnten, begünstigt durch alle diese Wirren, ihre Gewalt über ganz Dekan aus. Sechs Jahre lang behauptete Furokhsir seinen stets wankenden Thron, bis er endlich von Hussun Aly besiegt wurde und durch ihn sein Leben verlor (1719).

Die beiden Syuds setzten nach Gutdünken Schattenkönige auf den Thron, in deren Namen sie selbst herrschten. Sie wurden jedoch schon bald (1722) durch Asof Dschah, den Sohn eines Günstlings Aurungzib's, turkomannischer Abkunft, gestürzt. Dieser gerieth mit dem Schah Mohammed in dasselbe Verhältniß, in welchem die beiden Syuds zu den Kaisern ihrer Zeit gestanden waren. Die inneren Wirren und die Kriege mit den Maratta's und den Persern brachten das altersschwache Reich seinem Verderben immer näher. Im Jahre 1739 verlor Mohammed Schah nicht sehr weit von Delhi eine entscheidende Schlacht gegen die Perser. Schah Nadir wollte die Indier schonen, allein diese erregten einen Aufstand wider ihn in Delhi, was ein Blutbad zur Folge hatte, in welchem mehr als 30,000 Indier das Leben verloren. Das Blutvergießen bildete die Einleitung zu einer systematischen Plünderung, welche dem Schah von Persien mehr als dreißig Millionen Pfund Sterling eingetragen haben soll. Mohammed Schah mußte alle Provinzen im Westen des Indus an Persien abtreten.

Kaum war der Krieg mit Nadir Schah beendigt, so erstand dem wankenden Reiche ein neuer Feind in dem Volke der Rohillas. In dem Bezirke Roh hatten sich nämlich zahlreiche Afghanen, welche in kaiserlichen Diensten gestanden, niedergelassen. An deren Spitze stellte sich Aly Mohammed, welcher noch mehr Afghanen in seinen Sold nahm und sich endlich stark genug fühlte, dem Kaiser den Tribut zu verweigern. Er schlug wiederholt die gegen ihn gesandten kaiserlichen Truppen, erlitt aber (1745) eine Niederlage, in deren Folge er sich mit der Herrschaft über Sirhind begnügen mußte.

Auf Mohammed Schah, welcher (1748) starb, folgte dessen Sohn Ahmed Schah. Zwischen den Kaisern und deren Vezieren bestanden fortdauernd mehr oder weniger verdeckte Streitigkeiten, welche die Macht des Reiches untergruben. Die Maratta's machten sich dieselben zu nutze, plünderten das Land und dehnten ihre Herrschaft immer weiter aus. Um das Jahr 1760 reichte dieselbe vom Himalaya-Gebirge bis zum Cap Comorin. Doch in diesem Jahre erlitten sie eine furchtbare Niederlage, welche ihnen Ahmed Schah mit Hülfe afghanischer und persischer Hülfstruppen beibrachte.

Während das Reich des Großmoguls seiner Auflösung langsam, doch unaufhaltsam entgegenging, breitete sich die englische Herrschaft mehr und mehr in Indien aus. Der Krieg, welchen Cromwell mit Holland führte, gefährdete zwar die englischen Besitzungen in

Ostindien, allein im Frieden des Jahres 1654 mußten die Holländer doch nachgeben, und sogar wegen des Blutbads von Amboyna *) den Engländern einen Schadenersatz zahlen, welcher später auf 85,000 Pfund Sterling festgesetzt wurde. Die Angelegenheiten der Compagnie befanden sich um diese Zeit in größter Verwirrung, indem sich zwei Gesellschaften um den Handel mit Indien stritten. Durch einen Freibrief des Jahres 1658 wurden diese Zwistigkeiten für den Augenblick gehoben. Doch brachen ähnliche immer wieder von Neuem aus. Karl II. erweiterte (1661) die Rechte der ostindischen Gesellschaft und verlieh dieser (1668) die Insel Bombay, als er durch seine Ehe mit der portugiesischen Prinzessin Catharina in deren Besitz kam. Erst im Jahre 1708 gewann die englisch-ostindische Compagnie in Folge reicher Geldspenden diejenige Verfassung, welche die Grundlage ihrer spätern Macht wurde.

Im Schooße der Compagnie, im s. g. Hofe der Eigenthümer hatten alle Diejenigen Sitz und Stimme, welche Aktien im Betrage zu 500 Pfund Sterling besaßen. In den Hof der Direktoren konnten nur solche Mitglieder gewählt werden, welche sich mit 2000 Pfund Sterling bei dem Unternehmen betheiligt hatten. Die laufenden Geschäfte der Compagnie wurden von dem Hofe der Direktoren, an dessen Spitze ein Vorsitzender und dessen Bevollmächtigter standen, besorgt. In der Hauptsache erhielt sich diese Verfassung der Compagnie bis auf die neuesten Zeiten. Doch vermehrte sich mit der steigenden Bedeutung der ostindischen Gesellschaft der Einfluß, welchen die englische Regierung auf deren Verwaltung ausübte.

Nur die Compagnie hatte das Recht, in Ostindien Handel zu treiben. Alle s. g. Zwischenläufer, d. h. alle Kaufleute, welche auf eigene Rechnung Geschäfte machen wollten, wurden von der Compagnie auf's bitterste verfolgt und auf's strengste bestraft, falls sie überführt werden konnten.

Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zerfielen die englischen Besitzungen in Ostindien in die drei Präsidentschaften Bombay, Madras und Calcutta. Damals war aber die Kriegsmacht und das Gebiet der Compagnie noch sehr geringe. Die erstere bestand aus europäischen Truppen, dem Auswurf der großen Städte Englands, Frankreichs, Hollands und Portugals; aus eingeborenen Christen portugiesischen Ursprungs, welche von den Hüten, die sie trugen, Topasses genannt wurden; aus eingebornen Truppen indischen Ursprungs, welche in europäischer Weise bewaffnet und eingeübt wurden (Sipahis oder Sipoys); und endlich aus eingebornen Truppen, welche in der ihnen eigenthümlichen Weise gekleidet und bewaffnet waren, den s. g. Peons.

Im Jahre 1715 verschaffte sich die Compagnie vom Schah Furokhsir die Erlaubniß, die gutsherrlichen Rechte über 37 Städte von Bengalen zu erwerben, wodurch sich ihr Gebiet bis auf zehn englische Meilen an beiden Ufern des Hooghly hin erweitert hätte. Ferner bewirkte sie, daß ein von ihr ausgestellter Paß (Dustuk genannt) alle darin verzeichneten Waaren vor jeder Untersuchung und folgeweise Verzollung frei machen sollte. Die Compagnie konnte zwar damals von diesen beiden Vergünstigungen keinen Gebrauch machen, indem sich der Statthalter von Bengalen, welcher die Bedeutung dieser Zugeständnisse besser als der Schah zu würdigen verstand, widersetzte. Allein die Bahn, auf welcher die schlauen englischen Kaufleute in Ostindien eindringen wollten, war dadurch vorgezeichnet, und nach und nach setzten sie nicht blos die ihnen von Furokhsir gutwillig gemachten, sondern noch tausend andere, größtentheils durch Gewalt erzwungene Zugeständnisse ähnlicher Art durch.

Die glänzenden Geschäfte, welche die englisch-ostindische Compagnie machte, regte frühzeitig die Nacheiferung Frankreichs an. Im Jahre 1664 bildete Colbert die franzö-

*) S. oben B. VII. § 100 S. 641.

sisch-ostindische Compagnie und legte dadurch den Grund zu einer Macht, welche eine Zeit lang dem englischen Einflusse im Osten die Spitze bot und sogar deren Fortdauer bedrohte. Pondicherry bildete den Mittelpunkt, von welchem aus die Franzosen ihre Macht in Ostindien zu erweitern suchten. Außerdem besaßen sie eine Factorei zu Caracol an dem Coloronflusse, eine zweite zu Mahi an der Malabarküste und eine dritte zu Chandernagore am Hooghlyflusse in Bengalen. Auf dem Wege nach Ostindien hatten sie sich der Inseln von Frankreich und von Bourbon bemächtigt, welche unter dem Statthalter Labourdonnais eine erhöhte Wichtigkeit gewannen. In Pondicherry führte um das Jahr 1740 Dupleix den Oberbefehl, ein Mann von großer Thätigkeit und seltener Einsicht. So lange England und Frankreich Frieden hatten, konnten die gehässigen Leidenschaften der in Ostindien wohnenden Söhne beider Nationen nur unter dem Vorwand der Bündnisse mit eingeborenen Fürsten sich Bahn brechen. Als aber die Kunde von dem Beginne des österreichischen Erbfolgekrieges, an welchem England und Frankreich auf entgegengesetzten Seiten Theil nahmen, nach Indien drang, entbrannte auch dort der offene Kampf. Die Franzosen nahmen den Engländern Madras ab, doch mußten sie es im Aachener Frieden wieder herausgeben.

Schon vor dessen Abschlusse (1744) war Robert Clive als junger Mann nach Ostindien gekommen. Er hatte während des Krieges die Feder mit dem Schwerte vertauscht und sich frühzeitig durch kühnen Muth, Einsicht und Entschlossenheit hervorgethan. Während des Friedens (1748—1756) fuhren die Engländer und Franzosen fort, sich in die inneren Angelegenheiten Indiens einzumischen und sich in versteckter Weise gegenseitig zu bekriegen. Robert Clive that sich mehr und mehr hervor. Er schlug die Franzosen zu wiederholten Malen und erhöhte dadurch die Meinung der Eingebornen in Betreff der kriegerischen Tüchtigkeit der Engländer. Im Jahre 1756 erlitten diese übrigens eine schwere Niederlage durch den Statthalter von Bengalen, welcher denselben Calcutta abnahm. Damals war es, daß 146 gefangene Engländer in die sogenannte schwarze Höhle eingesperrt wurden, und bis auf 23 in einer Nacht darin erstickten. Clive besetzte Calcutta wieder (2. Januar 1757), nachdem die feindliche Besatzung die Stadt geräumt hatte. Von dieser Zeit an nahmen die Angelegenheiten der Compagnie einen stets wachsenden Aufschwung. Clive war eben so schlau im Rathe, ebenso geschickt in der Unterhandlung, als kühn im Kriege. Gewissenhaftigkeit und Rechtsgefühl darf man von einem Manne nicht erwarten, welcher in Ostindien sein Glück machte und zugleich den Grund zu der englischen Herrschaft daselbst legte. Während des siebenjährigen Krieges, in welchem sich wiederum England und Frankreich feindlich gegenüber standen, eroberten die Engländer Pondicherry (1761). In Folge wiederholter Siege, welche die Compagnie sowohl über die Franzosen, als die mit denselben verbündeten einheimischen Truppen gewann, breitete sich die Macht der Engländer immer weiter in Indien aus, während diejenige der Franzosen nahezu vollständig zu Grunde ging. Lally Tolendal, welcher den Befehl über die Franzosen in Ostindien führte, that was in seinen Kräften stand, allein er unterlag, weil ihm nicht die erforderliche Hülfe aus Frankreich gesandt wurde. Seine Feinde wälzten auf sein Haupt alle Schuld. Er büßte mit dem Leben das in den Augen flacher Menschen schwerste Verbrechen: besiegt worden zu sein.*) Frankreich konnte durch diesen Act der Grausamkeit seinen verlornen Einfluß in Ostindien nicht wieder gewinnen und häufte dadurch nur zu dem Schaden eines empfindlichen Verlustes die Schande der gerichtlichen Ermordung eines Unschuldigen.

Um dieselbe Zeit (1760) erlitten die Holländer welche einen Versuch machten, sich am Hooghly-Flusse festzusetzen, eine entscheidende Niederlage, welche ihnen für die

*) S. oben § 15 S. 102.

Zukunft die Lust benahm, mit den Engländern in Indien feindlich zusammenzustoßen.

Die Kriege, Streitigkeiten und Unterhandlungen mit indischen Fürsten dauerten ununterbrochen fort und alle hatten in ihrem Gefolge eine Vergrößerung des Gebietes und des Handelsverkehrs der Engländer, obgleich die Gefahren, mit welchen diese zu kämpfen hatten, oft sehr groß waren. Unter diesen machte sich schon im Jahre 1764 ein Aufstand der Sipoys bemerklich, welcher übrigens ohne große Anstrengung im Blute von einundzwanzig der Rädelsführer erstickt wurde. Damals schon wurden die Meuterer vor die Mündung der Kanonen geschnallt und in die Luft geschossen. Schwerlich hatten die Engländer eine Ahnung davon, daß der Aufstand später in so großem Maßstabe wiederkehren würde, als in unseren Tagen geschah.

Nachdem die Engländer die Franzosen und die Niederländer aus dem Felde geschlagen und vor den Portugiesen einen unermeßlichen Vorsprung gewonnen hatten, entfalteten sich ihre Eroberungspläne in immer großartigerer Weise. Die Seele der ostindischen Compagnie während der Jahre 1750 bis 1767, war Robert Clive. Die letzten Jahre seines Lebens, (1767—1774) brachte er in England zu. Die unermeßlichen Reichthümer, welche er in Indien gesammelt hatte, und welche er auf rechtlichem Wege niemals hätte erwerben können, zogen ihm einen Prozeß zu. Zwar wurde Clive freigesprochen Sein eigenes Gewissen konnte aber schwerlich der Entscheidung des Unterhauses zum Stützpunkte dienen. Von der Presse sowohl, als im Schooße des Parlaments war er wiederholt heftig angegriffen worden. Sein Stolz ertrug dieses nicht auf die Dauer Er gab sich selbst den Tod nach kaum vollendetem neunundvierzigstem Jahre seines Lebens.

Nach Robert Clive war Warren Hastings der einflußreichste Beamte im brittischen Indien. Dieser war zwar nicht Krieger, wie Clive, doch verstand er durch Benutzung der Kriegsmacht der Compagnie und Unterhandlungen die Herrschaft seines Volkes in Indien unausgesetzt zu erweitern. Unter den vielen Kriegen, welche die Engländer zur Zeit der Statthalterschaft Warren Hastings in Indien führten, war derjenige mit Hyder Ali der furchtbarste. Ihm standen die Franzosen mit Flotte und Landmacht bei, und da die Engländer damals gerade mit den Nordamerikanern im Kriege waren, hatten sie um so größere Mühe, sich des mächtigen Gegners zu erwehren. Nach Hyder's Tode (1782) machte dessen Sohn auf der Grundlage gegenseitiger Zurückgabe aller Eroberungen Frieden (11. Mai 1783.) Im darauf folgenden Jahre (1784) kehrte Hasting's nach England zurück. Ihm folgten dahin die Flüche vieler Tausende von ihm zu Grunde gerichteter Familien. Um die Mittel zu seinen Zwecken war er eben so wenig verlegen gewesen, als Clive vor ihm. Er hatte daher bei seiner Rückkehr nach England einen ähnlichen Prozeß zu bestehen, wie Clive. Auch er wurde freigesprochen. Doch seine Reichthümer kamen denjenigen Clive's nicht gleich. Der Prozeß verschlang sie. Die Compagnie ließ ihn aber keine Noth leiden.

Seit langer Zeit hatten in der Verwaltung Ostindiens große Mißstände stattgefunden. Schon zur Zeit des Gouverneurs Clive hatte ein bedenklicher Aufstand unter den englischen Truppen die Compagnie mit großen Gefahren bedroht. Weit ernstlicher und dauernder waren die Zwistigkeiten gewesen, in welchen sich Hastings mit den obersten Räthen der Colonie verstrickte. So oft die Ansichten der in England wohnenden Directoren von denjenigen der in Ostindien wohnenden Beamten abwichen, hatten gewöhnlich früher oder später die letzteren den Sieg davon getragen. Das ganze Colonialwesen ruhte zwar in allen Welttheilen, die herrschenden Völker mochten sein, welche sie wollten, auf Habgier; keine Colonie hatte aber dem Mutterlande jemals so reiche Schätze geboten, als Ostindien England. Die Stellen, sowohl im Heere, als in der Civil-Verwaltung, wurden mehr und

mehr gesucht und verliehen folgeweise denjenigen, welche sie zu vergeben hatten, Macht und Einfluß in den höchsten Kreisen der Gesellschaft.

Das Gesetz, welches die Verwaltung Ostindiens ordnen sollte, wurde eine der wichtigsten Staats-Angelegenheiten Englands. Dasselbe kam nach mannigfaltigen Partei-Umtrieben am 13. August 1784 unter dem Ministerium Pitt's zu Stande. Es ließ zwar dem Namen nach, die Höfe der Directoren und Eigenthümer bestehen, theilte aber thatsächlich den größeren Theil ihrer Gewalt dem Controll-Hofe zu, welcher aus sechs Mitgliedern des Geheimenraths bestehen und zwar durch den König ernannt werden sollte. Dieser Controll-Hof wurde an die Spitze der Angelegenheiten der ostindischen Compagnie gesetzt. Er leitete die gesammte Verwaltung der englischen Colonien in Ostindien, der Compagnie blieb nicht viel mehr, als die obere Aufsicht über den Handel Englands mit Ostindien.

Nachdem Hastings nach England zurückgekehrt war, wurde derselbe Lord Cornwallis, welcher zu der berühmten Uebergabe von Yorktown gezwungen worden war, zum Statthalter von Bengalen ernannt. Die ersten Jahre seiner Verwaltung bieten keine Ereignisse von hoher Wichtigkeit dar, und die späteren, namentlich der Krieg mit Tippo, dem Sohne Hyder Ali's gehören schon dem folgenden Zeitabschnitte an.

§ 66. Africa.

Drei Jahrhunderte vergingen nach Umschiffung Africa's, bevor ein Europäer in das Innere dieses Erdtheiles eindrang. Während der ganzen Dauer dieses Zeitabschnittes begnügten sich die seefahrenden und handeltreibenden Völker der Erde damit, an den Küsten Africa's einige Niederlassungen zu gründen und von da aus den ebenso verderblichen, als schimpflichen Negerhandel zu treiben. Dieser ließ einen auf edleren Grundsätzen ruhenden Verkehr mit den zahlreichen Stämmen Africa's nicht aufkommen. Er beförderte zudem die Roheit und Grausamkeit, entzündete Haß und Widerwillen gegen die Europäer in den Herzen der Neger, welche in denselben die Urheber ihrer bittersten Leiden, die Beförderer aller Laster ihrer Fürsten und Machthaber sahen, und deren christliche Maske im schreiendsten Widerspruche mit ihrer unmenschlichen Handlungsweise stand.

Die Entdeckungen, welche Mungo Park, Clapperton, Lander, Livingston, Barth, Overweg und andere machten, fallen nicht mehr in diesen Zeitabschnitt. Sie gehören dem folgenden an.

Die Berichte über Africa blieben während der zweiten Hälfte des siebenzehnten und während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts noch immer sehr mager. Wir können der Geschichte der schon früher*) besprochenen Bruchstücke Africa's nur wenige Nachrichten über einige Küstenpunkte und Inseln hinzufügen.

Von den Staaten der Nordküste Africa's, welche im Laufe des vorigen Zeitabschnittes unter türkischer Herrschaft gefallen waren, machten sich die weiter dem Westen zu gelegenen allmählig wieder mehr oder weniger unabhängig. Egypten blieb übrigens, dem Namen nach, noch immer ein Vasallenstaat der Pforte, obgleich die eigentlichen Beherrscher des Landes die Mameluken waren, welche sich um die Befehle der Pforte wenig zu kümmern pflegten und den ihnen vom Sultan geschickten Pascha's eine höchst schwierige Stellung bereiteten.

Die Staaten der Berberei blieben während dieses ganzen Zeitabschnittes furchtbare Geißeln für alle Küstenländer des mittelländischen Meeres und den gesammten europäischen Seehandel. Wiederholt wurden sie zwar namentlich von England und Frankreich bekriegt, allein niemals mit entscheidendem Erfolge, weil die Großmächte Europa's zu

*) S. B. VII. der W. G. § 99 S. 635.

sehr gegenseitig mit einander beschäftigt waren, als daß ihnen viel Zeit und Kraft übrig blieb, die kleinen Raubstaaten Nordafrica's zu Paaren zu treiben, was ihnen doch so leicht gewesen wäre, falls sie den Interessen ihrer Länder ebensoviel Rechnung getragen hätten, als denjenigen ihrer Dynastien.

Der gefürchtetste dieser Raubstaaten war Algier. In dem Jahre 1655 beschoß der englische Admiral Blake, in den Jahren 1669 und 1670 eine englisch-holländische Flotte das Piraten-Nest allein ohne allen Erfolg. Wie wenig die Engländer, gleich allen übrigen Seemächten, damals auf ihre Ehre hielten, beweist namentlich der Umstand, daß sie schon im Jahre 1662 mit Algier einen Vertrag schlossen, der nichts anderes enthielt, als eine Ermunterung zu weiteren Räubereien. Jeder einzelne Staat Europa's, welcher Seehandel trieb oder einen Küstenstrich besaß, wußte sich nicht anders als dadurch zu schützen, daß er seine Schiffe und sein Land frei kaufte. Dieses schimpfliche Zugeständniß sicherte die Seemächte doch nicht immer.

Die Algierer fürchteten sich so wenig selbst vor dem in ganz Europa in so hohem Ansehen stehenden Ludwig XIV., daß sie sogar Einfälle in die Provence machten. Dreimal versuchte es der stolze König von Frankreich, den Raubstaat zu züchtigen (1682, 1683 und 1687). Wie wenig sich der Dei von Algier vor dem Zorne der Christen scheute, erhellt daraus, daß er bei dem ersten Bombardement der Stadt den französischen Consul Vacher aus einem Mörser nach der feindlichen Flotte schießen ließ, und nachdem er erfahren hatte, wie viele Kosten Ludwig auf den Krieg mit Algier verwendet habe, höhnisch antwortete: „für die Hälfte des Geldes hätte ich selbst Algier angezündet, und dem Könige die Mühe erspart."

Im Jahre 1700 sagte sich der Dei Baba-Ali von der Pforte los. Die Türkei war damals schon so schwach, daß sie keine Anstrengungen machte, Algier von Neuem zu unterwerfen. Ein ähnliches Räuberwesen, wie es nach Außen hin geübt wurde, fand auch im Innern Algier's statt. Die Janitscharen waren da, was die Mameluken in Egypten. Palast-Revolutionen und Verschwörungen stürzten wiederholt einen Despoten, setzten aber immer nur einen andern an dessen Stelle.

Nächst Algier waren Tunis und Tripolis die gefürchtetsten Raubstaaten Nordafrica's. Auch gegen sie versuchten die europäischen Seemächte ab und zu die Gewalt der Waffen, doch immer ohne erheblichen Erfolg. So beschossen die Franzosen in den Jahren 1665 und 1728 Tripolis. Schnell erstanden die leicht gebauten Häuser wieder aus ihrer Asche, da die Christen sich nicht an's Land wagten, und nach einigen Tagen oder Monaten wieder absegelten.

In Marokko wurde im Anfange dieses Zeitabschnittes die Dynastie der ersten Scheriffe gestürzt. An deren Stelle trat diejenige der zweiten Scheriffe, welche auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt wird. Unter dieser that sich Mulei-Ismail (1672—1727) durch einen gewissen Glanz, den er um sich verbreitete und seine außerordentliche Wollust hervor. Er legte sich im Laufe seines Lebens 8000 Weiber zu, und zeugte mit diesen 825 Söhne und 342 Töchter.

Abyssinien kam zwar nach Vertreibung der Jesuiten zu einiger Ruhe. Allein die Kraft des Landes war durch die vorhergegangenen inneren Kämpfe gebrochen. Der König oder Negus sank in vollständige Ohnmacht. An dessen Stelle herrschten in den verschiedenen Theilen des Reiches die Statthalter (Ras) mit unumschränkter Macht. Das Land zerfiel in die Reiche: 1) Tigre, welches zwischen dem Tacazze-Fluße und dem Simen (d. h. Himmels-) Gebirge liegt, den nordöstlichen Theil des Hochlandes ausmacht, und die Städte Antalow und Adaua (Adoa) in sich begreift; 2) Gondar oder Ambara, westlich vom Tacazze und vom Simengebirge mit der Hauptstadt Gondar; 3) Schoa und Efat

im Süden der beiden erstgenannten Reiche, mit der Hauptstadt Ankobar, und außerdem in mehrere andere, kleinere Bezirke, welche alle sich oft gegenseitig bekriegten.

Robert Bruce, welcher sich von 1770—1772 im Reiche Gondar aufhielt, ertheilte uns über Abyssinien und dessen Nachbarländer treffliche Nachrichten, welche zwar von den Splitterrichtern seiner Zeit heftig angegriffen wurden, sich aber später als durchaus zuverlässig bewährt haben.

Die Asien zugewandte Ostküste Africa's war den civilisirten Völkern der Erde seit den ältesten Zeiten mehr oder weniger bekannt. Die Westküste dagegen, welche an den atlantischen Ocean grenzt, trat selbst nachdem der Weg um die Südspitze des Erdtheils entdeckt war, nur langsam aus dem Dunkel, das sie so lange umhüllt hatte, hervor. Dort trieben seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts verruchte Sklavenhändler ihr grausames Gewerbe, welches sich wegen der damit verbundenen empörenden Schandthaten in den Schleier des Geheimnisses oder absichtlicher Lüge hüllen mußte, um nicht das Mitgefühl aller besseren Menschen gegen sich aufzuregen.

Die weite Küste von Guinea, welche die Reiche von Dahomeh, der Aschanti, Benin und die englische Colonie Sierra Leone umfaßte, erhielt für Europa ihren Werth nur durch die Sklaven, welche von da nach Amerika verschifft wurden. Während dieses ganzen Zeitabschnittes bildete der africanische Sklavenhandel nicht blos ein von Kaufleuten eifrigst betriebenes, sondern auch von fast allen „christlichen" Regierungen begünstigtes Geschäft. Hintereinander schloßen Genueser (1580), Portugiesen (1696), Franzosen (1702) und Engländer (1713 im Utrechter Frieden) sogenannte Assiento- d. h. Sklavenlieferungs-Verträge mit der spanischen Regierung. Im Jahre 1784 gab Spanien den Sklavenhandel ganz frei, nachdem der nordamerikanische Unabhängigkeits-Krieg demselben einen schweren Stoß beigebracht hatte.

Schon früher, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich die öffentliche Meinung fast in allen gebildeten Staaten mit Entschiedenheit gegen diesen fluchwürdigen Menschenhandel ausgesprochen. Im Jahre 1727 hatten die Quäker in England und Nordamerika die Abschaffung der Negersklaverei in Anregung gebracht. Im Jahre 1774 stifteten sie die pennsylvanische Gesellschaft, die 1780 die Freilassung aller seit der nordamerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung geborenen Negersklaven in Pennsylvanien durchsetzte. Der wichtigste Schritt in der Richtung der Freiheit war aber der von Wilberforce zuerst im Jahre 1788 im englischen Parlamente gestellte Antrag auf Abschaffung des africanischen Sklavenhandels. Doch vergingen noch viele Jahre, bevor derselbe von beiden Häusern genehmigt und von der Regierung zum Beschlusse erhoben wurde. Von denselben Ideen, wie der Antrag Wilberforce's getragen, war die Anlage der Colonie Sierra Leone, welche die Engländer 1787 gründeten, um dem Sklavenhandel entgegen zu wirken, die Neger zu bilden und genauere Nachrichten über die umliegenden Länder zu sammeln. Der Krieg mit Frankreich, welcher bald nachher ausbrach, machte diesen wohlgemeinten Bestrebungen ein Ende.

Die Europäer setzten sich nur an einigen wenigen Küstenpunkten fest. Die bedeutendste dieser Niederlassungen wurde im Laufe dieses Zeitabschnittes die Cap-Colonie. Die Holländer gründeten dieselbe im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts und sicherten sich den Besitz des Landes (1652) durch Festungswerke, welche sie erbauten und eine Besatzung, welche sie hineinlegten.

Bald rissen aber furchtbare Mißbräuche in der Colonie ein, welche deren innere Kraft lähmten und deren höhern Aufschwung hemmten. Es fiel daher den Engländern nicht schwer, die Holländer zu vertreiben, als dieselben in dem französischen Revolutions-Kriege deren Feinde geworden waren.

Unter den Inseln, welche zu Africa gezählt werden, ist Madagascar die größte und bedeutendste. Schon Marco Polo*) kannte sie, da er durch die Orientalen von derselben Nachricht erhalten hatte. Die Völker des Westens landeten auf ihr zuerst im Jahre 1506 als der Portugiese Almeida sie entdeckte. Engländer, Holländer und Franzosen machten wiederholt vergebliche Versuche, Niederlassungen daselbst zu gründen. Diese scheiterten alle an der Wachsamkeit der Beherrscher und der Tapferkeit der Bewohner der Insel.

Unter dem vorherrschenden Einflusse der Sklavenhändler konnten während dieses Zeit-Abschnittes nicht einmal genaue Nachrichten über den Zustand der Völker und die Beschaffenheit der Länder Africa's eingezogen werden. Natürlich konnte nichts erhebliches für die unglücklichen Menschen geschehen, deren grausame Herren suchten, ihre Sklaven zum Vieh herabzuwürdigen, um sie, gleich diesem, verkaufen zu können.

Der africanische Sklavenhandel ist einer der empörendsten Schandflecken, der die Ehre der Menschheit besudelt. Es gereicht der Union zum Schimpf, daß sie es ist, deren Flagge allein noch demselben Schutz bietet. Wie lange werden die Republikaner diese Schmach noch dulden?

Achter Abschnitt.

Die neue Welt.

§ 67. Einleitung.

Der erste Abschnitt der Geschichte der Neu-Zeit zeichnete sich durch Erweiterung der von Vasco de Gama und Columbus gemachten Entdeckungen aus. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten und dem größten Theile des achtzehnten Jahrhunderts wurde wohl noch eine Nachlese auf dem Gebiete der Entdeckungen gemacht, allein die Anlegung neuer und die Ausbreitung alter Colonien bildete den Hauptgegenstand der Bemühungen der Seemächte Europa's.

Fast keine Friedensunterhandlung wurde gepflogen, bei welcher die Colonien nicht eine Hauptrolle spielten, fast kein Krieg wurde geführt, bei welchem die Colonien nicht den ersten Anstoß zu den Feindseligkeiten gegeben hatten.

England und die vereinigten Staaten der Niederlande hatten sich im Anfange dieses Zeitabschnittes schon zu den ersten Seemächten der Erde emporgeschwungen. Frankreich verschaffte sich bald Flotten, welche diejenigen der Niederländer an Zahl der Schiffe übertrafen, allein trotzdem gelang es diesem Lande nicht, seine Colonien zu erweitern, im Gegentheile büßte es, namentlich im Laufe des siebenjährigen Krieges, einen großen Theil derselben, den es an England abtreten mußte, ein.

Die Spanier und Portugiesen behaupteten die Colonien, die sie im Anfange dieses Zeitabschnittes noch besaßen, mehr durch die Macht der Verhältnisse und des alten Besitzstandes, als durch Rührigkeit und Thätigkeit. Sie bereiteten durch die Schlaffheit ihrer Colonialverwaltung die Verluste vor, welche sie im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erlitten. Spanien mußte übrigens schon im siebenzehnten Jahrhundert mehreren wichtigen Inseln Westindiens zu Gunsten Englands entsagen, welches seit der Mitte des achtzehnten

*) S. B. V. § 97 S. 300.

Jahrhunderts unstreitig die erste Colonialmacht der Erde war. Allein nicht lange sollte Albion diese Stellung behaupten, welche sie mit so großen Opfern an Menschen und Schiffen errungen hatte. Das Bewußtsein seiner Macht steigerte sich im Schooße des englischen Cabinettes zu einem Uebermuthe, welcher die Colonien auf dem Festlande Nord-Amerika's zur Entfaltung des Banners der Unabhängigkeit trieb, und zu dem Pariser Frieden des Jahres 1783 führte, durch welchen die Vereinigten Staaten Nordamerika's in die Familie der civilisirten Mächte der Erdkugel förmlich aufgenommen wurden. Die erste Republik, welche sich zur Weltmacht emporgeschwungen hatte, deren Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit immer größer wurde, drängte den übrigen Nationen der Erde die Frage auf, welche Regierungsform: die republikanische, oder die monarchische die größten Vortheile gewähre? Schon nach einigen Jahren entschied sich Frankreich für die Republik. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nahm die Erkenntniß von dem höheren Werthe der republikanischen Verfassung unter den Völkern Europa's und Amerika's immer mehr zu. Fast ganz Amerika hat bereits die Republik proklamirt. Nicht lange werden die Völker Europa's mehr zögern, dem Beispiele Folge zu leisten.

Häufig wird die Bedeutung der neuen Welt nur in finanzieller Hinsicht gewürdigt. Der Einfluß, den ihr Beispiel, ihre Kämpfe, ihre Siege und ihre friedliche Entwickelung auf die politischen Bestrebungen Europa's ausüben, wird von monarchischen Schriftstellern absichtlich übersehen, und doch ist es klar, daß die praktisch-republikanischen Bestrebungen der Völker Europa's ihren eigentlichen Ursprung in Amerika haben, wie umgekehrt der Freiheitskampf der englischen Colonien sich wesentlich auf europäische Ideen zurückführen läßt.

Die Völker tauschen nicht blos Waaren, sondern auch Artikel von höherem Werthe mit einander aus. Eine Nation theilt der anderen von den Schätzen mit, welche ihre großen Geister im Laufe der Jahrhunderte sammelten, die andere regt die Nachbarn durch ihre frische Kraft zu Freiheitsbestrebungen an, für welche sie bisher zwar geschwärmt, allein noch nicht gehandelt hatten.

Das ideenreiche Europa verpflanzte die ewigen Principien der Freiheit nach Amerika. Das jugendlich starke Amerika begnügte sich nicht damit, dieselben zu besprechen und zu besingen. Es führte dieselben in's wirkliche Leben ein. Wann wird die alte Welt dieses Beispiel der neuen nachahmen?

§ 68. Die englischen Colonien (1648—1763).

Länder, von welchen nichts weiter zu melden ist, als daß sie diese oder jene Erzeugnisse hervorbrachten, größere oder kleinere Summen dafür einnahmen, oder andere Waaren eintauschten, verdienen in einer Geschichte der Entwicklung der Menschheit kaum einer Erwähnung. Wir übergehen mit Stillschweigen die Inseln, welche England in Westindien beherrschte. Von allen seinen weitläufigen Besitzungen in Amerika verdienen in einer Weltgeschichte nur diejenigen erwähnt zu werden, welche an dem großen Freiheitskampfe der Jahre 1775—1783 Theil nahmen.

Die Geschicke großer Nationen, wie großer Individuen, sind uns schon aus dem Grunde von hoher Wichtigkeit, weil sie uns den Weg von kleinen Anfängen zu großen Errungenschaften zeigen, weil sie uns Muster sind, von denen wir lernen, und welchen wir nacheifern sollen.

Der Grund zu den Vereinigten Staaten Amerika's, wie sie heute bestehen, war schon im vorigen Zeitabschnitte*) gelegt worden. Die Männer und Frauen, die sich über den

*) S. Buch VII. der Weltgeschichte § 104. S. 630.

Ocean wagten, um im Kampfe mit unsäglichen Schwierigkeiten eine neue Heimath zu gründen, befanden sich alle in einem mehr oder weniger feindlichen Verhältnisse zu dem Lande, dem sie den Rücken kehrten. Entweder waren sie daselbst ihrer Religion wegen verfolgt worden, oder hatten sie über die politischen Zustände ihres Vaterlandes Beschwerde zu führen, oder endlich glaubten sie, in der neuen Welt eher, als in der alten, einen gewissen Grad von Wohlstand, wo nicht Reichthum, erlangen zu können.

Die nothwendige Folge dieser Verhältnisse war es, daß die Bewohner der englischen Colonien in Amerika frühzeitig eine gewisse Selbstständigkeit kund thaten, welche es den ihnen von dem Mutterlande aus geschickten Statthaltern unmöglich machte, eine Willkürherrschaft zu üben, wie sie in den Colonien aller übrigen Völker an der Tagesordnung war.

Spanier und Portugiesen waren nicht, wie die Pilgrimväter und nach ihnen so viele andere englische Auswanderer, durch politische oder religiöse Beweggründe in die neue Welt getrieben worden. Sie gaben sich, indem sie aus ihrem Vaterlande wanderten, einer Vorliebe für Abenteuer und einer Wanderlust hin, welche keine andere bestimmte Grundlage hatte als Habgier, Ehrgeiz und Herrschsucht. Der Drang der Freiheit entwickelte sich daher im Schooße der spanischen und portugiesischen Colonien weit später, als in den englischen, und unter diesen waren es nicht die fruchtbaren Inseln Westindiens, sondern die felsenreichen Küstenstriche Nordamerika's, welche zuerst das Banner der Freiheit entfalteten. Denn dahin waren in größter Zahl und aus allen Theilen der alten Welt Diejenigen gezogen, welche das Joch der Knechtschaft am bittersten empfunden hatten, und daher entschlossen waren, es in der neuen Heimath nicht wieder auf sich zu nehmen.

Die Revolution, welche das Mutterland in seinen Grundfesten erschütterte, wirkte auch auf die Colonien zurück. Die Schiffahrts-Acte, welche Cromwell erließ, erregte wohlbegründete Beschwerden, indem sie den Colonien verbot, ihre Erzeugnisse auf denjenigen Markt zu bringen, welcher für sie der vortheilhafteste war, deren Handel auf das Mutterland beschränkte, und sogar den freien Verkehr der Colonien untereinander erschwerte.

In Virginien hatte sich frühzeitig eine Art von Aristokratie gebildet, welche die ganze Verwaltung der Colonie in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten an sich riß und die große Masse des Volkes auf unwürdige Weise ausbeutete. Karl II., welcher immer in Geldverlegenheiten und stets von habgierigen Schmarotzern umgeben war, verpachtete sogar Virginien auf den Zeitraum von einunddreißig Jahren an einige seiner Günstlinge. Mit Widerstreben duldeten die Virginier diesen ihnen gebotenen Hohn. Als aber die Indianer verwüstend, mordend und brennend in die Colonie einbrachen, und die Aristokraten rathlos dem Feinde gegenüber standen, erwählten sich die Virginier Nathaniel Bacon zu ihrem Hauptmann und Führer. Der Gouverneur Berkeley mußte entfliehen (1676). Doch bald schon starb Bacon. Die Aristokraten erhoben frecher, als zuvor, ihre Häupter wieder. Das Volk fügte sich und mußte erleben, daß, nachdem es zuerst von Karl II. verpachtet worden war, es (1677) in schreiender Verletzung seines ersten Freibriefs sogar dem englischen Besteuerungsrechte unterworfen wurde.

In Maryland hatte während der Zeit der Herrschaft Cromwell's die Gewalt der Familie Baltimore sehr gelitten. Karl II. stellte diese wieder her, indem er Lord Baltimore's ältesten Sohn, George Culvert, zum Gouverneur ernannte, welcher übrigens auf heftigen Widerstand stieß und von Seiten Jakob's II. wenig Unterstützung fand.

Weiter im Norden, an den Ufern des Delaware, behaupteten sich im Anfange dieses Zeitabschnitts noch die Schweden, und am Hudson die Holländer. Wären beide Nationen einig gewesen, so hätten sie doch inmitten der mehr und mehr sich ausbreitenden Engländer Mühe gehabt, ihre Selbstständigkeit zu bewahren; allein zuerst überfielen die Schweden die

in dem Fort Casimir, an der Stelle des jetzigen Newcastle, wohnenden Holländer, worauf diese (1655) unter ihrem Gouverneur Stuyvesant die Schweden so vollständig besiegten, daß von dieser Zeit an der Name Neu-Schweden sich vollständig verlor, und die Bewohner dieser Colonie froh sein mußten, daß ihnen ihr Eigenthum verblieb. Derselbe Stuyvesant welcher den schwedischen Namen in Amerika ausrottete, hielt die Bewohner der holländischen Colonie unter einem harten Joche, welches die Hauptursache war, daß diese nicht gedeihen konnte und schon bald in ähnlicher Weise von den Engländern besiegt wurde, wie die Holländer zuvor die Schweden besiegt hatten. Im Jahre 1664 erschienen die Engländer vor Neu-Amsterdam und zwangen den Gouverneur Stuyvesant, ihnen die Colonie zu übergeben. Das Volk, welchem die Engländer große Versprechungen machten und das gegen Stuyvesant längst erbittert war, hatte keine Lust, zu kämpfen. Die Engländer liefen, ohne auf Widerstand zu stoßen, in den Hafen ein, nahmen Besitz von der Stadt und nannten sie Neu-York. Das Fort Orange, die Stadt Albany und das Fort Casimir am Delaware theilten das Schicksal Neu-Amsterdam's.

Das ganze Küstenland von Acadia bis Florida stand nunmehr unter englischer Herrschaft. In der Mitte zwischen Virginien und New-York liegt jener Staat, welcher dem William Penn seinen Ursprung verdankt. Macaulay entwirft von diesem Manne, welcher es für unrecht hielt, vor dem Könige seinen Hut abzuziehen, allein es nicht verschmähte, vor demselben zu kriechen, den Machthabern die zweideutigsten Dienste zu leisten und für sich möglichsten Vortheil aus den Wirren seines Vaterlandes zu ziehen, ein sehr treffendes Bild. William Penn hatte von seinem Vater eine Forderung von etwa 16,000 Pfund an die englische Krone geerbt. Er konnte nicht hoffen, dieselbe von einem Verschwender, wie Karl II. war, ausbezahlt zu erhalten, und wußte sich daher, statt baaren Geldes, Land in Amerika auszuwirken.

Karl II. überließ seinem Gläubiger jenen Strich, welcher im Osten vom Delaware begränzt wurde, sich in westlicher Richtung über fünf Längengrade ausdehnte, und zwölf Meilen im Norden von Newcastle bis zum 43. Breitengrade reichte, im Süden endlich von einem zwölf Meilen langen Kreise umgeben war, der, um Newcastle gezogen, bis zum 40. Grade nördlicher Breite lief. Diesem ansehnlichen Landstriche gab der König den Namen Pennsylvanien. Kurz darauf verschaffte sich Penn von dem Herzoge von York einen zweiten Freibrief, welcher das Gebiet des jetzigen Staates Delaware in sich schloß.

Im Jahre 1682 begab sich William Penn selbst nach Amerika, schloß friedliche Verträge mit den Indianern ab, ordnete die Verhältnisse seines Gebietes und brachte dasjenige von New-Jersey, welches eine Zeitlang in Ost- und West-Jersey getheilt war, an sich.

Je mehr die Zahl der Ansiedler zunahm, desto häufiger wurden sowohl die Gränzstreitigkeiten zwischen den verschiedenen Inhabern königlicher Freibriefe, als auch die Kriege mit den Indianern, welche gewöhnlich von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführt wurden. Besonders furchtbar waren die Kämpfe, welche Neu-England in den Jahren 1675 und 1676 mit dem Häuptlinge der Indianer Philipp von Pokanoket zu bestehen hatte. Das Mutterland leistete dabei den Colonien wenig oder gar keine Hülfe. Diese lernten frühzeitig, sich selbst zu helfen, und gelangten daher zu demjenigen Gefühle der Selbstständigkeit, welches mit Unterwürfigkeit und blindem Gehorsam unvereinbar ist. Dieser an und für sich schon kräftigen Richtung gab die Absetzung Jakob's II., welcher sich im Laufe seiner kurzen Regierungszeit im Schooße der englischen Colonien in Amerika sehr verhaßt gemacht hatte, einen neuen Schwung.

Unter den mannigfaltigen sonstigen Folgen, welche die Absetzung des Hauses Stuart für die englischen Colonien in Amerika nach sich zog, heben wir hier nur zwei hervor: die zahlreiche Einwanderung französischer Protestanten, welche König Wilhelm III. beförderte,

und die rasch aufeinander folgenden Kriege zwischen England und Frankreich, welche in Amerika mit nicht geringerer Heftigkeit, als in Europa geführt wurden, die englischen Colonisten in fast unausgesetzter kriegerischer Thätigkeit erhielten und vor Erschlaffung bewahrten.

Religiöse Verfolgungssucht, Hexenglauben und Uebermuth im Verhältnisse zu den barbarischen Urbewohnern des Landes waren Schattenseiten, welche sich durch einen großen Theil dieses Zeitabschnitts hindurchziehen. Rührige Thätigkeit, Unternehmungsgeist und Entschlossenheit waren die guten Eigenschaften, welche sich unter den Fittigen einer mehr oder weniger freien Verfassung aller Orten in den englischen Colonien Nord-Amerika's entwickelten.

Im Frieden zu Utrecht mußten die Franzosen die Provinz Acadien an England abtreten. Zehn Jahre lang hatte der Krieg furchtbar gewüthet, an welchem die Indianer bald auf französischer, bald auf englischer Seite Theil genommen hatten. Seit den Zeiten der Königin Anna mehrte sich die Zahl deutscher Einwanderer, namentlich aus der Pfalz, von Jahr zu Jahr. Schon damals wurden die nordamerikanischen Colonien Englands als eine Zufluchtsstätte betrachtet, in welcher, wo nicht vollständige, so doch größere Glaubensfreiheit, als in irgend einem andern Lande der Erde zu finden war. Der Wohlstand der Colonien nahm zu, und die mannigfaltigen Zwistigkeiten, welche zwischen der Bevölkerung einerseits, den Inhabern der verschiedenen königlichen Freibriefe, den königlichen Statthaltern und der englischen Regierung anderseits wiederholt ausbrachen, gaben dem Unabhängigkeitsgefühle der Colonisten immer neue Nahrung und erinnerten die Machthaber frühzeitig daran, daß ihre Gewalt im Westen des atlantischen Oceans auf ganz anderen Grundlagen ruhe, als im Osten desselben.

In den zahlreichen Kriegen, welche England mit Frankreich führte, namentlich in dem Kriege Wilhelm's III., dem spanischen und dem österreichischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege konnten sich die Colonien keineswegs ausschließlich auf den Schutz des Mutterlandes verlassen. Sie mußten selbst zu den Waffen greifen. Die Siege, welche England in Amerika errang, waren zum größten Theile die Früchte der kriegerischen Organisation und Tapferkeit der Colonisten. Sie erweiterten zwar das englische Gebiet in Amerika, allein erhöhten in gleichem Maaße das Selbstbewußtsein und den Geist der Unabhängigkeit im Schooße der Bevölkerung.

Im Pariser Frieden des Jahres 1763 erwarb England von Spanien Florida und von Frankreich alle Besitzungen dieses Reiches mit Ausnahme von Louisiana, welches an Spanien fiel, und der Insel New-Orleans, welche unter französischer Herrschaft blieb.

Die Verfassung der englischen Colonien nahm im Laufe der Jahrzehnte einen immer volksthümlichern Charakter an. Die Zahl der Provinzen mehrte sich theils durch die von den fremden Mächten errungenen Abtretungen, theils durch Zertheilung größerer Provinzen. So wurden z. B. 1679 New-Hampshire, 1703 Delaware, 1729 Nord- und Süd-Carolina zu besonderen Provinzen erhoben. Im Jahre 1723 wurde Vermont, zehn Jahre später (1733) Georgia angesiedelt.

Die einzelnen Provinzen fühlten das Bedürfniß, sich einander anzunähern und in innigere politische Beziehungen mit einander zu treten. Schon im Jahre 1754 kamen zu Albany die Abgeordneten von sieben Provinzen zusammen, um sich über die Gründung einer Union zu berathen. Diese scheiterte jedoch damals an dem Widerstande von Connecticut.

Die Keime zu der Unions-Verfassung, auf welcher die Größe der vereinigten Staaten ruht, liegen daher sehr tief, eben so tief als die Keime der Unzufriedenheit mit der eng-

lischen Regierung, welche (1776) die Unabhängigkeits-Erklärung der vereinigten Staaten zur Folge hatten.

§ 69. Der Anfang des Streits mit dem Mutterlande (1763—1776).

Seit den ersten Zeiten der englischen Colonien fanden wiederholte Reibungen zwischen diesen und dem Mutterlande statt, welche alle sich auf die Frage zurückführen lassen: wer ist der Inhaber der Souveränität, England oder jede einzelne Colonie? Je nach Verschiedenheit der Verhältnisse nahm diese Frage einen mehr politischen oder mehr finanziellen Charakter an, d. h. es fragte sich, ob England aus eigener Machtvollkommenheit den Colonien Verfassungsgesetze geben und Steuern auferlegen, oder ob dieses nur mit Zustimmung der Colonien geschehen könne?

Die Streitigkeiten über die Freibriefe der Colonien, welche die Grundzüge der Verfassungen derselben enthielten, waren zwar oft sehr heftig gewesen. Allein sie nahmen niemals den ernstlichen Charakter an, als die Steuerfrage.

Im Jahre 1760 während des Krieges mit Frankreich legte die englische Regierung eine Steuer auf fremden Zucker und Syrup und ertheilte den Mauthbeamten das Recht, in Gebäuden, welche diese für verdächtig hielten, Haussuchungen nach geschmuggelten Waaren anzustellen. Das Volk von Massachusetts setzte jedoch diesen Regierungsverordnungen einen so entschlossenen Widerstand entgegen, daß dieselben nicht in Vollziehung gebracht werden konnten, obgleich sie nicht zurückgenommen wurden.

Der königliche Statthalter in Massachussetts, Sir Francis Bernard, erkannte schon damals die Bedeutsamkeit der Steuerfrage, allein er hatte keine Ahnung von der Entschlossenheit der Bevölkerung der Colonie. Er führte in mehreren Schreiben an das englische Cabinet aus, dieses habe das volle Recht, die Provinzen zu besteuern, und deren widerspenstige Regierungen, troß der durch die Freibriefe bestimmten Gränzen, zu beseitigen. Zugleich trug er darauf an, einzelne, kleinere Colonien zu einer größeren zu verschmelzen, empfahl die Einführung eines erblichen Adels und schlug gewissermaßen, um die Colonien nicht auf's Aeußerste zu erbittern, vor, denselben zu gestatten, Abgeordnete in's englische Parlament zu schicken.

Diese Schreiben wurden aufgefangen und veröffentlicht und erregten die heftigste Mißstimmung in den Colonien, welche seit dieser Zeit einsahen, daß die Absicht der englischen Regierung dahin gehe, sie ihrer Selbstständigkeit zu berauben und den willkührlichen Verfügungen des Mutterlandes preis zu geben.

Die englische Regierung theilte in der Hauptsache die Ansichten des Sir Francis Bernard. Sie wagte zwar nicht, mit den von demselben gewünschten durchgreifenden Maßregeln vorzuschreiten, sie war aber entschlossen, das Besteuerungsrecht den Colonien gegenüber durchzusetzen.

Lord Grenville theilte den amerikanischen Agenten in London (1764) mit, daß er im Sinne habe, in der nächsten Parlamentssitzung auf eine von den Colonien zu erhebende Stempeltaxe anzutragen, fügte aber hinzu, daß er denselben die Wahl zwischen dieser und einer anderen gleich einträglichen Abgabe lassen wolle. Das Haus der Gemeinen faßte kurz darauf den Beschluß, die beabsichtigte Abgabe auf Zucker und Caffee zu legen, und die dagegen Handelnden nicht durch Geschwornen, sondern durch Admiralitätsgerichte, d. h. von der Krone unbedingt abhängige Personen richten zu lassen, welche sogar das Recht haben sollten, die Angeklagten weit von ihrer Heimath wegbringen zu lassen.

Sämmtliche englische Colonien wurden durch die Nachricht von diesen Besteuerungs-Plänen in die heftigste Aufregung versetzt. Die gesetzgebenden Versammlungen von

Massachussetts, Virginien und New=York erhoben Einsprache. Es bildeten sich Vereine zum Zwecke die Waaren, welche mit einer Steuer bedroht waren, im eigenen Lande zu erzeugen und dadurch der Besteuerung zu entziehen.

Umsonst hatte Sir Robert Walpole unter Georg II. die Gefahren einer Besteuerung den Colonien angedeutet, vergeblich hatte Pitt gewarnt. Das Ministerium Grenville wollte den voraussichtlichen Widerstand der Nordamerikaner brechen, und hielt die Erhebung einer Stempeltaxe für die geeignetste Maßregel zu diesem Zwecke. Der Antrag stieß im Parlamente auf kräftigen Widerstand. Als Lord Townshend in einer zu Gunsten der Stempelsache gehaltenen Rede die Amerikaner die „von Englands Sorgfalt dorthin gepflanzten Kinder" nannte, erwiederte ihm Oberst Barre: „nein, nicht eure Sorgfalt, eure Bedrückung hat sie nach Amerika verpflanzt. Sie flohen vor eurer Tyrannei nach einem unkultivirten Lande, wo sie allen Mühseligkeiten und allen Gefahren ausgesetzt waren, welche der menschliche Körper und Geist nur irgend ertragen können, und wo sie mit dem wildesten und schlimmsten Feinde zu kämpfen hatten, der einen Theil von Gottes Erdboden bewohnte. Nicht durch eure Nachsicht sind sie gediehen, sondern durch eure Nachlässigkeit, denn als ihr euch zuerst um sie kümmertet, geschah es nur, eure Leute hinüber zu senden, die sie beherrschen sollten, und die dann durch ihre Grausamkeit und Willkühr das Blut der Freigebornen gegen sich empörten."

Doch diese begeisterten Worte fanden geringen Wiederhall im englischen Parlamente. Von dreihundert Stimmen erklärten sich nur fünfzig im Hause der Gemeinen gegen die Stempeltaxe, und im Oberhause wurde dieselbe einstimmig genehmigt.

Das Stempelgesetz erklärte jede Urkunde, die nicht auf theures Stempelpapier geschrieben wurde, für ungültig, und verwies die Untersuchung und Bestrafung der Verletzungen desselben, mit Beseitigung der Schwurgerichte, vor den Admiralitäts=Gerichtshof. Das Parlament sah voraus, daß sich die Colonien diesem doppelt verhaßten Gesetze nicht gutwillig fügen würden und beschloß daher, Truppen abzusenden, welche den Gehorsam erzwingen sollten.

Der erste November 1765, der Tag, an welchem die Stempeltaxe in Kraft treten sollte, wurde in den Colonien mit Trauergeläute eröffnet. Aller Orten gab das Volk durch Wort und That zu erkennen, daß es die Einführung der Stempelgebühr als gleichbedeutend mit dem Untergange aller Freiheit betrachte, und daß es entschlossen sei, demselben den kräftigsten Widerstand entgegenzusetzen.

Mittlerweile trat das Ministerium Grafton an die Stelle der Verwaltung von Grenville. Unter dessen bestimmendem Einflusse faßte zwar das Unterhaus den Beschluß, daß das Parlament volles Recht habe, die Colonien und das amerikanische Volk in jeder Hinsicht zu beherrschen, und ihnen Gesetze zu geben, nahm aber doch (1766) das Stempelgesetz zurück. Mit diesem erklärenden Zusatze schloß sich auch das Oberhaus dem Beschlusse der Gemeinen an.

Die Erklärung, welche Benjamin Franklin bei dieser Gelegenheit im Hause der Gemeinen abgab, ging dahin: „das Gesetz, demzufolge das Parlament das Recht habe, die Colonien zu besteuern, habe die Provinzen dem Mutterlande entfremdet und dieselben würden sich der Stempeltaxe nie unterwerfen, sie würden denn dazu durch Waffengewalt gezwungen."

Die Zukunft bewies, daß Franklin den Geist der Colonien richtig erkannt hatte. Doch die englische Regierung wurde weder durch die Erklärungen Franklin's, noch durch die entschlossene Haltung der Amerikaner zur Besinnung gebracht. Die Zurücknahme des Stempelgesetzes bewies, daß sie es nicht wagte, in den Colonien die verhaßte Abgabe zu erheben. Die Festhaltung des anstößigen Grundsatzes enthielt aber zugleich für die Ameri=

kaner die Aufforderung, sich auf einen ernsten Kampf mit dem Mutterlande gefaßt zu machen und vorzubereiten. Der Streit erreichte daher sein Ende nicht. Im Gegentheile wurde er mit steigender Erbitterung fortgesetzt, da die englische Regierung die Folgesätze aus dem von ihr aufgestellten Steuerprinzipe zog, und verlangte, daß die Colonien den Schaden ersetzen sollten, welchen sie im Kampfe gegen die verhaßte Stempeltaxe den Beamten der Krone zugefügt hatten.

Nach einigen Zögerungen genehmigten die Colonien in der That diese Ersatzforderungen, zugleich verliehen sie aber allen Betheiligten „Vergebung des Geschehenen". Die englische Regierung drang auf Bestrafung der sogenannten Schuldigen und auf Entschädigung der Verletzten. Das Volk von Amerika hätte, den Umständen nach, wohl Schadenersatz geleistet, allein es gab nicht zu, daß die Männer, welche ganz in seinem Geiste gehandelt und als Vorkämpfer für die Gesammtheit sich blos gestellt hatten, der Rache ihrer Feinde preis gegeben würden. Die Engländer, weit entfernt, durch den Widerstand, auf den sie stießen, zur Umkehr bestimmt zu werden, sannen nur auf Mittel und Wege, das den Amerikanern zugedachte Joch auf deren Nacken zu befestigen. Im Jahre 1767 faßte das Parlament rasch hinter einander drei Beschlüsse, welche bewiesen, daß an Nachgiebigkeit von englischer Seite nicht zu denken sei. Es legte einen Zoll auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben, suspendirte die New-Yorker gesetzgebende Versammlung auf so lange Zeit, bis sie sich dem bisher verweigerten Ansinnen, Truppen aufzunehmen, gefügt haben würde, und ertheilte den Marine-Officieren und Steuerbeamten die Vollmacht, die Schiffahrts- und Handelsgesetze ihrem ganzen Umfange nach in Kraft zu setzen.

Mit gutem Grunde betrachteten die Amerikaner jene drei Beschlüsse als Verletzungen ihrer heiligsten Rechte. Die Versammlung von Massachussetts legte in den kräftigsten Ausdrücken Verwahrung gegen die Gewaltmaßregeln des englischen Cabinets ein (1768). Dieses, weit entfernt, darauf einzugehen, verlangte, die Versammlung sollte ihre Petition zurücknehmen und drohte ihr widrigenfalls mit Auflösung. Es kam in Boston zu einem Volksaufstande, in welchem die englischen Mauthbeamten aus der Stadt getrieben wurden. Zwei englische Regimenter brachten dieselben (28. September) nach Boston zurück. Im Vertrauen auf seine Bajonette erklärte das englische Cabinet die Vorgänge in Massachussetts für ungesetzlich und den Rechten der britischen Krone gefährlich. Das englische Parlament vergaß sich so weit, daß es den König bat, nicht allein ernstlich einzuschreiten, sondern auch Alle, welche sich seit dem Jahre 1767 irgend eines Verrathes schuldig gemacht hätten, in Haft nehmen und zur Verbüßung ihrer Strafe nach England verbringen zu lassen.

Gegen diese Beschlüsse erhob sich zuerst das Haus der virginischen Bürger. Umsonst löste der königliche Statthalter dasselbe zur Strafe auf. Es versammelte sich in einem Privathause, erwählte Peyton Randolph zum Sprecher und faßte mehrere gegen die Einfuhr brittischer Waaren gerichtete Beschlüsse. Das von Virginien gegebene Beispiel fand in allen übrigen Colonien Anerkennung und Nacheiferung.

Lord North, welcher im Januar 1771 an die Spitze des englischen Ministeriums berufen würde, verfiel ganz in denselben Fehler, wie seine Vorgänger, indem er die auf die übrigen Handelsartikel gelegten Abgaben aufhob, den Zoll auf Thee jedoch beibehielt. Er bewies damit zu wenig Nachgiebigkeit, um das amerikanische Volk zufrieden zu stellen und zu viel, um es einzuschüchtern. Alle die halben Maßregeln, welche seit dem Jahre 1760 von den rasch wechselnden englischen Staatsmännern ergriffen wurden, dienten nur dazu, den Widerwillen gegen die Tyrannei des Mutterlandes zu steigern und die Scheu vor dessen Uebermacht zu mindern.

Wo die englischen Steuerbeamten nicht durch Truppen unterstützt wurden, fehlte ihnen alle nachhaltige Gewalt. Wo ihnen Soldaten zu Gebote standen, trat ihnen das Volk mit unzweideutigen Kundgebungen des Widerwillens und des Abscheu's entgegen. Nirgends reichte ihre Macht weiter, als die Spitzen ihrer Bajonette. Am wirksamsten wurde übrigens der englische Zoll dadurch bekämpft, daß die Amerikaner sich des Thee's, auf den der Zoll gelegt war, fast gänzlich enthielten. Die Regierung setzte die ostindische Compagnie, welche das Monopol des Theehandels besaß, dadurch daß sie dieser die freie Ausfuhr des Thee's nach den Colonien gestattete, in den Stand, den Preis dieses Artikels bedeutend zu ermäßigen. Die Amerikaner erkannten schnell die ihnen gestellte Falle und trafen ihre Maßregeln, um die Landung der mit Thee befrachteten Schiffe zu verhindern. Die Bürger von Philadelphia ließen dieselben nicht in den Fluß einlaufen. Nur mit Waffengewalt konnte der Gouverneur von New-York die Landung des Thee's durchsetzen. Den entschiedensten Widerstand leistete die Stadt Boston, indem sie dreihundert und zwei und vierzig Kisten Thee aus den englischen Schiffen, in welchen sie geladen waren, über Bord werfen ließ (1773).

In der ersten Zeit, da sich die Amerikaner nur durch Petitionen und andere minder bedenkliche Maßregeln den englischen Steuern widersetzt, hatten sie einige warme Anhänger im Parlamente gefunden. Als aber der Widerstand der Colonien einen ernstlicheren Charakter annahm, verstummten diese allmählig ganz und gar. Die Beschlüsse des englischen Parlamentes wurden immer gehässiger und regten folgeweise die schlummernde Kraft des amerikanischen Volkes mehr und mehr auf.

Die Engländer sperrten (1774) den Hafen von Boston und erklärten, derselbe solle nicht wieder eröffnet werden, bevor der angerichtete Schaden bis auf den letzten Pfennig ersetzt worden sei. Es wurde dadurch nur Oel in die lodernden Flammen gegossen. Der englische Gouverneur Gage hatte gewähnt, die Bewohner von Salem, welchen die Schließung des Bostoner Hafens großen Gewinn in Aussicht stellte, würden sich um so fester der englischen Krone ergeben zeigen. Im Gegentheile erklärten sie sich jedes Gefühles für Recht und Billigkeit baar, falls sie aus der Lage Boston's Vortheil ziehen würden. Alle Provinzen nahmen sich der Stadt Boston auf's lebhafteste an. Die Bewohner von Marblehead boten ihr sogar ihren Hafen, ihre Werften und Waarenhäuser unentgeltlich an.

Am 4. September 1774 trat der von der Versammlung von Massachussetts berufene General-Congreß in Philadelphia zusammen. Alle Provinzen, mit alleiniger Ausnahme von Georgia, hatten dahin ihre Vertreter geschickt. Der Congreß wählte Peyton Randolph von Virginia zu seinem Präsidenten und beschloß, 1) einen Verein gegen die Einführung englischer Waaren zu gründen, 2) eine Adresse an das englische Volk und an die Bewohner des brittischen Amerika's zu richten und 3) eine loyale Petition bei dem Könige von England einzureichen. Auch beschlossen die Vertreter des Volkes in Philadelphia, im Bewußtsein, daß sie nur auf dem festen Grund und Boden reiner Menschenliebe und edlen Freiheitsgefühles ihren Kampf mit England durchführen könnten, sich in keinerlei Weise am Sklavenhandel zu betheiligen. Bevor der Congreß (am 6. Oktober 1774) auseinanderging, erklärte er noch, diese Vereinigung der Colonien beibehalten zu wollen, bis das englische Parlament die sie drückenden Gesetze und Anordnungen zurückgenommen hätte. Sämmtliche Colonien genehmigten die Beschlüsse des General-Congresses, obgleich es allerdings an einzelnen Anhängern der englischen Regierung nicht fehlte, welche bereit waren, die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes ihrer Friedensliebe, ihrem Besitzstande, oder ihrer Aemtersucht zum Opfer zu bringen. Die Diener des Königthums und der unterwürfigen Anhänger wurden Tories, die Freunde der Freiheit und die Vertheidiger der Rechte Amerika's Whigs genannt. Immer ernstlicher wurde der Streit. General

Gage ließ die militärischen Vorräthe des Volkes in Charlestown und Cambridge mit Beschlag belegen. Die Bürger von Massachussetts traten, trotz dem Verbote des Gouverneurs, zu einem Provinzial-Congreß zusammen, welcher zuerst in Salem, dann in Concord tagte. Der Congreß sandte Abgeordnete nach New-Hampshire, Rhode Island und Connecticut, um diese Nachbarn für die gemeinsame Sache zu begeistern. Alle Colonien waren von derselben kräftigen Gesinnung beseelt, welche sich namentlich in den Beschlüssen der Versammlungen von Pennsylvanien, Virginien und Maryland kund that.

Während in Amerika das Volk immer entschlossener auf der einmal betretenen Bahn der Freiheit voranging, trat das englische Parlament den Amerikanern immer feindlicher und gehässiger entgegen. Gegen Ende des Jahres 1774 erklärten beide Häuser des Parlaments in einer Adresse an den König: „schon lange hätten die Amerikaner gewünscht, unabhängig zu werden, sie warteten nur auf ihre wachsende Macht und die Gelegenheit, ihre Pläne auszuführen. Aber dieses zu verhindern und das Ungeheuer der Rebellion in seiner Geburt zu ersticken, sei die Aufgabe und Pflicht jedes Britten, und müsse um jeden Preis, auf jede Gefahr hin, geschehen."

Zugleich suchte das Parlament den Saamen der Zwietracht dadurch in den Colonien auszustreuen, daß es den Handel von New-York und den beiden Carolina's begünstigte, denjenigen der übrigen Provinzen bedrückte und diesen sogar das Recht versagte, an den Bänken von Neufundland zu fischen.

Die Gemüther erbitterten sich mehr und mehr, doch war noch kein Blut geflossen; der Kampf war zwar vorbereitet worden, allein er hatte noch nicht begonnen. Da schickte General Gage eine Abtheilung von 800 Mann unter dem Obersten Smith und Major Pitcairn von Boston aus, um die in Concord gesammelten Kriegsvorräthe zu zerstören. Als die Britten vor Lexington anlangten, fanden sie die Miliz des kleinen Ortes bereit, ihnen den Eintritt streitig zu machen. Der Kampf begann. Acht Amerikaner fielen, der Rest ihres Häufleins wurde zersprengt, allein wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Anfange des Krieges in der Umgegend. Es gelang den Engländern, bis Concord vorzudringen und die dortigen Vorräthe theils zu zerstören, theils hinweg zu nehmen. Doch auf ihrem Rückzuge wurden sie von allen Seiten so heftig angegriffen, daß sie große Verluste erlitten, und daß schwerlich ein Mann nach Boston wiedergekehrt wäre, falls Lord Percy ihnen nicht eine Verstärkung von 900 Mann zugeführt hätte. Durch alle Colonien erschallte der Ruf: „Zu den Waffen! Freiheit oder Tod!"

Die gesetzgebenden Versammlungen der verschiedenen Provinzen eröffneten ihre Sitzungen, ernannten kriegskundige Führer und beschlossen, Truppen auszuheben. Bald schon stand ein Heer von 20,000 Mann in der Nähe von Boston unter den Waffen. Die Festungen Ticonderoga und Crownspoint, welche die Seen George und Champlain beherrschen, wurden den Engländern abgenommen. In Philadelphia traten die Colonien Virginien, New-York, Massachussetts, New-Hampshire, New-Jersey, Connecticut, Maryland, Rhode Island, Delaware, Nord-Carolina, Süd-Carolina und Pennsylvanien durch Abgeordnete zusammen (10. Mai 1775). Kurz darauf schloß sich auch Georgia den vereinigten Colonien an.

Am 16. Juni griffen die Engländer von Boston aus die bei Bunkershill verschanzten Amerikaner an. Sie zwangen zwar die Letzteren zum Rückzuge, verloren aber im Kampfe mehr als doppelt so viele Leute, als die Amerikaner (1054 gegen 453 Mann).

Tags zuvor hatte der Congreß George Washington zum Oberbefehlshaber des Heeres der vereinigten Colonien ernannt.

Die Provinz Canada nahm an den Bewegungen der südlicher gelegenen Colonien keinen Theil. Mit Recht befürchteten diese einen Angriff der Engländer von Norden her. Um einem solchen zuvorzukommen, rückte der General Montgommery über den Champlain, Benedict Arnold über den Kennebeck gegen Canada, welches sie jedoch nach unsäglichen Leiden und nicht ohne schwere Verluste Ende Juni 1776 wieder räumen mußten.

Mittlerweile hatte der Krieg gegen England eine immer wachsende Ausdehnung erlangt. Amerikanische Caper belästigten den brittischen Handel in allen Theilen der Welt. Washington bedrängte die Engländer in Boston dermaßen, daß sie die Stadt räumten, in welche er, am 17. März 1776, an der Spitze seines Heeres einzog. Auch weiter im Süden begann der Kampf. Am 28. Juni griffen die Engländer Charleston an, wurden jedoch von der Besatzung des s. g. Palmetto-Forts, welches später den Namen seines tapfern Vertheidigers erhielt, unter Oberst Moultrie so nachdrücklich empfangen, daß sie sich am Abende desselben Tages zurückzogen.

Länger als ein Jahr hatte der Krieg gewüthet, und noch nannten sich die nordamerikanischen Provinzen Colonien Englands. Aller Orten suchte das englische Cabinet Truppen zu werben, um die „Rebellen" (dieses Lieblingswort aller Despoten!) zu Paaren zu treiben.

Doch die freien Männer Amerika's verzagten nicht. Sie hatten ihren Entschluß gefaßt ohne Uebereilung und führten ihn durch mit kühnem Muthe und unerschütterlicher Ausdauer.

§ 70. Die Unabhängigkeits-Erklärung der vereinigten Colonien.

Der Krieg hatte begonnen, doch die Bande, welche die Colonien mit England verknüpften, waren noch nicht gelöst. Eine zahlreiche Partei (die Tories) drang auf Versöhnung und war zu jedwedem Opfer bereit, welches der erzürnte König begehren möchte, um seine „rebellischen Unterthanen" wieder in Gnaden aufzunehmen. Die entschlossenen Freunde der Freiheit drangen aber seit dem Treffen von Lexington mit immer zunehmender Kraft auf Trennung von England. Der Bezirk Mecklenburg in Nord-Carolina hielt schon am 19. Mai 1775 in Charlotte eine Volksversammlung, in welcher folgende Beschlüsse gefaßt wurden:

„Wir die Bürger vom Bezirk Mecklenburg lösen hiermit die staatlichen Bande auf, welche uns mit unserm Mutterlande verknüpft haben, und lösen hiermit uns selbst ab von aller Treue gegen die brittische Krone, und schwören ab jede Staatsverbindung, Vereinigung oder Gesellschaft mit dem Volke, welches freventlich auf unsere Rechte und Freiheiten gestampft und unmenschlich das schuldlose Blut amerikanischer Vaterlandsfreunde bei Lexington vergossen hat.

„Wir erklären hierdurch uns selbst als ein freies und unabhängiges Volk, welches ist und von Rechtswegen sein muß eine selbstherrschende und sich selbst regierende Staatsgesellschaft, unter keiner aufsehenden Gewalt, als derjenigen Gottes und der allgemeinen Landesversammlung. Zur Aufrechthaltung dieser Unabhängigkeit verpfänden wir feierlich gegeneinander unser wechselseitiges Zusammenwirken, unser Leben und unsere heiligste Ehre."

In dem Bezirke Mecklenburg *) waren die Deutschen besonders zahlreich, und unter den Namen der siebenundzwanzig Abgeordneten, welche die obigen Beschlüsse unterzeichneten, lassen sich mehrere mit Sicherheit als deutsche erkennen. Die Beschlüsse wurden dem

*) S. Löher: Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. S. 160 ff.

Congreß zugesandt, doch dieser hielt es damals nicht für rathsam, sie öffentlich vorzulegen geschweige denn sie zum Gegenstande einer Verhandlung zu machen.

Nächst den Bewohnern des Bezirks von Mecklenburg erwarb sich Thomas Paine das größte Verdienst, das Volk der Vereinigten Staaten und den Congreß zur Lossagung von England und zur Gründung einer selbstständigen Staatsgesellschaft gedrängt zu haben. Um dem unsinnigen Vorurtheile, welches Viele aus dem Worte „Mutterland" ableiteten zu begegnen, führte Paine aus, daß nicht ein Drittheil der Einwohner der nordamerikanischen Colonien, selbst Pennsylvaniens, englischer Abkunft sei. Er verwarf daher die Redensart „Stamm- oder Mutterland" in ihrer Anwendung auf England als unrichtig, egoistisch, beschränkt und unedel. Er wies mit schlagenden Gründen nach, daß die Colonien von einer Versöhnung mit England keinen Vortheil, sondern nur Schaden haben könnten. „Unsere Pflicht", so fährt der begeisterte Schriftsteller fort, „gegen die Menschheit im Allgemeinen und gegen uns selbst gebietet uns, dieses Verhältniß aufzugeben; denn jede Unterwerfung unter Großbrittanien oder Abhängigkeit von demselben hat zur unmittelbaren Folge, diesen Continent in europäische Kriege und Streitigkeiten zu verwickeln; wir entzweien uns dadurch mit Nationen, die sonst unsere Freundschaft gesucht hätten, und gegen die wir weder Haß fühlen, noch Veranlassung zu Klagen haben. Da Europa unser Handelsmarkt ist, so sollten wir keine besondere Verbindung mit einem Theile desselben eingehen. Es liegt im wahren Interesse Amerika's, durch europäische Zänkereien gerade durch zu steuern, und das kann man nicht thun, so lange es durch seine Abhängigkeit von Großbrittannien als Gewicht in der Waagschale brittischer Politik dienen muß."

Die eifrigen Freunde der Versöhnung mit England faßte Thomas Paine unter folgenden Classen zusammen. „Sie sind", bemerkte er, „interessirte Menschen, denen nicht zu trauen ist, schwache Menschen, die nicht sehen können, Menschen voll von Vorurtheilen, die nicht sehen wollen, und endlich genußsüchtige, die besser von Europa denken, als es verdient." *)

Diese letztere Classe erklärte er mit Recht für gefährlicher, als die drei anderen zusammen.

Die begeisterten Schriften Thomas Paine's, welche er unter dem Titel „Der gesunde Menschenverstand" zusammenfaßte, und welche in ungezählten Tausenden von Exemplaren über die sämmtlichen Colonien ausgestreut wurden, verfehlten ihren Eindruck nicht.

Getrieben durch die Macht der Verhältnisse, welche Thomas Paine mit seltener Klarheit vorausgesehen, und gedrängt durch die öffentliche Meinung, auf welche dieser hohe Geist so mächtig eingewirkt hatte, entschloß sich endlich der Congreß, die Frage der Unabhängigkeits-Erklärung in ernstliche Erwägung zu ziehen. Am 7. Juni 1776 stellte Richard Henry Lee von Virginien den Antrag: „daß diese vereinigten Colonien freie und unabhängige Staaten seien und von Rechtswegen sein sollten, und daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem Staate Großbrittaniens gänzlich abgebrochen sei und sein solle." John Adams von Massachussetts unterstützte diesen Antrag. Derselbe wurde bis zum 10ten verhandelt und an diesem Tage an einen aus fünf Mitgliedern bestehenden Ausschuß verwiesen, welcher den Auftrag erhielt, eine demselben entsprechende Erklärung vorzubereiten. Am 28. Juni legte der Ausschuß dem Congreß die Unabhängigkeits-Erklärung vor, welche am 4. Juli 1776 die Stimmen sämmtlicher Colonien erhielt, der Welt mitgetheilt wurde, und seit dieser Zeit die Grundlage der Größe und der Macht der Vereinigten Staaten Nordamerika's bildet.

Dieselbe †) lautet wörtlich, wie folgt:

*) S. Thomas Paine's politische Werke. Bd. I.

†) Curtis: History of the Constitution of the United States.

Unabhängigkeits-Erklärung.

Wenn im Laufe der Begebenheiten ein Volk genöthigt wird, die politischen Bande aufzulösen, die es mit einem andern vereinten, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleiche Stellung einzunehmen, wozu es durch die Gesetze der Natur und deren Schöpfer berechtigt ist, so fordert die geziemende Achtung vor den Meinungen der Menschen, daß es die jene Trennung veranlassenden Ursachen öffentlich verkünde.

Wir halten folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürfend, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, daß zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören, daß, um diese Rechte zu sichern, unter den Menschen Regierungen eingesetzt seien, deren gerechte Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen, daß allemal, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend in diese Endzwecke eingreift, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen und deren Gewalten in der Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glücke am erforderlichsten scheint. Die Klugheit zwar gebietet, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter oder vorübergehender Ursache willen zu ändern, und demgemäß hat alle Erfahrung gezeigt, daß die Menschen geneigter sind, die Leiden zu ertragen, so lange sie zu ertragen sind, als sich durch Vernichtung der Formen, an welche sie sich einmal gewöhnt, selbst Recht zu verschaffen.

Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und unrechtmäßigen Eingriffen, welche unabänderlich immerdar den nämlichen Gegenstand verfolgen, die Absicht beweist, das Volk dem absoluten Despotismus zu unterwerfen, so hat dieses das Recht, so ist es seine Pflicht, eine solche Regierung umzustoßen und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit anzuordnen. Von der Art war auch das stille Dulden dieser Colonien, und von der Art ist nun die Nothwendigkeit, welche sie das frühere System der Regierung zu ändern zwingt. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von England ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und unrechtmäßigen Anmaßungen, alle die Errichtung einer unumschränkten Tyrannei über diese Staaten bezweckend. Zum Beweise dessen seien hiermit Thatsachen der unparteiischen Welt vorgelegt.

Er hat seine Genehmigung den heilsamsten und nothwendigsten Gesetzen für gemeine Wohlfahrt verweigert.

Er hat seinen Statthaltern verboten, Gesetze von unaufschiebbarer und dringender Wichtigkeit rechtskräftig zu machen, oder er hat ihre Wirkung suspendirt, bis seine Genehmigung dazu wäre erhalten worden, und die so aufgeschobenen hat er zu beachten gänzlich vernachlässigt.

Er hat verweigert, andere Gesetze zu zweckmäßiger Einrichtung ausgedehnter Staats-Distrikte zu genehmigen, es sei denn, daß dieses Volk sein Vertretungsrecht bei der Gesetzgebung aufgegeben haben würde—ein Recht, dem Volke unschätzbar, und furchtbar nur dem Tyrannen.

Er hat gesetzgebende Körper in ungewöhnliche, unbequeme und von den Bewahrungsörtern ihrer öffentlichen Urkunden entfernte Plätze zusammenberufen, und dies aus der alleinigen Absicht, sie durch Ermüdung zur Willfährigkeit gegen seine Maßregeln zu zwingen.

Er hat zu wiederholten Malen die Häuser der Repräsentanten aufgelöst, weil sie sich mit mannhafter Festigkeit seinen Eingriffen in die Volksrechte widersetzten.

Er hat nach solchen Auflösungen für eine geraume Zeit die Wahl anderer (Repräsentantenhäuser) zu veranstalten verweigert, wodurch die gesetzgebende Gewalt, die nicht

vernichtet werden kann, vollständig zum Volk, um sie auszuüben, zurückgekehrt ist, und mittlerweile der Staat allen Gefahren eines feindlichen Einfalls von Außen, und Erschütterungen im Innern ausgesetzt blieb.

Er hat sich Mühe gegeben, das Steigen der Bevölkerung dieses Staates zu verhindern, indem er zu dem Endzweck den Gesetzen für die Naturalisation Fremder Hindernisse in den Weg legte, andere Gesetze, zum Ermuntern der Einwanderungen hierher, zu erlassen verweigerte, und die Preisbedingungen zu neuem Ländererwerb steigerte.

Er hat die Richter von seinem Alleinwillen abhängig gemacht, in Hinsicht der Dauer ihrer Aemter und des Betrags und der Bezahlung ihrer Gehalte.

Er hat eine Menge neuer Aemter errichtet, Schwärme von Beamten hierher geschickt, um unser Volk zu belästigen und seinen Lebensunterhalt aufzuzehren.

Er hat mitten unter uns in Friedenszeiten stehende Heere ohne Zustimmung unserer gesetzgebenden Behörden gehalten.

Es war sein Bestreben, die Kriegsmacht unabhängig von der bürgerlichen Gewalt und erhaben über sie zu stellen.

Er hat sich mit anderen (Mächten) verbündet, uns einer, unserer Verfassung ganz fremden und von unseren Gesetzen nicht anerkannten Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, indem er seine Genehmigung ihren Ansprüchen angeblicher Gesetzgebung ertheilte, diese nämlich:

zur Einquartierung starker bewaffneter Truppencorps bei uns;

zur Beschützung derselben durch ein Scheingericht von der Strafe auf den Todtschlag, wenn sie ihn an den Bewohnern dieses Staates begeben würden;

zur Abschneidung unseres Handels mit allen Theilen der Welt;

zur Auflage von Abgaben auf uns, ohne unsere Zustimmung;

zur Beraubung der Wohlthat des Gerichtsverfahrens durch Geschworne in mancherlei Fällen;

zu unserer Transportirung über's Meer, um angeblicher Verbrechen wegen gerichtet zu werden;

zur Vernichtung des freien Systems der englischen Gesetze in einer benachbarten Provinz, indem er eine Willkür-Regierung in derselben einführte und ihre Gränzen erweiterte, um sie zu gleicher Zeit als Muster und als taugliches Werkzeug für die Einführung der nämlichen unumschränkten Herrschaft innerhalb dieser Colonien gebrauchen zu können;

zur Wegnahme unserer Freiheitsbriefe, Vernichtung unserer werthvollsten Gesetze und Veränderung unserer Regierungsformen von Grund aus;

zur Suspendirung unserer eigenen Gesetzgeber und zur Ermächtigung Jener, uns in allen und jeglichen Fällen Gesetze zu geben.

Er hat der Regierung hier entsagt, indem er uns außerhalb seines Schutzes erklärte und Krieg gegen uns führte.

Er hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt und Tod und Verderben über unser Volk gebracht.

Er hat, indem er gegenwärtig große Heere ausländischer Söldlinge überschifft, um das Werk des Todes, des Elends und der Tyrannei zu vollenden, bereits mit Handlungen von Treulosigkeit und Tyrannei begonnen, welche kaum ihres Gleichen in den barbarischen Zeitaltern haben und des Hauptes einer civilisirten Nation völlig unwürdig sind.

Er hat unsere auf hoher See gefangenen Mitbürger gezwungen, die Waffen gegen ihr eigenes Vaterland zu tragen, die Henker ihrer Freunde und Brüder zu werden, oder selbst durch deren Hände zu fallen.

Er hat unter uns innere Aufstände erregt und gegen die Bewohner unserer Gränzer jene grausamen Indianer aufgereizt, deren bekannte Kriegsweise ein rücksichtsloses Vertilgen jeden Alters, Geschlechts und Standes ist.

Bei jeglicher Stufe dieser Unterdrückung haben wir auf das allerunterthänigste um Abhülfe gebeten; unseren wiederholten Bitten wurde nur mit wiederholtem Unrecht geantwortet.

Ein Fürst, dessen Charakter durch eine jede Handlung so sehr einen Tyrannen bezeichnet, ist untauglich, eines freien Volkes Herrscher zu sein.

Wir haben es aber auch nicht an Aufforderungen an unsere brittischen Brüder fehlen lassen. Wir haben sie von Zeit zu Zeit vor dem Versuche gewarnt, durch ihre Gesetzgebung eine unerlaubte Rechtspflege über uns auszudehnen. Wir haben sie an die Umstände unserer Auswanderung und diesseitigen Niederlassung erinnert. Wir haben an ihre angeborne Gerechtigkeitsliebe und Hochherzigkeit appellirt und sie bei den Banden unserer gemeinsamen Abkunft beschworen, jener angemaßten Herrschaft zu entsagen. Aber sie waren auch taub gegen die Stimmen der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft. Daher müssen wir der Nothwendigkeit, welche unsere Trennung von ihnen erheischt, nachgeben und sie für das halten, wofür uns die übrige Menschheit gilt, — für Feinde im Krieg, für Freunde im Frieden.

Wir daher, die Volksrepräsentanten der Vereinigten Staaten von Amerika, versammelt im General-Congreß, und den höchsten Richter der Welt für die Reinheit unserer Absichten zum Zeugen anrufend, verkünden hiermit feierlichst und erklären im Namen und aus Machtvollkommenheit des guten Volks dieser Colonien, daß diese vereinten Colonien freie und unabhängige Staaten sind und es zu sein das Recht haben sollen, daß sie von allem Gehorsam gegen die brittische Krone los und ledig gesprochen sind, und daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem brittischen Reiche gänzlich aufgelöst ist und sein soll, daß sie als freie und unabhängige Staaten volle Gewalt haben, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben und alle andere Handlungen und Dinge zu verrichten, wozu unabhängige Staaten rechtlich befugt sind. Und zur Aufrechthaltung dieser Erklärung verbürgen wir uns, mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, wechselseitig mit unserm Leben, unserm Hab und Gut und unserer unverletzlichen Ehre.

§ 71. Ihr Kampf mit England (1776—1783).

Durch die Unabhängigkeits-Erklärung zerrissen die englischen Colonien nicht blos das Band, welches sie bis dahin mit England verknüpft hatte, sie nahmen zugleich auch eine Stelle unter den Großmächten der Erde ein. Es galt, mit den Waffen zu behaupten, was mit den Worten ausgesprochen worden war.

Mit überlegenen Streitkräften rückten die Engländer gegen New-York vor. Am 27. August griffen sie die Amerikaner auf Long Island an, fügten ihnen einen Verlust von 4000 Mann zu und zwangen dadurch Washington, in der Nacht des 28. sich von Brooklyn nach New-York zurückzuziehen. Zu schwach, diese größte Stadt der vereinigten Staaten zu vertheidigen, nahm er eine Stellung im Norden derselben auf den Höhen bei Harlem. Am 15. September besetzte der englische General Howe New-York, rückte von da gegen die unter Washington stehenden republikanischen Truppen vor und zwang den republikanischen Feldherrn, sein Heer über den Hudson nach New-Jersey zu führen. Doch auch dahin folgten ihm die Engländer nach. Washington suchte hinter dem Delaware

Schutz. Glücklicher Weise benützten die Engländer nicht den für sie günstigen Augenblick, in welchem die Muthlosigkeit und die geringe Zahl der amerikanischen Truppen ihnen einen entscheidenden Sieg leicht gemacht hätten. Thomas Paine rief durch seine begeisterten Schriften die schlummernde Thatkraft des amerikanischen Volkes, das Pflicht- und das Ehrgefühl der Milizen wach, Washington überfiel, nachdem er am 26. December dem wogenden Treibeis zum Trotz über den Delaware gesetzt hatte, die in Trenton liegenden Hessen, schlug sie, nahm etwa tausend derselben gefangen und kehrte siegreich über den Delaware zurück. Der hessische Oberst Rahl verlor im Kampfe das Leben. Von den Amerikanern waren nur zwei Leute erschossen worden, und zwei erfroren. Dieser Sieg verbreitete unbeschreiblichen Jubel durch die ganze Union und flößte dem Heere neues Vertrauen ein.

Washington wagte es jetzt wieder, dem Feinde die Stirne zu bieten. Er rückte mit seinem ganzen Heere über den Delaware, lieferte den Engländern ein glückliches Treffen bei Princeton und besetzte ganz New-Jersey, mit alleiniger Ausnahme von New-Brunswick und Amboy, in welchen festen Plätzen sich die Engländer behaupteten (Januar 1777).

Mittlerweile hatte der Unabhängigkeitskampf der Amerikaner ganz Europa in Bewegung gesetzt. Als erster Bote der Sympathien der alten Welt erschien der Marquis von Lafayette in Amerika und nahm, als General-Major, Theil an dem Kampfe wider England.

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg zeichnet sich nicht sowohl durch die großartigen Schlachten, welche im Laufe desselben geschlagen, als durch einzelne kühne Thaten und die Beharrlichkeit aus, welche die Amerikaner den überlegenen Streitkräften der Engländer entgegensetzten. Die Heere, welche von beiden streitenden Theilen in's Feld geschickt wurden, waren, im Verhältnisse zu den Truppenmassen, die sich in europäischen Kriegen gegenüber zu stehen pflegten, nicht zahlreich; sie waren zudem über weite Flächen vertheilt und kämpften nicht blos zu Lande, sondern auch zur See in weiten Fernen.

Unter den kühnen Thaten der Amerikaner zeichnete sich insbesondere diejenige des Obersten Barton aus, welcher in der Nacht des 10. Juli 1777 mit vierzig Männern von Warwick den englischen General Prescott aus der Mitte seiner Truppen, im Quartier von Rhode Island aushob und gefangen mit sich nahm.

Mit einem Heere von mehr als 7000 europäischen Truppen und mehreren Tausend Canadiern und Indianern rückte der englische General Bourgoyne von Canada gegen New-York vor. Geschwächt durch einen langwierigen und mühsamen Marsch, während dessen ihm die feindliche Gesinnung der Bevölkerung aller Orten hemmend in den Weg trat, entmuthigt durch die ihm verderblichen Treffen von Bennington und Stillwater und mehrere kleinere Scharmützel, und im Stiche gelassen von den in New-York versammelten englischen Truppen, sah sich der englische General gezwungen, am 17. October 1777 zu capituliren. Sein ganzes Heer, welches damals noch aus 5752 Mann bestand, mußte die Waffen strecken. Fünfunddreißig Kanonen und fünftausend Musketen fielen in die Hände der Sieger.

Doch bevor Bourgoyne in der Nähe von Saratoga diese schwere Niederlage erlitten hatte, waren die Engländer am 26. September in Philadelphia eingezogen. Washington mußte sich nach Valley-Forge, zwanzig englische Meilen oberhalb der Stadt, zurückziehen, woselbst er mit seinem Heere einen Winter unter den furchtbarsten Entbehrungen zubrachte. Gemeine Spekulanten, welche unbekümmert um die Leiden der Krieger nur daran dachten, Vortheile für sich zu gewinnen, und Ränkeschmiede, welche nur nach den Ehren eines Oberbefehlshabers lüstern waren, aber nicht die Pflichten eines solchen zu erfüllen verstanden, erschwerten dem hochherzigen Feldherrn seine an und für sich schon schwierige und ge-

fahrvolle Lage noch mehr. Doch Washington stand zu hoch in der Gunst des Volkes. Als dieses von den Umtrieben der Generale Gates, Mifflin und Conway, welche den verehrten Feldherrn stürzen wollten, Kenntniß erhielt, erhob sich ein solcher Sturm des Unwillens, daß der Congreß nicht mehr wagte, den Stimmen dieser Ehrgeizigen Gehör zu schenken.

Zu Lande hatten sich seit Anbeginn des Krieges Siege und Niederlagen auf beiden Seiten ziemlich gleichmäßig vertheilt. Zur See hatten dagegen die Amerikaner große Vortheile errungen. Seit 1776 hatten sie den Engländern 500 Fahrzeuge, zum Theil mit reichen Ladungen, abgenommen. England mußte unermeßliche Opfer bringen, um seinem Handel nur einigen Schutz zu gewähren, und konnte doch schweren Verlusten nicht ausweichen.

Das französische Cabinet schöpfte aus dem kräftigen Widerstande, welchen die Amerikaner den Engländern leisteten, die Hoffnung, das Uebergewicht dieses Nachbarvolkes zur See zu brechen, und schloß, nachdem es zuvor nur heimlich den Amerikanern einige Hülfe hatte zugehen lassen, am 6. Februar 1778 einen Bund mit denselben und erkannte zugleich deren Unabhängigkeit an. Bald brach offener Krieg zwischen den beiden Mächten im Süden und im Norden des Canales aus. Die Engländer, welche jetzt nicht blos mit den Amerikanern, sondern auch mit einer der Großmächte Europa's zu kämpfen hatten, mußten Philadelphia (5. Juni 1778) räumen, um nicht von der französischen Flotte, welche daselbst erwartet wurde, eingeschlossen zu werden.

Die Unternehmung, welche Washington gegen die unter General Pigot in Rhode-Island stehenden Engländer in Verbindung mit der französischen Flotte eingeleitet, hatte zwar nicht den gewünschten Erfolg, allein im Bewußtsein des Bundes mit Frankreich setzte sich die Zuversicht auf den endlichen Sieg der Sache der Freiheit in den Herzen der Amerikaner immer fester. Der Kampf wüthete noch Jahre lang fort. Die Engländer eroberten (December 1778) Savannah, wurden jedoch im folgenden Jahre (1779) von Port Royal und Charleston zurückgeschlagen.

Kriegsthaten von entscheidender Bedeutung fielen im Laufe des Jahres 1778 nicht vor. Vergebens suchten Franzosen und Amerikaner vereinigt, den Engländern Savannah abzunehmen. Sie mußten (18. October) die Belagerung des Platzes aufgeben, nachdem sie vor demselben viele tapfere Männer, namentlich den wackern Polen-General Pulasky verloren hatten. Bedroht von der französischen Flotte, räumte dagegen der englische General Clinton Rhode Island, welches sich dann ohne weitere Beschwerden der Union anschließen konnte.

Kurz darauf, noch vor Ende des Jahres, focht Paul Jones unweit der englischen Küste, jene Seeschlacht, durch welche er sich unvergängliche Lorbeern erwarb und zugleich den Grund zu dem Tempel des Ruhmes der Seemacht der Vereinigten Staaten legte. Er ging aus dem Kampfe mit den englischen Fregatten „Serapis" und „Gräfin Scarborough" nach einem der furchtbarsten Gefechte, welche jemals zwischen zwei kleinen Flotillen geliefert wurden, siegreich hervor.

Länger als vier Jahre hatte der Krieg gegen England gedauert, als auch die Seemächte zweiten Ranges auf den Gedanken kamen, die Gelegenheit zu benutzen, sich an England für früher erlittene Niederlagen zu rächen, oder doch es zu zwingen, die früher von ihm mit Füßen getretenen Rechte der Neutralen anzuerkennen.

Spanien erklärte England den Krieg, und Rußland gründete die wesentlich gegen Albion gerichtete s. g. bewaffnete Neutralität. In dem betreffenden Vertrage, welchen zuerst Rußland, Schweden und Dänemark unterzeichneten, und dem später Frankreich, Spanien und die Niederlande beitraten, erklärten die genannten Mächte, neutrale Fahrzeuge sollten, selbst in kriegführenden Ländern, von einem Hafen zum andern frei verkehren dürfen,

auch sollten die Waaren an Bord neutraler Fahrzeuge von jedem politischen Einflusse unberührt bleiben.

Zum Schutze dieser seerechtlichen Bestimmung und des Handels der Neutralen rüsteten alle diese Staaten Flotten aus, welche in ihrer Vereinigung nicht zu verachten waren.

England hätte durch die feindliche Stellung, welche der größere Theil Europa's ihm gegenüber einnahm, zu der Ueberzeugung gedrängt werden sollen, daß es an der Zeit sei, Frieden zu schließen. Allein die Aristokraten, welche dort herrschten, und die Lasten des Krieges von sich ab und auf die Masse des arbeitenden Volkes zu wälzen wußten, hörten nicht auf die Stimme der Vernunft, oder auch nur der Staatsklugheit. Sie setzten den Krieg mit immer erneuten Flotten und Heeren fort. Es gelang ihnen, nach einer Belagerung, welche vom 1. April bis zum 12. Mai 1780 dauerte, die Stadt Charleston zu erobern, mit welcher ihnen sieben Generale, 10 Regimenter und 3 Bataillone, 400 Geschütze und 4 Fregatten in die Hände fielen. Ganz Süd-Carolina unterwarf sich dem Feinde. Doch als dieser verlangte, die Caroliner sollten die Waffen gegen ihre Brüder der Vereinigten Staaten ergreifen, brach der Kampf von Neuem aus. Die Caroliner hätten dem Frieden wohl das Opfer ihrer Unabhängigkeit gebracht, für die Engländer und gegen die Amerikaner wollte aber nur eine Minderzahl kämpfen.

Die Vereinigten Staaten hatten, im Vertrauen auf die Hülfe der Franzosen, während der letzten Jahre den Krieg zu schlaff geführt. Sie überzeugten sich bald, daß sie nur durch heldenmüthige Kraftanstrengung ihre Freiheit gewinnen und sicher stellen könnten.

Lafayette war nach Frankreich geeilt und hatte dort bewirkt, daß den Amerikanern Hülfe an Land-Truppen und Schiffen gesandt wurde, welche in Verbindung mit dem unter Washington stehenden Heere den in New-York befehligenden englischen General Clinton unausgesetzt beschäftigte.

Mittlerweile hatte sich in beiden Carolina's ein furchtbarer Guerillakrieg entzündet, in welchem sich die Obersten Sumpter und Marion besonders hervorthaten. Am 10. August verlor aber der den Carolinern zu Hülfe gesandte General Gates, welcher sich dem Rathe des erfahrenen deutschen Generals Kalb zuwider, unvorsichtiger Weise in einen Kampf einließ, die Schlacht bei Camden. Kalb fiel von unzähligen Wunden durchbohrt an der Spitze seiner Getreuen, während Gates mit seinen Milizen entfloh.

Trotz mancher Siege blieben die Engländer aller Orten auf die von ihnen militärisch besetzten Orte beschränkt. Was sie durch Waffengewalt kaum mehr zu erobern hofften, gedachten sie durch Verrath zu gewinnen. Mehrere wackere Männer, unter ihnen der General Reed, hatten die ihnen gemachten glänzenden Anerbietungen mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Doch Benedikt Arnold, der sich im Anfange des Krieges durch Tapferkeit einen großen Namen gemacht hatte, suchte diejenigen Summen, welche er nicht mehr wie früher, im amerikanischen Dienste erwerben konnte, aus dem englischen Staatsschatze zu ziehen. Er bot dem Generale Clinton seine Dienste an und versprach, demselben die Festung Westpoint zu verschaffen. Glücklicherweise wurde der Major André, welcher von Clinton abgesandt worden war, um den Handel abzuschließen, nachdem er alles mit Arnold verabredet hatte, gefangen genommen. Der Verrath wurde entdeckt. Arnold entkam und trat mit dem Range eines Brigadegenerals in das englische Heer. Major André aber büßte mit dem Strange den blinden Gehorsam, den er in einer so schmutzigen Sache seinen Vorgesetzten geleistet hatte. (2. Oktober 1780.)

Ein Versuch, welchen die Engländer kurz darauf (Januar 1781) machten, die pennsylvanischen Truppen, welche sich empört, weil sie am Nöthigsten Mangel gelitten und

ihre Zeit ausgedient hatten, für sich zu gewinnen, scheiterte gleichfalls. Die erbitterten Krieger ließen sich durch einige Zugeständnisse besänftigen und lieferten die drei Sendlinge Clinton's aus, welche sofort gehängt wurden.

Der letzte entscheidende Kampf wurde vor Yorktown geführt. Washington hatte den englischen General Clinton durch kluge Märsche und strenge Geheimhaltung seiner wirklichen Absichten getäuscht. Er erschien unerwartet plötzlich vor Yorktown, welches Lord Cornwallis mit einem zahlreichen Heere besetzt hielt und zwang denselben nach einer Belagerung, welche nur vom 6. bis 17. Oktober 1781 gedauert hatte, sich mit einem Heere von 7000 Mann zu ergeben.

Nach dieser Niederlage gaben die Engländer den Gedanken auf, die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, von denen sie nur noch die Städte New-York, Savanna und Charleston inne hatten, wieder zu unterwerfen. Am 20. Januar 1783 wurden die vorläufigen Friedens-Artikel zu Versailles unterzeichnet. Der definitive Friedens-Vertrag wurde jedoch erst am 3. September abgeschlossen, nachdem England sich auch mit Frankreich verständigt hatte.

So endigte der amerikanische Unabhängigkeits-Krieg zur Freude der ganzen gebildeten und nach Freiheit ringenden Welt, selbst eines Theiles der Engländer, welche erkannten, daß Nationalstolz nicht das höchste Ziel menschlichen Strebens sei.

Der Freiheitskampf der Jahre 1775 — 1783 gehört unstreitig zu den großartigsten Erschütterungen im Völkerleben. Hochherzige Charaktere, wie deren die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat, tauchten auf, Thaten entschlossener Tapferkeit und ausdauernder Aufopferung gingen Hand in Hand mit kluger Berechnung und scharfsichtiger Combination. Der Hauch der Freiheit, welcher nur gesäuselt hatte, erhob sich gleich einem mächtigen Sturme von den Grenzen Canada's, bis jenseits der Ufer des Savannah. Doch wie bei allen irdischen Kämpfen, fehlte dem Lichte die Schattenseite nicht. Die Freunde Englands und der alten Unterwürfigkeit und die Feinde jeder Störung des Alltagslebens, die Tories, hatten theils offen, theils insgeheim die edlen Bestrebungen der Freiheitsmänner bekämpft und selbst im Schooße dieser war mehr als eine giftige Schlange umher geschlichen. Inmitten der höchsten Freiheitsbegeisterung hatte nicht immer die bessere Richtung die Oberhand behalten. Nicht selten hatte der redliche Mann dem Schurken, der hochherzige Freund der Wahrheit dem Lügner, der geradsinnige Krieger dem Intriguanten weichen müssen. Thomas Paine, unstreitig der größte Geist, welchen der amerikanische Freiheitskrieg aus dem Dunkel der Nacht emporhob, hatte schmerzlich die Gewalt, welche damals schon Betrug und Corruption im Schooße des Congresses besaßen, empfunden.

Robert Morris, der hochherzige Finanzminister der Vereinigten Staaten, die Generäle Schuyler, Steuben und viele andere, hatten bittere Zurücksetzungen ertragen müssen und der Verräther Arnold war augenscheinlich nur durch wiederholt erlittene bittere Kränkungen zum Aeußersten getrieben worden. Neben Thaten heldenmüthiger Selbstaufopferung, kam auch manche feige Flucht, neben ausdauernder Freiheitsliebe, Wankelmuth und Schwäche zu Tage. Viele, welche anfangs in Worten sehr groß gewesen waren, zeigten sich im Augenblicke der Gefahr sehr klein. Jene Männer aber, welche ausharrten im Kampfe und der Sache der Freiheit treu blieben in allen Wechselfällen des Krieges, wird die dankbare Nachwelt stets zu den größten Wohlthätern der Menschheit zählen.

§ 72. Die Helden des Unabhängigkeits-Krieges.

In dem kurzen Ueberblicke der amerikanischen Geschichte, welchen wir in den vorhergehenden Seiten gaben, vermochten wir den vielen großen Männern, welche theils durch das Schwert, theils durch Wort und Schrift, durch guten Rath, oder mächtige Anregung

wesentlich zur Gründung der Republik beitrugen, nicht, die ihnen gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir widmen daher einen eigenen Paragraphen den Helden des Unabhängigkeits-Krieges und einen zweiten den Männern, welche durch ihre staatsmännische Thätigkeit den Grund zu der freien Verfassung Amerika's legten.

Unter den Männern des Schwertes, nimmt Georg Washington unstreitig, *) die erste Stelle ein. Zwar haben wir seiner im Laufe der Geschichte wiederholt Erwähnung gethan, da er das Schild und der Speer Amerika's im Freiheitskampfe war. Doch bleiben manche Einzelheiten nachzuholen, welche inniger mit der Person Georg Washington's, als mit den Wechselfällen des Kampfes zusammenhängen und bedeutungsvoll genug sind, hier eine Stelle zu finden.

Georg Washington ist einer jener seltenen Charaktere, dessen Glanz immer strahlender wird, je mehr Licht neuere Mittheilungen über denselben verbreiten und je weiter wir uns in der Zeit von ihm entfernen. Er war am 22. Februar 1732 in der Grafschaft West-Moreland in Virginien geboren. Bevor er im Alter von 43 Jahren zum Ober-Befehlshaber des amerikanischen Heeres ernannt worden war, hatte er sich in dem Kampfe zwischen England und Frankreich, welcher zur Zeit des siebenjährigen Krieges auch im Westen des atlantischen Meeres wüthete, hervorgethan. Seiner Umsicht und seiner Tapferkeit hatten es die Engländer zu verdanken, daß die durch ihren Befehlshaber Braddock herbeigeführte Niederlage nicht mit der vollständigen Vernichtung jener Heeres-Abtheilung endigte (1756). Das Repräsentantenhaus von Virginien sprach ihm damals schon für seine ausgezeichneten militärischen Dienste den Dank des Landes aus.

Als das englische Cabinet die Stempel-Akte durchführen wollte, erklärte Georg Washington unverholen, daß kein Mensch Bedenken tragen, oder einen Augenblick zögern sollte, um zur Vertheidigung der Freiheit die Waffen zu ergreifen. In diesem Sinne sprach er sich namentlich mit ruhiger Entschlossenheit als Delegat im ersten Congresse aus. Seine Freiheitsliebe nicht minder, als sein militärisches Talent bestimmte den zweiten Congreß, ihm nach dem Treffen bei Lexington einstimmig die Oberbefehlshaber-Stelle zu übertragen.

Nachdem Georg Washington durch seine Ausdauer, seine unermüdliche Thätigkeit und die Reinheit seines Charakters die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten fest zu stellen wesentlich beigetragen hatte, kam der bedeutungsvolle Augenblick, welchen vor ihm Cromwell, nach ihm Napoleon ergriffen, um auf den Trümmern der Volks-Freiheit ihre eigene Herrschaft zu gründen. Es war im Monat Mai 1782, daß die Unzufriedenheit des Heeres mit dem Congresse ihren Höhepunkt erreichte. Officiere und Gemeine, deren Sold-Rückstände hoch angewachsen waren, hatten mit bitterer Noth zu kämpfen. Die Officiere befürchteten, daß das Heer bald entlassen werde, und daß sie dann nicht blos ihre Stellen, sondern auch alle Aussicht verlieren würden, ihre Rückstände ausbezahlt zu erhalten. Die Soldaten murrten über den Congreß, welcher ihren Bedürfnissen keine Rechnung trug und waren daher bereit, jede Maßregel gut zu heißen, welche ihnen von ihren Officieren zugeflüstert wurde und ihnen Aussicht auf bessere Zeiten und namentlich auf die Bezahlung des rückständigen Soldes gewährte. Die Officiere traten zusammen und beschlossen, ihrem Oberbefehlshaber Georg Washington die Krone anzubieten. Sie erwählten aus ihrer Mitte einen Obersten, welcher im Namen des Heeres schriftlich diesen Antrag an Washington richtete. Die Schlußstelle des betreffenden Aktenstückes lautet wörtlich wie folgt: „Ist aber alles übrige beseitigt, so werden sich gewiß überzeugende Gründe anführen lassen und der Benennung König nichts mehr im Wege stehen, woraus nach meiner Meinung bedeutende Vortheile erwachsen."

*) Headley Washington and his generals.

Washington erwiederte: „Mit Staunen und Bestürzung habe ich das, was Sie mir übersandten, aufmerksam gelesen. Seien Sie versichert, daß kein Vorfall im ganzen Kriege mir so großen Schmerz verursacht hat, als die Mittheilung, welche Sie mir machten, und aus der ich sehe, daß in dem Heere Gesinnungen gehegt werden, die meinen Abscheu erregen und meine strengste Zurechtweisung verdienen."

Der Brief schließt mit den Worten:

„Ich beschwöre Sie deshalb, wofern Sie noch Liebe zu Ihrem Vaterlande haben, Ihnen Ihr eigenes und das Glück Ihrer Nachkommen am Herzen liegt, und wenn Sie noch die geringste Achtung für mich hegen, so verbannen Sie diese Gedanken aus Ihrer Seele und äußern Sie nie gegen irgend Jemand, weder aus eigenem Antriebe, noch im Auftrage von Anderen dergleichen Gesinnungen." Dieser Brief macht dem siegreichen Feldherrn mehr Ehre, als alle Schlachten, die er gewonnen. Er beweist, daß Washington nicht, wie so viele Feldherrn und Staatsmänner vor und nach ihm die Partei der Freiheit ergriff, weil er hoffte, durch sie emporgehoben zu werden, sondern weil er die Freiheit liebte.

Mögen immerhin die Zweifler und Splitterrichter sich bemühen, Fehler in dem Charakter des großen Mannes zu entdecken. Die Geschichte weist keinen reineren Namen auf, als denjenigen Georg Washingtons. Daß er, inmitten eines Sklavenstaates wohnend, Sklaven hielt, ist allerdings zu bedauern. Er stand in dieser Beziehung auf demselben Standpunkte, wie alle übrigen amerikanischen reichen Grundbesitzer seiner Zeit, nicht blos des Südens, sondern auch des Nordens. Sehr wenige besaßen aber die Großmuth, denselben in einem Testamente die Freiheit zu hinterlassen, wie Washington. Sehr wenige bewiesen durch die That, gleich ihm, das Wort, daß Niemand sehnlicher als er, die Abschaffung der Sklaverei wünschte. Wenn alle Sklavenhalter nach seinem Beispiele gehandelt hätten, so wäre die Sklaverei längst durch die freiwillige Verfügung der Besitzer, wenn alle seine politischen Ansichten über Sklaverei getheilt hätten, so wäre sie durch die Gesetzgebung abgeschafft worden. Bei seinen Lebzeiten und vor dem Tode seiner Gattin konnte Washington aus dem Grunde seine Sklaven nicht frei geben, weil dieselben mit denjenigen seiner Frau durch die Bande der Familie vereinigt waren, und Frau Washington die ihrigen nicht frei geben wollte.

Georg Washington hielt fest an der Idee der Freiheit und der republikanischen Staatsform, ungeachtet der bitteren Erfahrungen seines Lebens. Er verlor den Glauben an die Menschheit nicht und gründete auf diesen seine Menschenliebe und seine Zuversicht auf eine großartige Entwickelung seines Volkes, während andere Feldherren, welche eine ähnliche Stellung, wie er, inne hatten, mit dem Glauben an die Menschheit auch alles Rechts- und Freiheitsgefühl abstreiften.

Von den vielen Helden, welche mit Georg Washington für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten kämpften, können wir natürlich nur eine kleine Zahl hier erwähnen. I s r a e l P u t n a m war zu Salem im Januar 1718 geboren, und gelangte im Jahre 1757, während des englisch-französischen Krieges, zum Majors-Range, ungeachtet er weder eine militärische noch eine wissenschaftliche Bildung genossen hatte. Beim Ausbruche der Streitigkeiten mit den nordamerikanischen Provinzen, fragte ihn der Gouverneur Fitch, was er thun sollte, falls ihm das Stempelpapier geschickt würde. „Sperren Sie es ein", sagte Putnam, „und geben Sie uns den Schlüssel! wir wollen dafür Sorge tragen. „Aber wenn ich Ihnen dies Zugeständniß nicht machen sollte?" fragte Fitch weiter. „Dann wird Ihr Haus in fünf Minuten in Staub und Asche liegen", entgegnete Putnam. In ähnlichem Sinne sprach er zu den brittischen Offizieren in Boston, als diese ihn fragten, ob er nicht denke, fünf tausend Veteranen könnten durch die ganze

Länge des Continents marschiren? „Ja", sagte er, „wenn sie sich gut betrügen und bezahlten, was sie nähmen! aber wenn sie es in feindlicher Weise versuchten, würden die amerikanischen Frauen ihnen mit ihren Kochlöffeln die Köpfe einschlagen". Im Geiste dieser Worte handelte er, als er die Nachricht von den Treffen bei Lexington und Concord erhielt. Er warf sich auf sein schnellstes Pferd, berief einen Kriegsrath zu Cambridge und stimmte für einen Kampf auf Tod und Leben. Dann eilte er in die gesetzgebende Versammlung von Connecticut und hauchte dieser sein kriegerisches Feuer ein. Mit dem Patente eines Brigade-Generals in der Tasche, reiste er zum Heere, welches sich rings um Boston versammelte. Er trat thatsächlich an die Spitze und leitete im Vereine mit Prescott die Schlacht bei Bunker-Hill, in welcher er sich durch furchtlose Entschlossenheit hervorthat. Er verblieb bei dem Heere in der Nähe von Boston bis zum Frühlinge des Jahres 1776 und kämpfte auf Long-Island, woselbst er sich übrigens nicht als weitsehender Feldherr erwies. Bei dem Rückzuge aus New-York rettete er durch seine Entschlossenheit den Nachtrab, den er führte, und welcher in der größten Gefahr war von den Engländern abgeschnitten zu werden. Von der Zeit an, da der Krieg mit einer gewissen Kunst geführt wurde, konnte Putnam, der nur ein Haudegen war, nichts erhebliches mehr leisten. Schon im Jahre 1779 wurde er vom Schlage gerührt und mußte sich daher von dieser Zeit an vom Kriege zurückziehen, obgleich er erst im Jahre 1790 starb.

Die hohe Bedeutung des amerikanischen Freiheitskrieges für die gesammte Menschheit erhellt insbesondere aus der Thatsache, daß die edelsten Söhne fast aller Nationen der Erde an demselben einen hervorragenden Theil nahmen. Nicht blos für die Freiheit der englischen Colonien, nein, für die Freiheit der gesammten Menschheit wurde von 1775 bis 1783 gestritten. Washington, Putnam, Arnold, Stark, Schuyler, Wayne, Greene, Moultrie, Knox, Sumpter, Marion und andere waren geborene Amerikaner. Montgommery war ein Irländer, Gates und Lee waren Engländer, Steuben und Kalb waren Deutsche, Lafayette war ein Franzose, Paul Jones und St. Clair. waren Schottländer, Pulasky und Cosciusco waren Polen von Geburt. Viele der in Amerika geborenen Helden stammten von Eltern, welche kurz vor der Geburt dieser Söhne erst nach Amerika ausgewandert waren. Unter den in Irland geborenen Helden des amerikanischen Freiheitskrieges nimmt Richard Montgommery die erste Stelle ein. Er war einer der ersten unter den vom Congresse ernannten Brigade-Generalen. Er führte jenen kühnen Zug nach Canada, welcher, obgleich derselbe unglücklich endigte, doch viel dazu beitrug, die Waffenehre der Amerikaner fest zu begründen. Montgommery eroberte Montreal und einen großen Theil der ganzen Provinz Canada (1775). Leider endigte seine Laufbahn schon frühzeitig bei dem Sturme von Quebec (31. Dezember 1775).

Unter allen Feldherren des Unabhängigkeits-Krieges that sich wohl keiner durch ungestüme Tapferkeit und die Gabe, die Truppen in der Schlacht mit sich fortzureißen mehr hervor, als Benedikt Arnold.

Schon in den ersten Tagen des Kampfes zeichnete er sich durch die Entschiedenheit mit welcher er den Engländern entgegen trat, aus. Er stellte sich an die Spitze einer Schaar von sechzig Mann, zwang durch seine energische Haltung die wankende Gemeindebehörde von New-Haven, ihm die erforderliche Munition zu verabfolgen, eilte mit seinem Häuflein in's Hauptquartier zu Cambridge und rückte von da weiter gegen Ticonderoga, welche Feste er in Verbindung mit Ethen Allan einnahm. Von da segelte er den See hinab, eroberte das Fort St. John und bemächtigte sich einer brittischen Schaluppe und mehrerer Schiffe. Schon damals gerieth er in gehässige Streitigkeiten mit mehreren Offizieren, die er durch sein hochfahrendes Wesen gegen sich erbitterte. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich durch seinen Zug nach Canada, auf welchem er eine Ausdauer und Todes-

verachtung an den Tag legte, welche ihm die Bewunderung seiner Truppen und der ganzen Welt sicherte. Nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten langte Arnold in Canada an, vereinigte sich dort mit Montgommery und machte, nachdem der Sturm auf Quebec mißlungen und er dabei schwer im Beine verwundet worden war, einen meisterhaften Rückzug auf St. John, lieferte den Engländern bei der Insel Valcour ein blutiges Treffen und erwies sich dabei von neuem als ein kühner, umsichtiger und tapferer Feldherr. Ungeachtet aller Heldenthaten, welche er im Dienste der Freiheit vollzogen, überging ihn der Congreß, als dieser im Winter des Jahres 1777 fünf neue General-Majore ernannte, welche alle im Dienste jünger waren, als er. Arnold wurde über diese Zurücksetzung wüthend. Washington erkannte das ihm zugefügte Unrecht, bat ihn schriftlich, keinen raschen Schritt zu thun, und versicherte ihn, daß ein Irrthum stattgefunden haben müsse, welcher berichtigt werden würde. Ungeachtet der erlittenen Kränkung stellte sich Arnold an die Spitze einer Abtheilung von fünfhundert Milizen und kämpfte gegen zweitausend englische Veteranen in der Nähe von Danbury in Connecticut, fügte denselben großen Schaden zu und setzte sich dem feindlichen Feuer mit solcher Todesverachtung aus, daß seine Begleiter ihn mehr als einmal verloren glaubten. Jetzt ernannte ihn zwar der Congreß zum General-Major, allein die fünf früher ernannten behielten den Rang über ihm, was er und mit ihm Washington, als eine neue Zurücksetzung betrachtete. Dessenungeachtet legte er, dem Wunsche des Oberfeldherrn gemäß, seine Stelle nicht nieder. Er rettete durch eine Kriegslist das von Britten und Indianern schwer bedrohte Fort Schuyler, befehligte in der Schlacht von Saratoga, am 19. September 1778, den linken Flügel, welcher allein zum Treffen kam, und errang sich in diesem Kampfe neue Lorbeeren. Gates war niedrig genug, in seinem Berichte an den Congreß Arnold's gar nicht zu erwähnen, dieser überwarf sich deshalb mit seinem Vorgesetzten, welcher sich an ihm rächte, indem er ihm seine Division entzog und sie dem Generale Lincoln übertrug. Am Tage der Schlacht vom 7. Oktober war Arnold daher thatsächlich ohne Commando. Dessenungeachtet war er der eigentliche Held dieses Tages. Während General Gates ruhig in seinem Zelte saß und von dort aus seine Befehle absandte, stürzte sich Arnold mitten in den Feind, wo die Gefahr am größten war. Die Truppen folgten dem Worte und dem Beispiele des kühnen Führers. So trieb Arnold die Engländer in ihr Lager zurück und griff sie selbst in diesem an. Hätte die Nacht dem Kampfe nicht ein Ende bereitet und ein Sturz mit dem Pferde das früher verwundete Bein Arnold's nicht gebrochen, so würden an jenem Tage schon die Engländer gezwungen worden sein, sich zu ergeben. Arnold theilte die Mühen und Strapazen des Heeres in Valley Forge, wurde nach der Räumung von Philadelphia zum Commandanten dieser Stadt ernannt, gerieth aber auch da in Mißhelligkeiten, welche ihn mehr und mehr gegen den Congreß erbitterten. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, welches, ungeachtet die gegen ihn gerichtete Anklage augenscheinlich grundlos war, erklärte, er habe unklug und unweise gehandelt, (Januar 1780) durch den Oberbefehlshaber einen Verweis zu erhalten.

Diese letzte Ungerechtigkeit brachte das Maß der Geduld Arnold's zum Ueberlaufen. Der Gedanke des Verrathes stieg in seinem Innern auf. Er setzte sich mit den Engländern in geheime Verbindungen und versprach, dem Generale Clinton, für den Generals-Rang in der brittischen Armee und eine gewisse Summe Geldes Westpoint zu übergeben. Wäre der von dem englischen Generale an Arnold abgesandte Major André, nachdem dieser den Handel vollständig abgeschlossen hatte, nicht gefangen genommen worden, so hätte der Verräther seine Schandthat ausgeführt. Der Plan mißlang. Arnold entfloh, trat in englische Dienste und war von dieser Zeit an, der erbittertste Feind seines Vaterlandes. Er lebte übrigens lange genug (bis zum Jahre 1801) um zu erkennen, wie

thöricht er gehandelt habe, indem er der aufgehenden Sonne den Rücken kehrte, um den verrätherischen Bund mit der niedergehenden zu schließen.

Einen höchst anziehenden Gegensatz zu Benedikt Arnold bildete Philipp Schuyler, welcher gleich ausgezeichnet als Staatsmann und als Feldherr war, und dessen ungeachtet von dem Congresse die unwürdigste Zurücksetzung erlitt. Schon im Jahre 1764 trat er als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung des Staates New-York den Anmaßungen des englischen Cabinettes mit Kraft und Nachdruck entgegen, und als der Bruch unvermeidlich wurde, stand er fest, wie ein Fels und riß durch seine ungestüme Beredtsamkeit die Schwankenden mit sich fort. Als Mitglied des zweiten Congresses wurde er berufen mit Washington die Regeln und Verordnungen für das Heer vorzubereiten. Er war einer der ersten General-Majore, welche der Congreß ernannte, sollte den Angriff auf Canada leiten, wurde aber durch Krankheit abgehalten, den Oberbefehl über die dazu bestimmte Heeresabtheilung zu übernehmen. Er war es, dessen vortreffliche Verwaltungs-Handlungen im nördlichen Kriegs-Departement dem englischen General Bourgoyne eine Kriegsmacht entgegen stellten, welcher dieser auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Alles war von Schuyler so vortrefflich eingeleitet, daß Bourgoyne, auf seinem Marsche nach dem Süden nirgends Lebensmittel fand, daß dieser auf Schritt und Tritt belästigt und durch jede kleine Feste, welche in der Nähe seiner Marschroute lag, aufgehalten und geschwächt wurde. Im Augenblicke, da Schuyler mit voller Zuversicht hoffen konnte, den entscheidenden Schlag gegen die Engländer siegreich zu führen, nahm der Congreß ihm den Oberbefehl ab und theilte denselben dem unfähigen Generale Gates zu. In dem Treffen von Bennington und Oriskanny, der tapfern Vertheidigung und nachherigen Entsetzung des Forts Schuyler, hatten Stark, Herkimer, Gansevoort und Arnold die feindliche Macht geschwächt. An den Tagen des 19. September und 7. Oktober hatte Arnold allein den Kampf geleitet. Gates war nur dem Namen nach Oberfeldherr, ohne daß irgend einer seiner Befehle, irgend eine seiner Thaten den Ausschlag gegeben hätte. Die Männer, welche, sei es durch ihre weisen Anordnungen, oder ihre tapfern Thaten am meisten dazu beigetragen hatten, daß Bourgoyne sich ergeben mußte, die eigentlichen Sieger: Schuyler, Stark und Arnold, wurden alle drei vom Congresse zurück gesetzt. Schuyler war ein zu edler Charakter, als daß er das Vaterland und die Sache der Freiheit für den Fehler des Congresses hätte büßen lassen, allein er zog sich für immer vom Kriegsdienste zurück; Stark wenigstens für einige Zeit. Allein in der leidenschaftlichen Seele Arnold's entzündeten die erlittenen Kränkungen eine Wuth, welche den ehrgeizigen General bis zum Verrathe trieb.

Selbst gegen Washington, den man hülflos in Valley Forge der bittersten Noth preis gab, fing der Congreß an, Ränke zu spinnen. Hätten Volk und Heer nicht ihre Donnerstimmen erhoben, so hätte der Congreß damals Washington dem Günstlinge Gates, wie früher den wackern Schuyler zum Opfer gebracht. Zu gutem Glücke war der Congreß nicht allmächtig. Er durfte es nicht wagen, der öffentlichen Meinung des Volkes und des Heeres zugleich Trotz zu bieten. Die Niederlage, welche Gates kurz darauf (11. August 1778) in der Nähe von Camden erlitt, stellte die Unfähigkeit dieses Generals in ein so klares Licht, daß Gates von der Weltbühne für immer abtreten mußte, während Schuyler's Verdienste gleich denjenigen Washington's von Jahr zu Jahr besser gewürdigt wurden.

Nachdem Schuyler aufgehört hatte, seinem Vaterlande als Feldherr zu dienen, wirkte er noch lange als Staatsmann, sowohl im Congresse, als im Senate des Staates New-York für die Sache der Freiheit. Er starb allgemein geliebt und verehrt (1804) im Alter von 71 Jahren.

In dem amerikanischen Freiheitskampfe nehmen unsere deutschen Landsleute Steuben und Kalb eine hervorragende Stellung ein. Wir schildern deren Leistungen weiter unten in dem den Deutschen der Union gewidmeten Paragraphen. Hier genüge die Bemerkung, daß, was kriegswissenschaftliche Befähigung, Heeres-Organisation und Mannszucht betrifft, keiner der Feldherrn des amerikanischen Freiheitskrieges sich so große Verdienste erwarb, als Steuben, und daß an todesmuthiger Tapferkeit und Feldherrnblick keiner unsern Kalb übertraf. Das lange Leben des einen war eine fortgesetzte Reihe der edelsten Thaten, deren nur ein Mann vom reinsten Charakter und von der seltensten Herzensgüte fähig ist. Der Opfertod Kalb's bei Camden findet nur in demjenigen des Spartaners Leonidas einen würdigen Vergleichspunkt.

Die Zahl der Helden des nordamerikanischen Freiheitskrieges ist so groß, daß es dem Historiker wehe thut, so viele derselben übergehen zu müssen. In der Weltgeschichte ist der Stoff so reichhaltig, daß die größte Schwierigkeit für den Schriftsteller darin besteht, sich in angemessener Weise darin zu beschränken.

General-Major Greene erwarb sich unsterblichen Ruhm, indem er nach der Niederlage von Camden den Oberbefehl über das Freiheits-Heer in den beiden Carolina's mit großer Kraft und seltener Ausdauer führte. Ihm zur Seite standen der Brigadiergeneral Marion und Obrist Sumpter, deren kühne Thaten ewig unvergeßlich bleiben werden. Dem unermüdlichen Eifer und der rastlosen Tapferkeit der genannten drei Männer verdankte es hauptsächlich die Union, daß nach langen und blutigen Kämpfen endlich die Sache der Freiheit in den genannten beiden Staaten den Sieg davon trug. Das Verdienst der drei Helden war um so größer, je geringer der Beistand war, den sie von der Central-Regierung erhielten, und je heftiger ihnen die Tories des Südens selbst widerstrebten.

Würdig steht ihnen General-Major Moultrie zur Seite, dessen Vertheidigung des Forts gleichen Namens im Jahre 1776 zu den kühnsten Thaten des Freiheits-Krieges zu rechnen ist.

Schließlich nennen wir noch vier Ausländer, welche an dem amerikanischen Freiheits-Kriege Theil nahmen: die Polen Pulaski und Cosciusco, den Schotten Paul Jones und den Franzosen Lafayette. Pulaski stand an der Spitze einer tüchtigen Reiterschaar, welche ihrem tapfern Führer muthig in Kampf und Tod folgte. Er fiel bei dem unglücklichen Sturme auf Charleston (1780), welcher von den Engländern mit großem Verluste für die Amerikaner abgeschlagen wurde. Cosciusco zeichnete sich vor New-York und Yorktown, woselbst er verwundet wurde, aus, zog die Aufmerksamkeit des Oberfeldherrn auf sich, dessen Freund er wurde, und erwarb sich in Amerika die ersten Lorbeeren als Krieger und Freiheitskämpfer, welche er später in seinem eigenen Vaterlande so sehr vermehrte. Wir werden den hochherzigen Mann in dem nächsten Buche näher kennen lernen. Paul Jones lieferte jenes weltberühmte Seetreffen, in welchem er das englische Schiff Serapis von ein und vierzig Kanonen in den Grund bohrte (am 23. September 1779). Er war vielleicht der größte Seeheld damaliger Zeit, und gab der amerikanischen Seemacht ein Beispiel unerschütterlichen Muthes und beharrlicher Ausdauer, welches in seinen Folgen bis auf den heutigen Tag belebend und ermunternd wirkte. Nach mannichfaltigen Wechselfällen starb Paul Jones im Jahre 1792 zu Paris. Die uneigennützige Selbstaufopferung des Marquis von Lafayette ist allgemein bekannt. Als junger Mann von neunzehn Jahren verließ er den Hof von Paris, an welchen ihn die glänzendsten Aussichten fesselten und seine Gattin, die er vor kurzem erst heimgeführt hatte, um auf seine eigenen Kosten, als Freiwilliger, für die Unabhängigkeit Amerika's zu kämpfen. Er brachte einen großen Theil seines Vermögens der Sache der Freiheit zum Opfer und scheute keine ver-

sönliche Gefahr im dichtesten Kugelregen. An der Seite Georg Washington's kämpfte er in den meisten Schlachten, welche dieser von ihm innigst geliebte und verehrte Feldherr schlug, zeichnete sich gegen Ende des Krieges in Virginien aus und wirkte bei der Einnahme von Yorktown mit. Seinem unermüdlichen Eifer, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und den zahlreichen Beziehungen, welche er am Pariser Hofe hatte, verdankten es die Amerikaner zunächst, daß Frankreich die Union anerkannte und ein offenes Bündniß mit ihr schloß.

Bei Gelegenheit der französischen Revolution werden wir auf diesen jungen Adeligen zurückkommen, welcher seine Schule auf dem Gebiete des Krieges und des Staates in Nordamerika gemacht hatte, aber auf halbem Wege stehen blieb.

Fürwahr, die Zahl und die Bedeutung der nichtamerikanischen Helden, welche an dem Freiheitskampfe Theil nahmen, ist nicht gering anzuschlagen. Mehr als einmal neigte sich die Wagschaale England's dem Siege zu, mehr als einmal gaben bei entscheidenden Schlachten im Ausland geborene und erzogene Freiheitskämpfer den Ausschlag.

Wenn irgend ein Volk der Welt aufgefordert ist, eine kosmopolitische Stellung einzunehmen und jeden kleinlichen Fremdenhaß abzustreifen, so ist es das amerikanische, denn es ist selbst hervorgegangen aus fast allen Nationen der Erde und fast alle halfen ihm den Sieg der Freiheit und der Selbstständigkeit erringen. Fremdenhaß und Uebermuth gegen das Ausland ist unter allen Verhältnissen ein bedauerlicher Fehler. Für die Amerikaner ist er unverzeihlich, denn jeder derselben stammt von Fremden ab und ist Fremden für die Freiheit seines Landes zum Danke verpflichtet.

§ 73. Die Unionsverfassung.

Die Schwierigkeiten, welche die Nordamerikaner in ihrem Kampfe gegen England zu besiegen hatten, bestanden nicht blos in der Uebermacht des Feindes, sondern auch in der Mangelhaftigkeit der inneren Organisation des eignen Landes. Die Colonial-Verfassung der einzelnen Provinzen war nicht auf den Krieg mit einer Großmacht berechnet. Die concentrirte Gewalt lag aller Orten in den Händen des herrschenden Staates, des englischen Cabinettes. Dieselbe konnte nur mit großer Mühe und noch größerem Zeitverluste im Schooße der Vereinigten Staaten neu organisirt werden. Washington hatte vom Anfange bis zum Ende des Krieges unausgesetzt mit den Mißständen zu kämpfen, welche die nothwendigen und unmittelbaren Folgen des ungeordneten Zustandes sowohl der Centralgewalt, als der Regierung der einzelnen Staaten waren. Die Lorbeeren, welche er sich in diesem Kampfe erwarb, gereichen ihm vielleicht noch mehr zu Ehre, als diejenigen, welche er in den gegen die Engländer geschlagenen Schlachten gewann. So oft sich irgend ein Bedürfniß fühlbar machte, galt es nicht blos, dieses zu befriedigen, sondern erst den Mechanismus zu schaffen, durch welchen ihm auch für die Zukunft Genüge geleistet werden könne. Es fehlte nicht blos an Heeren und Flotten und an den dazu erforderlichen Geldmitteln. Der Mangel lag viel tiefer. Es gebrach selbst an den Behörden, welche den erkannten Bedürfnissen abhelfen konnten. Diejenigen Körperschaften, welche zunächst berufen waren, thätig einzugreifen, entbehrten nicht blos der erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen, sondern auch der organischen Gesetzes-Vorschriften und Einrichtungen, welche allein einen raschen und zuverlässigen Geschäftsgang sichern können.

Eine besonders große Schwierigkeit bestand in der Unsicherheit der Grenzen der Rechte der Centralgewalt und der einzelnen Staaten und folgeweise der Gewalt des Oberbefehlshabers, welche nur vom Congresse ausging. General Washington konnte sich nicht damit begnügen, die ihm zur Verfügung gestellten Truppen gegen den Feind zu führen. Er

mußte das Heer im Kampfe mit dem Congresse und den einzelnen Staaten erst schaffen und mannigfaltige Gesetze, Einrichtungen und Anstalten hervorrufen, bevor dieses in geordneter Weise geschehen konnte. Längst waren Kaperbriefe ausgegeben und zahlreiche englische Schiffe aufgebracht worden, bevor irgend ein Gericht bestand, welches den tapferen Seeleuten ihre Siegesbeute hätte zusprechen können. Verschiedene Staaten erließen verschiedene Bestimmungen über den Sold und das Handgeld der Truppen. In Betreff der Anstellung und der Beförderung der Offiziere bestanden Anordnungen, welche es dem Oberfeldherrn außerordentlich schwierig machten, die verschiedenen Regimenter und Bataillone zu einem einheitlichen und wohlgeordneten Ganzen zu vereinigen.

Um allen diesen Mängeln und Gebrechen abzuhelfen, war Washington gezwungen, einen zeitraubenden und oft höchst peinlichen Briefwechsel mit dem Congresse, den Regierungen der einzelnen Staaten, städtischen Behörden und einflußreichen Privatpersonen zu führen. Er hatte zugleich mit dem Widerwillen, welchen viele der wackersten Republikaner gegen ein stehendes Heer und der Vorliebe, welche die einzelnen Staaten für ihre Selbstherrlichkeit hegten, zu kämpfen.

Vieles, was manche Staaten und Städte dem Congresse nicht eingeräumt hätten, bewilligten sie dem verehrten Oberfeldherrn, dem sie ein wohlverdientes Vertrauen schenkten. Auf diese Weise regte General Washington schon im Laufe des Krieges die umfassendsten und tief eingreifendsten Gesetze an, welche die eigentliche Grundlage der späteren Unions-Verfassung bildeten.

Vor der Unabhängigkeits-Erklärung war für die Gründung einer National-Regierung mit bestimmten Gewalten und entsprechenden Departementen fast nichts geschehen. Alle gerichtlichen Angelegenheiten und Vollziehungs-Maßregeln blieben fast ausschließlich den Behörden der einzelnen Colonien anheim gegeben. Der Militär-Gewalt fehlte es an allen Mitteln, mit Nachdruck, Schnelligkeit und Methode in die Verhältnisse einzugreifen, von welchen ihr Dasein und ihre Fortdauer abhing.

Inmitten aller dieser Schwierigkeiten bekundete General Washington einen Eifer, eine Ausdauer und eine Seelengröße, welche nicht genug bewundert werden können. Er verschaffte sich aber auch zu gleicher Zeit eine Kenntniß des Charakters, der Bedürfnisse und der Wünsche seines Volkes und eine Fähigkeit, denselben die geeignete Rechnung zu tragen, wie sie vor und nach ihm schwerlich ein anderer amerikanischer Staatsmann jemals besaß. In dieser Vereinigung staatsmännischer und kriegerischer Eigenschaften erkennen wir die eigentliche Größe Washington's.

Der Congreß einigte sich am 17. November 1777 über die Artikel einer gemeinsamen Bundesverfassung. Da aber den einzelnen Staaten vorbehalten blieb, dieselben anzunehmen, trat erst am 2. Oktober 1781 der in Gemäßheit derselben gewählte Congreß zusammen. Dieser bestand aus einer einzigen Körperschaft, welche den Namen General-Congreß führte, und welcher die höchste gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt in sich vereinigte. Den einzelnen Staaten blieb ihre Selbstherrlichkeit.

Die Bundesgewalt bezog sich fast ausschließlich auf Vertheidigung der Staaten gegen auswärtige Feinde, sie umfaßte nicht einmal die Handels-Angelegenheiten. Die Mangelhaftigkeit dieser Verfassung machte sich zwar schon während des Krieges fühlbar. Allein der Drang der laufenden Geschäfte war zu groß, als daß man damals an eine gründliche Verbesserung hätte denken können. Sie wurde erst im Jahre 1787 ernstlich in Angriff genommen. Georg Washington, Alexander Hamilton, James Madison, Benjamin Franklin und Gouverneur Morris*), übten auf die neue Verfassung den hervorragendsten Einfluß.

*) Nicht zu verwechseln mit Robert Morris, dem edeln und unglücklichen Finanzmann. S. unten § 74

Die wesentlichen Bestimmungen derselben sind die folgenden: Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist eine rein demokratische, bestehend aus dem Präsidenten mit seinen Ministern, dem Senat und dem Repräsentantenhaus, als den höchsten Staatsgewalten. Beide Letztere zusammen bilden den Congreß. Der Präsident wird alle vier Jahre gewählt. Die zum Wählen qualificirten Bürger in den verschiedenen Staaten kommen in den respectiven Wahlorten zusammen und wählen so viele Wahlherren, (electors) als die ganze Zahl der Senatoren und Repräsentanten, zu der jeder Staat berechtigt ist, beträgt. Diese Wahlen müssen nach dem jetzt bestehenden Gesetz in allen Staaten an einem und demselben Tage im November vorgenommen werden. Am ersten Mittwoch des Februars kommen beide Häuser des Congresses zu einer gemeinschaftlichen Sitzung zusammen, untersuchen die Stimmen der Staaten und erklären officiell das Ergebniß derselben. Der Candidat, der eine Majorität aller Stimmen der Wahlherren hat, ist erwählter Präsident und wird am vierten März eingesetzt. Er hat folgenden Eid zu leisten: „Ich schwöre feierlich, daß ich treulich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten ausüben und nach bestem Vermögen die Constitution dieser Staaten erhalten, beschützen und vertheidigen will." Wenn mehr als zwei Candidaten da sind, und keiner eine Majorität hat, so fällt die Wahl dem Hause der Repräsentanten zu, wo dann staatenweise über die drei, welche die meisten Stimmen von den Wahlherren haben, votirt und nach der Majorität der Stimmen entschieden wird. In diesem Falle ist der kleine Staat Delaware, welcher hinsichtlich der Wahlherren sich zu New-York, wie drei zu sechsunddreißig verhält, eben so mächtig, wie der volkreiche Nachbarstaat. Der Präsident bezieht einen jährlichen Gehalt von 25,000 Dollars, außerdem hat er freie Wohnung, welche ihm möblirt wird. Der Präsident ist nach der Constitution zur Wiedererwählung befähigt, so lange er lebt. Da aber Washington das Beispiel gegeben hat, nicht länger als zwei Perioden zu dienen, so ist keiner seiner Nachfolger für eine dritte als Candidat aufgetreten. Der Präsident ist Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten, sowie auch der Miliz, wenn dieselbe zu activem Dienste beordert wird. Er ist ermächtigt, unter Zuziehung und mit Genehmigung des Senats, wenn zwei Drittel der anwesenden Mitglieder jenes Körpers beistimmen, Tractate zu machen und Gesandte, Consuln, Richter und Beamte zu ernennen; alle Vacanzen, welche während der Zeit, da der Congreß nicht versammelt ist, eintreten, zu besetzen; Begnadigung und Aufschub der Strafen für Vergehen gegen die Vereinigten Staaten in gewissen Fällen zu gewähren; den Congreß bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammen zu berufen und denselben im Falle von Uneinigkeiten zwischen den beiden Häusern auf eine bestimmte, ihm passend scheinende Zeit zu vertagen. Es ist seine Pflicht, von Zeit zu Zeit dem Congreß alle nöthigen Nachrichten über die Lage der Union vorzulegen und dafür zu sorgen, daß die Gesetze gehörig vollzogen werden. Er kann nur falls er des Landesverrathes, der Bestechung oder anderer Hauptverbrechen und Vergehungen überführt wird, abgesetzt werden. Der Vicepräsident wird zu derselben Zeit und auf dieselbe Weise, wie der Präsident, erwählt und die für ihn erforderlichen Eigenschaften sind dieselben, wie für Letzteren. Durch sein Amt ist er Präsident des Senates, kann jedoch bei keiner Frage mitvotiren, es sei denn, daß die Stimmen jenes Körpers gleich getheilt sind. Im Falle des Todes, der Resignation, Absetzung oder Unfähigkeit des Präsidenten, seine Amtspflichten zu erfüllen, tritt er an dessen Stelle und bezieht den für denselben bestimmten Gehalt. Als Vicepräsident, bezieht er jährlich 5,000 Dollars Gehalt.

Der Präsident hat als Cabinetsräthe die Chefs der fünf Departements: des Staats-Schatzes, des Innern, des Krieges, der Marine und des Postamtes und den Staatsanwalt unter sich. Diese haben die Oberleitung aller mit ihren respectiven Departements

in Verbindung stehenden Angelegenheiten und sind gewöhnlich von neun bis drei Uhr in ihren Bureaux.

Die Gerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten liegt in den Händen eines Obergerichts, (Supreme Court) das aus neun Richtern besteht. Diese bleiben in ihrem Amte, so lange sie sich gut verhalten; der Oberrichter erhält 5,000 Dollars, die anderen 4,500 Dollars jährlichen Gehalt. Dieser Gerichtshof hält alle Jahre eine Sitzung in Washington, welche am ersten Montag des Dezembers anfängt und etwa acht Wochen dauert.

Die Vereinigten Staaten sind in neun Gerichtskreise eingetheilt und jedes Jahr wird wenigstens einmal, gewöhnlich aber zweimal, in jedem Staate innerhalb des Kreises durch einen Richter des Obergerichts und durch einen vom Präsidenten ernannten Distriktsrichter des Distriktes oder Staates, in welchem der Gerichtshof seine Sitzung hat, Gericht gehalten. Der Senat der Vereinigten Staaten besteht aus zwei Mitgliedern aus jedem Staate. Niemand kann in den Senat gewählt werden, ehe er dreißig Jahre alt ist; auch muß er vor der Wahl neun Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen und zu der Zeit Einwohner des Staates sein, für welchen er erwählt wird. Die Senatoren repräsentiren die Souveränität der Staaten und sind den Legislaturen für ihre, in den verschiedenen Fragen, welche vor ihr Forum kommen, abgegebenen Stimmen verantwortlich. Die Repräsentanten werden alle zwei Jahre erwählt und jeder Staat ist einen für eine gewisse Zahl (dermalen 92,500) Einwohner zu stellen berechtigt. Eine der großen Streitfragen bestand darin, ob die Sklaven hier beigezählt werden sollten, oder nicht. Nach langem Kampfe verständigte man sich dahin, daß sie zwar zählen sollten, aber nicht voll, sondern nur zu drei Fünftheilen. An der Wahl dürfen Alle Theil nehmen, die berechtigt sind, für einen Repräsentanten in der Legislatur des Staates zu stimmen, zu dem sie gehören. Niemand kann Mitglied des Körpers sein, der noch nicht wenigstens fünfundzwanzig Jahre zählt, sieben Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen ist und in dem Staate, wo er gewählt wird, zur Zeit der Wahl wohnt. Der Senat und das Haus der Repräsentanten bilden den Congreß der Vereinigten Staaten, der die ganze gesetzgebende Gewalt der General-Regierung besitzt. Dem Congreß steht die Befugniß zu, Steuern, Zölle, Einfuhrabgaben und Accise aufzulegen und zu erheben, und die Schulden der Vereinigten Staaten zu bezahlen, die Vertheidigung und allgemeine Wohlfahrt des ganzen Landes zu besorgen; Geld auf Credit der Vereinigten Staaten zu borgen; den Handel mit fremden Nationen, unter den verschiedenen Staaten und mit den Indianerstämmen zu reguliren; gleichförmige Gesetze für das ganze Land über Naturalisirung und Bankerotte zu machen; Geld zu schlagen, den Werth der Landesmünzen und der fremden Münzsorten zu reguliren und Normalgewichte und Maße festzusetzen; Postämter, Poststraßen zu errichten; die Fortschritte der Wissenschaften und nützlichen Künste zu befördern, indem den Verfassern und Erfindern auf bestimmte Zeit das ausschließliche Recht auf ihre respective Schriften und Erfindungen gesichert wird; Gerichtshöfe, die unter dem Obergerichte stehen, zu errichten; Seeraub und Todesverbrechen, welche auf offener See verübt worden sind, so wie Vergehen gegen das Völkerrecht gesetzlich festzustellen und zu bestrafen; Krieg zu erklären, Kaperbriefe zu ertheilen und Bestimmungen hinsichtlich der zu Land und zu Wasser gemachten Beute und Prisen zu treffen, Heere anzuwerben und zu unterhalten, eine Flotte zu bauen und zu unterhalten; Vorschriften für die Land- und Seemacht zu geben; dafür zu sorgen, daß nöthigen Falls die Miliz aufgeboten werde, um die Gesetze der Union in Ausführung zu bringen, Aufruhr zu unterdrücken und feindliche Einfälle zurückzutreiben; für die Organisirung, Bewaffnung und Disciplinirung der Miliz und die Leitung der einzelnen Abtheilungen zu sorgen, die im activen Dienste der Vereinigten Staaten gebraucht werden, wobei es den einzelnen Staaten vorbehalten bleibt, die Offiziere zu er-

nennen und die Miliz nach der vom Congreß vorgeschriebenen Disciplin einzuüben; ausschließliche Gerichtsbarkeit zu üben über den Distrikt Columbia und andere Orte, die zur Errichtung von Forts, Magazinen, Zeughäusern, Schiffswerften und anderen nothwendigen Gebäuden mit Bewilligung der Legislatur des Staates, worin dieselben gelegen sind, angekauft werden, und alle Gesetze zu geben, die zur Ausübung der vorerwähnten und aller anderen Berechtigungen, welche durch die Constitution der Regierung der Vereinigten Staaten, oder irgend einem Departement oder Beamten derselben ertheilt worden sind, nöthig und geeignet sein mögen.

Jede Bill (Gesetzentwurf), die im Congresse durchgeht, muß ehe sie zum Gesetze wird, dem Präsidenten vorgelegt werden. Genehmigt er dieselbe, so unterzeichnet er sie; wo nicht, so schickt er sie dem Hause, von welchem sie ausgegangen ist, mit seinen Einwürfen dagegen zurück. Diese Körperschaft berathschlagt dann auf's Neue darüber und wenn zwei Drittel der Mitglieder stimmen, daß die Bill Gesetz werden solle, so wird sie mit den Einwürfen des Präsidenten dem andern Hause zugesandt; stimmen dann auch in diesem zwei Drittel der Mitglieder nach wiederholter Berathschlagung dafür, so wird sie zum Gesetz der Vereinigten Staaten erhoben und hat dieselbe Kraft, als ob sie die Unterschrift des Präsidenten erhalten hätte. Auf solche Weise hat, wie man klar sieht, jedes Haus des Congresses eine Controlle über das andere und der Präsident über beide, so daß es nicht leicht möglich ist, daß der Congreß einen Verstoß gegen die Constitution begehen werde, welche aufrecht zu erhalten alle Mitglieder beschworen haben. Es muß hier bemerkt werden, daß der Präsident einen Gesetzesentwurf nicht länger als zehn Tage behalten darf; er muß die Bill innerhalb dieser Zeit entweder unterzeichnen, oder mit seinen Gründen, weßhalb er die Unterschrift verweigert, wieder zurückschicken.

Die Constitution der Vereinigten Staaten bestimmt, daß das Vorrecht des writ of Habeas corpus nicht aufgehoben werde, es sei denn, daß in Fällen von Empörung oder feindlichen Einfällen die öffentliche Sicherheit es erfordern möchte; daß kein rückwirkendes oder ex post facto-Gesetz gegeben werde; daß Kopf-Steuern oder andere direkte Abgaben nur im Verhältnisse der Bevölkerung der verschiedenen Staaten auferlegt werden; daß keine Abgaben auf Waaren, die aus irgend einem Staate ausgeführt werden, gelegt werden; daß Schiffe, welche nach einem Staate bestimmt sind oder davon abgehen, nicht verpflichtet sind, in einem andern ein- oder auszuclariren oder Abgaben zu bezahlen; daß kein Geld aus der Schatzkammer entnommen werde, als nur in Folge der gesetzlich gemachten Bestimmungen zur Verwendung, und daß eine regelmäßige Angabe und Rechnung über die Einnahme und Ausgabe aller öffentlicher Gelder von Zeit zu Zeit publicirt werde; daß kein Adelstitel von den Vereinigten Staaten gegeben werde und daß Niemand, der ein Amt der Vereinigten Staaten bekleidet, irgend ein Geschenk, Einkommen, Amt oder Titel irgend einer Art von irgend einem Könige, Fürsten, oder fremden Staate, ohne vorher vom Congreß die Erlaubniß erhalten zu haben, annehme; daß kein Staat einen Tractat mache oder in ein Bündniß oder in eine Conföderation trete, Kaperbriefe ertheile, Geldmünze, Papiergeld ausgebe, irgend etwas außer Gold- und Silbermünze als Währung zur Bezahlung von Schulden bestimme, irgend ein rückwirkendes oder ex post facto-Gesetz oder ein Gesetz, durch welches die Verbindlichkeit gemachter Contracte verletzt werde, mache, oder Adelsdiplome ertheile; daß kein Staat ohne Bewilligung des Congresses irgend ein Tonnengeld auf Schiffe lege, in Friedenszeit Truppen oder Kriegsschiffe halte, irgend ein Uebereinkommen oder einen Vertrag mit einem andern Staate oder mit einer fremden Macht treffe oder sich in Krieg einlasse, es sei denn, daß ein wirklicher feindlicher Einfall oder dringende Gefahr, welche keinen Aufschub zuläßt, stattfinde; daß in allen Staaten die öffentlichen Documente, Urkunden und Gerichtsakten jedes andern

Staates volle Glaubwürdigkeit genießen; daß, wenn Jemand, der in irgend einem Staate Hochverraths, todeswürdiger und anderer Vergehen wegen angeklagt ist, sich der Gerechtigkeit durch die Flucht entzieht und in einem anderen Staate gefunden wird, er auf Verlangen der exekutiven Behörde des Staates, welche über das Verbrechen zu richten hat, ausgeliefert werde; daß kein neuer Staat innerhalb der Gerichtsbarkeit eines anderen Staates gebildet oder errichtet werde; daß der Congreß die Macht habe, über das Territorium der Vereinigten Staaten und anderes denselben gehörendes Eigenthum zu verfügen und in dieser Hinsicht alle nöthigen Bestimmungen und Verfügungen zu treffen; daß die Vereinigten Staaten jedem Staat der Union eine republikanische Regierungsform garantiren und jeden derselben gegen feindlichen Einfall und gegen einheimische Gewaltthätigkeit auf Ansuchen der Legislatur oder vollziehenden Gewalt desselben schützen; daß der Congreß kein Gesetz mache hinsichtlich der Feststellung oder freien Ausübung der Religion, oder wodurch die Freiheit der Rede oder der Presse und das Recht des Volkes, sich friedlich zu versammeln und die Regierung um Abstellung von Uebelständen zu bitten, beschränkt würde; daß das Recht des Volkes, in der Person, in Häusern, Papieren und Sachen gegen unbillige Durchsuchungen, Beschlagnahme und Verhaftung sicher zu sein, nicht verletzt werde, und daß kein Gerichtsbefehl ausgestellt werde, außer wegen eines wahrscheinlichen Grundes, der eidlich oder an Eidesstatt bekräftiget sei, und mit ausdrücklicher Bemerkung der Plätze, Personen und Sachen, die zu durchsuchen, zu verhaften oder mit Beschlag zu belegen sind; daß Niemand verbunden sei, sich wegen Todesverbrechen oder anderer infamirender Vergehen zu verantworten, es sei denn auf die Anklage einer großen Jury, ausgenommen in Fällen, welche bei der Armee und in der Kriegsmarine oder bei der Miliz, wenn dieselbe in Zeiten des Kriegs oder öffentlicher Gefahr in aktivem Dienste sich befindet, vorkommen; daß Niemand wegen eines und desselben Vergehens zweimal in Leben oder Körper gefährdende Untersuchung gezogen werden könne, noch auch gezwungen sei, in irgend einem Criminalfalle gegen sich selbst zu zeugen, und nicht an Leben, Freiheit oder Eigenthum bestraft werden könne ohne gehöriges gerichtliches Verfahren; daß in allen Criminalsachen der Beklagte des Recht genieße, sowohl eine schnelle, öffentliche Untersuchung zu haben, durch eine unparteiische Jury des Staates und Distriktes, in welchem, wie durch vorherige gesetzliche Ermittelung erwiesen werden müsse, daß Verbrechen begangen wurde, als auch von der Beschaffenheit und dem Grunde der Anklage in Kenntniß gesetzt zu werden, den gegen ihn auftretenden Zeugen gegenüber gestellt zu werden, Zeugen, die zu seinen Gunsten aussagen würden, zwingen zu können zu erscheinen und einen Vertheidiger zu haben; daß keine übermäßige Bürgschaft verlangt, noch übermäßige Geldstrafen oder grausame und ungewöhnliche Leibesstrafen auferlegt werden; daß die Constitution und die in Folge derselben gemachten Gesetze der Vereinigten Staaten, so wie alle Tractate, welche unter der Autorität der Vereinigten Staaten geschlossen werden, als oberstes Gesetz des Landes gelten, und daher die Richter in jeglichem Staate sich darnach zu richten haben, trotz dem, was dem Widersprechendes in der Constitution oder in den Gesetzen irgend eines Staates sich finden möge; daß der Congreß, wenn zwei Drittel beider Häuser es für nothwendig erachten, Verbesserungen zu der Constitution vorschlage, oder auf Ansuchen der Legislatur von zwei Dritteln der Staaten einen Convent einberufe, um Verbesserungen vorzuschlagen, welche in jedem dieser beiden Fälle völlige Gültigkeit als ein Theil der Constitution haben sollen, wenn dieselben durch die Legislaturen von drei Vierteln der Staaten, oder durch Convente in drei Vierteln derselben, je nachdem die eine oder die andere Weise durch den Congreß proponirt worden ist, ratificirt sind, und endlich, daß die in der Constitution enthaltene Aufzählung gewisser Rechte nicht dahin ausgelegt werde, andere von dem Volke vorbehaltene zu verneinen oder zu schmälern, sondern im Gegentheile diejenigen Gewalten,

welche den Vereinigten Staaten durch die Constitution nicht übertragen oder durch dieselbe den Staaten nicht verboten worden sind, die respektiven Staaten oder dem Volke vorbehalten seien.

Die Macht der General-Regierung ist in Kriegszeiten sehr ausgedehnt. Jeder Bürger in dem Alter von 18 bis 45 Jahren kann gezwungen werden, die Waffen zu tragen. Das Heer steht unter der Controlle der Vereinigten Staaten und dem Befehle des Präsidenten, der zur Abwehr einer feindlichen Invasion Truppen von Louisiana nach Maine oder von Georgia nach Michigan und umgekehrt beordern kann.

Ueber den Werth dieser Verfassung waren zur Zeit ihrer Entstehung die Meinungen sehr getheilt. Der einzige große Mangel, den sie hatte, bestand in der gesetzlichen Anerkennung der Sklaverei und dem Gewichte, welches derselben sogar in Betreff der Repräsentation des Volkes beigelegt wurde. Allein wir müssen bedenken, daß die Sklavenhalter eine Macht bildeten, welche sich nicht Gesetze vorschreiben ließ, daß daher keine andere Wahl blieb, als entweder die südlichen Staaten, in deren Schooße sie den vorherrschenden Einfluß besaßen, von der Union auszuschließen, oder ihnen Zugeständnisse zu machen, welche freilich mit den Grundsätzen der Unabhängigkeits-Erklärung durchaus unvereinbarlich waren. Eine Trennung des Südens vom Norden hätte zur Folge gehabt, daß die Vereinigten Staaten des Nordens, so wenig als diejenigen des Südens, die Bedeutung von Großmächten sofort gewonnen hätten, und das der innere und parlamentarische Kampf, welchen die Sklavenfrage im Schooße der Union bis auf den heutigen Tag hervorrief, wahrscheinlich in einen offenen Krieg zwischen Norden und Süden umgeschlagen wäre, welcher für beide Theile höchst verderblich hätte werden müssen.

Die Sklaverei bestand zur Zeit der Unabhängigkeits-Erklärung noch im ganzen Norden. Erst nach derselben wurde sie in Pennsylvanien, New-York, Massachussetts, New-Hampshire, New-Jersey, Connecticut und Rhode-Island nach und nach abgeschafft. Es ist daher sehr erklärlich, daß sie im Norden selbst noch manche Anhänger und Vertheidiger fand und daß eine durchgreifende Abschaffung derselben durch die Centralverfassung eine Unmöglichkeit war. Wir mögen dieses bedauern, müssen aber anerkennen, daß die Trennung des Südens vom Norden um der Sklaverei willen, gewiß ein noch größeres Uebel gewesen wäre.

§ 74. Die Väter der Republik.

Die Helden des Freiheitskrieges zerrissen die Ketten, welche England seinen Colonien angelegt hatte, allein damit war der Republik nur die Bahn gebrochen; gegründet war sie dadurch noch nicht. Die Vorgänge, welche zu Newburg statt fanden, bewiesen überdieß deutlich, daß, wenn das Heer auch tapfer im Kriege gekämpft hatte, dessen republikanische Gesinnung dennoch sehr zweifelhaft war. Das Schwert kann nur die äußeren Hindernisse beseitigen, welche einer freien Verfassung hemmend in den Weg treten. Die Gründung einer Republik erfordert eine Freiheitsliebe, welche gar vielen tapfern Kriegern nicht eigen war, eine richtige Würdigung ganz anderer Verhältnisse, als derjenigen, welche im Kriege den Ausschlag geben, eine Bildung wesentlich verschiedener Art, als derjenigen eines Feldherrn.

Allerdings wirkten Georg Washington, Alexander Hamilton, Schuyler und mehrere andere auf staatsmännischem Gebiete, wie auf dem Schlachtfelde, mit Auszeichnung. Allein Thomas Paine, Benjamin Franklin, Thomas Jefferson und viele andere, thaten sich nur auf dem Felde des Staates, nicht auf demjenigen des Krieges hervor. Eine ganz andere

Reihe von Männern tritt vor unsere Augen, wenn wir uns nach den Begründern republikanischer Freiheit, als wenn wir uns nach den Helden des Krieges umsehen, obgleich wir einigen hervorragenden Geistern da und dort begegnen.

Der Grundstein zur Republik wurde gelegt durch die Unabhängigkeits-Erklärung, das Material zu dem Gebäude wurde herbeigeschafft während des Krieges und das Werk wurde vollendet durch die Verfassung des Jahres 1789. Alle diejenigen, welche in einer der drei genannten Beziehungen eine hervorragende Rolle spielten, haben Anspruch auf den ehrenden Namen eines der Väter der Republik.

Unter diesen fanden sich mehrere, deren Wirkungskreis sich weit über die Grenzen der Union erstreckten, Männer, welche nicht blos bei dem Aufbaue der nordamerikanischen Republik, sondern auch bei dem größern eines reinen, an keine Grenzen gebundenen Menschenthums, oder einer über Raum und Zeit erhabenen Wissenschaft, mit Hand anlegten. Zu diesen großen Geistern rechnen wir namentlich Benjamin Franklin, Thomas Paine, Thomas Jefferson und Georg Washington.

Benjamin Franklin bereitete schon vor dem Ausbruche des Krieges mit England die Unabhängigkeit seines Vaterlandes vor und wirkte bei deren Erklärung in entscheidender Weise mit. Er war während des ganzen Laufes des Freiheitskrieges ununterbrochen thätig und trug durch seine versöhnenden Worte viel dazu bei, daß die Verfassung der Union zuerst im Schooße der constitutionellen Versammlung und dann von dem Volke selbst angenommen wurde. Benjamin Franklin besaß allerdings nicht jenen Schwung, jene Erhabenheit des Geistes und jene Vorurtheilsfreiheit, welche Thomas Paine auszeichneten, allein er war, gerade weil er in seinen Ansichten nicht zu hoch über seinen Mitmenschen stand, mehr geeignet, als dieser, unmittelbar und dauernd auf sie einzuwirken. Als Entdecker des Blitzableiters und Verfasser zahlreicher Schriften von hohem sittlichen Werthe hat er sich um die ganze Menschheit unsterbliche Verdienste erworben.

Sein Vater war aus England nach Amerika gewandert, woselbst Benjamin auf dem zu Boston gehörenden Gouverneurs-Island (1706) geboren wurde. Wenig unterstützt von den äußeren Verhältnissen, schwang er sich durch eigene Kraft auf dem Gebiete der Buchdruckerei, der Wissenschaft, des Staates und der Gesellschaft hoch empor. Als die Zwistigkeiten zwischen England und dessen Colonien begannen, wurde er als Agent von Pennsylvanien nach London gesandt, und sprach (1767), als er in das Parlament berufen wurde, dort mit solchem Nachdrucke und so gründlicher Sachkenntniß, daß er allgemeines Aufsehen erregte. Im Jahre 1775 kehrte er nach Philadelphia zurück und wirkte von dieser Zeit an mit hohem Muthe und nie wankender Entschlossenheit für die Freiheit seines Vaterlandes. Als Mitglied des zur Vorbereitung der Unabhängigkeits-Erklärung niedergesetzten Comite's trug er wesentlich dazu bei, daß der von Thomas Jefferson verfaßte Entwurf in seinen Hauptpunkten wenigstens vom Congresse angenommen wurde. Kurz darauf reiste er als Gesandter der jungen Republik nach Paris und erhielt den in Frankreich herrschenden Enthusiasmus für den amerikanischen Freiheitskampf rege. Die hohe Achtung, welche er sich gleichmäßig von Seiten des Hofes und der Nation zu erwerben verstand, erleichterte die Annäherung an Frankreich. Ihm hatte es die junge Republik hauptsächlich zu danken, daß sie von Ludwig XVI. anerkannt wurde, und wesentliche Hülfe erhielt und daß das Cabinet der Tuillerien an England den Krieg erklärte. Wie den ersten Bundesvertrag, so brachte er auch den ersten Friedensvertrag zu Stande, den die Vereinigten Staaten abschlossen, und welcher die Unabhängigkeit derselben auf alle Zeiten hinaus sicher stellte. Ungeachtet seines hohen Alters nahm Franklin noch einen lebhaften Theil an den Berathungen der constitutionellen Versammlung, welche er aber nicht lange überlebte. Er starb allgemein verehrt und beklagt den 17. April 1790.

In einem Punkte trafen die Geschichte Benjamin Franklin's und Thomas Paine's zusammen. Beide verdankten nur sich selbst, nicht der Gunst der äußeren Verhältnisse, nicht der Erziehung, die sie genossen, oder einflußreichen Freunden und Verwandten die hohe Stellung, die sie gewannen. Beide schwangen sich über die politischen Vorurtheile hinweg, welche ihnen mit der Muttermilch eingeflößt worden waren. Doch Benjamin Franklin streifte die religiösen Befangenheiten seiner Jugendzeit nie gänzlich ab. Thomas Paine erhob sich über diese nicht minder, als über die politischen. Benjamin Franklin beschränkte, wenn auch nicht seine schriftstellerische und wissenschaftliche, so doch seine unmittelbar praktische Thätigkeit auf sein Vaterland. Thomas Paine griff weit über dieses hinaus. Sein Herz umfaßte die ganze Menschheit, der er dieselbe Freiheit wünschte, welche die Vereinigten Staaten erobert hatten. Er begab sich, als der Frieden geschlossen war, nach England, und griff die vereinigte Aristokratie und Monarchie an deren eigenen Stammsitze zu London an. Er stürzte sich in den Sturm der französischen Revolution und kämpfte in deren Strudel mit Gefahr seines Lebens für die Sache der Freiheit. Er scheute kein Opfer im Dienste der Menschheit. Als Jüngling hatte er das Schwert gezogen, als Mann trug er seinen Kopf dem Schaffotte entgegen, dem er nur dadurch entging, daß die Partei, die ihn zum Tode verurtheilt hatte, gestürzt wurde.

Wäre Benjamin Franklin's Väter einige Jahre später nach dem Westen gewandert, so wäre diese Zierde des Menschengeschlechts nicht auf amerikanischem Boden geboren worden. Thomas Paine empfing sein Leben und seine Erziehung in England. Er zählte schon sieben und dreißig Jahre, als er nach Amerika auswanderte (1774). In der alten Welt hatte er vergeblich gerungen und gestrebt. Sein Talent fand dort eben so wenig Anerkennung, als sein Charakter. In Amerika wurde er besser gewürdigt, wenigstens zur Zeit, da hier alle Geister durch den Hauch der Freiheit beseelt wurden und auf Tod und Leben für das höchste Gut der Menschheit kämpften. In Philadelphia fand er gleich nach seiner Ankunft eine seiner würdige Beschäftigung. Kein Jahr nach seiner Ankunft war vergangen, und er stand an der Spitze der geistigen Bewegung der neuen Welt. Er war es, welcher den Ruf nach Unabhängigkeit in so begeisterten Worten ertönen ließ, daß dieser nicht länger unbeachtet bleiben konnte. Vielleicht hat niemals ein Schriftchen von 40 Oktavseiten eine so außerordentliche Wirkung hervorgebracht, als Thomas Paine's „gesunder Menschenverstand". Paine's bitterster Feind, der feile Cheetham äußerte sich darüber, wie folgt:

„Dieses Pamphlet von 40 Oktavseiten", so sagt er, „das durch den Vorschlag der Unabhängigkeit einem unterdrückten und verzweifelten Volke Rettung bot, erschien im Januar des Jahres 1776. Eine Sprache redend, welche die Colonisten gefühlt, aber nicht gedacht hatten, war seine Popularität, fürchterlich in ihren Folgen für das Mutterland, ohne Beispiel in der Geschichte der Presse. Zuerst dachte man, es stürze die Colonisten in das Verbrechen der Rebellion und zeige auf einen Weg, der unvermeidlich in's Verderben führe, darum las man es mit Unwille und Unruhe; hatte aber der Leser (und Jedermann las es) sich vom ersten Schreck erholt und blätterte es zum zweitenmale durch, so fand er durch seine Argumente, die seine innersten Gefühle nährten und an seinen Stolz appellirten, seine Hoffnungen sich neu beleben, und es wurde ihm klar, daß gesunder Menschenverstand, gestützt auf die Hülfsquellen und Stärke der Colonien, so arm und schwach dieselben auch waren, allein im Stande sei, sie von der unerträglichen Unterdrückung zu retten, mit der sie alle bedroht waren. Und in den Augenblicken des Enthusiasmus, welche folgten, wurde der unbekannte Verfasser gefeiert, wie ein Engel des Himmels, der heruntergekommen, durch seine zeitgemäßen, mächtigen und untrüglichen Rathschläge ein treues

aber mißbrauchtes, ein braves, aber verleumdetes Volk vor allen Schrecken der Sklaverei zu bewahren."

Fünf Monate genügten, die Ansichten, welche Paine in seinem gesunden Menschen-Verstande ausgesprochen hatte, nicht blos zum Gemeingute der Nation, sondern auch zu einem Beschluße der gesetzgebenden Versammlung, zu einer unwiderbringlichen Thatsache zu erheben, welche in der berühmten Unabhängigkeits-Erklärung vom 4. Juli 1776 ihren Ausdruck fand.

Wie Thomas Paine mit dem Worte der ganzen Nation vorangegangen war, so schritt er auch voran mit dem Schwerte in der Hand. Er eilte zum Heere, nahm an allen Gefahren und Entbehrungen desselben Theil und als gegen Ende des Jahres 1776 Washington sich mehr und mehr zurückziehen mußte, und allgemeine Entmuthigung einzureißen drohte, da schrieb er seine „Krisis", welche dieselbe Wirkung auf die Kriegführung übte, die früher sein „gesunder Menschenverstand" auf die Gesetzgebung gehabt hatte.

Schlag auf Schlag folgten hinter einander, Thomas Paine's „Brief an die Quäker," die zweite, dritte und vierte Nummer der „Krisis" (1777). Im folgenden Jahre (1778) erschienen die fünfte, sechste und siebente Nummer derselben. Im Januar 1779 entlarvte er in seiner Schrift: „Der gesunde Menschenverstand an Silas Deane" diesen betrügerischen Bevollmächtigten, welcher für die von Ludwig XVI. den Vereinigten Staaten geschenkten Kriegsvorräthe Bezahlung vom Congresse verlangte. Kurz nach dem Erscheinen der dritten Nummer seiner Krisis war Thomas Paine zum Sekretär des Comite's für auswärtige Angelegenheiten ernannt worden. Diese Stelle hatte ihm die geheimen Papiere zugänglich gemacht, mit deren Hülfe er den Congreß abhielt, dem Verräther Silas Deane die Summe auszuzahlen, welche dieser ertrotzen wollte. Der Congreß, statt dem treuen Diener des Vaterlandes und der Freiheit für seinen entschlossenen Widerstand gegen eine schändliche Erpressung zu belohnen, sprach sich gegen ihn aus, verweigerte ihm das Gehör und zwang ihn dadurch, seine Stelle niederzulegen.

Dieser Undank hielt den edeln Paine nicht ab, in dem Kampfe für die Freiheit auszuharren. Die Nummern seiner „Krisis" folgten hinter einander in den Jahren des Dranges und der Gefahr, hoben die Kraft des Volkes, beleuchteten die Ereignisse des Tages und klärten das Volk über die Absichten des englischen Cabinettes und die Lage seiner eigenen Finanzen auf. Die letzte Nummer, welche nach dem Abschlusse des Friedens den 9. Dezember 1783 erschien, ermahnte das Volk zur Eintracht und drang auf eine dauernde Union der Staaten, welche die einzige Bürgschaft ihrer Sicherheit gewähre. Als der Geldmangel am größten war, und dem Heere die nothwendigsten Bedürfnisse fehlten, brachte er eine Subscription von 300,000 Dollars zu Stande, indem er selbst seinen ganzen Jahresgehalt mit 500 Dollars zum Opfer brachte, zugleich machte er zuerst den Gedanken rege, die umfassende Hülfe von Frankreich zu verlangen, welcher vom Congresse aufgegriffen und zur Wirklichkeit wurde.

So stand Thomas Paine seit dem Jahre 1775 unausgesetzt an der Spitze der geistigen Bewegung des Volkes und führte dieses Schritt für Schritt zuerst zur Unabhängigkeits-Erklärung, dann zum Kampfe auf Tod und Leben und endlich zur Union.

Nach geschlossenem Frieden belohnte der Congreß und die Staaten Pennsylvanien und New-York die Verdienste des edeln Mannes durch reiche Schenkungen. Doch Paine dachte nicht daran, diese in Ruhe zu verzehren. Er wählte sich nur einen andern gefährlichern Kampfplatz aus, indem er nach Europa segelte, um auch der alten Welt die Segnungen republikanischer Freiheit zu verschaffen. Thomas Paine starb am 18. Juni 1809 im Alter von 74 Jahren. Im Sturme der Revolution wurde er besser gewürdigt, als in der von tückischen Pfaffen später beherrschten Zeit.

Einen ganz andern Entwicklungsgang, als Franklin und Paine hatten Thomas Jefferson und Georg Washington. Jene zwei waren Männer des Nordens und geborne Proletarier, diesen hatte der Süden das Leben und das Geschick mannigfaltige Glücksgüter und werthvolle Familienbeziehungen geschenkt, die ihnen ihre Jugendbildung und ihre politische Laufbahn bedeutend erleichterten. Franklin und Paine waren durch ihre Geburt und die Verhältnisse, in deren Mitte sie sich bewegten, gewissermassen gezwungene Gegner der Sklaverei, Jefferson und Washington bedurften eines hohen Grades sittlicher Kraft, um sich über die im Süden herrschende Vorliebe für die Sklaverei emporzuschwingen. Dessenungeachtet war Jefferson ein unermüdlicher und eifriger Gegner der Sklaverei, Washington wenigstens ein theoretischer Feind derselben. Er sagte sich von ihr praktisch erst in seinem Testamente los. Jefferson that sich schon 1769 im Alter von 26 Jahren als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung von Virginien durch seine uneigennützige Freiheitsliebe hervor, indem er einen Antrag auf Emancipation der Sklaven stellte. Er war der Verfasser der Unabhängigkeits-Erklärung, welche einen noch bedeutungsvollern Abschnitt in der Geschichte der Menschheit bilden würde, falls der Congreß nicht die gegen die Sklaverei gerichteten Erklärungen derselben gestrichen hätte.

Der von Jefferson vorgelegte Entwurf der Unabhängigkeits-Erklärung enthielt namentlich folgende bezeichnende Stelle:

„Entschlossen, den Markt offen zu halten, wo Menschen gekauft und verkauft werden, hat er (der christliche König von Großbritanien) sein Veto geschändet, indem er es nur dazu benützte, jeden Versuch der Gesetzgebungen, diesen fluchwürdigen Handel zu verbieten oder zu unterdrücken, darnieder zu halten."

Wäre diese Stelle aufgenommen worden, so hätte nicht nur der Sklavenhandel, sondern überhaupt die Sklaverei bald aus dem Gebiete der Union weichen müssen. Doch die Partei der Sklavenhalter war damals schon mächtig genug, diesen Angriff auf die der Freiheit feindlichste aller unter dem Schutze des Staates stehenden Anstalten abzuschlagen, indem sie die betreffende Stelle aus dem Entwurfe Jefferson's strich.

Theils als Mitglied des Congresses, theils (seit dem 1. Juni 1779) als Gouverneur von Virginien wirkte Jefferson mit unermüdlichem Eifer für die Sache der Freiheit. Nach Franklin's Rückkehr aus Frankreich wurde er zum Gesandten beim Cabinette der Tuilerien ernannt (1786), und konnte daher an den Verhandlungen über die neue Unionsverfassung keinen Theil nehmen.

Von Georg Washington bleibt uns, nach Allem, was wir von ihm mitgetheilt, nur weniges nachzuholen. Nach siegreicher Beendigung des Freiheitskrieges zog er sich auf sein Gut Mount Vernon zurück, und gedachte, den Rest seines Lebens keinen Theil mehr an den politischen Bewegungen der Zeit zu nehmen. Doch eine Kraft, wie diejenige Washington's konnte die junge Republik nicht entbehren. Von ihm ging die erste Anregung zur Berufung der constituirenden Versammlung aus und er ward zum Präsidenten derselben ernannt. Als solcher trug er wesentlich zur Vollendung des großen Verfassungswerkes bei.

Georg Washington's Geistesflug reichte nicht so weit und ging nicht so hoch, als derjenige Thomas Paine's, Thomas Jefferson's und wohl auch Benjamin Franklin's. Allein was ihm in dieser Rücksicht abging, ersetzte er durch die concentrirte Thätigkeit, welche er seinem Vaterlande auf dem Gebiete des Krieges, der Staatsverfassung und der Staats-Verwaltung widmete. Er stand dem Vorurtheile der großen Masse näher, als die drei erstgenannten Männer sowohl in religiöser als politischer Beziehung und namentlich in der so hochwichtigen Frage der Sklaverei. Gerade deßhalb gebot er über eine größere Zahl von Stimmen, welche seine Ansichten theilte und bereit war, ihm zu folgen. Wäre Wa-

shington ein eben so entschiedener Gegner derselben gewesen, als Jefferson, Franklin und Paine, so hätte das Gewicht seines Namens ohne Zweifel ausgereicht, die Sklaverei wenn nicht abzuschaffen, so doch in dem Maße zu beschränken, daß sie bald eines natürlichen Todes gestorben wäre. Hätte er dem Pfaffenthume nicht so gläubig gedient, so wäre dieses schwerlich in kurzer Zeit mächtig genug geworden, die öffentliche Meinung gegen die heller sehenden Männer, wie Paine und Jefferson, einzunehmen und den erstern namentlich fast gänzlich aus der dankbaren Erinnerung der Nation zu verwischen.

Keine Revolution der Erde war so glücklich, vom Anfange bis zum Ende vier Männer an der Spitze zu haben, welche einen so hohen sittlichen Werth besaßen, wie Franklin, Paine, Jefferson und Washington. Die niederländische, die englische und später die französischen Revolutionen waren zwar auch reich an hervorragenden Charakteren, allein sie rieben die meisten derselben in kurzer Zeit auf. Am Ende jeder dieser Volkserschütterungen, welche alle auch viel länger dauerten, als die amerikanische, war fast keiner der Helden mehr am Leben, oder doch in Wirksamkeit, welche den ersten Anstoß dazu gegeben hatten. Die amerikanische Revolution hatte hauptsächlich aus dem Grunde eine so nachhaltige Bedeutung, weil die Opfer, welche der innere Kampf verschlang, wenn auch der Zahl nach groß, doch der inneren Bedeutung nach sehr gering war. Alles Talent und aller Charakter stand auf Seite der Freiheit und des Vaterlandes gegen Knechtschaft und England. Die Tories, welche da und dort, namentlich in den Carolina's auf englischer Seite kämpften, bildeten keine geistige Macht, wenn schon sie bisweilen erhebliche Streitkräfte in's Feld stellten.

Einen entscheidenden Einfluß auf die Unabhängigkeits-Erklärung übte John Adams, indem er Mitglied des zu deren Entwerfung niedergesetzten Comite's war und den lebhaftesten Theil an den Verhandlungen nahm, welche über denselben im Congresse gepflogen wurden. Der inneren Verwaltung des Staates und der Verfassung der Union blieb er fremd, da er von 1777 bis 1788 in Europa war, diplomatische Verhandlungen mit Holland und Frankreich führte und sich dadurch den Dank des Congresses erwarb.

Einer der hochherzigsten Männer aus der Zeit des Freiheitskampfes war Robert Morris. Er hatte die Unabhängigkeits-Erklärung mit unterzeichnet und im Congresse für die Freiheit des Landes mitgewirkt, als er (1781) zur Zeit, da die Finanzen der Vereinigten Staaten in der größten Verwirrung waren, an die Spitze derselben berufen wurde. Der öffentliche Credit war durch die Ungeschicklichkeit und die Vernachlässigung seiner Vorgänger im Amte und in Folge der unglücklichen Zeiten dermaßen verschuldet, daß derselbe nicht vermochte, auch nur die nothwendigsten Mittel zum Unterhalte des Heeres aufzubringen. Da Morris das System gewaltthätiger Maßregeln und gesetzlicher Betrügereien, welches bis zu seiner Zeit herrschend gewesen war und welches gerade den Staats-Credit zu Grunde gerichtet hatte, nicht billigen konnte, legte er dem Congresse den Plan einer Nationalbank vor, deren Noten bei Zahlungen von Seiten der verschiedenen Staaten im Schatze der Union als baares Geld angenommen werden sollten. Der Plan wurde gut geheißen und in's Werk gesetzt. Allein er genügte nicht, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Der edle Morris schaffte durch seinen persönlichen Credit herbei, was noch fehlte. Als es aber galt, ihn seiner übernommenen Verpflichtungen zu entledigen, ließ ihn der Congreß im Stiche. Seine Gläubiger, welche thatsächlich Gläubiger der Vereinigten Staaten waren, warfen ihn in's Schuldgefängniß, in welchem der zu vertrauende und für seine Zeit zu edle Mann starb. Die Weltgeschichte kennt keinen Finanzminister, welcher an Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung Robert Morris an die Seite zu stellen, allein auch keinen, welcher von einer gesetzgebenden Versammlung so unwürdig behandelt worden wäre.

Lewis Morris war auch einer der hervorragendsten Unterzeichner der Unabhängigkeits-Erklärung. Er entwarf die Instruktionen (1779), welche die Grundlage des später abgeschlossenen Friedens enthielten und wurde später dem Finanzminister Robert Morris als Gehülfe beigegeben, in welcher Stellung er das Decimalsystem, welches später zur Grundlage des amerikanischen Münzfußes gemacht wurde, in Anregung brachte. Durch seine Beredtsamkeit übte er großen Einfluß auf die Verhandlungen der constituirenden Versammlung und das Zustandekommen der Unionsverfassung. Er starb, nachdem er lange seinem Vaterlande gedient hatte, in dem nach ihm benannten Orte Morrisania bei Neu-York (1818).

Einer der scharfsinnigsten Staatsmänner der Vereinigten Staaten war Alexander Hamilton, ein Schotte von Geburt. Als Knabe von fünfzehn Jahren kam er (1772) nach New-York und that sich schon mit siebenzehn Jahren (1773) durch eine Schrift hervor, welche er drucken ließ, und worin er die Ansichten der Tories mit seltener Kraft bekämpfte. Mit neunzehn Jahren war er Artillerie-Kapitän, mit zwanzig Oberstlieutenant und Adjutant Washington's. Als solcher kämpfte er an der Seite des Oberfeldherrn den ganzen Unabhängigkeitskrieg hindurch. Seine staatsmännische Laufbahn begann er (1782) als Mitglied des Congresses. Im Schooße der constituirenden Versammlung von 1787 spielte er die Hauptrolle. Seinem Einflusse war es zunächst beizumessen, daß der Staat New-York die Unionsverfassung annahm.

Beim Schlusse dieses Zeitabschnittes zählte Hamilton erst 32 Jahre. Er stand erst im Anfange seiner Wirksamkeit.

Diese wenigen Namen mögen genügen, uns ein Bild von den Vätern der Republik zu geben. Viele andere, z. B. Patrick Henry, John Hancock, Madison, Rufus King, stehen noch immer im dankbaren Andenken der Nachwelt. Der enge Raum, welcher der Weltgeschichte für die Thaten und Bestrebungen einzelner Männer gegeben ist, erlaubt uns nicht, in weitere Einzelnheiten einzugehen. Mehrere der Väter der Republik, namentlich Thomas Paine, Georg Washington, Thomas Jefferson, John Adams, Alexander Hamilton und Madison werden wir im nächsten Buche wieder begegnen.

§ 75. Die inneren Verhältnisse der Union.

Die Vereinigten Staaten warfen durch ihren siegreichen Kampf gegen England zwar das Joch der Monarchie ab, welches bis dahin auf ihnen gelastet hatte. Allein es blieb trotz der erhabenen Grundsätze der Unabhängigkeits-Erklärung vom 4. Juli 1776 eine Reihe alter Einrichtungen bestehen, welche unter den Fittigen der englischen Monarchie gegründet und gehegt worden waren. Die schlimmste aller dieser Einrichtungen war die Sklaverei. Sie wurde für die junge Republik um so verderblicher, als der politische Einfluß in großem Maße von der Zahl der vorhandenen Sklaven abhängig gemacht wurde. Der Sklave zählte in der That nicht für einen vollen Menschen, allein doch für einen Drei-Fünftheils-Menschen. Die Zahl der Congreß-Mitglieder, welche der Staat zu wählen hat, und folgeweise das Gewicht, welches er im Schooße des Repräsentantenhauses besitzt, bestimmt sich daher nicht blos nach der weißen, sondern theilweise auch nach der schwarzen Bevölkerung. Die Verfassung setzte sich in einen schreienden Widerspruch mit den Anfangsworten der Unabhängigkeits-Erklärung, denen zufolge alle Menschen gleich geboren, und mit unveräußerlichen Rechten begabt, zu deren Sicherungen die Regierungen eingesetzt sind. Es wurde durch diese Bestimmung der Verfassung die Sklaverei nicht bloß als zu Rechte bestehend anerkannt, sondern gewissermaßen auch ein Preis auf deren

Ausbreitung und Vermehrung gesetzt. Allerdings hofften schwärmerische Menschenfreunde damals, die siegende Gewalt der Ideen von Freiheit und Recht, welche im Laufe des Unabhängigkeitskrieges so Großes geleistet hatte, würde die Geißel der Sklaverei nicht minder, als das Joch des Königthums, wenn auch nicht plötzlich, so doch allmählig beseitigen. Die Sklavenhalter des Südens ließen ihre Gegner ungestört in diesem Wahne, und behielten sich vor, möglichsten Vortheil aus denjenigen Bestimmungen der Verfassung zu ziehen, welche die Sklaverei zur Grundlage ihrer politischen Macht erhoben.

Die Sklavenfrage erhielt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine immer steigende Bedeutung. Die Zahl der rechtlosen Schwarzen nahm im Laufe der Zeit nicht ab, sondern zu, obschon in einzelnen Staaten das Institut selbst verdrängt wurde. Neben den erhabenen Schöpfungen der republikanischen Freiheit entwickelte sich auch das fluchbeladene Institut der Sklaverei in großartiger Weise. So wächst auf dieser Erde das Unkraut neben dem Weizen und um so üppiger, je fruchtbarer der Boden ist.

Wie die Macht der Freiheit in den Vereinigten Staaten nicht groß genug war, um die Fesseln der Sklaverei zu lösen, so besaß sie auch nicht die Kraft, die Gegensätze der verschiedenen Nationalitäten, die sich im Schooße der Union zusammen fanden, in befriedigender Weise auszugleichen.

Diejenigen Amerikaner, welche selbst, oder deren Vorfahren schon in der neuen Welt geboren waren, hatten in Folge ihrer genaueren Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des Landes, der Gesetze und des Geschäftsganges vor den neu eingewanderten Europäern vieles voraus. Sie begnügten sich mit dem ihnen durch die Einwanderer zufließenden rechtlichen Gewinn sehr häufig nicht, drückten die neuen Ankömmlinge auf mannigfaltige Weise und gewöhnten sich daran, sich selbst für eine höher stehende Menschenklasse zu halten, weil es dem unerfahrenen Einwanderer selten gelang, sein gutes Recht gegen den schlauen Eingeborenen zu behaupten, weil die Fremden andere Sitten und Gewohnheiten besaßen und oft ein Jahrzehnt oder länger zu kämpfen hatten, bevor sie zu einigem Wohlstande gelangten. So bildete sich frühzeitig eine nativistische Partei, welche den Fremdenhaß zwar nicht immer in die Gesetzgebung des Landes, doch sehr häufig in die Art und Weise der Handhabung des Rechtes, in die geschäftlichen und die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuführen wußten. Diejenigen Einwanderer, deren Muttersprache die englische war, vermischten sich leicht mit den eingeborenen Amerikanern, deren Vorurtheile gegen die Fremden sie, ihres Ursprungs uneingedenk, bisweilen selbst annahmen, gewöhnlich ihren Kindern oder Enkeln hinterließen.

Die Einwanderer dagegen, deren Muttersprache nicht die englische war, namentlich die Deutschen, bewahrten sich, besonders in denjenigen Bezirken, in welchen sie zahlreich vertreten waren, ihre nationalen Eigenthümlichkeiten weit länger, oft viele Generationen hindurch. Je empfindlicher ihnen der Hochmuth der englisch redenden Amerikaner wurde, desto mehr schlossen sie sich von denselben ab, und desto fester hielten sie an den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren. Die Fabel vom Nordwinde und der Sonne bewährte sich auch hier. Je eifriger die geborenen Amerikaner die ihnen angeborene und anerzogene Ueberlegenheit in geschäftlichen und politischen Angelegenheiten geltend machten, desto weniger geneigt wurden, wenigstens die kräftigeren Charaktere, sich derselben zu fügen. Es entspann sich hieraus ein Kampf, welcher bis auf die neueste Zeit fortgesetzt wurde, und dessen Ende noch nicht abzusehen ist.

Der Geburtsadel Europa's geht mehr und mehr seiner Auflösung entgegen. Der Geburtsadel, welchen die Nativisten Amerika's gerne gründen möchten, ruht nicht auf besseren Grundlagen, als derjenige der alten Welt. Er kann nur zum Verderben der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wirken, falls er an Macht und Einfluß gewinnen

sollte. Es steht im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit und wird fallen, sobald eine großartige freiwillige Anregung von Europa ausgeht und zugleich in den Herzen der Bewohner beider Halbkugeln dem heiligen Feuer der Begeisterung neue Nahrung giebt.

Eine dritte Schattenseite des amerikanischen Lebens bildete das Pfaffenthum, welches sich frühzeitig in der Union ausgebreitet hatte und das, der Unabhängigkeits-Erklärung des Jahres 1776 zum Trotze, mehr und mehr Einfluß auf das Leben in Amerika gewann. Die große Zahl der Sekten, welche neben einander bestanden und sich immer noch mehrten, machte es allerdings jeder Kirche unmöglich, die anderen zu unterjochen. Allein die Pfaffen aller Kirchen übten gemeinschaftlich einen schweren Druck auf das gesammte Leben in den Vereinigten Staaten aus. Sie erhoben unter mannigfaltigen Vorwänden hohe Abgaben von den Gläubigen, legten diesen die Pflicht häufigen Kirchenbesuches auf, setzten in den meisten Staaten sogenannte Sabbathsgesetze durch, welche den Sonntag zu dem peinlichsten Tage der ganzen Woche machten, und führten in die Sprache des Volkes jene frömmelnden Redensarten ein, hinter welchen sich das Laster und das Verbrechen zu leicht und zu häufig mit Sicherheit verschanzten.

Gegen die sogenannten Ungläubigen, d. h. Diejenigen, welche im Schooße keiner der bestehenden Kirchen Vernunft und Wahrheit als vorherrschende Elemente fanden, konnten die Geistlichen, wenigstens nach der Unabhängigkeits-Erklärung, zwar keine gerichtlichen Verfolgungen mehr einleiten. Allein sie besaßen Einfluß genug, um dieselben von allen öffentlichen Aemtern fern zu halten und sogar die Geschichte zu deren Nachtheile zu verfälschen, wie sie namentlich dem hochherzigen Thomas Paine gegenüber bewiesen, dessen unsterbliche Verdienste bis zum heutigen Tage in Amerika keine entsprechende Anerkennung gefunden haben und dessen Werke durch die Geistlichkeit fast gänzlich aus den Büchersammlungen des Volkes verdrängt wurden.

Wir haben diese Schattenseiten des amerikanischen Lebens an die Spitze dieses Paragraphen gestellt, weil begeisterte Freunde der Freiheit dieselbe zu oft gänzlich übersehen. Wir sind jedoch weit entfernt, dieselben für so dunkel zu halten, daß daneben der strahlende Glanz republikanischer Freiheit nicht die ganze Erde zu erhellen vermöchte.

Die amerikanische Revolution hatte nicht jenen principiellen Charakter, welchen die neuesten Erschütterungen ähnlicher Art in Europa an sich trugen. Sie war ursprünglich nur gegen die Steuer-Gesetzgebung Englands gerichtet, erweiterte sich zwar später, indem sie der gesammten englischen Herrschaft den Krieg erklärte, gelangte aber niemals zu einer gründlichen Untersuchung der von England überkommenen staatlichen, kirchlichen und socialen Gesetze und Einrichtungen.

Alles, was wir in großen Zügen an den inneren Angelegenheiten der Vereinigten Staaten zu tadeln finden, war die klar nachweisbare Frucht der englischen Herrschaft, während die republikanische Freiheit, welche die Amerikaner sich eroberten, wenn auch angeregt und genährt durch europäische Vorbilder, doch wesentlich amerikanischem Muthe den Ursprung verdankt.

Die Sklaverei war ein Erzeugniß englischer Habgier, und das Pfaffenthum der Union ward dem englischen so treu nachgebildet, daß es sich von demselben wesentlich nur durch die Rückwirkung der ihm entgegenstehenden größeren Freiheit des Volkes unterscheidet.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes konnten sich die klaffenden Wunden, welche der achtjährige Freiheitskampf dem Lande zuzog, kaum schließen, und die großartigen Folgen der errungenen Freiheit nur in ihren ersten Anfängen zu Tage treten.

Von dem Augenblicke an, da der Krieg mit England entbrannte, nahm das öffentliche Leben in Amerika einen außerordentlichen Aufschwung. Eine früher nie gekannte, kaum geahnte Regsamkeit bemächtigte sich aller Bewohner des Landes. Derselbe Hauch

der Freiheit, welcher die Republikaner in die Schlachten trieb, belebte auch ihre Thätigkeit am heimischen Herde. Die Presse, die Wahlen, die Berathungen gewannen eine erhöhte Bedeutung. Jeder fühlte, daß er sich doppelt anstrengen müsse, um den Anforderungen entsprechen zu können, welche das Vaterland und die Freiheit an ihn stellten.

Die Anhänger Englands (die Tories) und die entschiedenen Republikaner, welche nur in der Abschüttelung der englischen Ketten das Heil des Landes erkannten (die Whigs), standen sich feindlich entgegen. Von Jahr zu Jahr gewannen die letzteren und verloren die ersteren an Boden und an Einfluß. Die Tories verschwanden ganz aus dem öffentlichen Leben, als der Friede mit England geschlossen wurde. An die Stelle der früheren Parteien traten die sogenannten Föderalisten und Antiföderalisten, von welchen die ersteren darauf drangen, daß der Central-Regierung eine große Gewalt eingeräumt werde und die einzelnen Staaten fest vereinige, während die letzteren nur ein loses Band der Vereinigung und die Selbstherrlichkeit der Staaten vor allen Dingen gesichert wünschten. Keine der beiden Parteien trug einen entschiedenen Sieg davon. Die Verfassung des Jahres 1789 war das Resultat gegenseitiger Nachgiebigkeit sowohl der Föderalisten und Antiföderalisten als der Feinde und der Vertheidiger der Sklaverei.

Thomas Paine hatte den Freiheitskämpfern einige Jahre früher zugerufen: „Wir haben es in unserer Gewalt, den Weltlauf von Neuem zu beginnen!" Die Mehrzahl theilte aber nicht die Ansichten Thomas Paine's. Sie wollte den Weltlauf nicht von Neuem beginnen, sondern auf den von England gelegten Unterbau ruhig fortbauen. Benjamin Franklin hatte aus Paris geschrieben: „unsere Sache wird allgemein als die Sache der Menschheit betrachtet und Alle sind der Ansicht, daß wir für ihre Freiheit kämpfen, wenn wir unsere eigene vertheidigen?" Doch die Mehrheit des General-Congresses sowohl als des Volkes überhaupt hatte durchaus nicht im Sinne, für die Sache der Menschheit zu kämpfen. Sie wollte unmittelbar nur ihre eigene Sache führen, und überließ es der Menschheit, aus dem Siege, welchen die Amerikaner über die Engländer gewonnen hatten, möglichsten Vortheil zu ziehen. Die Vereinigten Staaten stellten sich nur in so fern an die Spitze der Menschheit, als sie derselben eine mächtige Anregung zur Nacheiferung gaben, nicht aber insofern sie den unterdrückten Völkern der Erde irgend eine hülfreiche Hand reichten.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's lösten sobald als möglich die Bande der Allianz, welche sie mit Frankreich geschlossen hatten und machten von den ihnen gewidmeten Gefühlen der Sympathie keinen andern Gebrauch, als daß sie das Land den von Europa herüberströmenden Einwanderern öffneten. Sie erfüllten nicht die großartigen Hoffnungen begeisterter Freunde der Menschheit, wohl aber die gemäßigten Ansprüche der sich auf das Gedeihen des eigenen Landes beschränkenden Amerikaner.

Die Verfassung, welche die Vereinigten Staaten sich im Jahre 1789 gaben, war der Ausdruck ihres damaligen sittlichen und intellectuellen Charakters. Wie sich gute und böse Eigenschaften, Freiheitsliebe und sclavenhalterische Gelüste in den Herzen der Bewohner neben einander fanden, so drängten sie sich auch in die von denselben beschlossenen Gesetze.

Wenn wir von der Sklaverei absehen, so enthielten die Verfassungen der einzelnen Staaten sowohl, als diejenige der Union, reiche Elemente der Freiheit, reicher, als sie sich wohl jemals im Schooße irgend einer Republik gefunden hatten.

Der sittliche Charakter der Menschen allein giebt aber der Freiheit ihren Werth und ihre Bedeutung. Freiheit ohne Reinheit des Lebens führt zu schrankenloser Ausschweifung, Freiheit ohne Rechtsgefühl zur Herrschaft der Habgier und des Ehrgeizes. Die Staats-Verfassung kann den überwiegenden Leidenschaften der Bürger niemals unübersteigliche Schranken ziehen, so wenig als die Gesetze über Mein und Dein und über Mord und

Diebstahl. Bestechliche Richter sprechen die Mörder frei und weisen die Habe des redlichen Mannes dem Betrüger zu. Bestechliche Wahlmänner ernennen Schurken zu Richtern und Verwaltungsbeamten und der öffentlichen Meinung verleiht nur die sittliche Kraft nachhaltige Stärke. Daher ist die Kräftigung des sittlichen Gefühles der Bevölkerung in Republiken eine weit dringendere Voraussetzung ihrer Blüthe, als im Schooße der Monarchien, welche auch bei einem sehr geringen Maße von Tugend bestehen können.

§ 76. Die Deutschen in der Union.

Gegen das Ende des Freiheitskampfes erhob sich die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten nicht hoch über zwei Millionen. Sie wird für das Jahr 1782 auf 2,203,000 geschätzt. Die Amerikaner zeichnen sich keineswegs durch Fruchtbarkeit aus. Man sieht unter denselben nicht jenen Reichthum an Kindern, welcher sich bei Engländern, Irländern und Deutschen so häufig findet. Im Laufe von achtzig Jahren hätte sich daher ohne Zuthun der Einwanderung jene Zahl, welche übrigens selbst eine eingewanderte war, schwerlich auf mehr als vier Millionen vermehrt. Ein Procent jährlicher Vermehrung ist in den kinderreichsten Staaten Europa's die höchste Annahme, welche längere Zeit hindurch anhält. Nach diesem Maßstabe hätte sich daher die weiße Bevölkerung Amerika's in zwei und siebenzig Jahren auf 3,789,160 gesteigert, eine Zahl, für welche der Staat New-York hinreichenden Raum gewähren würde. Nur dem Zuströmen europäischer Kräfte an Menschen und Kapital hat es Amerika zu verdanken, daß das Sternenbanner von dem östlichen, bis zum westlichen Ende des Welttheils, von den Grenzen Canada's bis tief in das alte Mexiko hinein, vordringen konnte, und daß die früher größtentheils öden Strecken zwischen einer Stadt und der anderen, viele Millionen Acker Landes, Werth erhalten haben und in Bau genommen wurden.

Unter den Nationen, aus deren Mitte dem nordamerikanischen Festlande zahlreiche Einwanderer zuzogen, steht die deutsche, was die Zahl und innere Kraft betrifft, nur der englischen nach. Schon vor Anbeginn dieses Zeitabschnittes waren Deutsche nach Nord-Amerika gewandert *).

In den Jahren 1684 und 1685 ließen sich viele Deutsche, auf Penn's Anregung in Pennsylvanien nieder. Seit dieser Zeit mehrten sich die Deutschen theils durch Fortpflanzung, theils durch neue Ströme von Einwanderern von Jahr zu Jahr. Die Königin Anna von England erließ im Jahre 1709, eine Einladung an die Deutschen, worin sie denselben freie Ueberfahrt nach Amerika und gutes Land unentgeltlich versprach. Mehr als 32,000 folgten dem Rufe der Königin, von denen aber nur etwa 10,000 (1710) Amerika erreichten. Die übrigen gingen meistentheils elend zu Grunde. Der englische Statthalter Hunter bedrückte die neuen Ankömmlinge schwer und veranlaßte, dadurch, daß sie sich weiter landeinwärts ansiedelten. Pennsylvanien wurde der Haupt-Sammelplatz der Deutschen. Eine Reihe deutscher Niederlassungen entstand auf dem Wege längs dem Hudson nach den Seen hin, inmitten der Jagdgründe der Indianer. Andere Deutsche zogen nach Virginien und den beiden Carolina's. Besonders zahlreich waren die Menoniten, welche in den Jahren 1683 bis 1727 und den nächstfolgenden sich im Pequea-Thale, am Conestoga, an der Susquehannah und am Skippack ansiedelten. Ihre bedeutendsten Niederlassungen gründeten sie im Bezirke Lancaster. Im Jahre 1770 hatten sich die Menoniten in Pennsylvanien auf 4,000 vermehrt.

*) S. B. VII. der W. G. § 100 S. 682.

Um dieselbe Zeit ließen sich in Pennsylvanien ihre Gesinnungsgenossen, die Tunker, die Vorfahren der heutigen Baptisten, nieder. Schwenkfelder und Herrnhuter folgten im Jahre 1734. Diese bauten sich am Skippack und Perkiomer an und gründeten dort Goschenhoppen, das sie auch Schlesisch-Warte nannten. Die Herrnhuter gründeten nach mannigfaltigen Wechselfällen, (1740) mitten in der Wildniß Bethlehem und später Nazareth.

Religions-Verfolgungen trieben nicht blos aus England, sondern auch aus Deutschland die meisten, welche sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Amerika niederließen. Im Jahre 1742 wanderte aus dem Würtembergischen eine schwärmerische Secte lutherischen Glaubens aus, verstärkte sich unterwegs durch eine Anzahl flüchtiger Schweizer und einige Pfälzer und siedelte sich im Berks-Bezirke, in der Nähe von Reading an.

Im Jahre 1751 zählte man in Pennsylvanien nicht weniger als 60,000 Lutheraner. In dem unglücklichen achtzehnten Jahrhundert, während dessen die Pfaffen noch die Macht besaßen, Andersglaubende nicht blos zu schmähen und zu verdammen, sondern auch von Haus und Herd zu vertreiben, bildete die Religion einen der mächtigsten Beweggründe der Wahl der neuen Heimat. Die deutschen Reformirten, welche nach Amerika segelten, ließen sich daher mit Vorliebe im Staate New-York, die deutschen Katholiken in Maryland und später, als die englisch-bischöfliche Kirche hier die Oberhand gewann, in Pennsylvanien nieder. Durch den Schwindler Law, den berüchtigten französischen Finanzminister, wurden in den Jahren 1716 und 1717, ohne Rücksicht auf Religion, 2,000 Pfälzer und Schweizer an die Mündungen des Mississippi geworfen, woselbst die meisten elend zu Grunde gingen. Ein kleiner Ueberrest von etwa 300 Deutschen setzte sich in Attakapas, New-Orleans gegenüber, fest. Eine andere Abtheilung Deutscher siedelte sich im St. Charles-Bezirke an. Ein See und ein Fluß der dortigen Gegend erhielten von ihnen den Namen lac allemand und bayou allemand. Die von den Jesuiten über die Salzburger Protestanten verhängten Verfolgungen trieben wieder eine Anzahl Opfer des Glaubens-Hasses in den Jahren 1734 bis 1741 über den Ocean. Diese Deutschen landeten in Savannah, siedelten sich in dem Effingham-Bezirke an, wo Ebenezer ihr Hauptort wurde.

In Süd-Carolina fanden schon zur Zeit der brittischen Königin Anna viele Deutsche eine neue Heimath in der Umgegend von Orangeburg.

Im Jahre 1765 kamen 600 Pfälzer und Schwaben nach Charleston. Damals herrschten noch menschenfreundliche Gefühle und richtigere staatsökonomische Begriffe in Amerika, als heutzutage. Wie die meisten früher eingewanderten Deutschen, so erhielten auch diese neuen Ankömmlinge zahlreiche Beweise wohlwollender Gesinnung. Die Gesetzgebung des Staates ließ 500 Pfund Sterling unter die Ansiedler vertheilen, welche theils in der Stadt blieben, theils auf dem Lande dem Ackerbau oblagen. Auch in Nord-Carolina bauten sich frühzeitig viele Deutsche an, welche theils aus ihrem Vaterlande, theils aus Pennsylvanien und Virginien kamen. Schon im Herbste 1685 waren allein aus Pennsylvanien 1,500 Deutsche dahin gezogen. Im Jahre 1751 gründeten die Herrnhuter in Nord-Carolina Wachau und im folgenden Jahre Bethabara, später Salem und Bethany.

Virginien bemühte sich schon 1655, Colonisten anzuziehen. Der Staat gewährte den deutschen Einwanderern besondere Vorrechte. Viele Pennsylvanier-Deutsche siedelten nach Nord-Carolina über. So entstanden Stephensburg, oder Newtown, im Frederic-Bezirke (1732) und Shepherdstown, im Jefferson-Bezirke (1762). Der Landstrich um den Massamutten, oder Spitzberg (peaked mountain), erhielt in einem Raume von 60 Meilen eine unvermischte deutsche Bevölkerung.

In Maryland zeugen die deutschen Gemeinden von Fredericstown, Hagerstown und Middletown von der Bedeutsamkeit der deutschen Einwanderung der früheren Zeiten. Nach New-Jersey und New-York zogen vor dem Freiheitskampfe fast ausschließlich Norddeutsche. Eine reformirte Gemeinde, welche zwischen Wolfenbüttel und Halberstadt gewohnt hatte, ließ sich (1707) in den Bezirken von Morris und Hunterdon nieder, wo ihre Ansiedelungen den Namen deutsches Thal (German valley) erhielten. In den Bezirken Sommerset, Sussex, Passaic, Bergen und Essex bildeten sich frühzeitig deutsche Gemeinden.

Aller Orten hatten die deutschen Ansiedler schwere Kämpfe zu bestehen, bevor sie ein selbstständiges Dasein begründen konnten, nirgends aber wurden sie so bitter getäuscht, als in den Neu-England Staaten. Wiederholt waren von demselben Staate Massachussetts, der sich durch den von seinem Statthalter Gardiner neuerdings bekundeten Fremdenhaß unrühmlich hervorgethan hat, Ausländer und namentlich auch Deutsche, aufgefordert worden, sich in seiner Mitte niederzulassen. Doch gediehen in jenen Gegenden die deutschen Niederlassungen nicht. Zuerst wütheten unter den neuen deutschen Ansiedlern namentlich in den Jahren 1746 und 1755 die Indianer, nachher noch schlimmer und verderblicher amerikanische Rechtsverdreher, welche sie zwangen, ihre wohlerworbenen und mühsam behaupteten Grundstücke ein zweites und drittes Mal zu bezahlen. Die meisten Deutschen verließen lieber Hab und Gut (1773), als daß sie sich in endlose Rechtsstreitigkeiten verwickelten. Nur wenige kehrten später zurück und behaupteten sich in demjenigen Theile von Massachussets, welcher jetzt den Staat Maine bildet. Mit ähnlichen Betrügereien hatten fast alle Deutschen zu kämpfen, welche seit den Zeiten der Königin Anna in Amerika eingewandert waren. Man lockte sie über den Ocean durch glänzende Versprechungen und namentlich durch die Zusage, sie würden Land unentgeltlich bekommen. Als sie aber in Amerika angelangt waren, suchten habgierige Menschen ihnen ihre mühsam urbar gemachten Ländereien wieder abzunehmen, oder die Schenkungen, welche die Königin ihnen gemacht hatte, zurück zu halten. Ungeachtet aller dieser Hemmnisse vermehrte sich die deutsche Bevölkerung in Amerika von Jahr zu Jahr. Sie betrug im Jahre 1742, in Pennsylvanien allein über 100,000. Von 1740 an landeten im Hafen von Philadelphia jedes Jahr mehrere tausend deutsche Einwanderer. Im Jahre 1759 stieg die Zahl derselben auf 22,000.

Unmittelbar vor dem Ausbruche des Freiheitskrieges, als die gesammte Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich etwa auf 2 Millionen belief, betrug die Zahl der mit den Holländern vermischten Deutschen im Staate New-York vier Fünftheile, die Zahl der Deutschen in Pennsylvanien wohl die Hälfte, in New-Jersey, Delaware und Maryland nahezu die Hälfte, in Virginien ein Drittheil, in den drei südlichen Staaten ein Fünftheil und die Gesammtzahl der Deutschen in den Staaten reichlich ein Drittheil der Einwohner.

Die Mehrzahl dieser Deutschen bestand aus betriebsamen und fleißigen Arbeitern. Unter sie gemischt fanden sich aber auch nicht wenige Kriegsleute, welche beim Abschlusse des Friedens brodlos zu werden pflegten, und wissenschaftlich gebildete Männer, wie sie weder in Cambridge und Oxford, noch auf den mangelhaften Schulen Amerika's, sondern nur auf den Universitäten Deutschland's herangezogen werden konnten. Deutsche waren es, welche zuerst Wein, Seide und Indigo in Amerika bauten. Alle eingewanderten Deutschen hatten ihre Heimath verlassen, weil sie das Joch europäischer Fürsten- und Pfaffenherrschaft unerträglich, oder in den von den Machthabern ausgesogenen Landen keine Unterkunft fanden. Die Deutschen theilten nicht die Anhänglichkeit an das englische Königshaus, die englische Verfassung, die englische Staatskirche, die englischen Sitten und Gewohnheiten, welche bei den aus Brittanien eingewanderten Colonisten vorherrschend war. Sie wurden deßhalb, frühzeitig von den englischen Statthaltern angefeindet

und verfolgt, und wurden, als zwischen England und den Colonien Zwiespalt ausbrach, durch keine der vielen Rücksichten gelähmt, welche die Amerikaner englischer Abkunft so lange von entscheidenden Schritten abhielten.

Die Deutschen waren von den ältesten Zeiten her Gegner der Neger-Sklaverei gewesen. Die Einwohner keiner anderen Nation waren gegen die Indianer so freundlich und liebevoll, als sie. Namentlich erwarben sich die Herrnhuter große Verdienste um die Bildung der unglücklichen und schwer mißhandelten Ureingeborenen (natives) im allein richtigen Sinne. Von der Zeit an, da die Deutschen in größeren Massen sich festsetzten, deutsche Zeitungen gründeten und ihre deutsche Anschauungsweise geltend machten, regte sich die Eifersucht und der Neid nicht der Ureingeborenen, der Indianer, sondern der gleichfalls eingewanderten Colonisten englischer Sprache.

Schon damals wurde den Deutschen, weil sie eine andere Bildung besaßen, als die Colonisten englischer Zunge, von diesen oft Unwissenheit und weil sie an ihren Eigenthümlichkeiten festhielten, Hartnäckigkeit vorgeworfen. Die kleinliche Eifersucht der Amerikaner verlor sich jedoch, wenigstens theilweise, während des Aufschwunges, den die Colonisten in den bewegten Jahren des Freiheitskrieges nahmen. In den meisten Bezirken gaben die Deutschen das Beispiel entschlossenen Widerstandes gegen die Anmaßungen der englischen Regierung. Sie griffen zuerst zu den Waffen und drangen auf die Unabhängigkeits-Erklärung, bevor Thomas Paine sie begehrt und der Congreß sie beschlossen hatte. Auf den Deutschen ruhte auch mit besonderer Schwere die Last des Krieges. Unverhältnißmäßig groß war die Zahl der deutschen Krieger, welche in den Kämpfen für die Unabhängigkeit Amerika's fielen. Die deutschen Ansiedelungen mußten am bittersten die Wuth der Engländer und der mit ihnen verbündeten Indianer und Tories empfinden. Wer gedenkt hierbei nicht des blühenden Wyomingthales, welches im Jahre 1778 überfallen wurde, und wo findet sich im ganzen Freiheitskriege eine That, welche sich dem Kampfe der deutschen Männer von Wyoming an die Seite stellen ließe?! Der Pennsylvanische Landtag von 1787 erkannte die hohen Verdienste der Deutschen im Kampfe für die Freiheit an, begabte, ausdrücklich zum Danke dafür, eine deutsche hohe Schule zu Lancaster und bestimmte dabei, daß sie fortwährend nur unter Aufsicht von Deutschen stehen solle. Nächst den Deutschen Pennsylvaniens, thaten sich die Deutschen Virginiens besonders hervor; die Männer fochten unter den Vordersten in der Schlacht, die Frauen versahen die hungernden Krieger unentgeltlich mit kräftigen Lebensmitteln, während viele der englisch redenden Tories auf Seiten der Engländer kämpften, oder doch lieber an diese um baares Geld verkauften, als daß sie gegen Papiergeld den Freiheitskriegern ihre Speicher geöffnet hätten. In der Zeit der Noth hütete man sich wohl, die Deutschen zu verhöhnen und zu beschimpfen. Der Congreß trug kein Bedenken, seine Bekanntmachungen auch in deutscher Sprache zu erlassen. Der deutschen Feldherren Kalb und Steuben haben wir schon oben Erwähnung gethan. Wir kommen auf sie weiter unten zurück. Unter den vielen anderen verdienstvollen deutschen Offizieren des Freiheitskrieges heben wir noch den General Mühlenberg hervor, welcher mit seinen deutschen Pennsylvaniern immer erwählt wurde, wenn es galt, eine kühne That auszuführen. Oft sagte Washington: „wenn er sich auf Keinen verlassen könne, dann könne er es doch auf Mühlenberg".

Von vielen Beweisen deutscher Entschlossenheit möge folgender Vorfall hier angeführt werden. Als Hamilton 1778 mit brittischen Truppen vor St. Vincennes, in den westlichen Gegenden, rückte, rief Hauptmann Leonhard Helm, mit der Lunte vor der Kanone stehend, den brittischen Truppen Halt! zu und fragte, welche Bedingungen man der Besatzung gewähre, wenn er die Feste übergebe? Hamilton bewilligte die gewöhnlichen

Kriegsehren, worauf Helm mit einem andern Genossen aus der Festung schritt. Diese beiden Männer hatten deren ganze Besatzung gebildet.

Allgemein bekannt ist es, daß viele Deutsche, z. B. Margaretha Greider, geborene Arkularius, von New-York, der Bäcker Christoph Ludwig von Philadelphia und Andere im Augenblicke der bitteren Noth des Heeres, um diese zu lindern, die größten Opfer brachten.

Ich erwähne dieser Einzelnheiten nicht, um die Deutschen, anderen Nationen gegenüber, besonders hervorzuheben, sondern nur um anzudeuten, was von den Angehörigen unserer Nation zu erwarten ist, wenn man ihnen diejenige Freiheit gönnt, welche die Verfassung der Vereinigten Staaten allen Bürgern zugesagt hat. Selbst von den Opfern fürstlicher Tyrannei, welche mit Gewalt nach Amerika geschleppt wurden, den Söldnern aus Hessen, Braunschweig, Hanau, Anspach, Waldeck und Zerbst, gaben viele ihre Sympathien für die Sache der Freiheit dadurch zu erkennen, daß sie bei erster Gelegenheit zu den Amerikanern übergingen. Pulaski's Schaar bestand zum großen Theile aus solchen Ueberläufern. Wie gefährlich es aber für die deutschen Söldner der Engländer war, in's feindliche Lager überzugehen, beweist unser Dichter Seume, welcher vergeblich sich zu befreien suchte, nachdem er mit Gewalt zum Soldaten gemacht und nach Amerika gebracht worden war.

Unter den Helden des Freiheitskrieges stehen neben Washington die deutschen Generale Kalb und Steuben obenan. Sie waren unstreitig die erfahrensten und gebildetsten Krieger des amerikanischen Heeres. Sie gaben die glänzendsten Stellungen im alten Europa auf, um in der neuen Welt für die Freiheit zu kämpfen. Kalb stand nachdem er mehrere Jahre muthig gestritten, (1780) unter dem Oberbefehl des General Gates und kannte die englische Disciplin und die Ungeübtheit der amerikanischen Truppen gut genug, um vorauszusehen, daß bei Camden die Schlacht nicht gewonnen werden könne. General Gates schrieb diese Ansicht der verrätherischen Gesinnung des Fremden zu, und murmelte einige verletzende Worte, auf welche Kalb antwortete: „Nun gut, ich siege, oder ich falle!" Der begeisterte Krieger hielt Wort. Er allein mit seiner kleinen Schaar Deutscher aus Maryland und Delaware hielt Stand, als die Engländer anrückten. General Gates mit seinen Milizen floh. Kalb achtete die Wunden nicht, die er empfing, ein Pferd nach dem andern stürzte unter ihm zusammen, zu Fuß führte er seine Getreuen in den dicksten Kampf. Endlich fiel er von eilf Wunden durchbohrt sterbend zur Erde nieder.

Wie Kalb, so hatte auch Steuben*) mit den Vorurtheilen der amerikanischen Generale zu kämpfen, und selbst der edle Washington mußte sich vor denselben beugen.

Kaum hatte der wackere Krieger die vollständig desorganisirte Armee in Valley Forge kampffähig gemacht, so wurde ihm sein Amt als General-Inspektor thatsächlich entzogen, indem ihm nicht mehr gestattet wurde, selbstständige Befehle zu geben. Dessenungeachtet arbeitete er fort, so weit es ihm unter diesen Umständen möglich war. An dem Treffen von Monmouth Courthouse nahm er einen hervorragenden Theil. Washington übertrug ihm unmittelbar darauf die Division des General Lee, welcher bei Monmouth sehr wenig Entschlossenheit kund gethan hatte. Doch die Eifersucht der Brigadegenerale zwang den Oberbefehlshaber ihm das Commando wieder abzunehmen. Längere Zeit konnte Steuben, dessen Dienste so nützlich hätten angewandt werden können, zu keiner seinen Fähigkeiten entsprechenden Thätigkeit gelangen. Im Winter von 1778 auf 1779 schrieb er das für

*) Als das Manuscript dieses Abschnittes schon vollendet und in der Druckerei, theilweise sogar schon abgesetzt war, erhielt ich, durch die Güte des Herrn Verfassers „Friedrich Kapp's Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben". Ich konnte daher dieses gründliche Quellenwerk noch benützen und verdanke demselben mehrere Einzelnheiten in Betreff der Wirksamkeit dieses deutschen Helden

die amerikanische Armee so hochwichtige Regulativ für die Infanterie, welches gedruckt wurde und viel dazu beitrug, einige Ordnung in dem Schooße der bunt gemischten amerikanischen Regimenter einzuführen. Im Frühjahre 1779 ging Steuben endlich von Philadelphia woselbst er den ganzen Winter zugebracht hatte, als General-Inspektor mit einer bestimmten Stellung zum Heere ab. Die Inspektionen, welche er hielt, wurden zu Donnerschlägen für alle lässigen und pflichtvergessenen Soldaten und Offiziere und zu einem wichtigen Sporn der Ordnung und guter Disciplin für das gesammte Heer.

Steuben hielt seinen scharfen Blick immer zugleich auf Feind und Freund, auf das Große und das Kleine im Dienste geheftet. Seine Gutachten über den Stand der beiderseitigen Heere, über errungene Vortheile und erlittene Niederlagen bereiteten unausgesetzte Verbesserungen im amerikanischen Heerwesen vor. Steuben war kein Kleinigkeitskrämer, allein er kannte zu genau die Wichtigkeit aller Einzelnheiten des Dienstes, um diese zu vernachlässigen. Er führte die sogenannte leichte Infanterie zuerst im amerikanischen Heere ein, von wo sie nach Europa wanderte. Er verschaffte durch seine unermüdlichen Anstrengungen dem Bajonette erst diejenige Bedeutung im amerikanischen Kriege, welche es bei der Erstürmung von Stony Point und anderen Treffen so glanzend bewährte.

Die Verdienste, welche sich Steuben um die amerikanische Armee erwarb, waren so augenfällig, daß sie allmälig die Vorurtheile verdrängten, welche gegen ihn gehegt worden waren. Allein an Drangsalen fehlte es dem wackern Manne darum doch nicht. Er litt fast unausgesetzt bittern Mangel, welcher für ihn, vermöge seiner Ausnahme-Stellung empfindlicher war, als für die meisten anderen.

Die bittersten Zeiten sollten aber für Steuben erst kommen, als er im November 1780 mit General Greene nach dem Süden beordert wurde. In den Staaten Pennsylvanien, New-Jersey und New-York war die Bevölkerung von Ehrgefühl, Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang beseelt. Es kam nur darauf an, einen Fehler erkannt zu haben, um allmälig Abhülfe zu bewirken. Allein in Virginien gebrach es der großen Maße der Einwohner gänzlich an allen diesen besseren Gefühlen, und die Gewalt, welche Steuben sowohl, als der Gouverneur Jefferson besaß, war zu beschränkt, als daß den herrschenden Uebeln Einhalt geboten werden konnte. Weder die Rekruten, noch die Kriegsbedürfnisse, welche der Staat zu stellen hatte, konnten jemals vollständig und auch zu einem kleinen Theile nur mit der größten Mühe und Anstrengung herbeigeschafft werden. Betrug, Unterschleif, Desertion und Verschwendung gingen Hand in Hand und fanden so zahlreiche Beschützer, daß sie niemals zu gebührender Strafe gezogen werden konnten. Die Rathlosigkeit des Staates und die im Schooße desselben herrschende Verwirrung stieg auf das Höchste, als der Verräther Arnold (Januar 1781) in Virginien einbrach. Mit dem besten Willen und regsten Eifer konnte Steuben inmitten aller dieser widrigen Verhältnisse nicht erhebliches leisten, bis zur Belagerung von Yorktown, bei welcher er wesentlich zum Siege der Amerikaner beitrug. Im Winter des Jahres 1781 auf 1782 kehrte Steuben zum Heere des Nordens zurück und setzte dort seine Wirksamkeit als General-Inspektor mit großem Erfolge fort.

Niemand kann dem Leben Steuben's folgen, ohne die höchste Achtung und die innigste Liebe diesem Helden zu widmen. Steuben war kein mit den philosophischen Systemen seiner Zeit vertrauter Kopf. Allein sein Herz war voll von Menschenliebe, voll Freiheitsdrang und Ehrgefühl. Als Mann von fünfzig Jahren (er war 1730 geboren) besaß er noch die ganze Frische der Jugend. Er war von der Natur mit allen Talenten eines tüchtigen Kriegers ausgestattet worden und hatte eine Schule durchgemacht, welche dieselben in großartiger Weise entfaltete. An kriegswissenschaftlicher Bildung und militärischer Erfahrung stand ihm keiner der Generale des Unabhängigkeitskrieges gleich. Doch

fehlten ihm diejenigen Eigenschaften der Geburt und der Erziehung und diejenigen äußeren Verhältnisse, welche in einem Freiheitskriege einem Obergeneral unentbehrlich sind.

Er blieb in den Augen der Amerikaner immer ein Ausländer, obgleich er alle Gefahren des Krieges mit ihnen theilte. Er besaß nicht diejenige Kenntniß der Personen und der politischen Verhältnisse der Union, ja nicht einmal diejenige Sprachgewandtheit, welche die nothwendigen Voraussetzungen einer auch außerhalb des Heeres zu spielenden Rolle sind. Washington war Feldherr und Staatsmann, Steuben nur Krieger, Washington war ein geborner Amerikaner, Steuben hatte in Preußen zuerst das Licht der Welt erblickt.

Steuben war ein Mann von so außerordentlicher Herzensgüte, daß er immer arm blieb. Er schenkte nicht blos an seine Kampfgenossen und deren Familien Alles, was er hatte. Wiederholt machte er Schulden, um Nothleidenden unter die Arme greifen zu können. Der Congreß hielt ihm nicht Wort. Lange Jahre lebte daher Steuben in äußerster Dürftigkeit auf dem Lande, das ihm geschenkt worden war. Erst im Jahre 1790 bewilligte ihm der Congreß die Hälfte derjenigen Summe, welche er dem Generale vierzehn Jahre früher feierlich zugesagt hatte, nämlich 2,500 Dollars jährlich. Nicht lange konnte der greise Feldherr diesen Jahresgehalt genießen. Er starb den 28. November 1794 in der ländlichen Zufluchtsstätte, die er sich selbst geschaffen hatte, in der Nähe von Utica.

Mit gerechtem Stolze können wir Deutsche auf die Vertreter blicken, welche unsere Nation beim nordamerikanischen Freiheitskampfe hatte. Ein Steuben wog das ganze Heer geworbener Hessen und Braunschweiger auf, welche gegen ihrem Willen von den Engländern in den Kampf geführt wurden.

Die Deutschen in der Union füllten im Kriege und im Frieden ihre Stelle würdig aus. Sie bewiesen sich zugleich als tapfere Freiheitskämpfer und als fleißige Gewerbsleute und Landwirthe. Sie haben mit Gut und Blut beigetragen zu dem Siege der Republik.

Das deutsche Element bildete seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einen hochwichtigen Bestandtheil der Bevölkerung Nordamerika's, welcher von Jahr zu Jahr immer an Zahl und Bedeutung zunahm. Wir werden auf denselben im nächsten Buche zurückkommen.

§ 77. Die spanischen und portugiesischen Colonien.

Nicht die Volkszahl und nicht der Flächenraum, sondern die Freiheit bietet den einzig richtigen Maßstab der Wichtigkeit eines Landes. So lange die englischen Colonien nicht vom Hauche der Freiheit beseelt waren, während sie noch unter der Herrschaft des Cabinetes von St. James standen, boten sie dem Geschichtsforscher nur wenig Stoff zur Mittheilung. Ihre hohe Bedeutung für die Menschheit erhielten sie erst durch ihren Unabhängigkeits-Kampf und die freie Verfassung, die sie sich in dessen Folge gaben.

Der bei weitem größere Theil des Festlandes von Amerika und ganz Westindien, blieb auch nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege in dem Gängelbande der verschiedenen Seemächte Europa's, konnte sich daher nicht frei bewegen, erzeugte keine großen Menschen und war hochherziger Thaten unfähig, die Geschichte hat von diesen weiten Strecken der Erde nur weniges in ihre Jahrbücher aufgenommen.

Die spanischen Colonien in Amerika, welche unter dem doppelten Joche geistlicher und weltlicher Tyrannei schmachteten, konnten in diesem Zeitabschnitte, so wenig, als im vorigen, die reichen Schätze, welche die Natur ihnen gewährt hatte, zu Tage fördern und freudig benutzen.

Als nach dem spanischen Erbfolgekriege das Haus Bourbon sich auf dem Throne befestigte, wurden zwar einige Reformen im Gebiete der Staatsverwaltung eingeführt. Das System der Ausschließung aller auswärtigen Nationen von der Theilnahme am Handel mit den spanischen Colonien und der Fesselung des gegenseitigen Verkehrs der Colonien selbst blieb aber im Wesentlichen bestehen. Die unter schmetternden Trompetenstößen eingeführten Verbesserungen führten nur zu einigen Ausnahmen und der Beseitigung einiger der augenfälligsten unter den herrschenden Mißbräuchen.

Während des spanischen Erbfolgekrieges hatten die Engländer und Holländer vermöge ihrer Uebermacht zur See, den Verkehr Spaniens mit seinen Colonien fast gänzlich unterbrochen. Das spanische Cabinet sah sich gezwungen, um nicht seine ganze Einnahme von den Colonien zu verlieren, seinen Verbündeten den Handel mit Peru zu öffnen. Die Kaufleute von St. Malo, welchen Ludwig XIV. diesen gewinnreichen Handel einräumte, betrieben denselben mit großem Eifer. Sie versahen Peru zu mäßigen Preisen mit europäischen Waaren, wobei sich Käufer und Verkäufer gleich wohl befanden. Sofort nach dem Utrechter Frieden (1713) schloß die spanische Regierung aber wieder die fremden Schiffe von den Häfen Peru's und Chilis aus. Doch derselbe Friedensvertrag hatte den Engländern das Recht bewilligt, den spanischen Colonien die erforderlichen Neger-Sklaven zu liefern (Assiento) und überdieß ein Schiff von 500 Tonnen mit europäischen Waaren jährlich auf den Markt von Portobello zu schicken. Die Engländer begnügten sich nicht damit, an die Stelle eines Schiffes mit 500 Tonnen ein Fahrzeug von 900 Tonnen zu setzen, und vermittelst kleinerer Fahrzeuge die geleerten Fahrzeuge des großen Schiffes von neuem mit europäischen Waaren füllen zu lassen. Sie trieben überdieß einen so ausgedehnten Schleichhandel, daß die spanischen Kaufleute gar keine Geschäfte mehr machen konnten. Ein zwischen Spanien und England (1739) abgeschlossener Vertrag machte zwar den im Utrechter Frieden den Engländern eingeräumten Handelsvorrechten ein Ende, allein der Schleichhandel dauerte auch nachher noch fort, da er allen Betheiligten große Vortheile brachte. Wenn die spanischen Gallionen und Flotten anlangten, waren nicht selten die Kaufleute durch den Schleichhandel schon reichlich mit europäischen Waaren versehen. Bisweilen fügte es sich aber auch so, daß eine geraume Zeit vor der Ankunft der privilegirten spanischen Schiffe die europäischen Vorräthe nahezu erschöpft waren, was eine außerordentliche Steigerung ihres Preises zur Folge hatte. Um diesen Uebelständen vorzubeugen, gestattete die spanische Regierung, daß einzelne sogenannte Registerschiffe vor oder nach der Abfahrt der Gallionen und Flotten von Sevilla oder Cadix aus mit den Colonien Handel treiben dürfen. Diese Registerschiffe rissen schnell den ganzen Handel mit den Colonien an sich. Die Regierung sah sich daher gezwungen (1748), die zwei Jahrhunderte lang üblich gewesenen Gallionen und Flotten aufzugeben. Der Handel mit den Colonien wurde dadurch weder den auswärtigen Nationen, noch auch nur den Spaniern frei gegeben. Die Registerschiffe konnten nur von Cadix auslaufen und mußten in diesen Hafen zurückkehren. Außerdem mußten sie eine besondere Erlaubniß erwirken, welche der Rath von Indien sich zu einem hohen Preise bezahlen ließ.

Im Jahre 1765 gab König Karl III. seinen spanischen Unterthanen, jedoch unter mannigfaltigen Beschränkungen und schweren Abgaben, den Handel mit den westindischen Inseln Cuba, Hispaniola, Portorico, Margaritta und Trinidad und einige Zeit darauf mit den Provinzen Louisiana, Yucatan und Campeachy frei, nachdem er sich überzeugt

hatte, daß dieses das einzige Mittel sei, dem Schleichhandel, welcher der Krone alle ihre Einkünfte entzog, ein Ende zu machen. Endlich gestattete derselbe König (1774) den vier Provinzen, Peru Neu-Spanien, Guatimala und Granada, welche bisher von allem Handel unter einander abgeschlossen gehalten worden waren, in gegenseitigen Verkehr zu treten. Er errichtete ein neues Vice-Königreich, dessen Sitz nach Buenos Ayres gelegt und wozu die Provinzen im äußersten Süden am Rio de la Plata geschlagen wurden. Auch aus den entferntesten Provinzen Neu-Spaniens wurde eine eigene Statthalterschaft gebildet. Alle diese Verbesserungen blieben übrigens weit hinter den Bedürfnissen der Zeit zurück. Wenn wir mit denselben die Fortschritte vergleichen, welche die nordamerikanischen Provinzen Englands vor und insbesondere nach ihrer Lossagung von dem Mutterlande machten, so erscheinen sie uns in der That kaum nennenswerth. Die Vice-Könige und Statthalter, in deren Händen die ganze Verwaltung der unermeßlichen Colonien Spanien's lag, waren auch nachdem deren Zahl auf fünf erhöht worden war, von dem größeren Theile ihrer Provinzen so fern, daß sie über die Unterbeamten keine nachhaltige Aufsicht führen konnten. Die Vice-Könige und Statthalter, deren Gehalte im Verhältnisse zu dem Aufwande, den sie machten, sehr gering war, gaben allen Beamten selbst das Beispiel der Käuflichkeit, und konnten daher diese an ihren Untergebenen unmöglich mit Strenge bestrafen.

An den Grenzen der einzelnen Provinzen, namentlich an denjenigen, welche an Brasilien stießen, herrschte die Willkühr in schrankenloser Weise. Nach, wie vor ging das Streben der spanischen Regierung nur dahin, eine möglichst große Einnahme aus ihren Colonien zu ziehen, ganz unbekümmert darum, ob dadurch die Bewohner des Mutterlandes sowohl, als der Colonien zu Grunde gerichtet würden. Das spanische Cabinet erkannte niemals, daß die Voraussetzung großer Einnahmen der Krone in dem Wohlstande ihrer Völker und dieser hinwiederum in der Freiheit des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues bestehe. Um Geld aus den Colonien zu ziehen, war dem Madrider Cabinete kein Mittel zu schlecht. Der König erhob Steuern als Souverain und als oberster Lehensherr, mannigfaltige Abgaben und Zölle von dem Handelsverkehr, überdieß in seiner Eigenschaft als Haupt der Kirche und als Verwalter des Kirchenvermögens, erste Früchte, Annaten, Spoliengelder und andere geistliche Abgaben. Besondern Gewinn zog er aus dem Handel mit Ablaß-Zetteln, welche der Papst ihm zur Verfügung stellte, in einer besondern Bulle, genannt die Bulle von Crusado, alle zwei Jahre öffentlich anpries, und welche die Mönche an Arme und Reiche verkauften. Das Volk mußte gewaltsam im finstersten Aberglauben erhalten werden, damit der König einen schwunghaften Handel mit den Ablaßzetteln treiben könne Ungeachtet aller dieser drückenden Abgaben soll sich die Einnahme der spanischen Krone von ihren amerikanischen Colonien nicht höher als auf anderthalb Millionen Pfund Sterling, oder achtzehn Millionen Gulden belaufen haben.

In dem benachbarten Brasilien bestand unter portugiesischer Herrschaft im wesentlichen dasselbe System, wie in den spanischen Colonien. Die Pfaffen hielten die Bewohner in beständiger Unmündigkeit und im finstersten Aberglauben. Die Verhältnisse besserten sich nur wenig, nachdem der Jesuiten-Orden aufgehoben und (1768) aus allen amerikanischen Besitzungen verwiesen worden war.

Die portugiesische Regierung verstand es nicht, die Reichthümer, welche die Natur in Brasilien bot, auszubeuten und zu benützen. Im Jahre 1678 wurden zufälliger Weise Goldlager, im Jahre 1730 Diamanten entdeckt. Doch da die Krone alles selbst mit Beschlag belegte, erwuchs der Colonie daraus nur geringer Vortheil. In Rio Janeiro concentrirte sich fast der ganze Handels-Verkehr des unermeßlichen Landes. Die Portugiesen drückten die Einwohner mit schweren Frohndiensten. Die Krone vertheilte an

ihre Günstlinge große Landstrecken und schloß mit gewöhnlichen Abenteurern Verträge zum Zwecke der Unterwerfung bisher noch frei gebliebener Landstriche ab.

Langsam, aber sicher wirkte das Beispiel der nordamerikanischen Freistaaten auf Süd-Amerika. Bevor ein halbes Jahrhundert nach dem Unabhängigskeitskriege vergangen war, hatten Spanien und Portugal alle ihre Colonien auf dem Festlande verloren. Den Franzosen blieb nur Cayenne, welches in unseren Tagen eine so traurige Berühmtheit durch die von Louis Napoleon dahin gesandten politischen Märtyrer erlangt hat. Im Jahre 1677 hatten die Franzosen den Holländern diese Colonie abgenommen, welche jedoch wegen ihres ungesunden Klima's niemals gedeihen konnte.

§78. Die menschheitliche Bedeutung Amerika's.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's schwangen sich durch ihren Freiheitskampf an die Spitze der politischen Bewegung der Erde. Sie gaben allen unterdrückten Nationen das Beispiel kriegerischen Muthes und einer schöpferischen Kraft in der Neugestaltung ihres Staatswesens, welche bewies, daß die Früchte der von ihnen durchgekämpften Revolution der gebrachten Opfer tausendfältig werth gewesen waren. Die Anregung, welche von den Vereinigten Staaten während ihres Freiheitskampfes ausging, war zugleich belehrend und ermuthigend. An die Stelle der alten, auf blinden Gehorsam ruhenden staatsrechtlichen Systeme trat ein neues, welches nicht die Fürsten, sondern die Völker als die Grundlage des gesammten Staatswesens bezeichnete, welches von den ewigen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit ausging und aus denselben für die Herrscher Pflichten ableitete, deren Verletzung die Bürger berechtige und auffordere, das verhaßte Joch der Tyrannei zu brechen und an dessen Stelle eine neue, freie Staats-Gesellschaft zu setzen.

Unmittelbar und zunächst übte der nordamerikanische Freiheitskampf eine gewaltige Wirkung auf dasjenige Land, welches die Vereinigten Staaten zuerst anerkannt und in dem Kriege mit England auf's kräftigste unterstützt hatte, auf Frankreich, mittelbar auf alle Staaten der gebildeten Welt und namentlich auf die spanischen und portugiesischen Colonien, welche ihren Mutterländern in ähnlicher Weise gegenüberstanden, als einst die Provinzen Nordamerika's dem ihrigen. Schwerlich wäre schon im Jahre, da die Unions-Verfassung angenommen, schon sechs Jahre, nachdem der Friede mit England abgeschlossen wurde, die französische Revolution ausgebrochen, wenn die Nation nicht durch das Beispiel der nordamerikanischen Provinzen zum Kampfe gegen seine Unterdrücker mächtig aufgeregt worden wäre.

Während übrigens die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's auf alle Völker anregend und ermuthigend wirkten, übten dieselben insofern einen beruhigenden Einfluß auf die Staaten der alten Welt aus, als sie Tausende von Menschen, welche mit den verrotteten Zuständen der Heimath unzufrieden waren, nach dem Westen, nach dem Lande der Freiheit lockten, und dadurch die revolutionären Elemente dem mittelalterlichen Europa Jahr ein Jahr aus durch die Auswanderung entzogen. Die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's wurden auf diese Weise die Zufluchtsstätte, welche allen politisch verfolgten oder gedrückten Menschen ein neues Vaterland des gleichen Rechtes und der Freiheit in Aussicht stellte.

Traurig war es nur, daß die Sklaverei, welche die Vereinigten Staaten nicht abschafften, einen düstern Flecken im gesellschaftlichen Leben und in der Verfassung bildete, welcher sich in den christlichen Staaten der alten Welt nirgends fand.

Eine ähnliche Rolle, als auf politischem Gebiete übernahmen die Ver. St. Nordamerika's auf demjenigen des Handels und der Schiffahrt. Die außerordentliche Thätigkeit und Kühnheit, welche die amerikanischen Rheder und Kaufleute belebte, wirkte auch auf Europa zurück, und brachte einen vollständigen Umschwung in dem Geschäftsleben der neuen Welt hervor.

Die menschheitliche Bedeutung, welche Amerika schon gegen Ende dieses Zeitabschnittes gewonnen hatte, war unermeßlich und wäre noch größer geworden, wenn nicht die Sklaverei gleich einem schweren Alpe auf diesem Welttheile gelastet und dessen Aufschwung gehemmt hätte. Die erhabenen Ideen, welche die Unabhängigkeitserklärung des Jahres 1776 enthält, sind schon in der Unionsverfassung des Jahres 1789 theilweise auf die Seite geschoben worden. Die unmittelbar praktische, die materielle Seite derselben hat damals schon das Uebergewicht über die höhere, ideale Richtung erlangt und hat verhindert, daß die Ver. St. in jeder Beziehung an die Spitze der geistigen Bewegung der Erde traten. Im Gebiete der Künste und Wissenschaften, im geselligen und Familienleben können die Bürger der Union noch vieles von den Bewohnern der alten Welt lernen.

Nicht die Materie, sondern die Idee beherrscht die Welt, und nicht in dem Maße, als ein Volk reich an Materie, sondern als es reich an Ideen ist, steht es hoch oder nieder auf der Stufenleiter der Menschheit. Wo die Idee der Freiheit in ihrer ganzen Ausdehnung lebt, wird die Sklaverei nicht geduldet.

Neunter Abschnitt.

Die Ideenwelt dieser Zeitperiode.

§ 79. Die Macht des Geistes.

Dieser Zeitabschnitt ist nicht, gleich dem vorigen und den nächstfolgenden, bezeichnet durch eine welterschütternde Begebenheit. Er war allerdings nicht frei von blutigen Revolutionen. Das Haus Stuart wurde aus England vertrieben, und die Herrschaft des Hauses Hannover aus dem Gebiete der nordamerikanischen Staaten verdrängt. So bedeutungsvoll diese Bewegungen auch waren, so beschränkten sie sich doch unmittelbar nur auf England und seine Colonien. Nicht in dem, was geschah, sondern was vorbereitet wurde, liegt der Schwerpunkt dieses Zeitabschnitts. Gegen Ende des siebenzehnten und im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts tritt zuerst die Idee, der befruchtende Gedanke, das durch die edelsten Gefühle gehobene Streben, die Mutter der Ideale, die sprudelnde Quelle, welche in dem dürren Boden des Alltagslebens tausend schöne Keime weckt und nährt, frei von leerem Wortschalle und beengenden Glaubensformeln als belebendes Prinzip, als eigentliche Großmacht mitten unter die Nationen der Erde.

So lange die Menschheit besteht, hatte sie sich an dem Stabe der Idee aufgerichtet, allein die Materie, welche der Geist durchdringen sollte, war so dicht und besaß so wenig Empfänglichkeit für das Höhere, daß das Licht der Idee nur an einigen besonders günstigen Stätten

leuchten konnte. Wohl bekundete sich die Macht der Idee in Griechenland. Doch wie klein war das Gebiet der Helenen im Verhältnisse zu den übrigen Theilen der Erde! Auf die griechische folgte die römische Bildungsperiode. Die Griechen waren die Gründer idealer Bestrebungen, die eigentlichen Schöpfer der Ideen. Die Römer entwickelten diese nicht. Sie erreichten niemals die Höhe der Griechen. Allein sie verbreiteten griechische Bildung in weiteren Kreisen.

Auch nach dem Sturze des weströmischen Kaiserreiches blieb Italien Jahrhunderte lang der Mittelpunkt der geistigen Bewegung Europa's. Langsam schwangen sich die übrigen Staaten West-Europa's empor. Die Glanzpunkte des Mittelalters waren die freien Städte Italiens, Deutschlands und der Schweiz. Die Glieder der Kette, welche die Bildung der alten mit derjenigen der neuen Zeit verbanden, lagen zwar weit auseinder, allein sie lassen sich nachweisen. Den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts giengen diejenigen dreier Jahrhunderte, die Dichter Italiens und des südlichen Frankreichs und die Humanisten Deutschlands voran. In ähnlicher Weise brachen die großen Geister des achtzehnten Jahrhunderts der Revolution die Bahn, welche im Jahre 1789 ihren Anfang nahm, bis zu dieser Stunde aber ihren Endpunkt noch nicht erreicht hat.

Der leitende Beweggrund des Reformationszeitalters war der Glaube, die Religion. Im Laufe der zweiten Hälfte des siebenzehnten und während des achtzehnten Jahrhunderts gelangte die Idee der Wissenschaft und der Menschenliebe zu einer Kraft und Stärke, welche den Despotismus des Mittelalters in seiner ganzen Schwäche und Erbärmlichkeit vor den Blicken der denkenden Welt blosstellte.

Die gesammte Thätigkeit der verschiedenen Factoren der Bewegung dieses Zeitababschnittes bewirkte theils mit, theils ohne Selbstbewußtsein die Untergrabung der Ansichten, Einrichtungen und Bestrebungen, auf welchen bis dahin Kirche, Staat und Gesellschaft geruht hatten. Die Revolutionen, welche gegen Ende des achtzehnten und im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts fast in allen Staaten Europa's ausbrachen, waren davon die nothwendigen Folgen. Indem die Monarchie auf dem gesammten Continente Europa's die Schranken, welche Adel, Geistlichkeit und städtisches Bürgerthum ihr früher gesetzt hatten, zu beseitigen suchte, schwächte sie sich selbst, während geistreiche Schriftsteller die Massen über die Urrechte der Menschheit aufklärten und ihnen Muth zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker einflößten.

So verschieden die centralisirenden Tendenzen der Kaiser und Könige dieses Zeitabschnittes von den nivellirenden Bestrebungen der Apostel der Freiheit und Gleichberechtigung auch waren, in einem Punkte, in der Erschütterung des alten Glaubens und der darauf gebauten Regierungssysteme trafen sie doch zusammen.

Die Völker, welche der Strömung der Zeit widerstrebten: Spanier, Portugiesen, Italiener und Polen sanken immer tiefer, diejenigen, welche sich von derselben vorwärts treiben ließen: Engländer, Deutsche, Franzosen, selbst die Russen kamen vorwärts, und im Schooße der einen und der anderen Klasse von Nationen litten die widerstrebenden Elemente derselben empfindliche Niederlagen, während die vorwärts drängenden Siege gewannen. Preußen triumphirte über Oesterreich, die englischen Colonien in Nordamerika über die englische Aristokratie und Monarchie. Der dritte Stand in Frankreich bereitete seine späteren Triumphe über die privilegirten Classen vor.

Der schlimmste Feind der Menschheit, der Jesuitenorden, wurde sogar vom Pabste selbst aufgehoben. Der Aberglauben, so mächtig er auch immer noch war, erhielt durch die Fortschritte der Wissenschaft und der allgemeinen Menschenliebe Stöße, von denen er sich nie wieder erholen konnte. Kosmopoliten und Philanthropen tauchten in großer Zahl

auf und rissen manche Scheidewand nieder, welche früher ein Volk von dem andern, einen Menschen von seinem Nächsten getrennt hatte.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes schwangen sich nicht weniger, als drei Reiche aus unbedeutenden, einflußlosen Stellungen zu Weltmächten empor: Preußen, Rußland und die vereinigten Staaten Amerika's Dagegen stieg Schweden von dem ersten Range, auf den es während des dreißigjährigen Krieges Gustav Adolph erhoben hatte, wieder herab in die Reihen der minder mächtigen Staaten.

Preußen nahm gewissermaßen nur die Rolle ein, welche früher Schweden inne gehabt hatte. Rußland und die Vereinigten Staaten Nordamerika's dehnten aber wesentlich das Gebiet der großen Familie civilisirter Völker aus. In Rußland war die Bildung allerdings nur eine Treibhauspflanze, welche künstlich durch den Hof gehegt wurde, bis auf den heutigen Tag schwach blieb und in die öden Steppen des größten Reiches der Erde wenig oder gar nicht eindrang. Um so größere Hoffnungen knüpften sich an die Vereinigten Staaten Nordamerika's, in welchen die höchsten Ideen der Freiheit und des Rechts sich mitten in dem Schooße der Sklaverei einbürgerten.

Die Vermehrung der Zahl der großen Mächte trat dem Streben nach einer Weltherrschaft, welches Ludwig XIV. noch sehr eifrig gehegt hatte, auf Jahrhunderte hinaus vernichtend entgegen, und machte den Ansprüchen der Päbste auf die Statthalterschaft Gottes auf Erden ein vollständiges Ende. Rußland und die Vereinigten Staaten Amerika's erkannten die Ansprüche der römischen Oberpfaffen nicht an, so wenig als England, welches, trotz der in Nordamerika erlittenen Niederlage, seine Herrschaft in allen fünf Theilen der Erde immer weiter ausdehnte. Die römisch-katholischen Groß-Staaten (Frankreich, Spanien und Oesterreich) hatten am Ende des dreißigjährigen Krieges drei Stimmen gegen vier (England, Schweden, Niederlande, Türkei) geführt, welche sich im Rathe der Völker vernehmlich machten. Am Schlusse dieses Zeitabschnittes hatten sie nur noch d r e i unter den n e u n Großmächten der Erde inne. Von den drei römisch-katholischen Großmächten der Erde nahm Spanien immer an Macht ab, und wandte sich Frankreich mehr und mehr den neuen Ideen der Zeit, welche dem Pabstthum widerstrebten, zu.

Während dieses Zeitabschnitts übte die Religion einen weit geringeren Einfluß auf die Beziehungen der Völker, als im vorhergegangenen; die protestantischen Niederländer kämpften im Bunde mit den römisch- katholischen Spaniern gegen das katholische Frankreich. England stand abwechslungsweise auf Seiten des katholischen Spaniens, des katholischen Oesterreichs und der protestantischen Niederlande und Preußens.

Die Herrschsucht und Kriegslust Ludwig's XIV. und anderer Fürsten waren die einzigen Ursachen aller Kriege dieses Zeitabschnittes. Eine höhere Idee beseelte nur die Gegner der eroberungssüchtigen und tyrannischen Fürsten Europa's.

Seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts, d. h. seit die christlichen Staaten Europa's anfingen, sich zu entwickeln, trat ihnen immer ein nach Abstammung und Religion fremdes Volk feindlich gegenüber, und verhütete, daß sie nicht in Schlaffheit und Trägheit verfielen. Sieben Jahrhunderte hindurch waren es die Araber, welche bald von Osten, bald von Westen, bald zu Lande, bald zur See die christlichen Völker in Angst und Schrecken versetzten. Seit die Türken Constantinopel eingenommen hatten, wurden sie die Geisel, welche das Schicksal über Europa schwang, gegen welche die Pfaffen von den Kanzeln herab beteten und fluchten, und mit welchen die Ammen den Kindern drohten. Die Araber hatten längst aufgehört, furchtbar zu sein. Die Türken verloren im Laufe dieses Zeitabschnittes die Macht, Schrecken zu verbreiten. Die Rollen, welche die Araber und die Türken früher in Europa spielten, übernahmen die Russen.

Im Osten wirkte Rußland, im fernen Westen Amerika, wenn auch mit wesentlich verschiedenen Mitteln doch insofern in derselben Richtung, als sie die Nationen West-Europa's zu rühriger Thätigkeit spornten, sei es, daß sie die Furcht vor brutaler Gewalt, oder Nacheiferung auf der Bahn der Freiheit anregten.

Von allen Seiten gedrängt, schritten die Völker rüstig voran.

Der Fortschritt, welchen die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnittes machte, trat in allen Beziehungen des Lebens, auf allen Gebieten klar und deutlich zu Tage, obgleich einzelne Völker, den Umständen nach, von der hohen Stufe, die sie früher erklommen hatte, herabsteigen mußten, weil sie dem Strome der Zeit widerstrebten.

Alle diejenigen Nationen, welche nicht gewaltsam rückwärts drängten, kamen rasch vorwärts. Ein neues Volk, welches früher in Europa kaum gekannt war, die Russen, trat auf die Weltbühne. Es legte allerdings nicht das Gewicht seiner Kräfte in die Wagschale des Fortschritts; allein es konnte diesen doch nicht hemmen und wurde selbst durch den Verkehr mit den gebildeteren Staaten des Westens gehoben.

Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt nahmen einen gewaltigen Aufschwung. Ein Theil der drückenden Leibeigenschaft wurde abgeschüttelt. Neue Länder traten aus dem Dunkel, das sie seither eingeschlossen hatte, und in die Kreise des civilisirten Lebens ein. Die Freiheit pflanzte ihr Panier in Amerika auf. In der neuen Welt ging sie aus dem Kampfe mit der größten Macht damaliger Zeit, mit England, siegreich hervor. Die erste große Republik der Neuzeit entstand inmitten des Urwalds und der früher nur von Wilden bewohnten weiten Strecken, welche Raum haben für eine Bevölkerung größer, als diejenige Europa's.

Durch eine unerhörte Kraft-Anstrengung schwangen sich die Vereinigten Staaten Nordamerika's an die Spitze der geistigen Bewegung der Erde. Männer, wie Thomas Paine, Benjamin Franklin, George Washington und Thomas Jefferson, Lafayette und Kosciusko, Kalb und Steuben bewiesen, daß man Krieger sein kann, ohne in Grausamkeit und Herrschsucht zu verfallen, und Staatsmann, ohne zu lügen und zu betrügen.

Männer von dieser kosmopolitisch-philanthropischen Richtung hatte die Menschheit früher im praktischen Leben nie wirksam gesehen. War auch der Fortschritt, welchen die alte Welt machte, nicht so gewaltig, als derjenige Amerika's, immerhin war er bemerkbar. Auf dem Gebiete der Literatur war er so groß, als in der neuen Welt auf dem Felde der praktischen Politik. Männer, wie Voltaire, J. J. Rousseau, Montesquieu, die Encyclopädisten, wie Lessing, Herder und Göthe drängten die Menschheit mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts im Reiche der Ideen. Jeder Sieg auf diesem Gebiete hat einen weitern auf demjenigen des praktischen Lebens nothwendig in seinem Gefolge. Sogar unter den Herrschern der Erde that sich der Fortschritt kund. Friedrich II. von Preußen und Joseph II. von Oesterreich waren, trotz allen ihren Fehlern und Mängeln doch Herrscher, welche auch auf dem Throne für den Fortschritt der Zeit Empfänglichkeit bekundeten.

Im vorigen Zeitabschnitte hatten die Völker ihre Lehren von Männern aus ihrer Mitte da und dort erhalten. In dem achtzehnten Jahrhunderte empfingen sie dieselben theils von den Schriftstellern Europa's, theils von den Freiheitskämpfern der neuen Welt. Der Gesichtskreis der Nationen erweiterte sich, indem diese von dem beschränkten Standpunkte des Glabens auf den der Wissenschaft und von dem Boden der Nationalität auf denjenigen der Menschheit hinanstiegen.

---

§. 80. Die Völker und ihre Herrscher.

Wie in allen übrigen Beziehungen, so entwickelte sich auch in Betreff des Wechselverhältnisses zwischen Völker und Herrschern der Fortschrit der Zeit. Alle Nationen Europa's gewannen an Selbstbewußsein und Selbstständigkeit. Die Herrscher verloren an Kraft, oder falls sie, wie z. B. in Preußen, Rußland und Oesterreich ihre Herrscherrechte erweiterten, so geschah dieses auf Kosten des Adels und der Geistlichkeit, nicht auf Kosten des Volkes, welchem die Bürden des Mittelalters überall etwas erleichtert wurden, obgleich lange nicht in dem Maaße, als die öffentliche Meinung, gestützt auf eine vorwärts strebende Literatur, dieses verlangte.

Werfen wir einen Blick auf den Entwickelungsgang der bedeutendsten Staaten im Laufe dieses Zeitabschnittes! Frankreich, welches unter Ludwig XIV. zum tonangebenden Staate auf dem Festlande Europa's geworden, war gegen Ende dieses Zeitabschnittes an den Rand einer blutigen Revolution gelangt. Monarchie, Aristokratie und Pfaffenthum hatten sich gleichmäßig verhaßt gemacht. Der Glauben an Könige, Adel und Geistlichkeit wurde untergraben, und je mehr die französische Sprache und französische Sitten in ganz Europa galten, desto leichter wurde es, die Lehren, welche von Paris ausgingen, zugleich mit den Moden nach allen Theilen der Welt zu verpflanzen.

Die Austreibung des Hauses Stuart, machte für alle Zeiten der Willkürherrschaft der Könige in England ein Ende. Allein nicht dem Volke, sondern dem Adel, der Geistlichkeit und den reichen Bürgern der Städte und Grundherren auf dem Lande wuchs der größere Theil der dem Königthume entrissenen Gewalt zu. Diese privilegirten Stände erhielten durch die Nordamerikaner eine wohlverdiente Niederlage, welche wiederum kund that, daß nicht die Zahl der Kanonen, sondern die Freiheitsliebe der Streiter im Kampfe der Nationen den Ausschlag gebe.

Das Haus Habsburg wurde von dem Spanischen Throne verdrängt und wurde hinter einander in den Kriegen gegen Ludwig XIV. und Preußen so wiederholt geschlagen, daß seine Macht immer tiefer sank, während diejenige Preußens, Englands, Frankreichs, Rußlands und der Union unausgesetzt zunahm. Das Gewicht, welches Oesterreich gegen Ende dieses Zeitabschnitts selbst unter einem begabten Herrscher (Joseph II.) in die Waagschale der Nationen legte, war sehr leicht geworden. Rußland war im Osten, die Union im äußersten Westen, England zur See, Frankreich im Reiche der Ideen die tonangebende Macht der Erde geworden. Die Türkei, Spanien, Schweden und die Niederlande nahmen an Bedeutung ab, weil das Prinzip, auf welchem ihre Entwickelung beruhte, das stürmische Ungestüm der Türken, der religiöse Fanatismus der Spanier und Schweden und die Freiheitsliebe der Niederländer nachließen.

Die Monarchie verlor an Boden nicht nur in Folge der zunehmenden Einheit der Völker in staatlichen Dingen und ihres wachsenden Selbstbewußtseins, sondern auch in Folge der mehr und mehr zu Tage tretenden Nichtswürdigkeit der herrschenden Dynastieen, welche sich in ihrem Hofleben, in ihrem Familienkreise und in ihrer Regierung kund that, und welche um so verletzender auf die Nationen wirkte, je mehr diese aus ihrem langen Schlummer erwachten.

Wenn wir die Fortschritte, welche die einzelnen Völker im Laufe dieses Zeitabschnitts machten, ins Auge fassen wollen, so müssen wir die Zustände derselben, wie sie sich um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gestaltet hatten, mit denjenigen vergleichen, welche um das Jahr 1789 eingetreten waren. Im Anfange dieses Zeitabschnitts befand sich die

englische Nation inmitten einer blutigen Revolution, deren Ende niemand absehen konnte, welche den Wohlstand des Volkes erschüttert und seine Macht nach Außen hin geschwächt hatte. Im Laufe der hundert und einundvierzig Jahre, welche folgten, breitete England seine Macht über einen großen Theil Ostindiens aus. Es erwarb in Europa selbst Gibraltar und wurde dadurch gewissermaßen Herr des Mittelmeers. Es nahm den Franzosen fast alle ihre Colonien in Amerika ab, und gewann als Handel und Schiffahrt treibende Macht ein fast unbestrittenes Uebergewicht auf der ganzen Erde. Selbst der unglückliche Krieg, den es mit seinen nordamerikanischen Provinzen führte, und der Frieden, in welchem es deren Unabhängigkeit anerkennen mußte, hemmte nicht den Aufschwung der Nation. Die friedlichen Verhältnisse, welche die Engländer nach dem Vetirag von Versailles mit den Vereinigten Staaten Nordamerika's pflogen, brachte ihnen, da der gegenseitige Verkehr auf richtige Grundsätze gebaut wurde, mehr Vortheil, als früher, da England bemüht gewesen war, seine Colonien in ein verhaßtes Joch der Abhängigkeit zu schmieden. Der Wohlstand Englands nahm im Laufe dieses Zeitabschnittes in überraschender Weise zu. Die reichsten Länder der Erde zollten ihm Tribut. Seine Flotten beherrschten alle Meere, seine Fabriken versahen die entferntesten Länder mit ihren Waaren. Seine Kaufleute verfügten über Kapitalien, Handelsvortheile und Staatsschutz, wie sie den Bewohnern keines anderen Landes zu Gebote standen.

Allerdings war es zu beklagen, daß die Schätze, welche aus allen Zonen der Erde nach England floßen, sich nicht gleichmäßig unter alle Classen der Gesellschaft vertheilten, allein sie glichen doch einen Gegensatz, welcher schwer auf dem Lande lastete, aus. Im Anfange dieses Zeitabschnittes waren die großen Grundbesitzer England's die fast ausschließlichen Herren der Reichthümer England's. Im Laufe der Zeit gewannen die Kaufleute, Fabrikanten und Gewerbsleute, oder mit andern Worten der höhere Bürgerstand durch die Reichthümer, welche er erwarb, an politischer Bedeutung, so daß diese dem Gewichte des Adels und der Geistlichkeit nichts nachgab. Die große Masse des Volkes blieb allerdings nach wie vor ohne Grundbesitz, ohne Eigenthum an Haus und Hof, allein es bestand am Ende dieses Zeitabschnittes doch ein Bürgerthum, welches den bevorzugten Ständen die Spitze bieten konnte, welches der großen Masse des Volkes näher stand, als Adel und Geistlichkeit und folgeweise dessen Bedürfnissen doch etwas mehr Rechnung trug, als die Nachkommen der normannischen Barone und die mit diesen verbündeten Pfaffen.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes waren die Schicksale England's von dichten Gewitterwolken bedroht. Niemand konnte mit Sicherheit vorhersehen, welches Ende die seit Jahren wüthende Revolution nehmen würde. Im Jahre 1789 war England, trotz aller Mängel seiner Verfassung und seiner Verwaltung, unstreitig das freieste Land der alten Welt.

Einen ganz andern Entwickelungsgang als England nahm Frankreich. Paris wurde seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der Herd, von welchem aus die Gedankenfunken über die ganze Erde sprühten. Der Druck, welcher namentlich durch die Eroberungskriege Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. fast unerträglich wurde, lastete auf der Nation mit Centnerschwere. Er war zugleich politischer, religiöser und socialer Natur. Die Schätze, welche der Hof, und die Menschenleben, welche dessen Kriege verschlangen, brachte die Nation mit großer Bereitwilligkeit ihren Königen zum Opfer. Die Verfolgungen, welche Ludwig XIV. aber über die Hugenotten verhängte und welche Hunderttausende der tüchtigsten Bürger aus dem Lande trieben, die schändliche Maitressenwirthschaft Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. mußte nothwendig die Geduld der Nation erschöpfen. Frankreich wurde durch alle diese, ein ganzes Jahrhundert hindurch erduldete Mißhand-

lungen in einen Zustand der Aufregung versetzt, ähnlich demjenigen, in welchen die englische anderthalb Jahrhunderte früher durch die Tyrannei Jakob's I. und Karl's I. gerathen war. Dieser Aufregung der Gemüther bemächtigten sich begeisterte Freunde der Freiheit zum Zwecke der Anbahnung besserer, freier er Zustände. Die ganze Literatur Frankreich's, insofern sie eine praktische Bedeutung hatte, beschäftigte sich damit, das Volk über seine gedrückte Lage und die Mittel zu deren Verbesserung aufzuklären. Von Seiten der Regierung geschah nichts, was der Nation wesentliche Abhülfe gewährt hätte, während die von der ganzen Welt und von den Großen Frankreich's selbst bewunderten Schriftsteller mit vollen Händen neue Ideen in die Massen schleuderten, welche zugleich das Mißvergnügen gegen die bestehenden Verhältnisse der Gegenwart und die Aussicht auf eine durchgreifende Reform derselben nährten. Ludwig's XVI. Regierung trug das Ihrige dazu bei, die Unruhe der Nation wach zu erhalten, indem sie abwechslungsweise dem Geiste der Zeit Zugeständnisse machte, und demselben feindlich entgegentrat. Die alte Staatsmaschine blieb unverändert bestehen, während die Nation deren Mängel erkannt und den Entschluß gefaßt hatte, deren Druck nicht länger zu ertragen.

Die deutsche Nation bewegte sich in derselben Richtung, wie die französische, nur mit dem Unterschiede, daß sie langsamer und bedächtiger zu Werke ging und daß die einflußreichsten Fürsten, welche gegen das Ende dieses Zeitabschnittes in unserem Vaterlande herrschten, wie z. B. Friedrich II. in Preußen, Joseph II. in Oestreich, Karl Friedrich in Baden von oben herab mannigfaltige Verbesserungen einführten und namentlich dem Pfaffenthume mit großer Energie entgegen arbeiteten.

Die deutsche Nation hatte daher, obgleich sie die Schriften der gefeierten französischen Freiheitsmänner mit dem größten Enthusiasmus aufnahm, gegen Ende dieses Zeitabschnittes ihren Reformeifer nicht bis auf den Höhenpunkt der Revolution gebracht. Sie strebte nach besseren Zuständen, doch nicht mit dem Ungestüm ihrer Nachbarn im Westen. Seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges hatte auch unser Volk, trotz aller Hemmnisse, welche ihm seine drei bis vier hundert Landesherren bereiteten, große Fortschritte gemacht. Die religiöse Aufregung hatte sich gelegt. Protestanten und Katholiken lebten gegen Ende dieses Zeitabschnittes überall friedlich beisammen. Der Aberglaube hatte selbst unter dem Krummstabe etwas abgenommen, wenigstens aufgehört, mit jenem finsteren Fanatismus verbunden zu sein, welcher so viel Unheil über die Welt gebracht hatte. Die gesammte Literatur Deutschland's huldigte dem Fortschritte und mehrere deutsche Fürsten folgten den Anregungen, welche von den großen Schriftstellern unserer Nation ausgingen.

Der durch den dreißigjährigen Krieg untergrabene Wohlstand der Deutschen hatte im Laufe von anderthalb Jahrhunderten neue Wurzeln geschlagen. Die Bevölkerung hatte zugenommen. Die Bildung war tiefer in die Massen gedrungen und auch die Fürsten und die Adeligen hatten sich derselben nicht verschlossen. Der Freiheitsdrang der Nation schlummerte noch, allein es bedurfte nur einer Anregung, um ihn in's Leben zu rufen. Allgemeine Menschenliebe war die Losung der bevorzugten Geister unseres Volkes, und es blieb nicht aller Orten bloß beim Worte. Da und dort reifte auch eine Frucht an dem Baume. Die Volksschulen wurden verbessert, auf den Universitäten mancher Ballast über Bord geworfen. Die Hemmnisse, welche die vielhundertköpfige Staatsverfassung jeglichem Fortschritte entgegensetzte, waren zu groß, als daß auf dem Reichstage etwas wesentliches in der Richtung des Fortschrittes hätte geschehen können. Im Schooße der einzelnen Länder und Ländchen wurde aber da und dort etwas gutes eingeführt, etwas schlimmes abgestellt.

Der Fortschritt, welchen die deutsche Nation seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges gemacht hatte, war unverkennbar. Er war nicht so stürmisch, als derjenige der Franzosen,

allein auch nicht blos theoretisch, wie er bis zum Beginne der Revolution bei unseren Nachbarn im Westen geblieben war. Die bestehenden Zustände entsprachen nicht den Anforderungen der Nation, allein die Unzufriedenheit hielt sich in den Schranken schüchterner und oft sogar unterwürfiger Vorstellung und bescheidener Bitte. Jedermann erkannte die Mangelhaftigkeit der Reichsverfassung, allein niemand wußte Abhülfe zu schaffen. Man warf sich daher allgemein entweder auf das Gebiet der Theorie, oder einzelner Staaten, in deren Schooße unabhängig von dem Reichstage in Regensburg gewirkt werden konnte.

An der allgemein fortschreitenden Bewegung der Geister nahmen auch die Russen Theil, obgleich bei ihnen, der Natur der Sache nach, die Entwickelung sich hauptsächlich auf das Aeußere bezog. Nach Außen hin wurden die Gränzen des Reiches, die Macht und der Einfluß des Reiches gehoben. Aeußerlich näherten sich die bärtigen Moscoviten der Zeiten des ersten Romanoff den gebildeten Franzosen, Deutschen und Engländern. Die vornehmen Russen lernten die Sprachen der Völker des Westens, schwärmten auch bisweilen für deren berühmte Schriftsteller, ließen aber das Joch der Leibeigenschaft unverändert auf dem Nacken ihrer Bauern, herrschten mit der Knute über ihre Untergebenen und erreichten ihren Höhepunkt dann, wenn sie entweder ihre Gegner nach Sibirien sandten, oder von denselben dahin geschickt wurden. Die Czaren waren übler daran, als ihre Diener. Sie kamen nicht mit dem Leben davon, wenn sie ihren Feinden unterlagen. Sie mußten mit ihrem Kopfe die Ehre bezahlen, den russischen Thron inne gehabt zu haben.

Die Erweiterung der Gränzen und der Macht des Reiches bildete im national-russischen Sinne einen großen Fortschritt, welcher übrigens nicht möglich gewesen wäre, wenn er sich nicht gestützt hätte auf einen geistigen Fortschritt in der Verfassung und der Verwaltung des Staates, in der Ausbreitung seines Handels, der Verbesserung seiner Gewerbe und im Allgemeinen auf einer gewissen Annäherung an den civilisirten Westen.

Ein reiner, ungetrübter, zugleich theoretischer und praktischer Fortschritt zeigte sich unter dem Volke Nordamerika's. Dort errang selbst in Betreff der traurigen Frage der Sklaven der Geist der Zeit wenigstens insofern einen Sieg, als dieselbe aus dem ganzen Gebiete der nördlichen Hälfte der Union verdrängt wurde. Auf allen übrigen Feldern menschlichen Strebens, was nationale Größe, Freiheit, Recht, Handel und Gewerbe, Bildung und Wohlstand betrifft, war der Fortschritt so unzweideutig und so riesengroß, daß wir darüber kein Wort zu verlieren brauchen.

Die fünf genannten Völker rissen in ihrem Fortschritte entweder die minder mächtigen Nationen mit sich, oder aber, falls diese nicht vorwärts zu treiben waren, ließen sie die trägen und schlaffen Massen weit hinter sich zurück, machtlos und ohne Stimme in der großen Familie der Civilisation.

Dieses ist in groben Umrissen der Entwickelungsgang, welchen die Völker im Laufe dieses Zeitabschnittes nahmen. Hielten die Herrscher mit ihnen gleichen Schritt? Erkannten sie die Meinung der Zeit, und schritten sie mit denselben voran?

Diese Frage läßt sich nicht gleichmäßig für alle Dynastien beantworten. Die einen widerstrebten dem Geiste ihrer Völker und setzten sich daher mit denselben in ein Verhältniß immer heftiger werdender Feindschaft, die anderen ließen sich gedankenlos auf dem Rücken des Zeitenstromes tragen, wohin ihn dieser führte, die anderen blieben mit ihren Völkern in dem Sumpfe, in den diese gerathen waren, still liegen. Nur die Führer eines Volkes kämpften mit Todesverachtung und Ausdauer für die Freiheit ihrer Mitbürger im klaren Bewußtsein der Gefahren, welche sie zu bestehen hatten und mit dem festen Entschlusse, im-

merdar die Freiheit zu erringen, oder sich mit den Ihrigen unter den Trümmern des allgemeinen Zusammensturzes zu begraben. Ein selbstbewußter Kampf für die Freiheit ist nur möglich in Republiken. Nur in den Vereinigten Staaten Nordamerika's gingen Volk und Führer Hand in Hand dem Ziele der Freiheit entgegen.

Zu den Herrschern, welche sich in einen unversöhnlichen Kampf mit dem Volke einließen, gehören die französischen Bourbonen. Wir haben in der Geschichte Frankreich's die Schritte bezeichnet, welche diese Dynastie zum Abgrunde der Revolution führten. Hier bleibt uns nur die Bemerkung zu machen, daß der Fürst, welcher sich in dauernden Widerspruch mit der von seiner Nation eingeschlagenen Richtung setzt, nichts anderes verdient, als von den Speichen des Rades, das er mit frevelnder Hand aufzuhalten sucht, zertrümmert zu werden.

Die Beherrscher England's und Deutschland's ließen sich von den Wogen des Zeitenstroms, wenn auch langsam und mit Widerstreben, doch ohne heftigen Kampf vorwärts treiben. Die russischen Czaaren und Czaarinnen thaten das Gleiche und schritten in manchen Beziehungen sogar noch dem Drange der, allerdings barbarischen Nation, noch voran. Die Bourbonen Spanien's und Italien's blieben weit hinter dem Geiste der Zeit zurück, allein mit ihnen ihre Völker, daher diese den auf ihnen lastenden Druck nicht so klar erkannten und nicht so bitter empfanden, als das französische, welches rüstig vorangeschritten war.

In einem Punkte trafen aber die meisten Königshäuser zusammen, in der an ihren Höfen herrschenden Sittenlosigkeit, welcher sie selbst meistentheils zum Opfer fielen, und welche den Glauben an die Rechtmäßigkeit der Geburt ihrer Herrscher nothwendig erschüttern mußte.

Mit Ludwig XIII. starb der Mannesstamm der ehelich erzeugten Bourbonen aus. Die Fürsten, welche heutzutage deren Namen führen, sind der wahrscheinlichen Annahme zufolge Abkömmlinge Mazarin's *. Da der spanische Zweig des Hauses Bourbon von Ludwig XIV. und der neapolitanische von dem spanischen abstammt, so sind auch diese beiden Häuser keine Bourbonen, sondern wahrscheinlich Mazariner. Die Familie Orleans führt ihren Ursprung auf den jüngeren Bruder Ludwig's XIV. zurück, welcher nicht mehr Ansprüche auf gesetzliche Geburt hat, als der ältere. Die Könige, welche vorgeben, aus dem Hause Hannover zu stammen, sind wahrscheinlich Abkömmlinge des Grafen Königsmark. Nur diese Annahme entschuldigt wenigstens einigermaßen den an diesem Grafen begangenen Mord †. In Rußland herrscht erwiesenermaßen nicht das Haus Romanow, sondern das Haus Soltikow ‡. Die Legitimität der Fürsten ist durch die Liederlichkeit der Betheiligten zur Fabel geworden ||. Wie konnte dieses auch anders sein, wenn wir erwägen, in welcher Weise die Fürstensöhne erzogen und verheirathet wurden! Frühzeitig wälzten sie sich im Schlamme der Wollust. Die Frau erhielten sie aus der Hand eines staatsklugen Ministers, welcher nicht die Tugenden der Braut, sondern deren Stellung in der Welt zu Rathe zog.

Besonders verderblich wirkten die Familienheirathen, welche die königlichen Häuser im Laufe dieses Zeitabschnittes abschlossen, auf die Nachkommenschaft. Die Häuser Habsburg, Bourbon und Braganza, in welchen Ehen zwischen Vetter und Base, Onkel und Nichte und selbst Tante und Neffe an der Tagesordnung waren, konnten nach physiologischen Grundsätzen unmöglich frische und kräftige Kinder zeugen. Die schwachen und erbärmlichen Geschöpfe, welche aus diesen Verbindungen hervorgingen, mußten in der sie umgebenden

* S. oben §. 5, S. 42. † S. oben §. 23, S. 166 f. ‡ S. oben §. 59, S. 367 f. || S. oben §. 44, S. 263.

Hoflust zu erbärmlichen Menschen heranwachsen. Die wenigen Fürsten von einiger Kraft, wie z. B. Joseph II. und Maria Theresia, stammten aus Ehen, welchen die verbotenen Verwandtschaftsgrade nicht im Wege standen.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Monarchie in der öffentlichen Meinung sinken. Allerdings suchten die Machthaber die ihnen verderblichen geschichtlichen Wahrheiten im Keime zu ersticken. Allein es gelang ihnen nicht immer. Es drang genug in die Massen ein, um den Glauben an die unbefleckte Empfängniß der Könige zu erschüttern.

Nächst den Königen ist es der Adel, welcher im Laufe dieses Zeitabschnittes den größten Einfluß auf die Geschicke der Völker ausübte.

Der Adel war zu allen Zeiten nur zu sehr geneigt, sich auf seine alte Abkunft zu berufen und mit derselben zu prahlen. Allein gerade derjenige, welcher am meisten Stolz besitzt, hat am wenigsten Grund dazu. Der alte Adel England's ist in den Kriegen der rothen und weißen Rose, derjenige Frankreich's in den Hugenottenkämpfen und in der Bartholomäusnacht fast vollständig aufgerieben worden. Der österreichische und böhmische Adel wurde durch Ferdinand II., der ungarische durch Leopold I. und Karl VI. theils abgeschlachtet, theils zu Grunde gerichtet. Der altrussische Adel wurde durch Peter, den s. g. Großen, ausgerottet.

Der Adel dieses Zeitabschnittes bestand fast aller Orten nur aus unehelichen Kindern der Fürsten, aus Abentheurern, welche sich durch die niedrigsten, oft schamlosesten Dienste, die sie Königen und Kaisern leisteten, emporgeschwungen, aus heuchlerischen Convertiten und andern Glücksrittern, welche besser thäten, das Andenken ihrer Vorfahren mit einem dichten Schleier zu bedecken, als dasselbe aufzufrischen. Der alte Adel der Vorzeit hatte, bei aller seiner Rohheit, einen gewissen innern Werth und eine Selbstständigkeit, welche Achtung einflößte. Der Adel des achtzehnten Jahrhunderts war mit seltenen Ausnahmen nichts weiter als ein Mitschuldiger und ein Werkzeug des Despotismus der Kaiser und der Könige, sei es, daß er wie in Rußland und Oestreich, jeder Verfassung Hohn sprach, oder aber, wie in England, Schweden und Dänemark, sich der Verfassung bediente, um auf Kosten des Volkes seine bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten.

Wie die Monarchie und der Adel, so hatte sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch die Geistlichkeit Europa's selbst überlebt. Der Glaube an sie und das von ihr gelehrte Dogma war noch mehr erschüttert, als der Glaube an das Königthum und den Adel.

Könige, Adel und Geistlichkeit konnten nur so lange ihr Ansehen behaupten, als der Nebel, in welchen sie den Grund ihrer Herrschaft zu hüllen verstanden, andauerte. Im Laufe dieses Zeitabschnittes verzog sich derselbe, theilweise wenigstens, vor den Strahlen der Philosophie und der Geschichte, welche so manches Dunkel erhellten, so manchen falschen Lichtglanz zerstreuten.

§. 81. Wissenschaft und Religion.

Jahrhunderte lang hatten die Völker von Wissenschaften gesprochen und religiöse Bestrebungen gehegt, ohne sich des Wechselverhältnisses dieser beiden Trägerinnen des geistigen Lebens der Menschheit bewußt zu werden. Selbst während der heftigen Kämpfe der Reformation stellte sich keiner der streitenden Theile auf den Boden der Wissenschaft. Es handelte sich nur um die Frage, wem Glauben geschenkt werden solle: der alten, oder der neuen Kirche? Die Zeit, in welcher dem Einzelnen gestattet wurde, seine religiöse Auffassung geltend zu machen, ging schnell vorüber. An die Stelle katholischer

traen da und dort protestantische Glaubensformeln. Nur zwischen jenen und diesen ließen die Herrscher der Welt den Christen die Wahl. Erst im Laufe dieses Zeitabschnittes schwangen sich einige bevorzugte Geister auf eine höhere Stufe empor, von welcher aus sie nicht blos den Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus, sondern auch den weitern zwischen Christenthum und Vernunft, zwischen Religion und Wissenschaft in's Auge faßten.

Männer, wie Voltaire, J. J. Rousseau und Diderot, unser Lessing und Thomas Paine waren erhaben über den kleinlichen Sectengeist christlicher Eiferer. Sie sahen weiter, als die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts. Sie vereinigten die Menschenliebe, welche die Lehren Christi enthielten, mit Thatkraft und stützten ihre Gefühle auf den festen Boden der Wissenschaft. Sie gaben dem Glauben was des Glaubens und der Wissenschaft was der Wissenschaft war.

Mitten im Schooße der Anstalten, welche der Verdummung der Völker gewidmet waren, tauchten freie Geister auf, die sich über den ihnen eingetrichterten Unsinn erhoben und Perlen von der Wahrheit aus dem Wuste scholastischen Unsinns, in den sie verhüllt waren, auszuscheiden verstanden.

Es ist eine höchst bedeutungsvolle Thatsache, daß viele der größten französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, welche von ihren Eltern dem geistlichen Stande bestimmt waren, eine unüberwindliche Abneigung gegen denselben bekamen, und die eifrigsten Gegner desselben wurden, so z. B. Diderot und Raynal.

Die meisten übrigen waren von Pfaffen erzogen worden, die sich aufs eifrigste bemühten, ihre Schüler zu dem üblichen Fetischdienste abzurichten. Zu dieser Klasse von Schriftstellern gehört Voltaire, der in der Schule der Jesuiten heran wuchs. Allein die Literatur und der gesellschaftliche Ton bildeten damals schon eine Macht, welche stark genug war, alle für Wahrheit empfänglichen Gemüther dem Pfaffenthume zu entziehen und sie in die Bahnen des Fortschritts uhd der Freiheit zu lenken. Sie erkannten, daß das Christenthum von den Machthabern nur als ein Mittel gebraucht werde, ihre Unterthanen im Gehorsam zu erhalten. Daher sprachen die Pfaffen so viel und so gern von der Ergebung in den Willen Gottes. Sie fanden bei allen denjenigen williges Gehör, welche eines Schildes bedurften, hinter welchem sie ihre eigene Nichtigkeit verstecken konnten.

Mit der Ergebung in den Willen Gottes ist von jeher großer Mißbrauch getrieben worden. Die Trägen beriefen sich auf sie, um ihre Trägheit, die Feigen, um ihre Feigheit, die Heuchler um ihre Leidenschaften zu verdecken. Nichts ist schwieriger als den Willeu Gottes zu ermitteln. Nur zu oft wurde die Willkür verruchter Tyrannen, die Launen königlicher Maitressen oder die Verfolgungswuth tückischer Pfaffen dafür ausgegeben. Der vernünftige Mensch wird sich niemals auf den Willen Gottes berufen, denn er kennt diesen nicht. Der kräftige Mann wird keine Ungebühr geduldig hinnehmen, sondern sie bekämpfen, und um so eifriger, wenn darüber der Schleier des göttlichen Willens gezogen wird.

„Ergebung in den Willen Gottes," wenn sie nicht mit Freudigkeit gepaart, ist stille Verzweiflung, und wenn ihr nicht entsprechende Thatkraft zur Seite steht, der Ausdruck gedankenloser Jämmerlichkeit.

Das Christenthum zu hassen und anzufeinden, hat der denkende Mensch, trotz alles damit getriebenen Mißbrauchs, durchaus keinen Grund. Es ist unläugbar, daß ganz abgesehen von seinem innern Werthe, es eine der mächtigsten Stützen war, an welcher sich das Mittelalter aus grenzenloser Rohheit und Wildheit zu einem gewissen Grade von Bildung und Menschlichkeit emporrang. Wesentlich verschieden vom Christenthum ist aber das Pfaffenthum der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, welches sich der Lehren Christi

nur bediente, um seine eigennützigen Zwecke zu verfolgen, welches dieselben daher zuerst verunstaltete, verdarb, oft in ihr Gegentheil verkehrte, um sich daraus ein Schwert gegen alle freiheitlichen Bestrebungen und einen Schild gegen alle Angriffe der Vernunft zu schmieden.

Das Christenthum zu widerlegen, ist nicht die Aufgabe eines geschichtlichen Werkes, so wenig, als dasselbe zu entschuldigen. Der Geschichtsforscher hat das Christenthum, wie jede andere Religion, insofern es auf die Ereignisse, die er bespricht, Einfluß übte, in seinen thatsächlichen Erscheinungen darzustellen und in seiner Wirkung zu beleuchten. Wenn er sich dabei auf den Standpunkt irgend einer Confession stellt, verläßt er denjenigen der Wissenschaft, welcher erhaben über alle Bekenntnisse und jeden Glauben ist. Die Wissenschaft ruht nicht auf dem Glauben, sondern auf dem Wissen.

Tückische Pfaffen und feile Pfaffenknechte haben mit den religiösen Gefühlen so freches Spiel getrieben, daß die Frage aufgeworfen werden konnte: wäre es nicht besser, allen religiösen Drang aus den Herzen der Kinder zu reißen, damit sie nicht, herangewachsen, auch an dem Wagen eines Götzen zögen, er führe den Namen Jaggernaut oder irgend einen andern? Denken wir an die Opfer, welche Syrier und Carthager dem Moloch schlachteten, an die Hussitenkämpfe, die Pariser Bluthochzeit, den dreißigjährigen Krieg in Deutschland und die Dragonaden Ludwig's XIV. Wer kann sich ein Bild entwerfen von den Leiden der Millionen, die hinter finstern Klostermauern, in den Kerkern der Inquisition, auf den Schaffotten und Holzstößen verfolgungssüchtigrr Priester ihr Leben aushauchten? Und stellen wir uns nicht vor, daß nur Heiden und Katholiken ihren Götzen Todtenopfer brachten! Ward nicht der edle Servetus auf Calvin's Anregung zum Scheiterhaufen geführt?! Haben sich nicht Gomaristen und Arminianer in Holland blutig einander verfolgt? Ist etwa der königlich preußische oder der königlich englische Protestantismus das Ideal religiöser Freiheit? Zeugen die Sabbathsgesetze, welche hier zu Lande oft mit großer Härte gehandhabt werden, nicht auch von der zwingenden Gewalt des Pfaffenthums?

Wer möchte diese trübseligen Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion gut heißen? Aber sollen wir darum alle Religion aufgeben? Gibt es keinen andern Glauben, als den, welche heidnischen Bonzen, jüdische Leviten, christliche Priester oder mohamedanische Derwische zu verbreiten suchen? Ist es nicht das gemeinschaftliche Schicksal aller menschlichen Bestrebungen, daß sie von habgierigen, herrschsüchtigen und ehrgeizigen Menschen verunreinigt werden?

Diejenigen Gefühle, welche in der Natur des Menschen selbst ihren Grund haben, lassen sich aus dessen Gemüthe so wenig entfernen, als die Organe, durch welche seine Lebensthätigkeit bedingt ist, aus dem Körper. Wer einem Menschen, aus Furcht vor Krankheit, den Magen, das Herz, oder die Leber ausschneiden wollte, würde ihn körperlich tödten, und wer ihm, aus Sorge für seinen Geist, irgend eine geistige Anlage raubte, würde ihm geistigen Tod bringen.

Es ist eine unbestreitbare, geschichtliche Thatsache, daß der Mensch aller Orten und zu allen Zeiten religiöse Gefühle hegte. Nimmermehr wäre es den indischen Braminen der Vorzeit, oder den Jesuiten der Gegenwart gelungen, einen so mächtigen Einfluß auf die Massen zu gewinnen, wenn sie sich an Wesen gewendet, denen die Natur das religiöse Bedürfniß versagt hätte. Wollten wir wegen des Mißbrauches, der mit irgend einem menschlichen Drange getrieben wurde, diesen selbst ausrotten, so müßten wir alle unsere Gefühle abstreifen, denn das Wohlwollen und die Gewissenhaftigkeit, die Hoffnung und das Schönheitsgefühl der Menschen sind häufig von Gaunern und Betrügern ausgebeutet worden. Der Staat, die Gemeinde und die Familie, Kunst und Wissenschaft müßten

über Bord geworfen werden, denn große und kleine Despoten, Wollüstlinge, Quacksalber und Pfuscher haben in allen diesen Gebieten, zu allen Zeiten, wenn nicht geherrscht, so doch große Bedeutung gewonnen. Das religiöse Bedürfniß des Menschen wird gerade durch die Großartigkeit des damit getriebenen Mißbrauchs recht anschaulich. Staat und Kirche entstanden und entwickelten sich, wenn auch bisweilen im Streite, doch immer miteinander. Könige und Priester sind so alt, als die Weltgeschichte. Daraus folgt gewiß nicht, daß wir immer Könige und Priester haben müssen, wohl aber, daß von jeher die Menschen Bedürfnisse hatten, welche es den kräftigeren und schlaueren unter ihnen möglich machten, sich zu weltlichen und geistlichen Tyrannen der Völker aufzuwerfen. So lange in der Seele des Menschen Hoffnung und Furcht, der Drang der Bewunderung und der Verehrung und das Bewußtsein ruhen, daß er nur eine verhältnißmäßig geringe Macht über die Kräfte der Natur und die Entwickelung der Begebenheiten besitze, wird und muß er Religion haben. Denn Religion ist nichts Anderes, als der Inbegriff aller jener Regungen in Verbindung mit diesem Bewußtsein. Weil der Mensch hofft und fürchtet für dieses Leben und darüber hinaus und doch das Bewußtsein hegt, daß, bei allem Streben, bei aller Kraft, die ihm eigen ist, er keine Gewißheit hat, ob er an das Ziel seiner Wünsche gelangen, die Stürme, die ihm drohen, vermeiden könne, weil er sich unter dem Einflusse von Verhältnissen und Kräften fühlt, die er nicht zu beherrschen vermag, und vor denen er sich beugen muß, weil er nicht stumpf ist gegenüber den großartigen Erscheinungen der Natur, der ewig neu sprossenden Gegenwart, der unerschöpflichen Vergangenheit und einer grenzenlosen Zukunft — weil der Mensch alle diese Regungen besitzt, welche höher sind als Hunger und Durst, darum hat er Religion. Was ich unter Religion verstehe, ist unabhängig von den Glaubensbekenntnissen, welche jüdische, katholische oder protestantische Geistliche entworfen haben, um darauf ihre Herrschaft über die Gemüther zu gründen, unabhängig von den Beschlüssen der Tyrannen irgend eines Glaubens, welche das Maß der von ihnen zu gewährenden Duldung bezeichnen. Es ist der Inbegriff derjenigen Gefühle, welche den Menschen über die kleinen Sorgen des Augenblicks erheben, und ihm den Blick in die Unendlichkeit gewähren, und deshalb eine Kraft verleihen, welche sich aus dem Alltagsleben mit seinen Mühen nicht ableiten läßt. Stellen wir uns zwei Menschen vor: den Einen mit, den Andern ohne diese Gefühle, oder richtiger, den Einen, welcher sie stark, den Andern, welcher sie schwach besitzt, (denn ganz kann sie Keiner abstreifen)— welcher ist wohl der ausdauerndere, der begeistertere Kämpfer für Freiheit und Recht, welcher der edlere, der uneigennützigere Mensch? Gewiß nicht derjenige, welcher eine große Kraft entbehrt, sondern derjenige, der sie besitzt. Steht diese freilich unter der Herrschaft des Aberglaubens und der Verfolgungssucht, so wird sie zum Bösen führen, nicht weil sie selbst böse ist, sondern *weil sie dem Bösen dient*.

Findet sie sich aber in Verbindung mit einem klaren Geiste und milder Gesinnung, so erzeugt sie jene außerordentlichen Menschen: wie Sokrates und Plato, Huß, Ullrich von Hutten und Galilei, Benjamin Franklin und George Washington und viele andere Freiheitskämpfer, welche für die Freiheit lebten und sich selbst darüber vergaßen.

Was bürgt uns aber dafür, daß die religiösen Gefühle des Menschen nicht in den Dienst des Aberglaubens und des Despotismus genommen werden? Was schützt uns vor der Herrschaft schlauer Pfaffen, wenn wir im Herzen die Gefühle behalten, welche diese zu allen Zeiten zu lenken verstanden? Meine Antwort ist: außer der dem Menschen angeborenen sittlichen Kraft, außer seinem Freiheitsdrange und seinem Sinne für die Wahrheit zunächst die *Wissenschaft*.

Seit diese uns die Gesetze lehrte, nach welchen die Sterne sich am Himmel bewegen,

mußten die griechischen Fabeln von Apollo und Luna, welche Sonne und Mond auf und nieder führen, nicht minder in sich zerfallen, als die christlichen, welche die Erde zum Mittelpunkte der Welt machten und die Sonne im Kreislauf um unsern Planeten gehen ließen. Die Wissenschaften der Erdkunde und der Erdbildung führen den Beweis, daß Gott nicht, wie die von den Christen angenommene jüdische Fabel besagt, die Welt in sechs Tagen aus nichts gemacht und dann am siebenten geruht haben kann. Die Wissenschaft der Geschichte geht weiter, sie weist nach, daß viele derjenigen Lehren, welche uns für unmittelbar göttliche Offenbarungen ausgegeben werden, Erfindungen babylonischer und indischer Pfaffen weit ältern Ursprungs, als Christen und Juden, und folgeweise nur Anleihen sind, welche von Leviten und christlichen Priestern bei den Heiden der Vorzeit gemacht wurden. Die Wissenschaft ist die festeste Schranke, welche der menschliche Geist dem Aberglauben gezogen hat. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß von jeher die Pfaffen ihr so sehr gram waren. Wie die mohammedanischen Glaubenseiferer am liebsten alle Bücher außer dem Koran, so möchten die christlichen alle außer der Bibel zerstören, und dadurch der Wissenschaft, wie sie vermeinen, ein Ende machen, damit ihre Religion, oder besser gesagt, der ihnen Vortheil bringende Glaube allein die Gemüther der Menschen beherrsche.

Die Wissenschaft ist nichts anderes, als die in geordneter Reihenfolge dargestellte Wahrheit. Sie ist das Ergebniß der Arbeiten aller Völker auf dem Gebiete des Verstandes. Wir besitzen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Wissenschaft, welche sich über die Vorurtheile einzelner Nationen und einzelner Glaubensparteien erhoben hat. Zu einer Religion, welche einen gleich hohen Standpunkt einnähme, sind wir jedoch noch nicht gelangt.

Auf dem Gebiete der Wissenschaften herrschte seit jener Zeit selbst in den despotischen Staaten Europa's eine gewisse Freiheit, auf demjenigen der Religion ist diese noch immer sehr beschränkt durch Glaubensbekenntnisse, Polizeivorschriften und Zwangsgesetze aller Art. So lange noch ein Verbrechen der Gotteslästerung in unseren Gesetzbüchern verzeichnet steht, ist die Freiheit der Religion nicht gesichert, denn jeder Glaubenseiferer hält seinen Gott für verletzt, wenn der Forscher den Maßstab der Vernunft an denselben legt.

Religion und Wissenschaft verhalten sich, wie das bewegte, einer überirdischen Weltordnung zugewandte Gefühl, und der ruhige, forschende Verstand. Je stärker das erstere bei den Massen ist, desto mehr Bedeutung gewinnt es im praktischen Leben des Augenblicks. Doch auf die Dauer giebt nicht die Masse, sondern der G e i st den Ausschlag. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat die Wissenschaft immer größere Siege errungen und der Religion dadurch Schranken gezogen, welche sie seit der Mitte des achtzehnten Jahrunderts nicht so leicht überspringen kann. Die Wissenschaft hat nicht minder, als die Religion in der Seele des Menschen ihren Grund, und was ihr an Ausdehnung fehlt, ersetzt sie durch ihre innere Kraft. Für Religion haben die Meisten, für Wissenschaft nur Wenige Sinn und Streben, allein diese Wenigen haben Gewicht, während Millionen gedankenloser Menschen die Wagschaale der geistigen Entwickelung der Menschheit weder heben noch senken.

Religion und Wissenschaft haben die Völker auf der ganzen Bahn, die sie durchliefen, so weit sie uns bekannt ist, stets begleitet. Die Religion war für die Massen, was die Wissenschaft für die auserlesenen Geister: Anker und Steuer in den Stürmen des Lebens. Religion und Wissenschaft wurden beide vom Eigennutze zu seinen besonderen Zwecken ausgebeutet, in Nebel gehüllt und verfälscht. Ihr innerer Werth konnte dadurch nicht verringert, was von Beiden gut ist, nicht schlimm gemacht werden. Ohne Religion und

Wissenschaft verlöre das Leben alle seine Weihe. Ohne sie kann die Pflanze keimen, kann das Thier sich nähren, allein der Mensch das höhere Ziel seines Strebens nicht erreichen.

Die Religion bietet uns da, wo ihr nur einige Freiheit gelassen wird, den treuesten Spiegel des Volkslebens. Zu allen Zeiten haben sich die Menschen ihre Götter nach dem Vorbilde ihrer Herrscher ausgedacht. Zwischen der Staats- und Kirchenverfassung bestand immer die innigste Wechselwirkung. Die an den Despotismus blutgieriger Tyrannen gewöhnten Völker hatten Götter, denen sie Menschenopfer schlachteten. Bei den milderen Griechen kamen solche nur in den ältesten Zeiten und als seltene Ausnahmen vor. Die grausameren Römer brachten noch in späteren Jahrhunderten, wenn Gefahren sie bedrängten, an den Altären ihrer Götter Menschenleben dar.

Der christliche Gott erhielt seine Gestalt im vierten und fünften Jahrhundert, zur Zeit der römischen Kaiser. Er wurde daher, gleich diesen, mit einem Throne, Thürhütern und Legionen gehorsamer Vollstrecker des höchsten Willens ausgestattet, wie sie am römischen Hofe üblich waren.

Eine weit höhere und weit freiere Stellung nahm zu allen Zeiten die Wissenschaft ein. Während sie auf der einen Seite den Aberglauben bekämpft und die Erfindungen der Pfaffen in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darstellt, legt sie auf der anderen den einzigen Grund, welcher den über diese Erde hinausreichenden Gefühlen einen sichern Haltpunkt bietet. Indem sie uns in die geheime Werkstätte der Natur einführt und deren stilles Wirken zeigt und erklärt, indem sie den Entwickelungsgang der Menschen auf Grundsätze zurückführt, und deren Rechte und Pflichten bestimmt, lehrt sie uns, die Kräfte der Natur zum Besten der Nationen benützen, mit Zuversicht in die Zukunft blicken und die Gegenwart dieser nicht zum Opfer bringen. Sie fordert uns namentlich auf, der Jugenderziehung die eifrigste Sorgfalt zu widmen; denn die Saamenkörner, welche auf den empfänglichen Boden des kindlichen Gemüths gestreut werden, gehen in späteren Jahren auf und bringen, je nach ihrer Beschaffenheit, gute oder schlimme Früchte.

Die Wissenschaft schließt, wenn auch jeden Aberglauben, jedes der hergebrachten Glaubensbekenntnisse, doch die Religion in dem Sinne, wie ich sie weiter oben bezeichnet habe, nicht aus, schon deshalb nicht, weil sie nicht behaupten kann, alles ergründet zu haben. Jenseits des Gebietes der Wissenschaft mögen Phantasie und bewegte Gefühle sich ergehen, nur müssen sie sich bescheiden, die Gränzen anzuerkennen, die die Vernunft ihnen setzt. Gefühl und Phantasie gehen wohl weiter, als der prüfende Verstand, aber sie sehen minder scharf. Sie sind die Schwingen, auf welchen sich der Mensch erhebt, der Verstand zeichnet ihnen aber die Bahn vor. Wer diese verläßt, geräth nothwendig auf den Pfad des Aberglaubens und des Unsinns, welcher früher oder später immer zur Knechtschaft führt. Der Glaube der Menschen pflanzt sich gewöhnlich fort von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter. Nur in Folge gewaltthätiger Maßregeln der Machthaber hat sich, seit dem Abschlusse der Reformation, das Bekenntniß der gebildeten Völker wesentlich verändert. Nicht so die Wissenschaft. Sie geht von dem denkenden auf den denkenden Menschen über. Sie will errungen sein, und läßt sich nicht, gleich einem Catechismus, auswendig lernen.

Die Geistlichen möchten uns gerne glauben machen, daß nur die Religion uns Trost im Leiden, Ruhe auf dem Sterbebette und Freudigkeit in der Erfüllung unserer Pflichten verleihe. Die großen Alten, von denen die meisten sehr wenig Religion hatten, beweisen uns nicht minder, als zahlreiche Weise der Neuzeit, das Gegentheil. Ich erinnere nur an Voltaire und an Thomas Payne, welche, während eines langen, bewegten Lebens und auf dem Sterbebette niemals den frohen Muth verloren. Dagegen zeigt es sich fast bei jeder

drohenden Gefahr, daß Leute, welche in der Religion ihren ganzen Stützpunkt suchen, statt zu handeln, beten, und dadurch nicht selten das Unglück, das sie durch vereinte Kraft ablenken könnten, selbst sich zuziehen. Ich bin übrigens weit entfernt, den Werth einer reinen, d. h. mit der Wissenschaft nicht im Widerspruche stehenden Religion zu verkennen. Doch soll dadurch derjenige der Wissenschaft nicht herabgesetzt werden. Die Religion, wenn sie nicht blos formell, ist immer durchaus persönlich. Nur die Wissenschaft steht auf dem freien, über alle Persönlichkeiten erhabenen Standpunkt und befähigt daher auch ihre Jünger, sich auf einen solchen hinan zu schwingen.

Der Mensch ist nur zu sehr geneigt, sich selbst, seinen Glauben, sein Land und die Erde, die er bewohnt, als die Mittelpunkte der gesammten Welt zu betrachten. Die Wissenschaft lehrt aber, daß die Erde mit allen ihren Kaisern, Königen und Päbsten einer von vielen Planeten ist, welche unsere Sonne umkreisen, daß unsere Sonne sich wieder um höhere Sternenordnungen dreht, und so fort in's Unendliche. Sie beweist, daß jedes einzelne Land, so mächtig es auch sei, nur ein Glied des ganzen Erdkörpers bildet, das, ohne die übrigen, wenn auch, wie die Polypen, leben, doch nicht gleich einer gebildeten Gesammtheit voranschreiten könne. Die Wissenschaft zeigt, daß, was Diese oder Jene für den allein selig machenden Glauben oder doch den sichersten Weg des Heiles halten, nichts Anderes ist, als ein Gemische babylonischer, jüdischer, chinesischer und buddhistischer Fabeln welches von schlauen Pfaffen nach und nach zusammen gesetzt wurde, um darauf ihre Herrschaft zu gründen. Die Wissenschaft macht anschaulich, daß jene stolzen Priester, die sich die Stellvertreter Gottes auf Erden nennen, und jene Könige und Fürsten, welche in protestantischen Ländern die Herrschaft über die Kirche an sich gerissen haben, ihre Gewalt dem Betruge oder dem Schwerte verdanken. Nur die Wissenschaft vermag den Siegen, welche die Völker auf blutigen Schlachtfeldern erringen, Dauer und Bestand zu leihen. Die Unwissenheit oder die Aberweisheit lassen sich die kaum gesprengten Fesseln unter neuen Namen und Formen leicht wieder anlegen. Die Wissenschaft, welche tiefer dringt, wird durch den äußern Schein nicht geblendet.

§. 82. Aufklärung und Pfaffenthum.

Der Fortschritt, den die Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnittes auf dem Gebiete der Wissenschaft gemacht hatte, war größer, als auf jedem andern Felde des Strebens *. Die Erzfeinde der Geistesklarheit, die Pfaffen, ließen darum aber doch nicht nach, im Trüben zu fischen. Schritt für Schritt bekämpften sie jede neue Entdeckung, jedes Bestreben, die Ketten des Aberglaubens abzuschütteln, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln der Verleumdung und Verdächtigung, oder wo sie den erforderlichen Einfluß besaßen, durch den Arm der weltlichen Obrigkeit.

Die Päbste hatten aufgehört, die Geschicke der Menschheit zu leiten, allein sie trugen noch immer die dreifache Krone zu Rom. Der verderblichste aller Mönchsorden, die Jesuiten, wurde aufgehoben, aber nicht ausgerottet, und Dominikaner, Franziskaner und ungezählte andere Orden fuhren fort, den Saamen des Aberglaubens auszustreuen. Die Inquisition schlachtete zwar ihre Opfer nicht mehr zu Tausenden, wie früher, allein sie wüthete noch immer grausam genug in Spanien und Portugal, den spanischen und portugiesischen Colonien und in Italien.

Das protestantische Pfaffenthum besaß zu keiner Zeit die Macht und den Einfluß des

* S. oben §. 16, S. 99 ff., §. 28, S. 199 ff., §. 49, S. 294 ff.

katholischen. Doch soweit sein Wirkungskreis reichte, that es das Seinige, um den freien Aufschwung der Geister zu hemmen.

Religion und Pfaffenthum spielten noch immer auf der Weltbühne eine bedeutendere Rolle, als ihnen zum Besten der Menschheit hätte eingeräumt werden sollen, allein sie war nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche die Geistlichkeit im vorigen Zeitabschnitte inne gehabt hatte.

Die protestantischen Engländer und Holländer waren im Bunde mit den katholischen Habsburgern, welche alle ihre Kräfte aufboten, um Ungarn katholisch zu machen, und Ludwig XIV., welcher um jene Zeit die Protestanten seines Reiches mit Feuer und Schwert verfolgte, ermunterte die protestantischen Ungarn zum Aufstande gegen das Haus Habsburg und leistete denselben Hülfe.

Die Religion war nur eine Form, deren sich die Machthaber zur Förderung ihrer herrschsüchtigen Entwürfe bedienten. Auf sie beriefen sich Bourbonen und Habsburger, wenn es galt, im Innern ihrer Staaten einen schrankenlosen Despotismus einzuführen. Von ihr war dagegen keine Rede, wenn die Bourbonen durch protestantische Ungarn den Habsburgern, oder die Habsburger durch protestantische Engländer und Holländer den Bourbonen Schaden zufügen wollten.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nahm der Einfluß, welchen katholische und protestantische, große und kleine Päbste früher besessen hatten, ab. Im vorigen Buche mußten wir der religiösen Entwickelung der Menschheit zwei lange Abschnitte widmen, welche wir ihrer entscheidenden Wichtigkeit wegen an die Spitze des Reformations-Zeitalters stellten. In diesem Buche werden zwei Paragraphen hinreichen, die religiösen Bewegungen des Zeitalters erschöpfend zu schildern, und wir können diese in den letzten, übersichtlichen Abschnitt aufnehmen, weil sie nicht die maßgebenden, sondern die untergeordneten Bestrebungen der Zeit in sich schließen.

Die Aufklärung der Völker bildet den Hauptgedanken des achtzehnten Jahrhunderts, welchem die Bestrebungen der Geistlichen gewissermaßen nur als Hemmschuh zur Seite stehen. Die Menschheit bewegte sich nicht mehr unter dem Einflusse der Religion, sondern der Wissenschaft. Sie folgte im Großen und Ganzen nicht den Anregungen des Pfaffenthums, sondern denjenigen der weltlichen Gebieter, und unter diesen waren die einflußreichsten nicht Kaiser und Könige, sondern theils die großen Geister, welche den Ton in der Lesewelt angaben, theils jene Helden und Staatsmänner, welche das Banner der Freiheit auf nordamerikanischem Boden entfalteten.

Das Pabstthum war nicht mehr, wie früher, eine Macht, vor welcher Fürsten und Völker zitterten. Es wurde nur noch, sei es aus alter Gewohnheit, oder als Mittel, die Völker in Unterwürfigkeit zu halten, geduldet. So oft irgend ein Kaiser oder König, selbst katholischer Religion, es ernstlich wollte, mußte der Pabst nachgeben und sich sogar bittere Demüthigungen gefallen lassen. Spott und Hohn wurden in reichem Maße über die Geistlichen aller Rangstufen und über den Pabst selbst, sogar zu Rom, ausgegossen. Wenn Päbste, Jesuiten und deren Diener einen Sieg errangen, so war er gewöhnlich mehr scheinbar, als wirklich, und zog Opfer nach sich, welche zu den gewonnenen Vortheilen in keinem Verhältnisse standen.

Beim Anfange dieses Zeitabschnittes saß Innocentius X. nicht sowohl auf dem s. g. Stuhle Petri, als auf dem Schooße seiner Schwägerin, Donna Olympia Maidalchina von Viterbo, welche die ganze päbstliche Gewalt an sich gerissen hatte. Zu seiner Zeit war es, daß die Königin Christine von Schweden (1654) zur katholischen Religion übertrat. Diese s. g. Bekehrung, auf welche die katholische Kirche große Hoffnungen gebaut hatte,

brachte ihr nur Schimpf und Schande und kostete den Päbsten bedeutende Geldsummen. Der sittenlose Lebenswandel, welchen die Königin führte, der Spott, den sie über die von ihr erwählte Kirche und deren Würdenträger ausgoß, die Mordthat, deren sie sich schuldig machte, um sich an ihrem Buhlen Monaldeschi zu rächen, der mißlungene Versuch, welchen sie unternahm, die früher von sich gestoßene Krone wieder auf ihr Haupt zu setzen, endlich die Armuth, in welche Christine in Folge ihrer Verschwendungen und ihres unwürdigen Benehmens gegen Schweden versank — alles dieses zusammen genommen dämpfte bald den Jubel, mit welchem katholische Fanatiker die s. g. Bekehrung der Tochter Gustav Adolph's begrüßten. Innocentius X. folgte (1655) Alexander VII. (Chigi). Anfangs spielte er die Rolle eines sich selbst kasteienden Mönches. Doch bald schon zeigte er sich als Schlemmer. Er hatte geschworen, seine Nepoten nicht in Rom zu empfangen. Um diesen Eid nicht zu brechen, reiste er ihnen bis Siena entgegen. Bald waren deren fünf in der Siebenhügelstadt, welche die Kirche, den Staat und alle Welt, so weit ihre gierigen Klauen reichten, aufs schonungsloseste plünderten. In der Geschichte Frankreichs * haben wir die Demüthigung berichtet, welche Ludwig XIV. diesem Pabste bereitete.

Alexander VII. starb 1667. Ihm folgte Clemens IX. Diesem erlaubte der übermüthige Ludwig XIV. die entehrende Pyramide, welche Alexander VII. hatte errichten müssen, nieder zu reißen. Im Alter von achtzig Jahren trat Clemens X. an die Stelle seines Vorgängers, und diesem folgte schon bald Innocentius XI. (Odescalchi), welcher zwölf Jahre lang die dreifache Krone auf dem Haupte trug (1676—1689). Dieser war einer der besseren Päbste. Er hatte zwei heftige Streitigkeiten mit Ludwig XIV., dessen Macht er bitter empfand. †

Alexander VIII., der Nachfolger Innocens XI., führte die von seinem Vorgänger nicht geduldete Nepotenherrschaft wieder ein und machte sich dadurch allgemein verhaßt. Innocens XII. Pignatelli (1691—1700) söhnte die römische Kirche mit Ludwig XIV. wieder aus, und trug wesentlich dazu bei, daß Karl II., König von Spanien, das Haus Habsburg von der Nachfolge in sein Reich ausschloß und einen Bourbon zu seinem Erben einsetzte. Er führte gegen den Tabak und die Perücken, freilich nicht im bildlichen, sondern im wirklichen Sinne einen erbitterten Krieg und zeigte dadurch zugleich seine Unmacht und seine Kleinigkeitskrämerei.

Clemens XI. Albany (1700—1720) gab sich anfangs den Schein, als wolle er die päbstliche Würde gar nicht annehmen. Nur zu bald zeigte es sich, daß dieser Pfaffe, wie so manche vor und nach ihm, unter dem Schleier der Demuth den wildesten Ehrgeiz und die ungemessenste Herrschsucht verbarg. Die Zeiten waren übrigens vorbei, da derartige Eigenschaften einem Pabste zu Vermehrung seiner Gewalt und seines Ansehens verhalfen. Selbstständig konnte im achtzehnten Jahrhundert der römische Oberpriester keine Anmaßung mehr durchsetzen. Die Bullen von einiger Bedeutung, welche die Päbste im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts erließen, waren ihnen alle von den katholischen Cabinetten dictirt. Sie mußten dieselben unterzeichnen oft sogar gegen ihre Meinung. Allein sie hatten keine Macht. Während die Päbste früher sich nicht damit begnügt hatten, die katholische Kirche zu beherrschen, sondern wiederholt sich auf das weltliche Gebiet stellten, so waren die Despoten des achtzehnten Jahrhunderts nicht zufrieden damit, ihre Staaten zu beherrschen; sie griffen auch hinüber in die Kirche.

Die wichtigste Bulle, welche Clemens XI. ergehen ließ, war die s. g. Bulle Unigenitus, welche Spittler ein Muster römischer Ignoranz und Dummdreistigkeit nannte. Sie war nicht in Rom, sondern in Paris entstanden. Der Jesuite Letellier, der Beicht-

* S. oben §. 3, S. 16. † S. oben §. 4, S. 25.

vater Ludwig's XIV., goß darin den ganzen Haß seiner wuthentflammten Seele gegen die Jansenisten aus. Die katholische Kirche konnte dabei nichts gewinnen, denn die Jansenisten waren eben so beschränkt gläubige Menschen, oder noch mehr so, als ihre Gegner. Die kleinen Liebhabereien, welche sie hegten, wären niemals zum Gegenstande eines päbstlichen Fluches gemacht worden, wenn der am französischen Hofe allmächtige Jesuite es nicht gewollt hätte. Diese Bulle brachte zu Tage, daß die gallicanische Kirchenfreiheit, auf welche Ludwig XIV. noch kurz vorher so sehr gepocht hatte, nichts weiter als eine der vielen Redensarten war, deren sich dieser Despot zu seinen Zwecken bediente. Von jeher war die Freiheit in dem Munde von Geistlichen und Königen nichts anderes. Allein selten hat ein Despot dieses Wort ungeschickter gehandhabt, als Ludwig XIV. Die Folge der Bulle Unigenitus war ein kirchlicher Streit, welcher sich durch vier Jahrhunderte hindurchzog, ganz Frankreich und einen Theil der Nachbarländer in die heftigste Aufregung versetzte, den Protestanten scharfe Waffen gegen die angebliche Einheit der katholischen Kirche in die Hand gab und über viele gläubige Katholiken unsägliches Elend verbreitete. Vierzig französische Bischöffe nahmen zwar, auf den Befehl von Pabst und König, die Bulle an. Allein der Erzbischoff von Paris und acht Bischöffe widersetzten sich ihr. Der Prinz-Regent von Orleans und sein Minister Dübois, welche Beide über die Religion nur lachten, geriethen durch diese Bulle in mannigfaltige Verlegenheiten. Die Spötter Frankreich's erhielten durch dieselbe den besten Stoff zu beißenden Satyren.

Wie im Verhältnisse zu Frankreich und Ludwig XIV., so wurde der Pabst auch Deutschland und Joseph I. gegenüber gedemüthigt. Als Clemens XI. das Recht des Kaisers, in deutsche Stifter und Klöster, einem sog. Precisten eine Pfründe zu verleihen bestritt, schickte Joseph I. einige Regimenter ab, welche Bologna und Comachio als Reichslehen besetzten und den Pabst veranlaßten, so schnell als möglich von der französischen auf die deutsche Seite überzugehen. Die Verwahrung, welche Clemens XI. gegen die Kurwürde Hannovers und den Königstitel des Kurfürsten von Brandenburg einlegte, machte ihn nur lächerlich, denn Niemand kümmerte sich darum, als diejenigen Gegner, welche die Gelegenheit, sich über das Pabstthum lustig zu machen, mit Vergnügen ergriffen. Es mochte fanatischen Katholiken wohl thun, jedes Jahr den König von Preußen in dem päbstlichen Hofkalender unter dem Titel eines Markgrafen von Brandenburg aufgeführt zu sehen. Aber in der That ging aus diesem Festhalten veralteter Zustände nur hervor, daß die Päbste nicht mit der Zeit vorangeschritten seien, daß sie, selbst nachdem alle weltlichen katholischen Cabinete sich der Macht der Verhältnisse hatten beugen müssen, dem Namen nach eine Zeit festhielten, welche in der Wirklichkeit überwunden war. Der Pabst übernahm die Rolle eines alten Polterers, indem er gerade derjenigen Macht, welcher Niemand ungestraft widerstreben kann, der Macht der Zeit, die Anerkennung versagte. Die Kleinigkeiten, mit denen er sich beschäftigte, das Geschenk eines geweihten Hutes und Degens, das er dem Prinzen Eugen von Savoyen machte, die Ausdehnung des Rosenkranzfestes auf alle Kirchen des Abendlandes und andere ähnliche Aeußerungen der Thätigkeit Clemens XI., bewiesen jedenfalls, daß der heilige Geist in ihm sehr schwach gewesen sein müsse. Pasquino sagte von ihm: „er verspricht, hält nicht und weint." Nachdem die Hoffnungen, welche der päbstliche Hof auf die sogenannte Bekehrung der Königin Christine von Schweden gesetzt hatte, in nichts zerstoben waren, machte derselbe ähnliche und noch schmerzlichere Erfahrungen mit dem Hause Stuart. England kehrte nicht unter das päbstliche Joch zurück. Die Summen, welche Clemens an den Prätendenten, den s. g. Ritter St. Georg, verausgabte, brachten den Päbsten keine Zinsen. Innocentius XIII. Conti (1721 bis 1724) machte, ohne sich in irgend einer Weise hervor gethan zu haben, Benedict XIII.

Ursini (1724 — 1730) Platz. Im Conclave, aus welchem diser als Pabst hervor ging, hatte man gesagt:

> Der Himmel will Ursini,
> Das Volk Corsini,
> Die Frauen Ottoboni,
> Der Teufel Alberoni.

Benedict XIII., welchen, obigem Verschen zufolge, Gott gewollt hatte, gab Kirche und Staat seinem Günstlinge Coscia preis, welcher dieselben mit unerhörter Frechheit plünderte. Es gereicht ihm zu ewiger Schande, daß er Giannone's berühmte Geschichte von Neapel durch Henkers Hand verbrennen und den Verfasser so lange verfolgen ließ, bis dieser in die Citadelle von Turin gebracht wurde, woselbst er (1748) starb. Obgleich er, gleich Innocenz XII. gegen die Perücken wüthete, theilte er doch dessen Ansichten über den Tabak, den er selbst liebte, nicht. Im Gegentheile hob er, der päbstlichen Untrüglichkeit ungeachtet, den über das Tabakschnupfen ausgesprochenen Bann wieder auf.

Auf diesen „Mann Gottes" folgte (1730—1740) unter dem Namen Clemens XII. der „Mann des Volkes," Corsini. Er lebte in unausgesetzten Streitigkeiten mit den katholischen Höfen, indem sich die Päbste noch immer nicht in die Zeiten schicken konnten. Er schleuderte (1738) eine Bulle gegen die Freimaurer, welche eben so wirkungslos blieb, als die meisten anderen Bullen damaliger Zeit.

Benedikt XIV., Lambertini (1740—1758) hatte in dem Conclave gesagt: „Wollt ihr einen Heiligen, so wählet Gott, einen Staatsmann, so nehmet Aldobrandini; wollt ihr einen lustigen Bruder, so habt ihr mich." Die Cardinäle entschieden sich für den lustigen Bruder. Mürrische Menschen waren zu allen Zeiten schlechte Regenten. Der lustige Bruder war der beste Pabst, welchen die katholische Christenheit in langer Zeit gehabt hatte. Er war mild, gemäßigt und so unparteiisch, als die Verhältnisse ihm zu sein erlaubten. Er liebte Künste und Wissenschaften und hielt sich frei von dem Hauptfehler der Päbste, dem Nepotismus. Er stellte das gute Einvernehmen mit allen katholischen Mächten wieder her. Er war kein Freund der Jesuiten, schaffte manche Mißbräuche ab, mußte aber, seiner Stellung gemäß, auch vieles thun, was seiner Ueberzeugung gewiß nicht entsprach. Er erneuerte die Bannbulle seines Vorgängers gegen die Freimaurer, und verbot die gemischten Ehen. Gewiß that er das letztere mit schwerem Herzen, oder sah er nicht voraus, welche unsägliche Leiden dieses Verbot in seinem Gefolge hatte. Dahin war das Pabstthum gekommen, daß dessen Träger keine Macht mehr hatten, Gutes zu thun. Der Vortheil, welchen die Menschheit von einem guten Pabste zog, bestand nur darin, daß er weniger Uebel that, als ein böser. Auf den gutmüthigen Benedikt XIV. folgte der eigensinnige und unverständige Clemens XIII., Rezzoniko (1758—1768). Unter ihm herrschten und plünderten die Nepoten wieder ungestraft. Er überließ sich ganz der Leitung der Jesuiten, welche damals von den katholischen Großmächten als Feinde des Staates und der Kirche bekämpft wurden. Die Stunde des verhaßten Ordens hatte geschlagen. Doch der Pabst erkannte dieses nicht.

Die Nationen der Christenheit hatten im Laufe eines Jahrhunderts manchen veralteten Aberglauben abgeschüttelt und gar viele neue Ideen der Freiheit und des Rechtes in sich aufgenommen. Je größer die Reichthümer waren, welche die Söhne Loyola's gesammelt, desto größer wurde auch die Zahl ihrer Feinde, auf deren Kost[illegible]

[illegible] und Ränkesucht bitter empfand[illegible]

[illegible] Jesuiten in [illegible]

und drei Vice-Provinzen, 7 Missionen, 232 Residenzen, 598 Collegien und Seminare, 59 Probe-Häuser, 26 Profeß-Häuser und ungefähr 16,000 anerkannte Mitglieder, wozu noch 2—300,000 Anhänger kamen, welche in dem Dienste des Ordens standen, ohne förmlich in denselben aufgenommen worden zu sein. Das Vermögen der Jesuiten wurde auf mehr als 100,000,000 Franken geschätzt, und damals war der Werth des Geldes weit höher, als jetzt und befanden sich in einzelnen Händen keine so große Summen vereinigt, als in unsern Tagen. Aller Orten, wo die Jesuiten sich eingenistet hatten, machten sie sich der schändlichsten Betrügereien schuldig. Das große und weite Gebiet der Kirche reichte nicht hin, ihre unersättliche Habgier zu stillen. Die Handelsgeschäfte, welche sie schon während des vorigen Zeitabschnittes mit großem Schwunge betrieben hatten, dehnten sie, allen geistlichen Verordnungen zum Trotze, weiter aus. Die Straflosigkeit, mit welcher sie alle ihre Verbrechen begingen, machte sie immer übermüthiger, obgleich die von ihnen begangenen Frevel wiederholt großes Aergerniß gaben. Sie waren es hauptsächlich gewesen, welche die Hugenotten-Verfolgungen unter Ludwig XIV. und folgeweise den blutigen Krieg in den Cevennen entzündet hatten. Sie waren an den Höfen die Anstifter der größten Schandthaten. Sie mischten sich mit frecher Hand in die zartesten Familienverhältnisse, und riefen aller Orten Hader und Streit, Zwietracht und Verbrechen hervor.

Im Jahre 1731 wurde in der Stadt Aix ein Prozeß öffentlich verhandelt, in welchem die Hauptperson ein Jesuite, Pater Girard, war, und welcher nicht blos in ganz Frankreich, sondern in ganz Europa das größte Aufsehen erregte. Ein unglückliches Mädchen, die schöne Cadiere, war von Girard verführt worden. Der Beweis des Verbrechens wurde vollständig geliefert. Allein die reichen Jesuiten bestachen die Mehrzahl der Richter und bewirkten dadurch die Freisprechung des Schuldigen. Die Bevölkerung von Aix und die öffentliche Stimme Frankreichs sprachen aber das Schuldig über den Verbrecher aus und wurden mit Recht gegen den ganzen Orden, durch dessen Schätze der Verbrecher von der ihm gebührenden Strafe losgekauft wurde, aufs äußerste erbittert. Aehnliche Skandalgeschichten kamen da und dort zu Tage und erweckten dem Orden mitten im Schooße katholischer Reiche die heftigsten Feinde.

Doch hätten sich die Jesuiten nur damit begnügt, Bürger zu plündern und die Töchter niederer Stände zu schänden, so hätte sie noch lange nicht der Arm der Gerechtigkeit ergriffen. Kein Thron stand aber so hoch, daß sie nicht gewagt hätten, ihn anzugreifen, falls er sich nicht zum blinden Werkzeuge ihres Ordens machen ließ. Der Mordversuch, welchen Damiens auf Ludwig XV. machte (1757), wurde mit Sicherheit auf den Jesuiten-Orden zurückgeführt und regte zugleich den König, die Parlamente und die gesammte Bevölkerung Frankreichs gegen die Söhne Loyola's auf.

Um dieselbe Zeit kam vor die französischen Gerichte ein anderer Fall, in welchem sich zugleich die Gewissenlosigkeit und der schmutzigste Schachergeist des Ordens abspiegelte. Der Pater Anton de la Valette hatte seit dem Jahre 1742 umfassende Handelsgeschäfte im Namen des Jesuiten-Ordens von der Insel Martinique aus mit Frankreich betrieben. Im Laufe der Zeit häufte sich eine Schuld von anderthalb Millionen Franken an, welche die Gebrüder Lyoncy zu Marseille an den Orden zu fordern hatten. Lavalette zahlte nicht, und die Folge davon war, daß das Haus Lyoncy seine Zahlungen einstellen mußte. Der Syndikus der Fallit-Masse griff den Pater Lavalette in dessen Eigenschaft als Vorsteher des Jesuitenhauses und den Pater Saci als General Procurator der Antillen an. Ein anderer Gläubiger verklagte den ganzen Jesuiten-Orden, indem dieser für die Handlungen jedes seiner Würdenträger verantwortlich sei. Diese Prozesse erregten ein außerordentliches Aufsehen in ganz Frankreich. Die Jesuiten setzten es durch, daß der König

(1760) die ganze Sache vor seinen Gerichtsstand zog. Dessen ungeachtet wurde der Orden durch eine Entscheidung (8. Mai 1761) verurtheilt, die von La Valette auf das Haus Lyoncy zu Marseille gezogenen Wechsel nebst Entschädigungszinsen und Gerichtskosten zu bezahlen. Im Laufe der Prozeßverhandlungen kam die ganze Verfassung und Verwaltung des Jesuitenordens zur Sprache. Die Gefährlichkeit des Ordens und der Widerspruch, in welchen sich derselbe mit den Gesetzen Frankreich's und der römischen Kirche gesetzt hatte, wurde vollständig erwiesen. Unter dem 6. August 1762 erließ daher das Parlament von Paris einen Beschluß, durch welchen der Jesuitenorden für immer und unwiderruflich aus Frankreich verbannt wurde. Die Parlamente von Rouen und Rennes faßten ähnliche Beschlüsse, worauf im November 1764 der König durch ein Edikt den Jesuitenorden für aufgelöst erklärte.

Schon früher (19. Januar 1759) waren die Jesuiten aus Portugal vertrieben worden. Sie hatten sich an dem, auf den König Joseph im September 1758 gemachten Mordangriff betheiligt, und hatten demzufolge die gerechte Entrüstung des Königs und des thatkräftigen Ministers Pombal auf sich gezogen. Aus ähnlichen Gründen, wie früher in Portugal und später in Frankreich wurden die Jesuiten (2. April 1762) aus Spanien vertrieben. Venedig, Parma, Modena, der Kurfürst von Baiern, und alle übrigen katholischen Mächte folgten dem von Portugal, Spanien und Frankreich gegebenen Beispiele und drangen beim Pabste darauf, daß dieser die Aufhebung des Jesuitenordens aussprechen möge. Lange widerstanden die römischen Oberpriester. Endlich gab Clemens XIV. Ganganelli (1768—1774) den ungestümen Forderungen der gesammten katholischen Christenheit nach und sprach durch das Breve Dominus ac Redemptor unter dem 23. Juli 1773 die Aufhebung des gesammten Jesuitenordens aus.

Während der Zeit, da Clemens XIV. geschwankt, hatten die Jesuiten ihn wiederholt für den Fall, daß der Pabst ihre Auflösung aussprechen sollte, mit dem Tode bedroht. Ihre Drohungen wurden häufiger und heftiger, nachdem das Breve Dominus ac Redemptor erlassen worden war. Clemens kannte die Gefahr, in welcher er schwebte und suchte sie zu vermeiden. Doch schon am 22. September 1774 starb derselbe unter Symptomen, welche mit Bestimmtheit andeuteten, daß ihm Aqua Toffana beigebracht worden sei. Veilchenblaue Flecken bedeckten seinen ganzen Körper. Die Leiche, deren Lippen schwarz waren, ging ungewöhnlich schnell in Fäulniß über. Das Herz war klein geworden. Die Knochen des Todten hatten allen Zusammenhang verloren. Die Haut blieb an den Kleidungsstücken hängen, die Nägel fielen bei der leisesten Berührung ab. Die Haare blieben auf dem Kissen kleben, auf dem der Kopf des sterbenden Pabstes geruht hatte.

Der Orden der Jesuiten war aufgehoben, doch seine Mitglieder lebten und wirkten, so weit sie es im Stillen vermochten, wie früher, fort. Einen großen Theil ihrer Schätze hatten sie gerettet. Der König von Preußen und die Kaiserin von Rußland schützten sie innerhalb ihrer Reiche. Nichts desto weniger athmete die Menschheit freier auf, nachdem die Macht des Ordens gebrochen war. Die öffentliche Meinung konnte jetzt nicht mehr durch den Einfluß, den die Jesuiten auf Kirche und Staat geübt hatten, unterdrückt werden. Das große Centrum des Despotismus, von welchem im Laufe zweier Jahrhunderte die verderblichsten Anregungen ausgegangen waren, bestand nicht mehr. Alle freien Bestrebungen auf sämmtlichen Gebieten menschlicher Wirksamkeit konnten ungehinderter sich entfalten und gewannen an Kraft, indem sie einen großen Theil der Anstrengungen, die sie bisher nur auf Beseitigung jesuitischer Hemmnisse gerichtet hatten, schöpferischer Thätigkeit zuwenden konnten. Besonders bedeutungsvoll war die Aufhebung des Jesuitenordens für die Sittlichkeit der Völker und die Erziehung der Jugend. Die unsittlichen Grundsätze des

Ordens haben wir bereits im vorigen Buche *), entwickelt. Die Jugend, welche unter solchen Lehren heranwuchs, wie die Jesuiten sie gaben, konnte weder für Freiheit, noch für Recht und Wahrheit empfänglich sein, insofern sie nicht so viel innere Kraft besaß, das ganze ihr aufgedrängte Lehrsystem über Bord zu werfen, was nur bevorzugten Geistern möglich war. Die Aufhebung des Jesuitenordens hatte die Beseitigung ihrer Lehranstalten zur unmittelbaren Folge. An die Stelle jesuitischer Schulen der Abrichtung und des blinden Gehorsams traten Schulen mit freieren Richtungen. Friedrich II. von Preußen bemerkte zwar in einem Briefe an Voltaire, er habe die Jesuiten beibehalten, weil außerdem das ganze Schulwesen in den neu erworbenen österreichischen Provinzen zu Grunde gegangen und die Jugend auf österreichische Schulen getrieben worden wäre. Allein es war ihm schwerlich mit dieser Beschönigung Ernst. Ihm that es wohl, der ganzen Welt zu zeigen, daß er die Jesuitenfurcht anderer Könige nicht theile. Seine Nachfolger, z. B. Friedrich Wilhelm IV., hatten die bitteren Früchte der Sorglosigkeit Friedrich's II. zu kosten.

Pius VI., welcher auf den ermordeten Clemens XIV. folgte, (1775—1798) reicht noch ziemlich weit in den nächsten Zeitabschnitt hinein. Als er den päbstlichen Thron bestieg, war diejenige Macht, auf welcher derselbe von jeher beruht hatte, d. h. die Macht des Unsinns und des religiösen Fanatismus nicht blos inmitten der protestantischen Völker, sondern auch im Schooße der katholischen Nationen vollständig erschüttert. Es hatte sich allmählig ein Freiheitsdrang und eine wissenschaftliche Anschauungsweise verbreitet, woneben das Pabstthum ein selbstständiges Dasein nicht mehr behaupten konnte. Pius VI. war nicht der Mann, welcher dem Strome der Zeit einen kräftigen Damm hätte entgegensetzen könte. Er konnte sich nur zu halben Maßregeln entschließen, welche weder die unverbesserlichen Feinde des Fortschritts, noch die vorwärtsstrebenden Geister befriedigten. Er schärfte die sogenannten alten Regeln der Ehrbarkeit ein, ohne zu bedenken, daß dieselben, da sie im Widerspruch mit der menschlichen Natur standen, der römischen Kirche höchstens einen neuen Firniß geben, nicht aber die in derselben herrschende Corruption beseitigen konnen. Er schaffte die Anwartschaften auf Pfründen ab, ließ aber den Aemterhandel bestehen; er hob die Durchgangszölle im Kirchenstaate auf, förderte aber nach Kräften das verderbliche Lottospiel. Die Versuche, die er machte, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, und Ancona zu einem bedeutenden Hafenplatze zu machen, verschlangen große Summen, ohne die gewünschten Resultate herbeizuführen. Verschwendung und Nepotismus erreichten ihren Höhenpunkt. Die Händel mit den katholischen Mächten, welche sein Vorgänger ausgeglichen hatte, brachen mit erneuter Heftigkeit unter Pius wieder aus. Der König von Neapel löste sein Lehensverhältniß zum römischen Stuhle. Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold von Toscana hoben Klöster auf und führten ohne Zuthun des Pabstes diejenigen Reformen, welche ihnen unumgänglich nothwendig schienen, im Schooße der römischen Kirche ihrer Staaten ein. Die deutschen Erzbischöffe setzten den Anmaßungen des Pabstthums die Emser Punctation (1785) entgegen. Pius VI. brachte zwar den greisen Weihbischoff von Hontheim, welcher unter dem Namen Febronius das Pabstthum gründlich angegriffen hatte, zum Widerrufe (1778), allein die Lehren, welche derselbe im Laufe von dreißig Jahren in mehreren vielgelesenen Werken verbreitet hatte, konnten dadurch aus den Köpfen seiner Leser nicht wieder herausgenommen werden.

Die römische Kirche war altersschwach geworden. In unseren Tagen hat sie zwar, in Folge der ihr von allen Despoten geleisteten Hülfe, wieder ein Scheinleben gewonnen. Allein da dieses nicht die Folge des wieder hergestellten mittelalterlichen Aberglaubens,

*) S. §. 26, S. 195.

sondern der zwingenden Gewalt weltlicher Tyrannen eintrat, so wird bei dem bevorstehenden Sturze der Throne die römische Kirche ihre letzte Stütze verlieren und mit ihren Verbündeten in dem Abgrunde der Revolution ihren Untergang finden.

Die Fortschritte, welche der Geist der Zeit im Schooße der römischen Kirche herbeiführte, bestanden nicht blos darin, daß die Macht des alternden Unsinns gebrochen, daß Beichtstuhl und Kanzel und alle übrigen geistlichen Daumschrauben ihren Stützpunkt in dem Glauben des gebildeten Theiles aller Nationen verloren, sondern auch darin, daß diese für eine Kunst und eine Wissenschaft, welche der Kirche fremd, oft feindlich war, und für eine gewerbliche Thätigkeit, welche außerhalb der Kirche stand, empfänglich wurden. Das große Gewicht, welches in unseren Tagen die Despoten in die Wagschale des Pfaffenthums werfen, fiel damals, wenn auch nicht in diejenige der Aufklärung, so doch auch nicht in die Wagschale der Päbste.

Ein ähnlicher Fortschritt, wie wir denselben im Schooße der katholischen Kirche während dieses Zeitraums erkennen, entwickelte sich inmitten der protestantischen. Allerdings hatte diese unausgesetzte Angriffe von ihrer römischen Gegnerin zu bestehen. Sie unterlag in Frankreich den Verfolgungen ihrer Feinde. Allein die Wunden, welche Ludwig XIV. den Protestanten seines Reiches schlug, schwächten dessen Macht und vermehrten die Hülfsquellen der protestantischen Staaten, welche die flüchtigen Hugenotten mit offenen Armen aufnahmen. Die nicht unbedeutende Anzahl protestantischer Fürsten, welche die katholische Kirche in ihren Schooß zog, bewirkte nicht, daß die Völker ihren Herrschern nachfolgten, sondern im Gegentheile daß dieselben sich fester an die protestantische Religion anschlossen. Die Königin Christine von Schweden, der Landgraf Ernst von Hessen, Pfalzgraf Christian August, Herzog Johann Friedrich von Braunschweig, Kurfürst Friedrich August von Sachsen und sein Sohn, und viele andere deutsche Prinzen und Prinzessinnen mochten aus Rücksichten für ihr Fortkommen katholisch werden, sie legten dadurch ihren Unterthanen nur den Gedanken näher, daß die Religion in den Augen der Fürsten nichts weiter, als eine Larve sei, deren sie sich bedienten, um irdische Vortheile an sich zu reißen oder sicherer zu behaupten.

Die Verfolgungen, womit fanatische Römlinge unter dem Schutze des Hauses Habsburg die Protestanten Ungarn's heimsuchten, bereiteten diesen allerdings schwere Leiden, ohne sie jedoch unter das römische Joch beugen zu können. Ein zu Preßburg (1674) niedergesetztes Hochgericht von Pfaffen mochte 236 protestantische Geistliche und Lehrer zwingen, ihrem Berufe zu entsagen, andere zu Tode quälen oder auf die Galeeren nach Neapel schicken. Ein Theil der Letzteren wurde von den Holländern befreit. Die gerechte Entrüstung, welche diese Schandthaten im Gemüthe aller besseren Menschen erweckten, schadeten der katholischen Kirche mehr, als sie ihr nützten. Trotz aller dieser Gewaltthaten behaupteten sich die Protestanten auch in Ungarn, bis sie unter der Herrschaft Joseph's II. wieder in Ruhe und Frieden leben konnten.

Dann hörten auch die Bedrückungen derselben in Böhmen, Oesterreich, im Salzburg'schen und anderen katholischen Provinzen auf, welche aber freilich damals schon die fast vollständige Ausrottung der Protestanten zur Folge gehabt hatten.

Inmitten der habsburgischen Länder fristete die protestantische Partei ein trübseliges Dasein. Die Schulen waren zu schlecht beschaffen, als daß eine höhere Geistesbildung auf denselben zu erlangen gewesen wäre, und der Druck zu hart, als daß ein freies Streben daneben hätte bestehen können.

Die protestantische Kirche hatte sich durch die Glaubensformeln, welche sie festgestellt, den Fortschritt erschwert. Die protestantische Theologie war aber so wenig als die katho=

lische einer wissenschaftlichen Behandlung fähig, da ihr Dogma nicht minder als das katholische der Forschung unübersteigliche Schranken zog. Allein etwas mehr Freiheit fand sich doch in protestantischen, als in katholischen Schulen, Kirchen und Staaten.

In die kleinen Streitigkeiten protestantischer Pfaffen können wir hier nicht eingehen. Quäker, Pietisten, Mystiker und mannigfaltige Separatisten, welche aus dem Schooße der alten protestantischen Kirchen schieden, deuteten darauf, daß die individuellen Ansichten sich unter dem Banner der Reformation nicht so weit geltend machen konnten, als das Bedürfniß vieler Millionen erheischte. Die protestantische Kirche war nicht freisinnig genug, ihren Anhängern den von ihnen gewünschten Spielraum zu gestatten, und zersplitterte sich daher in immer zahlreicher werdende Sekten. Ohne die zwingende Gewalt, welche sie aller Orten in Europa gebrauchte, würden auch dort, wie in Amerika, dieselben noch zugenommen haben.

Alle Versuche, welche ab und zu gemacht wurden, sei es die katholische und die protestantische Kirche, oder die verschiedenen Abtheilungen der letzteren sich einander friedlich anzunähern, scheiterten. Der Mittelzustand zwischen Selbstbestimmung und Unterwerfung in religiösen Dingen, welcher besteht, so lange noch keine bindende Glaubensformel zum Zwecke der Einigung fest gestellt ist, hört auf, so bald dieses geschehen. Von diesem Augenblicke an ist jede Nachgiebigkeit gleichbedeutend mit Verleugnung des beschworenen Glaubens. Wer sich dieser schuldig macht, verliert allen Einfluß auf die Seinigen, und wer an seinem Glaubensbekenntnisse fest hält, kann Andersglaubenden keine Zugeständnisse machen.

Eine Vereinigung ist erst möglich, wenn die gespaltenen Glaubensparteien sich von dem niedern Standpunkte des Religionszwistes auf den höhern der Menschenliebe oder der Wissenschaft emporschwingen. Die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen hat erst in unseren Tagen einige Annäherungen zur Folge gehabt, welche übrigens ohne fürstliche Befehle schwerlich hätten durchgesetzt werden können.

Männer, wie Georg Calixtus, Philipp Jakob Spener, Christian Thomasius und Peter Bayle konnten zwar einiges Licht in die trüben Irrgänge protestantischer Dogmen einführen. Es reichte aber nur aus, um die dort herrschende Finsterniß anschaulich zu machen. Lessing mochte durch seine Streitschriften gegen den Pastor Götze die Lächerlichkeit des protestantischen Pfaffenthums mit überlegener Geisteskraft blos stellen. Die Geistlichen waren durch die Glaubensformeln gebunden. Sie mußten an diesen fest halten, oder auf ihre Pfründen Verzicht leisten. Sie brachten daher ihre bessere Ueberzeugung zum Opfer, oder verschlossen sich schon auf der Universität den freieren Ansichten, von welchen sie wider Willen oder zufällig Kenntniß erhielten.

Nicht von der Theologie, sondern von der Philosophie ging der Fortschritt aus, welcher im Gebiete der protestantischen Kirche während dieses Zeitabschnittes bemerklich ist. Nicht Theologen, sondern Philosophen, Männer wie Bacon von Verulam, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Lake, Wolf, Kant und die großen französischen Schriftsteller dieses Zeitabschnitts trieben auch die Theologen ein wenig vorwärts, wirkten aber hauptsächlich in sofern reformatorisch, als sie den denkenden Menschen aus dem trüben Reiche des Glaubens in die lichteren Gefilde der Wirklichkeit und Wissenschaft zogen, den Einfluß der Religion verminderten und denjenigen der Wissenschaft hoben. Sie verstopften manche Quelle des Aberglaubens und machten viele Ströme des Wissens zugänglich, regten den Drang der Freiheit an und verbreiteten dadurch zugleich Licht und Streben nach Wahrheit und Verbesserung.

Die großen Geister des achtzehnten Jahrhunderts bekämpften den Aberglauben nicht

mit trockenen und langweiligen Erörterungen. Sie wußten, daß sich im menschlichen Gemüthe nichts festsetzen könne, wofür dieses nicht Empfänglichkeit besitzt, und bekämpften die Vorliebe der gedankenlosen Massen für Fabeln, Wunder und Gespenstergeschichten, indem sie dieselben theils natürlich erklärten, theils mit der Lauge wohlverdienten Spottes übergossen. Da die Kindheit die Zeit ist, in welcher das noch unreife Denkvermögen und die noch nicht erstarkten sittlichen Gefühle dem Aberglauben den geringsten Widerstand entgegensetzen, so suchten bewährte Freunde der Menschheit durch Verbesserung des Jugend-Unterrichts dem verderblichen Einflusse des Pfaffenthums entgegen zu wirken. Die Flüche, welche katholische und die Lästerungen, welche protestantische Pfaffen gegen die Förderer der Aufklärung schleuderten, besaßen keine Kraft mehr inmitten der fortschreitenden Nationen.

Die Quellen des Aberglaubens entspringen zwar alle in den Verkehrtheiten des menschlichen Gemüthes, sie lassen sich aber, nach der Verschiedenheit der dabei betheiligten Menschen: der Betrüger und der Betrogenen, in zwei Classen theilen. Die Betrogenen, blindgläubigen Massen gerathen durch ihre geistige Beschränktheit, ihre knechtische Gesinnung, ihre Vorliebe für das Wunderbare, ihre Feigheit und Gehässigkeit in die Netze ihrer Betrüger. Die heuchlerischen Förderer des Aberglaubens werden getrieben durch ihre Habgier, ihre Herrschsucht und ihren Ehrgeiz.

Der Kampf, welchen Protestanten und Katholiken während dieses ganzen Zeitabschnittes mit einander führten, trug viel dazu bei, den Massen den Star zu stechen, der bisher sie abgehalten, den Priester in seiner wahren Gestalt zu erkennen und verführt hatte, ihm unbedingten Glauben zu schenken. Die Streitigkeiten zwischen Jesuiten und Jansenisten, zwischen den meisten katholischen Regierungen und den Söhnen Loyola's, sodann zwischen Lutheranern, Calvinisten, Arminianern und Gomaristen, endlich zwischen sämmtlichen christlichen Glaubensbekenntnissen und den Socinianern stellten die gehässigen Leidenschaften der Pfaffen aller Religionsbekenntnisse in ein so grelles Licht, daß, wohin dieses immer fiel, der alte Glaube nothwendig aufs tiefste erschüttert wurde. Während in solcher Weise die Pfaffen und deren Anhänger sich selbst gegenseitig der öffentlichen Verachtung preis gaben, belehrten zahlreiche Freunde der Menschheit diese durch Schriften und mündliche Vorträge, regten das schlummernde Selbstgefühl und den unterdrückten Freiheitsdrang der Massen an, und lenkten deren Aufmerksamkeit von sinnlosen Wundergeschichten auf die Fortschritte, welche die Menschheit unausgesetzt in dem Gebiete der Wissenschaften machte. Die Gehässigkeit welche die Pfaffen aller Glaubensbekenntnisse zwischen den Anhängern verschiedener Religionen rege gehalten hatten, nahm ab und in gleichem Maaße die allgemeine Menschenliebe zu.

Der klare Blick denkender Schriftsteller hatte durch den dünnen Schleier, welchen verschmitzte Pfaffen über die von ihnen gepredigten Glaubensätze geworfen hatten, die eigennützigen Absichten der Erfinder gezeigt und zugleich die Fehler dieser letzteren und die von diesen verkündeten Abgeschmacktheiten den blöden Augen der Gläubigen blosgestellt. Die Siege, welche da und dort die Wahrheit über die Lüge, die Freiheit über den Despotismus errang, flößten den strebenden Nationen der Erde neuen Muth und frische Lebenskraft ein.

Alle Quellen des Aberglaubens flossen am Ende dieses Zeitabschnittes minder reichlich, als im Anfange desselben. Alle Anregungen zum Streben nach Wahrheit, Freiheit und Recht waren kräftiger geworden.

Zu diesen schönen Erfolgen hatten außer den Bestrebungen hochbegabter Freunde der Menschheit die inneren Kämpfe, in welche geistliche und weltliche Despoten mit einander gerathen waren, wesentlich beigetragen. Im vorigen Jahrhundert standen noch nicht die

unterdrückten Massen und die unterdrückenden Machthaber in zwei feindlichen Lagern einander gegenüber. Alle Kriege, welche Könige und Kaiser gegen einander führten, mit alleiniger Ausnahme des nordamerikanischen Freiheitskrieges, entbehrten im Laufe dieses Zeitabschnittes jedes prinzipiellen Charakters. Es gab keine Religionskriege mehr, wie im Reformationszeitalter, und mit der einzigen oben genannten Ausnahme, noch keine Freiheitskriege, wie in der neuesten Zeit. Der Fanatismus, welchem der Nahrungsstoff allmählig ausging, verlor an innerer Stärke. Die Aufklärung, welche von den großen Geistern dieses Zeitabschnittes mit seltener Beharrlichkeit und Genialität gehegt wurde, gewann an Ausdehnung und Kraft. Zum Glücke für die Menschheit erkannten die Despoten zu spät, daß ihre Herrschaft nur im Finstern bestehen könne und daß nur ihre vereinte Macht stark genug sei, dem Freiheitsdrange der erwachten Nationen auf die Dauer die Spitze zu bieten.

Die menschlichen Leidenschaften sind viel zu gewaltig, als daß sie durch den Verstand oder durch irdische Strafen und Belohnungen allein in den nothwendigen Schranken gehalten werden könnten. Die Gebieter ungebildeter und unsittlicher Individuen und Nationen aller Zeiten suchten daher durch überirdische Schrecken und Belohnungen, die sie erdachten, nachzuhelfen. Der gebildete und sittliche Mensch besitzt in seinem Gefühle für Recht und Pflicht, in seiner allgemeinen Menschenliebe und in der klaren Erkenntniß der ihn umgebenden Verhältnisse den einzig festen und niemals irre führenden Faden in dem Labyrinthe des Lebens.

Wer aber dem rohen, gedankenlosen und störrischen Menschen, welcher weder für Vernunftgründe, noch für bessere Empfindungen zugänglich ist, den Glauben entreißt, welcher ihm bisher noch einen Zügel anlegte, ohne ihm an dessen Stelle eine höhere sittliche und intellectuelle Bildung zu geben, fördert denselben nicht auf dem Wege geistiger Entwickelung, vielmehr nimmt er ihm den einzigen, wenn auch noch so gebrechlichen und dornigen Stab, auf den er sich stützt. Daher muß mit dem Kampfe gegen Aberglauben und Knechtssinn immer das Streben nach Wahrheit und geistiger Erhebung einhergehen. Wir müssen auf der Stätte, welche wir dem Unsinne und dem Despotismus entreißen, immer der Vernunft und der Freiheit Tempel errichten.

Von dem Extreme der Religiosität, der Uebersinnlichkeit und des Aberglaubens schlugen im Laufe dieses Zeitabschnittes Manche über in dasjenige der Frivolität, der Sinnlichkeit und des Unglaubens. Sie bildeten jedoch eine sehr kleine Minderzahl im Volke, wenn sie auch im Schooße der höheren Stände stärker vertreten waren. Diese in Dogmatik und in Materialismus versunkenen Ungläubigen rühmten sich, aufgeklärt zu sein, wenn sie Alles, was Andern heilig war, verhöhnten, in Wollust und Schlemmerei den Zweck des menschlichen Lebens setzten und jedweden Glauben, auch denjenigen, welcher mit der Vernunft in keinem Widerspruche stand, verachteten. Eine harmonische Entwickelung der Menschheit ist gleich weit von diesen beiden Extremen entfernt. Sie schließt den Blick in eine ferne Zukunft und Vergangenheit nicht aus, richtet ihr Augenmerk aber zunächst auf die unmittelbare Gegenwart und sucht von dieser aus nach allen Seiten hin gleichmäßig das Dunkel, das uns umgiebt, zu durchdringen. Wer nicht fähig ist, den Ernst des wirklichen Lebens zu würdigen, ist nicht minder herzlos, als derjenige, welcher dieses einem blos geglaubten Dasein unterordnet. Wer keine anderen Genüsse kennt, als diejenigen, für welche auch das Thier Empfänglichkeit besitzt, stellt sich mit diesem auf gleiche Linie. Wer endlich den Unglauben als höchste Weisheit verehrt, unterscheidet sich nur dadurch von dem Abergläubischen, daß er eine unsinnige Verneinung an die Stelle einer unsinnigen Bejahung setzt. Dieser Unterschied ist sehr gering.

Nicht ohne einigen Erfolg gelang es den unverbesserlichen Finsterlingen, die ernsten Bestrebungen eifriger Freunde der Wahrheit dadurch bei urtheilsunfähigen Menschen in Mißkredit zu bringen, daß sie dieselben mit frivolen und flachen Zungendreschereien zu verwechseln und zu vermischen suchten. Doch tiefer blickende und selbst forschende Geister ließen sich durch diese Kunstgriffe nicht irre führen. Sie blieben der Wahrheit treu troß allen Irrlichtern, welche über deren Bahn hüpften.

Wir Menschen leben in einer Welt, welche zu groß ist, als daß wir sie übersehen könnten. Was wir vermögen, besteht lediglich darin, einige Schritte nach verschiedenen Seiten zu thun. Der Mittelpunkt, von welchem jeder Mensch in seinen Forschungen und Bestrebungen ausgehen sollte, ist seine Familie, seine Gemeinde, sein Volk. Kann er die ganze Erde und die gesammte Menschheit in den Kreis seiner bewegten Gefühle und seiner klaren Gedanken ziehen, so nimmt er den höchsten Standpunkt ein, auf welchen ein Sterblicher sich hinanschwingen kann.

Allein von jeher bemühten sich wirre Köpfe und leidenschaftliche Gemüther, den Menschen von dem naturgemäßen und nächsten Ziele seines Strebens auf ein seinen Kräften nicht entsprechendes, fernes Gebiet zu drängen, auf welchem er weder sich selbst, noch der Menschheit, sondern nur seinen verschrobenen Führern Dienste leisten konnte.

Alles, was jenseits dieser Erde liegt, die Fragen: wo der Mensch vor seinem Eintritt in dieselbe war, und wo er nach seinem Tode sein wird? liegen über seinem Gesichtskreis. Er thäte daher besser, sich mit dieser Welt zu beschäftigen, welche ihm überreichen Stoff der Thätigkeit bietet, als mit einer jenseitigen Welt, die ihm doch immer ein unlösbares Räthsel bleiben wird.

Der Mensch, welcher sich auf diesen rein sittlichen und wissenschaftlichen Standpunkt hinanschwingt, braucht keine Geistlichen. Darum haben diese ihn stets verschrieen und verläumdet. Darum haben sie die Sittlichkeit der Religion und die Wissenschaft dem Aberglauben untergeordnet.

Eine der großen Errungenschaften dieses Zeitabschnittes, wozu die französische Nation die kräftigste Anregung gab, besteht in dem Kampfe der Wissenschaft gegen den Aberglauben und der Sittlichkeit gegen eine von Pfaffen zu ihrem Standesvortheile ersonnenen Religion.

Die Reformation setzte nur einen Aberglauben und ein Pfaffenthum an die Stelle des andern. Die Ideen, welche der französischen Revolution vorangingen, bekämpften den Aberglauben und das Pfaffenthum in ihren Grundfesten., Sie umfaßten nicht blos den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus, sondern das gesammte Christenthum und die gesammte Religion und Geistlichkeit, allein nicht in gleichem Maaße auch den Gegensatz zwischen den ewigen Rechten der Menschheit und der eroberten Gewalt der Fürsten, nicht den Gegensatz zwischen den bevorzugten Klassen der Gesellschaft und den gedrückten Massen, namentlich der Bauern und der Handwerker.

§. 83. Fortschritt und Schlendrian.

Die einzig sichere, allumfassende Lehrmeisterin der Menschheit ist die Natur. Die festeste Grundlage jedes harmonischen Fortschrittes bildet daher die Naturwissenschaft. Der große Kampf, welcher sich durch die ganze Geschichte der Menschheit zieht, der Kampf des Neuen mit dem Alten, die Ausscheidung verbrauchter oder schädlicher Stoffe und die Aufnahme frischer, belebender Bestandtheile in unsern Organismus, ist zugleich die Summe und das Wesen der individuellen, nationalen und menschheitlichen Entwickelung. Keine Krankheit kann entstehen, falls Ausscheidung alter und Aufnahme neuer Elemente des

Lebens in harmonischer Weise von statten geht. Sobald jedoch irgend ein Organ des menschlichen Körpers schlaff und schwach wird, besitzt es nicht mehr die elastische Kraft, welche ohne Mühe und Anstrengung die ihm obliegenden Verrichtungen vollzieht. Dieses gilt von dem einzelnen Menschen nicht minder, als von jeder Genossenschaft. Wenn im wechselnden Leben die Behörden ihre Pflichten nicht treu erfüllen, so sammelt sich viel alter Unrath an, welcher weggeschafft werden sollte, und selbstverständlich fehlt es dann an derjenigen Regsamkeit, welche erforderlich ist, um neue Ideen und Bestrebungen in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen und dieselben in den Organismus der Gesellschaft aufzunehmen.

Im Laufe dieses Zeitabschnittes tauchten die einflußreichsten Ideen in allen Gebieten des menschlichen Strebens auf. Nur die nordamerikanischen Freistaaten besaßen Kraft genug, sich dieselben anzueignen und in's praktische Leben überzuführen. Daher nahmen sie einen so außerordentlichen Aufschwung und erreichten einen Zustand hoher Blüthe in einer so überraschend kurzen Zeit. In der ganzen übrigen civilisirten Welt blieb aber das praktische Leben weit hinter jenen Idealen zurück, welche die großen Geister dieses Zeitabschnittes ihren Mitmenschen vor die Augen zauberten. Die Staaten Europa's waren gar nicht so organisirt, daß sie in ruhiger, stillwirkender und ununterbrochener Weise die neu auftauchenden Ideen sich hätten aneignen können. England besaß zwar eine Verfassung, welche dem Volke Theil an der Gesetzgebung einräumte, allein mehr als neun Zehntel der Nation waren ohne alle praktisch-politischen Rechte, und im Schooße aller übrigen großen Staaten Europa's, war es ein Mensch, oder höchstens in Verbindung mit ihm, die Classe privilegirter Adeligen und Geistlichen, welche die ganze Staatsgewalt besaßen und nach ihren persönlichen Willensmeinungen handhabten. Nirgends in Europa finden wir, daß die theoretische Entwickelung der Nationen gleichen Schritt mit deren praktischer Vervollkommnug hielt. Aller Orten sammelte sich daher eine immer größere Masse von Unrath an, welche im schreiendsten Widerspruche mit der Ideenwelt der Völker stand und daher nothwendig das größte Mißbehagen erzeugen mußte.

In der Geschichte Frankreich's *), England's †) und Deutschland's ‡) haben wir zwar schon die Richtung bezeichnet, in welcher sich die Ideen der drei mächtigsten Nationen der Erde entwickelten; es bleibt uns jedoch hier noch manches nachzuholen, zu ergänzen und zusammen zu stellen, um einen freien Blick auf die gesammte Entwickelung der Menschheit im Laufe dieses Zeitabschnittes werfen zu können. In den beiden vorhergehenden Paragraphen haben wir des Fortschritts der Menschheit auf religiösem Gebiete gedacht. Hier bleibt uns nur noch übrig, die Stufenleiter zu bezeichnen, auf welcher sich die Völker in philosophischer und juristischer Beziehung zu freieren Ideen und theilweise wenigstens auch zu besseren Zuständen empor rangen.

Was auf religiösem Gebiete der Aberglaube ist auf dem Felde des Staats und der Gesellschaft der Schlendrian, d. h. das aus Schlaffheit, Beschränktheit und Eigennutz hervorgegangene Festhalten an veralteten und unbrauchbar gewordenen Ansichten und Zuständen der Vergangenheit.

Unter den Männern, welche den Schlendrian auf dem Gebiete des Denkens mit dem größten Erfolge bekämpften, steht obenan Descartes. Er gehört zwar, der Zeit nach, dem vorigen, allein dem Zusammenhange nach, diesem Zeitabschnitte ||) an. Er bildet den Anfangspunkt der aufkeimenden Philosophie und hat daher ein Recht, an die Spitze derjenigen Periode gestellt zu werden, in welcher Geister, wie Bayle, Spinoza, Leibnitz, Locke, Wolf, Voltaire, J. J. Rousseau und die übrigen französischen Leuchten des achtzehnten

*) S. §. 16, S. 99 ff. †) S. §. 28, S. 199 ff. ‡) S. §. 49, S. 294 ff. ||) Renatus Cartesius, geboren 31. März 1596 zu Bahage in Tourraine in Frankreich; gestorben 11. Februar 1650.

Jahrhunderts schienen. Aus gleichem Grunde besprechen wir Kant erst im nächsten Zeitabschnitte.

Das große Verdienst Descartes' besteht nicht sowohl in den Wahrheiten, die er entdeckte, als in der Anregung, welche er allen Denkern gab. Indem er die kritische Sonde des Zweifels an alle bisher für unumstößlich gehaltenen Systeme und Axiome legte, und nichts von vornherein oder aus alter Gewohnheit für erwiesen annahm, forderte er zur Nachfolge auf und erschütterte die ganze alte Philosophie, zu deren Neubau er wesentlich beitrug. Der Grundsatz, von welchem er ausging, war: „ich denke, also bin ich." Mit gleichem Rechte hätte er sagen können: „ich fühle, ich beobachte, ich will, also bin ich." Er sagte: „ich denke", weil in seiner Seele das Denkvermögen von Natur und durch Uebung besonders stark entwickelt war. Von diesem zwar richtigen, aber einseitigen Satze ausgehend, kam er zu der Schlußfolgerung, daß jeder klare und deutliche Gedanke wahr sein müsse. Er erwog aber nicht, daß zwischen Klarheit und Wahrheit, zwischen Deutlichkeit und Begründung ein Unterschied bestehe. Auf metaphysischem Gebiete konnte er so wenig, als seine Vorgänger und Nachfolger erhebliches leisten. Allein als Mathematiker brach er neue Bahnen und förderte er wesentlich die Wissenschaft.

An Descartes reiht sich am würdigsten Spinoza *) an. Er war, gleich Descartes, ein ausgezeichneter Denker, räumte aber auch, gleich demselben, den Gefühlen des Menschen nicht diejenige Stelle ein, welche ihnen gebührt, und unterschied nicht zwischen Beobachtung und Denken. Während Descartes nächst der Anregung, welche er auf allen Gebieten der Wissenschaft gab, hauptsächlich auf dem mathematischen wirkte, erleuchtete Spinoza das dunkele Gebiet der Theologie mit den Strahlen seines Geistes. Er griff zuerst den Offenbarungsglauben und dessen Quelle, das alte Testament, mit den siegreichen Waffen leidenschaftsloser, gründlicher Forschung an, und kämpfte für die Freiheit des Gedankens mit einer ruhigen Kraft, welche nicht blos seine schriftstellerischen Werke, sondern auch sein ganzes Leben beseelte und ihn in die Reihe der großen Wohlthäter der Menschheit erhob. Wort und That gingen bei Spinoza stets Hand in Hand. Seiner Ueberzeugung opferte er alles auf, was dem gewöhnlichen Menschen das höchste Glück auf Erden scheint: Wohlstand, Familienbeziehungen und Ehrenstellen. Mit Gleichmuth ließ er sich aus der jüdischen Gemeinde stoßen, welche seine erhabene Denkungsweise als ketzerisch verfolgte. Ein früherer Glaubensgenosse trachtete ihm sogar nach dem Leben. Die Juden trieben ihn aus Amsterdam. Er aber schritt fest und unaufhaltsam vorwärts auf der Bahn der Forschung. Die wenigen Bedürfnisse, welche dieser große Mann hatte, befriedigte er mit dem Lohne, den er sich durch Schleifen von Augengläsern erwarb.

Spinoza war der wissenschaftliche Begründer der Lehre vom Pantheismus, welche, seit die christliche Dogmatik mehr und mehr zu einer Lächerlikeit geworden ist, immer zahlreicher werdende Anhänger fand. Gott ist, nach Spinoza, die innere (immanente), nicht äußere (transiente), die ewige, nicht die vorübergehende Ursache alles dessen, was geschieht. Die Welt ist, nach Spinoza, die Selbstdarstellung Gottes, die nothwendige Folge oder Begleiterin der göttlichen Kraft.

Die Größe Spinoza's zeigte sich in ihren Wirkungen hauptsächlich dadurch, daß die von ihm entwickelten Ansichten von Jahrhundert zu Jahrhundert sich mehr und mehr fühlbar machten. Kein Reformator hat seine Gegner mehr beschämt, als Spinoza. Während um ihn her die Leidenschaften tobten, blieb sein Blick von jeder Wolke und sein Herz von jeder Aufwallung des Zornes frei. Er ließ sich durch den Widerstand, auf den er stieß, weder einschüchtern, noch rascher, als seiner ruhigen Natur entsprach, vorwärts treiben. Besäße die

*) Geboren 1632, gestorben 1677.

Menschheit in ihrer Mitte mehr Spinoza's, so könnten wir ohne Blutvergießen auf die lichten Höhen der Freiheit und Wahrheit gelangen. Allein die Menschheit kennt nur einen Spinoza und Millionen verfolgungssüchtiger und rachgieriger Juden und Christen.

Unter den literarischen Größen Deutschland's haben wir schon oben *) Leibnitzens erwähnt. Er war unstreitig ein großes Talent, stand übrigens in zu innigem Verkehr mit den weltlichen und geistlichen Machthabern seiner Zeit, und bezog von denselben zu viele Ehren und Vortheile, als daß er einen freien Standpunkt hätte einnehmen können. Descartes und noch mehr Spinoza kannten den herrschenden Aberglauben zu gut und waren über denselben zu hoch erhaben, als daß sie den unsinnigen Versuch hätten machen können, die Träger desselben in verschiedenen Uniformen mit einander zu versöhnen. Descartes und Spinoza wußten, daß der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus, oder überhaupt zwischen verschiedenen religiösen Parteien nicht blos, ja nicht einmal wesentlich, in der Verschiedenheit ihrer Glaubensansichten, sondern in dem Zwiespalte der damit verbundenen Interessen bestehe. Sie wußten, daß, so lange eine Glaubensform die Voraussetzung der päbstlichen, bischöfflichen, consistorialräthlichen, oder auch nur seelsorgerlichen Aemter bilde, von einer Vereinigung dieser widerstrebenden Interessen nicht die Rede sein könne. Die Heuchler, welche nicht wagen, von ihren wirklichen Absichten zu sprechen, verkriechen sich hinter den Schild des Glaubens, welcher keine Prüfung zuläßt und vereiteln dadurch jede Annäherung. Nicht durch Vereinigung, sondern durch Zersplitterung der Glaubensparteien wird uns die Bahn des Fortschrittes gebrochen, wird der Weg geebnet, auf welchem wir aus den sandigen Ebenen religiöser Streitigkeiten in die frischen Auen reiner Menschlichkeit gelangen.

In der Geschichte Englands †) gedachten wir John Locke's und der übrigen literarischen Größen Albions, in der Geschichte Frankreichs ‡) der großen Geister dieses Staats, unter Deutschland der Entwickelung der Literatur unseres Volkes. ‖) Hier bleibt uns nur zu bemerken, daß im Laufe dieses Zeitabschnittes die wissenschaftlichen Bestrebungen im Schooße aller Nationen zugleich einen weit gründlichern Charakter annahmen und sich zu einem weit freiern Standpunkte aufschwangen, als jemals früher. Ueberdies standen die Träger der Wissenschaften der verschiedenen Nationen in einem weit regern Wechselverhältniß, als zur Zeit, da die Wissenschaft noch am Gängelbande des Glaubens hin und her wankte.

Die Ueberzeugung wurde unter allen denkenden Menschen immer allgemeiner, daß die Bande religiöser und politischer Befangenheit, daß die Fesseln des Pfaffenthums und des weltlichen Despotismus gebrochen werden müßten, falls im Gebiete der Wissenschaften und des praktischen Lebens ein Fortschritt gemacht werden sollte. Die Schulen vermehrten und verbesserten sich fast aller Orten. Neue Universitäten wurden gegründet zu Duisburg §) 1655, Kiel 1665, Innsbruck 1672 ††), Halle 1694, Breslau 1702, Fulda 1734, **) Göttingen 1734 eröffnet 1737, Erlangen 1743, Bützow 1760 bis 1788, Stuttgart 1775 bis 1794, Pest (von Tyrnau 1777, bezugsweise 1780 dahin verlegt, Olmütz 1779, (nach Brünn verlegt 1783, wieder hergestellt 1827), endlich Lemberg 1784.

Dieses Verzeichniß deutet schon an, daß namentlich in Deutschland vieles für höhere Schulbildung geschah. Allerdings entbehrten sämmtliche alte und neue Hochschulen der erforderlichen Lehrfreiheit. Allein auch diese nahm von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wenn auch langsam, doch immer etwas zu. Die Wissenschaft hatte allmählig einen so großen

*) S. §. 49, S. 297. †) S. §. 28, S. 190 f. ‡) S. §. 16, S. 99 ff. ‖) S. §. 49, S. 294 ff. §) Sie erhielt sich bis zum Jahre 1804. **) Sie bestand bis 1810 und wurde wieder hergestellt 1826. ††) Sie erlosch 1805.

Umfang gewonnen, daß die Despoten ihr nicht mehr in allen Theilen zu folgen vermochten. Sie brach sich neue Bahnen, bevor die Finsterlinge erkannt hatten, daß dieselben zu der von ihnen so sehr gehaßten Wahrheit und Freiheit führten.

Die von der Presse und theilweise von den Hochschulen ausgehende geistige Bewegung drang mehr oder weniger auch in die Kreise des bürgerlichen Lebens ein. Das drückendste Ueberbleibsel des Mittelalters, die Leibeigenschaft, wurde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in mehreren Ländern Europa's und namentlich auch in einem Theile Deutschlands abgeschafft. Die gröbsten Uebelstände der Rechtspflege: Hexenprozesse, Tortur und grausame Todesstrafen wurden theils gänzlich beseitigt, theils minder häufig.

Der Fortschritt der Zeit that sich namentlich auch darin kund, daß die hervorragenden Freiheitskämpfer nicht mit derselben Bitterkeit, wie früher verfolgt, daß sie theilweise von den Machthabern selbst begünstigt wurden, und nicht selten aus dem Kampfe mit ihren Gegnern siegreich hervorgingen. Wohl mußten manche hochherzige Männer unter dem Namen von Königsmördern in England, Oldenbarenveld in Holland, die Hugenotten in Frankreich, die Protestanten in Ungarn und Polen noch auf den Schaffotten bluten. Allein keine Bartholomäusnacht, kein dreißigjähriger deutscher, kein achtzigjähriger holländischer Religionskrieg befleckte mehr die Gedenktafel dieses Zeitabschnittes. Giannone starb zwar als Opfer pfäffischer Verfolgung im Kerker, Voltaire, Raynal, Diderot, der deutsche Schubarth*) und manche andere Schriftsteller hatten noch von geistlichen und weltlichen Despoten viel zu leiden. Doch die Schrecken früherer Zeiten drückten nicht mehr in gleichem Maße den Geist des Fortschritts nieder.

Die freieren Ansichten, welche Locke, Montesquieu, Schlözer und insbesondere die nordamerikanischen Freiheitskämpfer verbreiteten, erschütterten die knechtische Gesinnung, in welche die Unterthanen europäischer Fürsten so lange Zeit gewaltsam gehalten worden waren. Die Italiener Beccaria und Filangieri wirkten auf dem Gebiete des Strafrechts und des Staatsrechts für Freiheit und Menschenwürde. Der Neapolitaner Giannone schrieb eine treffliche Geschichte Neapels. Francesco Algarotti deutete an, daß der poetische Geist wenigstens nicht gänzlich in Italien ausgestorben sei.

Allein nur in Frankreich nahm die Bewegung der Geister einen durchgreifenden und entschiedenen Charakter an. In allen übrigen Staaten Europa's hielten sich die Freiheitsbestrebungen mit wenigen Ausnahmen innerhalb der ihnen von den Machthabern gesetzten Schranken. Diese waren aber damals weniger enge, als sie später wurden. Denn erst durch die französische Revolution wurden die Despoten Europa's zu einem systematischen und sammtverbindlichen Kampfe gegen alle Freiheitsbestrebungen getrieben. Dennoch waren die Zeiten der zweiten Hälfte des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts finster und roh genug, wie sich am deutlichsten aus den im Laufe derselben geführten Kriege ergibt.

Von den guten alten Zeiten mögen Pfaffen und Aristokraten sprechen. Für die große Masse des Volkes waren die früheren Zeiten immer trübseliger, als die jetzigen. Es ist sehr wahr was Macaulay sagt: „die Uebelstände sind fast ohne Ausnahme alt. Neu ist die Intelligenz, welche sie erkennt und die Menschlichkeit, welche ihnen abhilft."

Die große Masse der Arbeiter lebte früher nicht blos unter einem weit härteren persönlichen Drucke, welche durch die Worte Sklaverei, Leibeigenschaft, Pfahlbürgerthum, Hintersassenthum, Frohndpflicht u. s. w. angedeutet wird, sondern sie bezog auch durchschnittlich einen weit geringern Lohn, wenn wir auch den Unterschied in den Preisen der Lebensmittel vollständig berücksichtigen.

*) S. oben §. 44 S. 271.

Nicht auf die Vergangenheit, welche finsterer und despotischer war, als die Gegenwart, sondern auf die ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte, welche keine Gewaltthat und kein Betrug uns rauben kann, müssen wir unsere Ansprüche gründen. Die Vergangenheit weist wohl die Schandthaten der Bedrücker der Menschheit, nicht aber einen bessern Zustand der menschlichen Gesellschaft nach. Die Vergangenheit liefert uns die Thatsachen, auf welche wir unsere Abrechnung mit den bevorzugten Ständen gründen, nicht aber die Prinzipien, aus welchen wir sie ableiten können.

Die arbeitenden Classen wohnen und nähren sich besser, als in allen früheren Zeiten. Auf die Erziehung ihrer Kinder wird mehr Sorgfalt verwendet, als jemals früher. Sie selbst können auf ihr Vergnügen und auf ihre geistige Bildung mehr verwenden, als sonst, und eine weit größere Anzahl von Kindern des Arbeiterstandes schwingt sich auf der Stufenleiter des Wohlstandes und der Bildung höher empor, als dieses früher möglich war.

Mit diesen die Gesammtheit des Arbeiterstandes umfassenden, durchschnittlichen Resultaten steht es nicht im Widerspruch, daß mancher Landestheil, mancher Ort, manches Gewerbe im Laufe der Zeit gelitten haben mag. Wer den Geist der Zeit nicht begreift, an alten Gewohnheiten fest klebt, während alles nach neuen Zuständen drängt, muß nothwendig verlieren. Wer noch immer Waaren verfertigt, welche niemand mehr braucht, sie auf einen Markt bringt, den niemand mehr besucht, muß schlechte Geschäfte machen, gerade so wie in unseren Tagen die Wirthe auf Plätzen, an welchen Eisenbahnen und Dampfschiffe vorüberfliegen, ohne anzuhalten. Darum befindet sich aber doch die Gegenwart bei den eingetretenen Veränderungen wohl.

Die Völker schritten voran, doch nicht in gleichem Maaße deren Regierungen. Sie griffen mannigfaltige Mißbräuche und Verkehrtheiten an, ohne jedoch dieselben gründlich beseitigen zu können.

Im Laufe dieses ganzen Zeitabschnittes führten die Völker gegen ihre Bedrücker gewissermaßen nur einen Guerillakrieg. Dem folgenden Zeitabschnitte, dem Revolutionszeitalter war es vorbehalten, einen immer offener hervortretenden und alle Gebiete menschlichen Strebens, Staat, Kirche und Gesellschaft umfassenden, unausgesetzten und unversöhnlichen Kampf mit den herrschenden Lastern zu beginnen.

§. 84. Die Künste des Friedens und die stehenden Heere.

Wenn mit der Entwickelung der Wissenschaft und der Künste, der Gewerbe, des Handels und der Landwirthschaft nicht auch der auf denselben ruhende Druck zunähme, oder mit anderen Worten, wenn mit dem Weizen nicht auch zugleich das Unkraut wüchse, — wie viel freier, wie viel glücklicher, wie viel gebildeter wäre dann die Menschheit! Doch an jede Entwickelung zum Besseren hat sich seit Jahrtausenden das böse Element angekrallt. Auf dem Handel lasteten die Zölle, auf der Landwirthschaft die Grundrechte, auf den Gewerben die mannigfaltigsten Abgaben. Neben der Presse entwickelte sich die Censur, neben dem Freiheitsdrange der Völker nahm die Zahl der Beamten und der stehenden Heere zu.

Im Anfange dieses Zeitabschnittes gab es kaum noch stehende Heere; wenigstens würde man die Truppenkörper, welche damals im dauernden Solde der Machthaber standen, heut zu Tage mit dem Namen von Heeren nicht beehren. Sie waren nicht so zahlreich, als in unseren Tagen die Leibgarden der Könige und der Kaiser zu sein pflegen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatten aber die stehenden Heere in ganz Europa schon eine furchtbare Höhe erreicht. Zwar wurde der Vorwand zu denselben aller Orten aus den Verhältnissen zum Auslande her genommen. Gelegentlich verstanden es aber die Despoten recht

wohl, ihre Truppen auch gegen ihre inneren Feinde zu gebrauchen. Jedenfalls verschlangen dieselben unermeßliche Kräfte an Menschen, Thieren und Material. Ueberdieß lastete das stehende Heer aller Orten, gleich einem drückenden Alpe, auf der friedlichen Bevölkerung, welche durch Soldaten und Offiziere in der Freiheit ihrer Bewegung beengt, nicht selten mißhandelt und stets in Unterwürfigkeit erhalten wurde.

Wenn die Heere im Dienste freier Genossenschaften, oder hochherziger Fürsten gestanden hätten, so wären sie dennoch eine Landplage gewesen. Da sie aber durchgängig im Solde eroberungssüchtiger oder doch tyrannischer Machthaber waren, dienten sie durchgehends nur als Werkzeuge der Gewalt und des Unrechts.

Ein Staat, welcher auf die kräftige Unterstützung seiner Bürger rechnen kann, bedarf keiner stehenden Heere, weder gegen innere, noch gegen äußere Feinde. Kein Fürst hat jemals ein stehendes Heer halten können, welches der waffenfähigen Mannschaft des Volkes auch nur entfernt gleich gekommen wäre. Allein kein Kaiser und kein König dieses Zeitabschnittes wäre, wenigstens auf dem Throne eines Reiches des europäischen Continentes, festgesessen ohne die Hülfe seines stehenden Heeres. Nur die Dragoner Ludwig's XIV. setzten diesen Despoten in den Stand, die Aufhebung des Edictes von Nantes mit Gewalt durchzusetzen. Ohne ein stehendes Heer hätte Leopold I. die Ungarn nicht in Ketten und Banden schlagen können. Die russischen Garden und die türkischen Janitscharen bahnten mehrmals einem Usurpator den Weg zum Throne und wehrten jeden Angriff auf denselben ab.

Das stehende Heer war die Macht, welcher die preußischen Könige alle ihre Eroberungen verdanken. Ueberhaupt spielte die Soldateska im Laufe dieses Zeitabschnittes zum Verderben aller Völker eine Rolle von immer zunehmender Bedeutung. Sie bildete einen Staat im Staate, entwickelte in ihrem Schooße ein eigenthümliches Faust- und Ehrenrecht, welches den herrschenden Begriffen des Bürgerthums und des Christenthums gleichmäßig widersprach und anschaulich machte, daß, unter einem sehr dünnen Schleier von Gesetzlichkeit, in der Hauptsache kein anderes Recht, als dasjenige des Stärkern in Europa galt.

Der Unterschied zwischen den gedungenen Mordknechten der Fürsten, welche in ihrer Zusammensetzung den Namen Heere trugen und denjenigen, welche in kleineren Banden ihr Unwesen trieben, bestand mehr in der Zahl und in der Form, als im Wesen. Die Heere der Fürsten zählten Tausende, die Banden, welche auf eigene Rechnung ihr Handwerk trieben, erreichten selten die Zahl von hundert. Die einen arbeiteten im Auftrage eines mehr oder minder mächtigen Fürsten, die anderen erkannten keinen Herrn über sich. Allein beide trafen darin überein, daß sie aus Eigennutz, ohne alle Rücksicht auf Freiheit und Macht mordeten, raubten, sengten und brannten.

Wenn wir die Missethaten der verschiedenen königlichen und kaiserlichen Heere dieses Zeitabschnittes mit den Verbrechen der schlimmsten Räuberbanden vergleichen, so erscheinen diese im Verhältniß zu jenen sehr klein. Denken wir z. B. an die haarsträubenden Grausamkeiten der österreichischen Freikorps unter Trenk und Mentzel im österreichischen Erbfolgekriege*); oder der französischen Heere in der Pfalz und in den Kämpfen gegen die Hugenotten,†) an die Abscheulichkeiten, deren sich die russischen Heere in der Krimm und in Polen,‡) die schwedischen und preußischen in Sachsen, die englischen in Ostindien erlaubten!

Die Wahlverwandtschaft zwischen Söldnern und Räubern erhellt schon aus der Thatsache, daß die einen sich beständig aus den anderen rekrutirten. Räuber wurden sehr häufig

*) S. oben §. 53, S. 256. †) S. oben §. 4, S. 27, §. 5, S. 35. ‡) Sugenheim entwirft in seiner Geschichte des Einflusses Rußland's auf Deutschland ein schauderhaftes Bild davon.

beim Beginne von Kriegen Soldaten, Soldaten wurden nicht selten bei Beendigung derselben gewöhnliche Räuber und Mörder. Allerdings war die Lage der fürstlichen Soldknechte insofern derjenigen der Freibeuter vorzuziehen, als sie ihre Verbrechen größtentheils ungestraft begehen konnten. Dafür waren sie aber zu strengerem Gehorsam gezwungen und zu Pausen, welche aber leider während dieses Zeitabschnittes selten sehr lange dauerten.

Zwischen **Volksheeren** und **Räuberbanden** besteht ein **wesentlicher** Unterschied. Das Volksheer kämpft nur zur Selbstvertheidigung für Freiheit und Recht. Die fürstlichen Heere aller Nationen bekümmerten sich nie um die Frage, wer angegriffen, wer Recht und wer Unrecht habe, ob es sich um Freiheit oder Knechtschaft handele. Die Beweggründe allein geben den Thaten ihre Bedeutung. Die Beweggründe der fürstlichen Söldner und der gewöhnlichen Freibeuter waren dieselben nicht minder, als die Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedienten. Die Beweggründe waren Eigennutz und Selbstsucht verbunden mit Mordlust, und die Mittel Raub, Zerstörung und Erpressung.

Nicht ein Krieg, welcher im Laufe dieses ganzen Zeitabschnittes von Fürsten durch Söldnerheere geführt wurde, war gerecht; wenigstens blieb er es nicht von Anfang bis zu Ende. Sobald die Schale des Glückes sich auf die Seite des unrecht angegriffenen neigte, wurde dieser zum ungerechten Angreifer und erhob Ansprüche, welche deutlich bewiesen, daß ihm höhere und edlere Beweggründe eben so fern lagen, als seinem Gegner.

Freiheit und Recht sind mit stehenden Heeren von Söldnern ganz eben so unverträglich in den größeren Kreisen des Lebens, als mit Räuber- und Mörderbanden in den kleineren. Die stehenden Söldnerheere der Fürsten sind für die Staaten dasselbe, was die Räuber- und Mörderbanden für die Gemeinden. So lange die Völker Europa's stehende Söldnerheere dulden, werden sie geknechtet sein. Stehende Söldnerschaaren haben die Freiheit in Griechenland und in Rom vernichtet. Sie sind ein sprechender Beweis der Unfähigkeit einer Nation, sich selbst zu vertheidigen, für sich selbst auf dem großen Kampfplatze des Lebens Sorge zu tragen. Wer dieses nicht versteht, fällt einem Herrscher anheim, muß dessen Joch tragen, und die von der Knechtschaft untrennbaren Mißhandlungen dulden.

Der verständige Mensch wird sich durch die Redensarten von militärischer Zucht und Ehre nicht täuschen lassen. Auch die Räuberbanden haben derartige Begriffe. Der Schlußstein der militärischen Ehre ist eben auch wieder ein Mord, obgleich in den Formen des Duells, und bei der Mannszucht der fürstlichen Heere, wie der Räuberbanden, geben nicht Menschenwürde und Menschenrecht, sondern der Nutzen und die Ordnung der Bande den Ausschlag.

Ein Staat, welcher unter dem bestimmenden Einflusse von Söldnerscharen steht, kann unmöglich von anderen Beweggründen getrieben werden, als denjenigen, welche im Schooße seiner Unterdrücker vorherrschen. Der ganze Staat muß den Charakter einer Räubergesellschaft annehmen, wenn eine privilegirte Räuber- und Mörderbande die Ordnung aufrecht zu halten hat. Was sind die Monarchien Europa's anderes, als Gesellschaften, in deren Schooße die Armen von den Reichen, die Schwachen von den Starken unter dem Schutze des Gesetzes beraubt und ausgebeutet werden?

Die Mittel, welche die stehenden Heere im Frieden verschlangen, lassen sich nur mit denjenigen vergleichen, die sie im Kriege zerstörten. Es war daher kein Wunder, daß fast alle Staaten Europa's, ungeachtet der stets steigenden Abgaben, in immer größere finanzielle Verlegenheiten geriethen. Alle möglichen Kunstgriffe wurden ersonnen, um das Geld der Völker in die leeren Staatskassen zu leiten. Die Finanzminister bebten vor

keiner Schandthat zurück, wenn es galt, dem Willen des Herrschers zufolge, neue Millionen herbei zu schaffen. An Verringerung der stehenden Heere, an Einschränkung des Hofhaltes, an weise Sparsamkeit wurde zwar oft erinnert, allein nur wenige Fürsten meinten es damit ernstlich.

Trotz aller dieser Hemmnisse nahmen Landwirthschaft, Gewerbe und Handel im Laufe dieses Zeitabschnittes einen höheren Aufschwung. Das Gebiet des Handels breitete sich über einen großen Theil Amerika's und Asien's, welcher den Europäern früher verschlossen war. Namentlich wurde der Handel England's mit Ostindien und mit den nordamerikanischen Freistaaten immer bedeutender. Die Schiffahrt breitete sich in gleichem Maaße mit dem Handel aus. Die Fabriken nahmen einen großartigern Charakter an, und auch die Landwirthschaft folgte, wenn auch langsam, den Fortschritten der Zeit.

Allein fast aller Orten lasteten auf Bürgern und Bauern mittelalterliche Frohnden und Abgaben, Zunftzwang und Bannrechte, und zwar um so schwerer, als Adel und Geistlichkeit von diesen Bürden größtentheils frei waren, und als, um die steigenden Kosten der Höfe, Heere und einer immer verwickelter werdenden Staatsverwaltung zu decken, neue drückende Auflagen zu den alten hinzu traten.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fing man zuerst an, die Landwirthschaft einigermaßen wissenschaftlich zu betreiben. Die seit den Zeiten Karl's des s. g. Großen übliche Dreifelderwirthschaft wurde nach und nach aufgegeben. Klee und Kartoffeln wurden mit Vortheil gebaut. Statt die Felder brach liegen zu lassen, damit sie wieder zu Kräften kämen, wechselte man mit dem Bau der Früchte ab und verwandte man größere Sorgfalt auf den Dünger. Diese Verbesserungen konnten jedoch in durchgreifender Weise nur da eingeführt werden, wo die Bauern nicht eine zu schwere Bürde zu tragen hatten. Wo dieses der Fall war, fehlte es an der erforderlichen Empfänglichkeit für das Bessere und nicht selten auch an dem guten Willen, da der Bauer nicht gesonnen war, zum Vortheile der Gutsherren, Zehntherren, geistlicher und weltlicher Herrscher vom altgewohnten Pfade abzuweichen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft wirkte aller Orten belebend auf den Landbau. Die stehenden Heere entzogen demselben aber übermäßig viele frische Kräfte. Wenn wir die Fortschritte, welche Handel, Schifffahrt, Gewerbe und Landwirthschaft in unseren Tagen machten, mit denjenigen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vergleichen, so waren dieselben allerdings sehr langsam; allein nichtsdestoweniger war auch damals ein Fortschritt unverkennbar.

Die Zustände Europa's waren aber freilich im Anfange dieses Zeitabschnittes, unmittelbar nach dem Schlusse des dreißigjährigen deutschen und des achtzigjährigen holländischen Krieges, während der spanisch-frazösische fortdauerte und die Revolution in England sich sonach nicht beruhigt hatten, so trübselig gewesen, daß wenig dazu gehörte, eine Verbesserung derselben herbei zu führen.

Die furchtbaren Kämpfe des Reformationszeitalters hatten die ökonomischen Verhältnisse der Nationen zugleich mit den Glaubensansichten der Völker aufs tiefste erschütttert. Ohne einen gewissen Wohlstand können die Künste nicht blühen. Ueberdies war durch die Reformation ein großer Theil derjenigen katholischen Anschauungen, welche bisher den Künstlern ihre bekanntesten Gegenstände geboten hatten, in Mißkredit gekommen, ohne daß die Protestanten die Anregung zu neuen Schöpfungen hätten geben können. Der blinde Köhlerglaube war untergraben, allein die Vernunft nicht an dessen Stelle gesetzt worden. Die duldende Unterwürfigkeit des Mittelalters hatte einen gewaltigen Stoß erlitten, doch das Freiheitsgefühl war nur theilweise siegreich aus dem Kampfe gegen die Despoten hervorgegangen. Die Kunst bedarf eines festen Stützpunktes, um Gebilde schaffen zu

können, welche einen bestimmten Charakter an sich tragen und eine ideale Färbung besitzen. Einen solchen bot ihr die Anschauungsweise der katholischen Kirche nicht mehr und diejenige der strebenden Geister noch nicht. Die Religion trat, wie im politischen, so auch im künstlerischen Leben in den Hintergrund, und auf weltlichem Gebiete war der einzige Hebel, welcher zu großartigen Schöpfungen die Kraft verleiht, noch zu schwach, um etwas Bedeutendes leisten zu können. Die Länder romanischer Bildung, welche seither die gefeiertsten Träger der Kunst hervorgebracht hatten, zumal Italien und Spanien, sanken mit der Religion, an welcher sie krampfhaft festhielten, immer tiefer, und in den germanischen Reichen litt während der Religionskämpfe der Sinn für die Kunst und die äußere Anregung, deren sie bedarf. Die Poesie, welche von allen Künsten der Wissenschaft am nächsten steht, und welche mehr oder weniger Theil nahm an den geistigen Kämpfen der Zeit, schwang da und dort ihre Fittige und suchte sich auf denselben in die Lichtregionen der Freiheit zu erheben. Wir haben ihrer Leistungen in der Geschichte der drei Hauptvölker der Erde, der Franzosen, Engländer und Deutschen im vorigen Paragraphen erwähnt. Von den übrigen Künsten besprechen wir hier nur die Entwickelung der Malerei, der Bildhauerei, der Baukunst und der Musik.

Je mehr die religiöse Begeisterung aus den Herzen der Menschen wich, desto schwächer wurden diejenigen Gebilde, welche aus ihr Kraft und Umrisse zogen. Heilige und Madonnen hörten auf, die Lieblinge des aufgeklärten Theiles aller Völker zu sein. Die Maler glaubten nicht mehr an die christliche Mythologie. Die derselben entnommenen Stoffe genügten nur noch dem Pöbel höhern und niedern Ranges. Die Natur bot aber noch immer ihren unerschöpflichen Quell. Die Landschaften wurden daher im Laufe dieses Abschnittes mit besonderer Vorliebe dargestellt und gesucht. Genrebilder traten an die Stelle der religiösen Gemälde.

Italien hatte im Anfange dieses Zeitabschnittes längst aufgehört, Mittelpunkt der künstlerischen Bestrebungen Europa's zu sein. Deutsche und Franzosen traten in die vordersten Reihen und lieferten selbst in Italien die gefeiertsten Werke der Kunst. Im Anfange dieses Zeitabschnittes blühte noch die niederländische Schule. Die flämische war schon gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ausgestorben, während um diese Zeit und später die niederländische sich mehrerer bedeutender Talente rühmen konnte. Ich erwähne hier den berühmten Maler Rembrandt van Ryn*), welcher zugleich den Pinsel und den Grabstichel führte. Er gilt für den größten und originellsten Künstler der niederländischen Schule. Sein Helldunkel wird als meisterhaft gerühmt. Seine Schöpfungen waren zugleich kühn und wahr, scharf und zart, frei und lebendig. In der Jugend führte er seine Bilder äußerst sorgsam aus. Später wurde er freier und kecker in seinen Werken. Portraits und biblische Geschichten waren seine häufigsten Gegenstände.

Als Pferde- und Schlachtenmaler erwarb sich Philipp Wouwerman†) wohlverdienten Ruhm. Seine Schlachtstücke sprühen Feuer und Bewegung. Seine Bilder sind trefflich abgerundet. Der landschaftliche Hintergrund ist eben so naturgetreu, als der Kampf von Menschen und Pferden, welcher den Vordergrund ausfüllt. Als Pferdemaler ist er unerreicht.

Adrian von Ostade,‡) obgleich ein Deutscher von Geburt, wird doch zu der niederländischen Schule gerechnet, weil er sich in Holland ausbildete. Er besaß Originalität und Humor, verfiel aber bisweilen in's Gemeine. Eine höchst poetische Maler-Natur war Jakob Ruysdael‖). Er gefiel sich, düstere Waldthäler und Regenstürme,

*) Geboren zu Leyden 1606, gestorben 1668. †) Geboren zu Harlem 1622, gestorben 1668. ‡) Geboren 1610 zu Lübeck, gestorben 1685. ‖) Geboren zu Harlem 1635, gestorben 1681.

zerfallene Hütten und Hohlwege auf die Leinwand zu werfen, oder Seestücke mit wogenden Fluthen im Dämmerlichte zu malen. Er zeichnete sich nicht minder durch seine vollendete Ausführung als durch die Originalität seiner Ideen aus.

Die niederländische Schule brachte besonders viele und ausgezeichnete Blumenmaler hervor, unter welchen wir hier nur Jakob van Huysum *) nennen.

Als im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Freiheit der Niederlande allmählig zu Grabe ging, erlosch mit ihr auch zugleich der Glanz der niederländischen Malerschule. Dagegen hob sich mehr und mehr die französische und die deutsche Kunst.

Claude Lorrain †) und Poussin gehören zu den ersten Landschaftsmalern aller Zeiten. Claude Lorrain's Erfindungsgabe war unerschöpflich. Jedes seiner Gemälde besitzt daher einen originellen Charakter, und legt Zeugniß für die Tiefe des Studiums und den ernsten Willen des Künstlers ab. Sein Colorit ist unübertroffen. Claude Lorrain verstand es, die Wirkung der Sonne in den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, den Einfluß des Mondes, der Wolken und des Nebels, wie kein anderer Maler seiner und wohl auch späterer Zeiten wiederzugeben. Den Duft der Fernen und die thauige Feuchtigkeit des Morgens, den dunkeln Schatten der Wälder stellte kein Maler naturgetreuer dar. Dagegen gelangen ihm die Figuren nicht. Er ließ sich daher diese oft durch andere Künstler in seine Gemälde setzen.

Würdig stand ihm Nicolas Poussin ‡) zur Seite. Er war der Schöpfer der s. g. heroischen Landschaft und war ein größerer Meister in der Zeichnung, als im Colorit, welches meistentheils zu hart und kalt bei ihm war.

Unter Ludwig XIV. that sich Charles Lebrün ||) im Dienste des Despoten hervor. Er blieb mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch das Muster aller königlichen Maler. Erst nach Ludwig's XV. Tode, als die Kunst nicht mehr unbedingt im Dienste des Thrones stand, tauchten wieder freiere und ungekünstelte Schöpfungen auf.

Jacques Louis David §) näherte sich dem antiken Geschmacke, welcher unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. nicht aufkommen konnte, wieder an und bildete dadurch eine neue Malerschule, welche sich in ihren Grundzügen bis auf die heutige Zeit erhalten hat. In unsern Zeitabschnitt fallen noch seine gefeierten Bilder: „der Schwur der Horatier", „Paris und Helena", „der Tod des Socrates" und „Brutus, welcher seine Söhne zum Tode verurtheilt". David war zugleich großer Maler und begeisterter Freund der Freiheit! Er bringt uns deutlicher, als irgend ein anderer Maler die gewaltige Kraft des Freiheitsgefühles zur Anschauung. Nur auf der von David gebrochenen Bahn kann die Malerei hoffen, unsterbliche Werke zu schaffen.

Deutschland brauchte fast ein Jahrhundert, um sich von den ihm während des dreissigjährigen Krieges geschlagenen Wunden zu erholen. So lange von den fürstlichen Höfen alle Anregung ausging, konnte sich auch in unserm Lande eine freie Kunst nicht entfalten. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erstand uns in Asmus Jakob Carstens **) ein Maler von reinem Streben und frischer Kraft. Er bildete seinen Geist durch den Anblick der klassischen Werke des Alterthums und durch das Studium der der großen Dichter alter und neuer Zeit. Das erste Werk, welches sein Genie kund that, war der „Tod des Aeschylus". Ueber unsern Zeitraum hinaus reicht sein „Besuch der

*) Geboren 1682 zu Amsterdam, gestorben 1749. †) Geboren 1600 in dem lothringischen Schlosse Champagne, gestorben 1682. ‡) Geboren zu Andelys in der Normandie 1594, gestorben 1665. ||) Geboren 1618, gestorben 1690. §) Geboren zu Paris 1748, gestorben 1825. **) Geboren zu St. Jürgen bei Schleswig 1754, gestorben 1798.

Argonauten beim Centauren Chiron" und „Oedipus der Tyrann." Seine Schöpfung das „goldene Zeitalter" konnte er nicht vollenden. Der Tod nahm ihm den Pinsel aus der Hand. Unter den deutschen Malern erwähnen wir noch Anton Raphael Mengs, *) welcher sich übrigens größere Verdienste durch die von ihm ausgehenden Anregungen, als durch seine selbstständigen Schöpfungen erwarb, und Angelica Kaufmann, †) obgleich großartige Genialität ihr nicht eigen war. Doch besaßen ihre Schöpfungen Anmuth und ein schönes Colorit. In einer der Kunst günstigeren Zeit würde sie nicht genannt worden sein.

Die Bildhauerei hatte einen ähnlichen Entwickelungsgang, wie die Malerei. Während der Zeit fürstlicher Gewaltherrschaft, bevor um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein frischerer Geist die Nationen beseelte, brachte sie wohl manche zierliche Werke hervor, welchen aber alle frische Kraft und tiefer Ausdruck gebrach. Nur diejenigen schöpferischen Genies, welche sich von den Banden des Hofgeschmackes frei hielten, konnten etwas leisten, hatten aber dafür gewöhnlich ihr ganzes Leben hindurch mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Zu diesen auserlesenen Geistern gehörten Pierre Pujet ‡) und Pierre Le Gros ‖). Die zahlreichen Bildhauer, welche sich dem falschen Geschmack des Hofes fügten, übergehen wir mit Stillschweigen. Die Knechte haben eben so wenig Anspruch auf Unsterblichkeit im Gebiete der Kunst, als auf dem Felde der Wissenschaft, des Staates und der Gesellschaft.

Die kräftigste Anregung in der Richtung des guten Geschmackes ging von den Deutschen Mengs und Winkelmann aus, obgleich beide keine selbstständigen Bahnen brachen, vielmehr sich damit begnügten, den herrschenden falschen Geschmack durch Hinweisung auf die klassischen Werke des Alterthums zu bekämpfen. Winkelmann §) legte den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Kunst. Seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" ist ein Meisterwerk, welches bis auf unsere Zeit strebenden Künstlern eine unentbehrliche Vorschule bietet. Bildhauer von höherer Weihe brachte dieses Zeitalter erst in seinen letzten, durch die Idee der Freiheit beseelten Jahrzehnten hervor. Im Laufe desselben Jahres wurde in Italien (1. Nov. 1757) Antonio Canova und in Deutschland Johann Heinrich Dannecker (15. Okt. 1758) geboren. Beide reichen übrigens noch weit in den nächsten Zeitabschnitt hinein, indem Canova 1822, Dannecker 1841 starb. Die berühmtesten Werke Canova's, welche er im Laufe dieses Zeitabschnittes schuf, sind die: Gruppe Dädalus und Ikarus, Apollo und Theseus der Minotaurenbesieger. Die ersten Werke, welche Danneckers Ruhm gründeten, waren die Bildsäulen der Ceres und des Bacchus. Die berühmtesten Schöpfungen beider Künstler fallen übrigens erst in den nächsten Zeitabschnitt.

Die Architektur, wie fast alle übrigen Künste, standen bis gegen Ende dieses Zeitabschnittes im Solde der Machthaber und wurden durch sie entweiht. Wer es verstand, die Gunst eines Fürsten zu gewinnen, erhielt Gelegenheit, sein Talent im größern Maßstabe zu entwickeln; allein er mußte es den Launen des Gebieters dienstbar machen. Schöpfungen von klassischer Reinheit konnten unter solchen Umständen nicht entstehen. Noch weniger vermochten neue Ideen, sich in den Bauwerken, welchen die Machthaber Millionen widmeten, Bahn zu brechen.

Die politischen und socialen Zustände der Völker spiegelten sich am schärfsten in den Häusern ab, welche sie bewohnen, und welche die Sitze ihrer öffentlichen Verhandlungen, Vergnügungen und geistigen Bestrebungen sind. Die Paläste der Könige und Fürsten dieses Zeitabschnittes waren großartig, kostbar, aber unreinen Styls. Die

*) Geboren 1728, gestorben 1779. †) Geboren 1741 zu Chur in Graubündten, gestorben 1807. ‡) Geboren 1622, gestorben 1694. ‖) Geboren 1666, gestorben 1719. §) Geb. 1717, ermordet 1768.

Wohnungen der Massen waren noch immer armselig, obgleich nicht ganz so schlecht, als in früheren Zeiten.

Eine freiere Richtung, als alle übrigen Künste, nahm im Laufe dieses Zeitabschnittes die Musik. Sie machte sich mehr und mehr von den Banden der Kirche los. Selbst die Tonstücke, welche für Kirchen gedichtet und in den Tempeln ausgeführt wurden, streiften mehr und mehr den religiösen Charakter ab und nahmen Melodieen und Harmonieen auf, welche mehr die Gefühle irdischer, als überirdischer Neigungen anregten. Die Oper gewann an Bedeutung, die Kirchenmusik verlor die Gunst des Publikums. Wir haben schon im vorigen Zeitabschnitte die ersten Anfänge der Oper besprochen. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts nahmen sie einen gewaltigen Aufschwung. Die beliebtesten Tonsetzer wandten sich der Oper zu.

Die Italiener, welche auf dem Felde der Töne weniger beengt waren, als auf demjenigen der Gedanken, warfen sich mit besonderer Vorliebe auf die Oper, welche von ihnen ausgegangen war. Die meisten übrigen Nationen Europa's folgten ihnen auf diesem Gebiete eifrig nach. Die erste deutsche Original-Oper „Adam und Eva" wurde 1678 zu Hamburg aufgeführt. Die erste komische Oper deutschen Ursprungs trug den Titel: „Der Teufel ist los". Die erste deutsche Oper, welche zu Nürnberg in dem 1667 erbauten Opernhause über die Bretter ging, führte den Namen „Arminius." In Italien schrieben Metastasio und Goldoni die beliebtesten Operntexte. Scarlatti und Leonardo Leo waren die gesuchtesten Componisten der alten Heldenoper.

Besonders reich an schöpferischen Geistern auf dem Gebiete der Musik war Deutschland. Wir nennen hier nur Johann Sebastian Bach *) und Georg Friedrich Händel †), welcher mit Georg I. nach England zog, und dessen „Messias" sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Bei seinen Lebzeiten waren die von ihm componirten Opern in England und Deutschland sehr beliebt. Mozart ‡) und Gluck ||), C. E. Bach §) und Haydn **) erwarben sich einen Ruhm, welcher weit über die Gränzen Europa's hinaus drang.

Die österreichische Monarchie, in deren Schooß so wenig für Kunst und Wissenschaft geschah, lieferte der Welt gewissermaßen ††) alle diese vier großen Tonsetzer. Die Musik enthält keine Waffe, welche in klar erkennbarer Weise den Despotismus bekämpft, deshalb konnten die Habsburger dem musikalischen Genius ihrer Lande einige Freiheit der Entwickelung ohne Gefahr für ihren Thron gestatten. Die Familie Bach, welche außerordentlich reich an musikalischen Talenten war, stammte aus Presburg in Ungarn. Wir nennen unter den vielen Tonsetzern dieses Namens hier nur Karl Philipp Emanuel Bach, Friedrich's II. Begleiter beim Flötenspiele, welcher sich namentlich um das Klavier große Verdienste erwarb. Seine Phantasien, Sonaten und Rondo's haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Gluck zeichnete sich in seiner Jugend durch den außerordentlichen Reichthum seiner musikalischen Werke aus. Er dichtete 45 Opern in 18 Jahren. Später schuf er minder zahlreiche, aber um so gediegenere Werke. Mehrere seiner Opern haben sich bis heute auf den Brettern erhalten. Er wußte die Wichtigkeit des Textes für die Oper zu würdigen, und legte seinen Tondichtungen nur ausgewählte Worte unter. Besonderen Werth haben „Alceste", „Armida", „Orpheus", „Helena und Paris", „Echo und Narcissus", und vor allen andern „Iphigenie".

*) Geboren 1685, gestorben 1750. †) Geboren 1685, gestorben 1759. ‡) Geboren 1756, gestorben 1791. ||) Geboren 1714, gestorben 1787. §) Geboren 1714, gestorben 1780. **) Geboren 1732, gestorben 1809. ††] Ich sage gewissermaßen, denn Bach gehörte nur in seinen Ahnen, Mozart nur insofern Oesterreich an, als sein Geburtsland Salzburg später an Oesterreich fiel.

An musikalischem Genie ragt Mozart über alle seine Zeitgenossen hervor. Seine Opern „Entführung aus dem Serail", „Figaro", „Don Juan", „Zauberflöte", „Titus", seine Sonaten und Symphonien sind Meisterwerke, welche nie veralten können. Mozart enthüllt uns in Tönen die große Tiefe der Gemüthlichkeit, deren die deutsche Nation fähig ist. Mitten in den Stürmen des Beifalls, mit welchem seine Schöpfungen begrüßt wurden, blieb er der liebende, einfache, natürliche Künstler und schwerlich war ein anderer Mensch mehr, als Mozart, der Liebling der deutschen Nation, und zwar nicht blos auf kurze Zeit, sondern im Laufe eines ganzen Jahrhunderts. Daß ein Tonkünstler und nicht ein Held, ein Freiheitskämpfer oder Reformator dieser Liebling war, ist freilich zu beklagen.

Das Genie Haydn's, welches sich frühzeitig an einer Oper versuchte, wurde dadurch, daß diese, welche den Titel „der hinkende Teufel" führte, schon nach der dritten Vorstellung wegen ihres ketzerischen Charakters verboten wurde, von der Bühne abgelenkt. Der junge Künstler wandte sich mit Vorliebe den Symphonien und Quartetten, der Musik ohne Worte oder doch mit ungefährlichem Texte zu. Die „sieben Worte des Erlösers am Kreuze" wurden nicht polizeilich verboten. Seine gefeiertsten Tondichtungen sind die „Jahreszeiten" und die „Schöpfung". Von seinen Opern, deren er neunzehn schrieb, hat sich keine auf den Brettern behauptet.

Die Schöpfungen dieser Tonsetzer waren zunächst für die höheren Stände bestimmt, obgleich viele derselben tief in das Leben der Massen eindrangen. Doch auch unmittelbar für das Volk und dessen Lieder geschah manches in diesem Zeitabschnitte, namentlich durch J. A. Hiller, Schulz und Reichardt, deren ansprechende Melodien nebst gemüthlichem Texte ganz Deutschland mit Klängen erfüllten.

In Frankreich wirkte Jean Philipp Rameau *) als Theoretiker und Componist Philidor und Monsigny schrieben komische Opern, allein Großartiges leisteten sie nicht im Gebiete der Töne.

Viele der gefeiertsten Tonsetzer unserer Tage wurden zwar noch in diesem Zeitabschnitte geboren, allein sie traten erst im folgenden mit ihren Werken zu Tage.

Ueberhaupt ist es eine höchst bedeutungsvolle Wahrnehmung, daß, wenn auch auf politischem Gebiete die französische Revolution den Anfangspunkt neuer großartiger Gestaltungen bildete, alle übrigen Bestrebungen, welche um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begannen, sich bis auf unsere Tage, trotz allem Widerstreben der Despoten, unausgesetzt fort entwickelt haben. In der äußeren Erscheinung führte der Zusammenstoß zwischen dem Freiheitsdrange der Nationen und den reactionären Bestrebungen ihrer Herrscher zu den mannigfaltigsten Verwickelungen, scheinbaren Widersprüchen und plötzlichen Veränderungen. Aller Orten schritt nichts desto weniger der Menschengeist, wenn auch im Kampfe mit künstlich hervorgerufenen Hemmnissen, unaufhaltsam voran. Ungeachtet des schweren Joches, welches die Despoten der Erde den Völkern auferlegten, standen am Ende dieses Zeitabschnittes Künste und Gewerbe höher, als im Anfange desselben, und trotz den reactionären Bestrebungen der Monarchen, Aristokraten und Pfaffen, haben sie sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts auf einen höheren Standpunkt hinan geschwungen, als sie vor der französischen Revolution inne gehabt hatten. Der vereinigten Macht aller kleinen und großen Despoten der Erde gelang es nicht, den ruhigen Fortschritt der menschheitlichen Entwickelung aufzuhalten. Der Strom der Zeit ist stärker, als alle Könige, Päbste, Superintendenten und Soldaten. Der Widerstand, welchen diese ihm entgegensetzen, kann die Gewalt der Fluthen nicht brechen, wohl aber furchtbare Ueberschwemmungen

*] Geboren 1683, gestorben 1764.

herbeiführen, wie wir dieselben seit dem Jahre 1789 mit nur kurzen Unterbrechungen fast aller Orten auf dem Festlande Europa's einander folgen sahen.

§. 85. Presse und Censur.

Die zunehmende Bedeutung, welche die Presse im Laufe dieses Zeitabschnittes gewann, erhellt schon aus dem großen Raume, den wir ihr in diesem Buche bewilligen mußten. Früher waren Zeitungen und Bücher zu Luxus-Artikeln gerechnet worden, welche sich nur die reichen Leute, oder die Männer vom Fache erlauben konnten. Während der zweiten Hälfte des siebenzehnten und noch mehr während des achtzehnten Jahrhunderts schwang sich die Presse zu einem allgemeinen Bedürfnisse empor, dessen Befriedigung sich nur die ärmste oder die roheste Klasse der Gesellschaft versagte. Noch immer arbeiteten die Despoten der freien Mittheilung des Geistes entgegen, allein im Schooße mehrerer Staaten mußte die Censur dem fortschreitenden Geiste der Zeit weichen. Seit dem Jahre 1694 verschwand sie aus England und folgeweise aus dessen Colonien, unter welchen die Provinzen Nordamerika's frühzeitig, insbesondere aber seit der Zeit ihres Kampfes mit dem Mutterlande, den ausgedehntesten Gebrauch von der Preßfreiheit machten. In Schweden wurde die Censur (1766), aber nur auf kurze Zeit abgeschafft. In Dänemark wurde sie (1770) beseitigt. In den übrigen Staaten der civilisirten Welt bestand die Censur fort! Sie konnte bei der großen Zahl der Staaten, welche nach den mannigfaltigsten Herrscherlaunen und Regierungsgrundsätzen verwaltet wurden, strebenden Schriftstellern zwar Hemmnisse bereiten, allein nur in den finsteren, von Pfaffen beherrschten Staaten Italien's, in Spanien, Portugal und in dem despotischen Rußland unübersteigliche Schranken setzen. Manche Fürsten bedienten sich selbst der Presse gegen ihre Feinde. Unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. schwankte die Regierung immer unsicher zwischen Duldung und Verfolgung der Schriftsteller hin und her. Was in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, flüchtete sich nach Holland oder Genf. In Deutschland verloren die Reichsgesetze, welche die Censur einschärften, mehr und mehr an Kraft. Die Presse blieb der Aufsicht der vielen hundert Landesherren unseres Vaterlandes überlassen, von welchen manche, namentlich diejenigen von Hannover, Braunschweig und Holstein, die Censur mit einiger Nachsicht handhabten. Friedrich II. und Joseph II. legten der Presse verhältnißmäßig leichte Ketten an. Die Literatur wuchs allmählig zu einer Macht empor, welche zu reizen die kleineren Fürsten Deutschland's oft nicht wagten, oder, falls sie Gewalt brauchten, nicht selten schwer empfinden mußten.

Während im vorigen Zeitabschnitte der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholicismus der Presse ihren eigentlichen Charakter verlieh, nahm diese insbesondere seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, einen weit höheren Standpunkt ein. Die großen Schriftsteller dieses Zeitabschnittes setzten sich über den leeren Wortschwall des Pfaffenthums, über Glaubenssätze und religiöse Vorurtheile hinweg und gründeten eine Literatur, welche auf den ewigen Grundsätzen der Vernunft ruhend, die Geißel der Kritik schonungslos über die Mißbräuche in Kirche, Staat und Gesellschaft schwang.

Die Zahl der Bücher und Zeitungen mehrte sich aller Orten, und deren Inhalt wurde lehrreicher und anregender. In England nahm die periodische Presse zuerst einen großartigen Aufschwung. Im Jahr 1662 erstand zu London der „Kingdom's Intelligencer," welcher sich nach und nach in die „London Gazette" verwandelte. Der Regierungszeitung folgte die Oppositionspresse auf dem Fuße nach. Der „Weekly Packet Advice from Rome" (1678 bis 1683) stand auf der einen, nationalen, der „Observator"

(1680) und „Heraclitus ridens" (1680—1682) auf der anderen, königlichen Seite. Zwischen den Jahren 1661—1688 tauchten über 70 Zeitungen in England auf, von welchen übrigens die meisten nur eine kurze Lebensdauer hatten. Nach der Revolution des Jahres 1688 und insbesondere nach Einführung der Preßfreiheit (1694) bekam die englische Presse eine gesicherte Existenz. Doch erst im Jahr 1709 entstand das erste täglich erscheinende Blatt „Daily Courant". Mehrere andere folgten nach. Die Tagespresse erhielt bald eine hohe politische Bedeutung. Die englische Regierung, welche sich der Censur nicht bedienen konnte, um die Tagesliteratur zu knebeln, führte [1712] die Stempeltaxe ein, welche nach 1725 sogar auf 4 Pence (8Cents oder 12 Kreuzer für das Stück) gesteigert, im Jahre 1836 auf 1 Penny harab gesetzt und erst in der neuesten Zeit abgeschafft wurde. Die hohe Stempelgebühr, welche die politische Presse Englands schwer drückte, hatte zur Folge, daß zahlreiche nicht politische Blätter z. B. „Tatler" [1709] „Spectator" [1711] „Guardian" [1713] und andere ähnliche literarische Zeitschriften entstanden und eine ausgedehnte Verbreitung gewannen. Im Laufe dieses Zeitabschnittes [Januar 1788] erschienen noch die ersten Nummern der „Times," dieses gelesensten aller europäischen Blätter, welche ubrigens den deutlichen Beweis führt, daß die Presse ebensowohl zur Vertheidigung veralteter Mißbräuche, als zu deren Bekämpfung gebraucht werden kann.

Unter der despotischen Herrschaft der französischen Könige konnte die Tagespresse niemals gedeihen. Nach Renaudot's „Gazette," welche erst im Jahre 1762 zweimal wöchentlich erschien, brach sich zuerst die „Gazette burlesque," eine Zeitung, welche der Dichter Jean Loret anfangs handschriftlich, seit dem 4. Mai 1650 gedruckt herausgab, Bahn. Dieselbe nahm in den Jahren 1656—1665 den Titel „Muse historique" an. Gleichzeitig mit ihr machte die „Chronique scandaleuse" und seit 1672 der „Mercure galant," welcher 1717 den Titel „Mercure de France" annahm, großes Aufsehen in Paris und in allen französisch sprechenden Cirkeln Europa's. Erst im Jahre 1777 erhielt Frankreich in dem „Journal de Paris" ein Tageblatt, welches bis zum Jahr 1819 bestand.

Außer diesen drei Blättern hatte Frankreich zwar noch einige literarische Blätter, welche monatlich erschienen, allein im Ganzen genommen war die laufende Literatur in Frankreich bis zur Zeit der Revolution in einem sehr kläglichen Zustande. Sie bewies am deutlichsten, welcher hohe Muth und welche Ausdauer erforderlich waren, um es den großen Geistern Frankreich's möglich zu machen, ihre Werke dem Drucke zu übergeben.

In unserem deutschen Vaterlande, welches nicht unter der Herrschaft eines, sondern vieler hundert Tyrannen stand, und in dessen Schooße viele freie Reichsstädte einer gewissen Unabhängigkeit genossen, entstanden schon im Laufe des siebenzehnten Jahrunderts viele Zeitungen, namentlich zu Köln, Augsburg, Regensburg, Hanau, Hamburg, Bremen, Gotha, Altenburg, Koburg, Erfurt, Wittenberg, Eisenberg, Leipzig (seit 1660) in Berlin, Halle, Magdeburg, Stettin, Königsberg, Kleve, Wesel und einigen andern Städten. Die bedeutendste Verbreitung gewann der „Hamburgische Correspondent", welcher 1714 aus der „Holsteinischen Zeitungs-Correspondance" entstand. Nur sie enthielt umfassende Berichte über das Ausland. Kein einziges deutsches Blatt entsprach übrigens auch nur entfernt denjenigen Ansprüchen, welche man in unseren Tagen an eine Zeitung zu stellen pflegt. Da die Deutschen auf dem Felde der Gelehrsamkeit, der Kritik und der schönen Literatur etwas mehr Freiheit besaßen, als auf dem Gebiete der Politik, so bebauten sie dasselbe vorzugsweise an. An gelehrten, kritischen und poetischen Zeitschriften litt unser Vaterland daher keinen Mangel. Dieselben übten jedoch auf die Entwickelung der gesammten Nation zu wenig Einfluß, als daß wir ihrer hier ausführlich gedenken können.

Die gebildeten Classen der Gesellschaft, insbesondere die Gelehrten zogen aus den zahlreichen „Monatsschriften", „Gelehrtenanzeigen" und „Bibliotheken" Deutschland's Unterhaltung und wohl auch Belehrung, allein sehr wenig Aufforderung zur Selbstthätigkeit und regerer Theilnahme an dem öffentlichen Leben.

Italien, Spanien und Portugal, die Schweiz, Rußland und Polen, Dänemark und Norwegen erhielten alle, früher oder später, ihre Zeitschriften. Da dieselben aber für die Entwickelung der Menschheit nichts erhebliches leisteten, können wir sie mit Stillschweigen übergehen. Nur die holländische Tagespresse verdient hier noch erwähnt zu werden. Unter dem Namen „Courant" gründeten die meisten Städte der Niederlande frühzeitig Blätter, welche Neuigkeiten aus den überseeischen Ländern und den Nachbarstaaten mittheilten. Ueberdies wählten freisinnige französische Schriftsteller, welche sich in ihr eigenes Vaterland nicht wagen durften, den freien Boden der Republik zu ihrem Wohnsitze und legten dort in Zeitschriften ihre literarischen Bestrebungen nieder. So gründete Bayle (1648) seine „Neuigkeiten aus der Republik der Literatur",*) Basnage seine „Geschichte der Werke der Gelehrten" (1687—1709) †), Leclerc seine „universelle Bibliothek" (1686—1693).

Diese Andeutungen genügen, uns einen Begriff der periodischen Presse Europa's während dieses Zeitabschnittes zu geben. Werke von bleibendem Werthe, wie die nordamerikanische Tages-Literatur sie hervor brachte, wie z. B. der „gesunde Menschenverstand", „die Krisis" und andere Schriften Thomas Paine's, konnten in dem geknechteten Europa nirgends erscheinen. Nur die Vereinigten Staaten Nordamerika's zeigen uns im Laufe dieses Zeitabschnittes das Bild einer vollkommen freien Presse. Die Wirksamkeit derselben that sich während des Freiheitskrieges in großartigster Weise kund. Nur unter den Fittigen der Freiheit und mit Hülfe des Spornes, welchen die periodische Presse dem Volke gab, konnten die Amerikaner den Kampf mit der Uebermacht siegreich bestehen. In keinem Lande der Erde gewann die Presse eine so ausgedehnte Verbreitung und einen so mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, als in der Union, obgleich diese im Jahre 1704 ihre erste Zeitung: "The Boston news letter" erhielt. Auf diese folgte (1719) die "Boston Gazette", welche anfangs von Jacob Franklin, dem älteren Halb-Bruder Benjamin's gedruckt wurde. Die dritte Bostoner Zeitung war der von Jacob Franklin [1721] begonnene "New England courant," welcher übrigens nur bis zum Jahre 1727 bestand. Boston war damals und bis zum Pariser Frieden von 1783 der Mittelpunkt der literarischen Thätigkeit Amerika's. Philadelphia erhielt seine erste Zeitung, den "American Weekly Mercury," im Jahre 1719, New York die seinige, "New York Gazette" 1728. Im Jahre 1775 besaßen die vereinigten Provinzen vier und dreißig Zeitungen, jetzt wohl vier und dreißig hundert.

Außer diesen politischen Blättern erfreuten sich die amerikanischen Provinzen vieler literarischen Zeitschriften. Die erste derselben "Boston Weekly Magazine," welche 1743 begonnen wurde, erlebte nur vier Nummern. Ein ähnliches Schicksal hatten die meisten anderen Magazine, welche auf dieses folgten. Im Jahre 1775 fristeten zwölf Monatsblätter ein kümmerliches Dasein in den dreizehn Provinzen, jetzt zählt manche Stadt zweiten Ranges eben so viele mit einer fünffachen Zahl der Abonnenten.

Der große Fortschritt, welchen die Zeit nach 1789 in allen Theilen der civilirten Welt gemacht hat, tritt in der Entwickelung der Presse diesseits und jenseits des Oceans besonders deutlich zu Tage. Wo gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Zeitung bestand, blühen deren in Amerika wohl hundert und in der alten Welt zehn bis zwanzig.

*] "Nouvelles de la republique des lettres." †] Histoire des ouvrages des savants."

In weit höherem Maße, als die Zahl der Zeitschriften hat diejenige der Abonnenten zugenommen. Das Lesebedürfniß und der Lesestoff haben sich verhundertfacht. Allerdings steht ein ansehnlicher Theil der Presse im Dienste der Feinde der Freiheit: der weltlichen und geistlichen Despoten, der europäischen Aristokraten und amerikanischen Sklavenhalter. Allein wenn wir die Uebel der Presse mit deren Vortheilen vergleichen, so fallen die letzteren doch schwerer in das Gewicht, wie sich klar daraus ergibt, daß gerade in denjenigen Ländern, woselbst die Presse am schwächsten vertreten, der auf dem Volke ruhende Druck am unerträglichsten ist. In den Sklavenstaaten Amerika's, in Rußland und der Türkei lastet unstreitig ein härteres Joch auf der gesammten Bevölkerung und insbesondere auf den arbeitenden Classen, als in den freien Staaten Nordamerika's und den weniger geknechteten Reichen Englands und Deutschlands in Europa.

In früheren Zeiten fehlte es den Völkern an Leselust und Lesestoff, ja sie verstanden größtentheils nicht einmal die Kunst des Lesens. Jetzt kennen die Meisten die Buchstaben. Sie fühlen das Bedürfniß zu lesen und es fehlt nicht mehr an Büchern und Zeitschriften. Allein nachdem die Despoten der Erde lange Zeit durch Censur, Verbote und Stempeltaxen die Presse in Ketten und Bande zu schlagen bemüht gewesen waren, haben sie sich mehr und mehr der Presse selbst zu bemächtigen gesucht.

Es war eine Zeit, da die Bücher von Unsinn strotzten, welchen die Schriftgelehrten selbst glaubten, und mit der ganzen Kraft der Ueberzeugung ihren Lesern mittheilten. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sind derartige Verfasser nicht mehr sehr gefährlich. Um so größeren Einfluß besaßen seit dieser Zeit diejenigen, welche den von ihnen mitgetheilten Unsinn nicht glaubten, aber mit allen Künsten der Sophistik ihren unverständigen oder leidenschaftlichen Lesern beizubringen suchten.

In der Literatur fand derselbe Wechsel, wie in der Religion, statt. Die Heuchelei trat an die Stelle des Aberglaubens. Namentlich hatte Frankreich unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. viele derartige heuchlerische Schriftsteller hervorgebracht, welche, während sie in vertrauten Kreisen über die Mysterien der römischen Kirche lachten, in ihren Druckschriften sich den Schein gaben, als verehrten sie dieselben, welche an Paradetagen sich vor der Majestät des Thrones beugten, innerhalb ihrer vier Mauern aber ihren Haß gegen das Königthum nicht unterdrückten, und im Stillen gerne ihm eine Falle gruben.

Doch alle die Heuchler, welche die Könige stürzen halfen, wirkten auch mit, als es galt, der Republik ein Ende zu machen. Solche Menschen können nur Unordnungen, niemals die Gründung der Freiheit fördern.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bestand die Schwierigkeit nicht mehr darin, Bücher und Zeitschriften zu billigen Preisen und ohne große Mühe zu erhalten, sondern darin, eine gute Auswahl zu treffen, und selbst bei Werken besserer Schriftsteller, individuelle Meinungen von wissenschaftlich begründeten Thatsachen und einen oft wohlbegründeten Tadel von phantastischen Verbesserungs-Vorschlägen zu unterscheiden.

In früheren Jahren waren es die Religions-Systeme, welche den Schriftstellern sowohl als den Lesern verschieden gefärbte Brillengläser aufsetzten. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verloren die religiösen Systeme an Bedeutung. Nicht selten wurden aber später politische, commercielle, ökonomische und pädagogische Systeme an die Stelle ihrer religiösen Vorfahren gesetzt. Viele Werke wurden mit dem Zwecke geschrieben, gewissen Systemen Eingang in der Lesewelt zu verschaffen. Die Thatsachen wurden dann nicht selten nach den Bedürfnissen der fraglichen Systeme zurecht gestutzt. Könige und Kaiser, protestantische und katholische Pfaffen ließen es sich etwas kosten, um die Ansichten, auf welchen ihre Gewalt beruht, in das Gebiet der verschiedenen Wissenschaften einzu-

schmuggeln. Die weltlichen Machthaber ließen die Geschichte verfälschen. Selbst Voltaire ist von dem Fehler nicht frei zu sprechen, in dieser Beziehung der russischen Dynastie sich dienstbar gemacht zu haben. Die Pfaffen suchten in der Naturgeschichte einen Haltpunkt für die Fabeln des alten Testamentes. Je fluchwürdiger der Mißbrauch ist, welcher mit der Presse getrieben wurde, desto mehr mußte sich jeder denkende Mensch aufgefordert fühlen, mit Verstand zu lesen und mit Umsicht seine Lektüre auszuwählen.

§. 86. Thron und Altar.

Zu allen Zeiten und aller Orten waren Thron und Altar, weltlicher und geistlicher Despotismus mehr oder weniger innig verbündet, obgleich es an Familienstreitigkeiten zwischen den Trägern beider Mächte nicht fehlte. Im Laufe dieses Zeitabschnittes waren die weltlichen Herrscher in protestantischen Ländern überall die Häupter der Kirche, welche diese mit gleicher Gewalt als den Staat verwalteten. Im Schooße der römisch-katholischen Welt dagegen hatten die Päbste Mühe, sich zu derjenigen untergeordneten Rolle zu bequemen, welche allein noch die Macht der Verhältnisse ihnen zu spielen gestattete. Es entwickelten sich aus dem Uebergewichte der katholischen Könige und aus der mit Unmacht gepaarten Herrschsucht der Päbste zahlreiche Streitigkeiten und Zwistigkeiten, welche dazu beitrugen, die Throne in den Augen der Gläubigen und die Altäre in den Augen der Ungläubigen zu erschüttern, obgleich im Ganzen und Großen geistliche und weltliche Despoten auch in diesem Zeitabschnitte gegen die unterdrückten Massen fest zusammen hielten.

Wenn wir die Handlungen der Staatsmänner dieses Zeitabschnittes in's Auge fassen, so wird es uns klar, daß sie die Religion nur als Mittel betrachteten, die Völker in Unterwürfigkeit zu erhalten. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts haben viele der einflußreichsten Minister unter vier Augen und oft sogar öffentlich zu erkennen gegeben, daß sie den herrschenden Volksglauben nicht theilen.

Dennoch bestand in keinem monarchischen Lande der Welt volle Religionsfreiheit und in mehreren nicht einmal Duldung Andersglaubender. Die Religion ist Sache der Ueberzeugung. Wo ein Glaube durch Gewalt eingeführt oder festgehalten wird, was in allen Staaten Europa's der Fall war, kann er nur als Hebel der Gewalt betrachtet werden. Von Religion ist dann nur ein Zerrbild, d. h. entweder Aberglauben oder Heuchelei vorhanden. Wo Zwang, ist keine Religion.

So lange die Thatsache feststeht (und kein Kenner der Geschichte kann sie leugnen), daß der Zweck sämmtlicher von den verschiedenen Staaten geduldeten oder begünstigten Religionen nur darin bestand, sich des Gehorsams der Massen zu versichern, so ist die Frage nach der Wahrheit dieses oder jenes Glaubens eine untergeordnete. Diejenige erfüllt am besten ihren Zweck, welche den Herrschern den Gehorsam ihrer Völker am festesten sichert. Wer die Herrscher will, muß auch die Grundlage, auf welcher deren Macht ruht, die von ihnen zu Staatszwecken benützte Religion bekennen und wenigstens äußerlich deren Gebote erfüllen.

Der freie Mann, welcher seine Ueberzeugung sich selbst bildet und ihr gemäß leben will, kann sich unter derartigen Herrschern nicht glücklich fühlen. Er muß die armen Menschen beklagen, welche sich nicht blos irdische Lasten und Abgaben gefallen, sondern auch ihren Glauben vorschreiben lassen; und muß die Staatsmänner, welche dieses thun, entweder ohne allen Glauben, oder nachdem sie selbst durch die ihnen angethane Gewalt dem Aberglauben verfallen sind, als die verderblichsten Gegner des Fortschrittes bekämpfen.

So lange aber die Völker nicht erkannt haben, daß die ihnen aufgedrungene Religion

eine Zwangsjacke ist, welche ihnen von tückischen Pfaffen im Bunde mit despotischen Kaisern, Königen und Fürsten angelegt wird, ist eine gründliche Verbesserung unserer Zustände nicht zu hoffen.

Gegen Ende dieses Zeitabschnittes waren die Zweifel in Betreff des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion und der königlichen Gewalt unter den gebildeten Classen der Gesellschaft, namentlich in Frankreich allgemein geworden. Mit dem Glauben an die Gewalt war ihre einzige feste Grundlage gewichen, und der Revolution Thür und Thor geöffnet.

Der Aberglaube wurde theilweise durch Aufklärung, theilweise aber auch durch Heuchelei verdrängt. In ähnlicher Weise entwickelten sich die Völker in den meisten übrigen Beziehungen, in Wissenschaften und Künsten, im Staate und in der Gesellschaft. Die Unwissenheit hüllte sich in das Gewand der Wissenschaft, indem sie dieser einige Redensarten entlehnte, die Habgier in den Mantel christlicher Liebe, indem sie sich auf Bibelsprüche berief. An die Stelle der Magie trat die Charlatanerie. Taschenspieler machten bessere Geschäfte, als Wunderthäter. Im Namen der Freiheit wurde Sklaverei und im Namen des Rechtes der Despotismus festgehalten und ausgedehnt. Die Vernunft und die Geschichte wurden angerufen, um der Lüge und der Fälschung in den Augen der verdummten Massen eine neue Folie zu geben.

Doch alle diese Mittel genügten nicht, den untergrabenen Glauben der Nationen zu ersetzen. Der Kampf auf Tod und Leben der zwischen den Anforderungen der Vernunft und dem Besitzstande der Gewalt begann, dauert bis zum heutigen Tag fort und kann erst endigen, wenn eine neue Grundlage gefunden sein wird, welche nicht minder tief im Herzen der Völker wurzelt, als einst der Glaube, und besser, als dieser mit deren Verstandesentwickelung übereinstimmt.

Wie das Leben des Menschen einen unausgesetzten Kampf zwischen den physischen und organischen Gesetzen in sich schließt, so beruht es auch auf einem ununterbrochenen Widerstreite zwischen den organischen und moralischen Elementen. So bald die organischen Kräfte die physischen nicht mehr bewältigen können, stirbt der Mensch und seine Leiche löst sich in ihre Grundbestandtheile auf. So bald die sittliche Natur nicht mehr die Kraft besitzt, die organische in den Schranken zu erhalten, so wird der Mensch entweder zum Narren und lebt ohne alle Zurechnungsfähigkeit fort, oder er stirbt. Dieses gilt vom Leben der Nationen und einzelner Stände derselben nicht minder, als vom Leben der Individuen.

Die sittliche Kraft der königlichen Familien, des Adels und der Geistlichkeit in Frankreich war im Laufe der Zeit so tief gesunken, daß alle diese bevorzugten Classen der Gesellschaft den Anspruch auf Achtung, geschweige denn auf Verehrung von Seite des Volkes, verloren hatten. Die letzten Spuren eines sittlichen Wechselverhältnisses zwischen der französischen Nation und ihren geistlichen und weltlichen Beherrschern schwand im Laufe des Revolutionskampfes während der Versuche, welche die Nation machte, ihre Zustände auf eine neue sittliche Grundlage zu stellen.

Wenn ein Individuum, ein Stand oder eine Nation in ihren Beziehungen zu Untergeordneten lange das Sittengesetz mit Füßen getreten hat, so wird das sittliche Gefühl in deren Schooße so schwach, daß es sich nicht einmal im gegenseitigen Verhältnisse der Genossen bekundet. Die Familien, die Stände, die Bürger zerfallen unter sich, und dieser Zerfall führt entweder zu einem vollständigen Tode, wie z. B. beim Untergang des weströmischen und später des oströmischen Reiches, oder zu einer todesähnlichen Ohnmacht, in welche z. B. die bevorzugten Stände in Frankreich, ganz Polen, das Pabstthum und mehr oder weniger Spanien, Portugal und Italien gegen Ende dieses Zeitabschnittes verfielen.

Daher konnten alle diese Mächte, als sich Stürme erhoben, denselben keinen Widerstand entgegensetzen, und fielen als reife Früchte den frischen Kräften zur Beute, welche sich im Kampfe mit den bisher herrschenden Elementen entwickelt hatten.

Religion ohne Glauben, Gehorsam ohne Achtung lassen sich zwar eine Zeit lang durch Gewalt erzwingen; allein nicht auf die Dauer. Diese Wahrheit haben die Despoten unserer Tage besser erkannt, als diejenigen des achtzehnten Jahrhunderts. Sie begnügen sich daher nicht damit, die Religion und den Gehorsam zu erzwingen, sie wollen auch den Glauben und die Achtung den Völkern abnöthigen; allein da diese Gefühle nicht auf dem Baume der Gewalt, sondern nur auf demjenigen der Freiheit gedeihen, ist Heuchelei das Unkraut, welches an der Stelle des Glaubens und Verstellung die Distel, welche an der Stelle der Achtung wächst.

Während des Reformationszeitalters war das Pfaffenthum noch stark genug, den Kampf gegen den fortschreitenden Geist der Zeit aufzunehmen, ungeachtet fast die Hälfte der Könige und des Adels ihm feindlich gegenüber stand. Während des zweiten Abschnitts der Neuen Zeit wuchs die Opposition gegen Aberglauben, Adelstyrannei und königlichen Despotismus schon so stark heran, daß die drei bevorzugten Stände für sich allein gar nicht mehr ausreichten, ihr die Spitze zu bieten. Sie mußten sich nach neuen Stützen ihrer Gewalt umsehen, da die alten immer schwächer wurden. Sie umgaben sich mit stehenden Heeren, und gründeten eine zahlreiche Büreaukratie. Unserer Zeit war es vorbehalten, zu sehen, daß die mittelalterlichen Gewalten sich mit demselben dritten Stande verbündeten, den sie im vorigen mit so großer Verachtung von sich gestoßen hatten.

Wenn wir die Summe der gesammten Thätigkeit der strebenden Geister dieses Zeitabschnittes ziehen, so läßt sich dieselbe in den Worten zusammenfassen: der dritte Stand klopft an den Pforten der Monarchie, des Adels und der Geistlichkeit an, und wird aller Orten mit Hohn zurückgewiesen. Er erzwingt sich Einlaß in den brittischen Inseln, sprengt die Thore in den Vereinigten Staaten Amerika's, bereitet sich zum Kampfe auf Tod und Leben in Frankreich vor, und macht aller Orten Riesenschritte vorwärts, so sehr er von den meisten Machthabern der Erde verachtet und mißhandelt wird.

Der dritte Stand untergrub durch die Presse den von den Pfaffen genährten Aberglauben, machte den göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt lächerlich und bestritt die Vorrechte des Adels. Er drängte sich in den Rath der Fürsten, in die Reihen der Heere und selbst in die Mitte der Geistlichkeit ein und theilte diesen bevorzugten Ständen einige Ideen der Zeit mit. Er hob den Handel, die Fabriken und die Gewerbe und bildete sich durch dieselben eine materielle Grundlage, welche ihn für den Staat und dessen wachsende Bedürfnisse immer unentbehrlicher machte. Allein er war selbst nicht frei von Vorurtheilen, strebte mehr für sich, als für die Gesammtheit, und war daher ungerecht gegen die Classe der unbemittelten Arbeiter, über welche er sich selbst erhob und dadurch den Kampf vorbereitete, in welchem der vierte Stand in unseren Tagen befangen ist.

Inhaltsverzeichniss

des zweiten Buchs der Geschichte der Neuzeit.

Dritter Abschnitt.

Die freien Staaten Europa's.

Erste Abtheilung. Die Niederlande.

Zweite Abtheilung. Die Schweiz.

Vierter Abschnitt.

Deutschland.

Fünfter Abschnitt.

Die katholischen Reiche.

Sechster Abschnitt.

Die nordischen Reiche.

Siebenter Abschnitt.

Die Länder des fernen Ostens und Südens.

Achter Abschnitt.

Die neue Welt.

Neunter Abschnitt.

Ideenwelt.

Alphabetisches Wörter-Verzeichniß

des zweiten Buches der Geschichte der Neuzeit.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Jahreszahl	...c.	Norden, Osten und S...
1648	.	Christian IV. von Dä... stirbt, ihm folgt Friedrich...
1649	.	. . .
1650	.	. .
1651	.	. .
1652	.	Die Holländer befestigen ... Cap.
170...	...en stirbt,	Frieden zu Travendahl.
170...	... nimmt ...n Krone.	. .
170...	.	Schlacht bei Clistow.
170...	.	. .
170...	.	. .
170...	.	. .
170...	...gal stirbt,	Frieden von Altranstädt.
1707		Aurungzib stirbt.
1709	.	Schlacht bei Pultawa.
1710	.	. .
1711	.	Huster Frieden.
1712	.	. .
1713	.	. .
1714	.	. .
1715	.	Conföderation von Tarn...
1716	.	Kanghi, Kaiser von Chi... den Jesuiten entgegen.
171...	...Sardinien.	Pacificationsreichstag in...
171...	...Sicilien.	Karl XII. von Schwede... ihm folgt Ulrike Eleono...
171...	.	Furokshir stirbt.
172...	.	Friedrich von Hessen-Cass... König von Schweden.
172...	.	

Jahreszahl	Frankreich, ...	
1722	. .	Ka...
1723	Der Regent stirbt.	
1724	. .	en
1725	Ludwig XV. ehelich... Leszinska.	...ithe
1726	Der Minister Herzog ... bon wird gestürzt.	
1727	. .	a I... P...
1728	. .	zwi...
1729	. .	
1730	. .	I... n...
1731	. .	
1732	.	
1733	Polnischer Successio...	A... irb...
1735	. .	
1736	. .	er
1737	. .	
1738	Definitive Feststellu... ner Präliminarien	
1739	. .	ed...
1740	Der österreichische Krieg beginnt.	Kr... n...
1741	. .	
1742		
1743	Cardinal Fleury stir...	
1744	Die Chateau-Rou... Pompadour tritt a...	
1745	.	
1746	. .	
1747	. .	
1748	Frieden zu Aachen.	
1749	Gesetz gegen die todt...	
1750	.	
1751	. .	
1754	Der Kampf mit der...	

	Osten und Süden.	Die neue Welt.	Die Ideenwelt.
Wilhe			
Wilhe			
1	…ser von China, stirbt.	. . .	. . .
Wilhe	. .	Vermont wird angesiedelt.	. . .
Wilhe	zu Thorn.	. . .	Innocenz XIII. stirbt, ihm folgt Benedict XIII.
Wilhe	… Rußland stirbt, ihm …rina I.	. . .	Isaac Newton stirbt.
Wilhe	. .	. . .	.
Wilhe	… von Rußland stirbt, …eter II.	. . .	. . .
Wilhe	…schen Rußland und	. . .	Christian Thomasius stirbt.
Wilhe			
Wilhe	. .	Nord- und Süd-Carolina werden gesonderte Provinzen.	. . .
Wilhe	…V. stirbt, ihm folgt …VI.	. . .	Benedict XIII. stirbt, ihm folgt Clemens XII.
Wilhe			
Wilhe	. .	. . .	. . .
Wilke			
Wimp	. .	. . .	Haydn wird geboren.
Winke	…ugust von Sachsen-…t.	Georgia wird angesiedelt.	. . .
Winn	. .	. . .	. . .
Wirth	Friedens-Congreß.	. . .	. . .
Wism	. .	. . .	. . .
Wisse			
Wittel	. .	. . .	. . .
	…en erklären den Rus…ieg.	. . .	. . .
Yarm	…Rußland stirbt, ihr …ı VI.	. . .	Clemens XII. stirbt, ihm folgt Benedict XIV.
Yerm	…wingt sich auf den	. . .	. . .
Yolan			
	. .	. . .	. . .
Zahle	…Abo.	. . .	. . .
Zansl	. .	. . .	. . .
Zaube	. .	. . .	. . .
Zawa			
Zehnt	…on Dänemark stirbt, …Friedrich V.	. . .	. . .
Zeitu	…ah von Persien, stirbt.	. . .	. . .
Zeitu	…e wirkt in Indien.	. . .	Jacques Louis David wird g…
Zenta	. .	. . .	Göthe wird geboren.
Zerbst	. .	. . .	. . .
Zettel			
Zettel	…Schweden stirbt, ihm …Friedrich v. Holstein.	. . .	. . .
Zever	. .	Erster Versuch zur Gründung	Asmus Jakob Carstens wird
Zoll I	.		

Digitized by Google